
3 1761 07494927 2





Double





Gemalt von W. Gorgé. Buchdr. Büchler & Co., Bern

Der obere Gletscher (im Vordergrund Vorsassi).

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

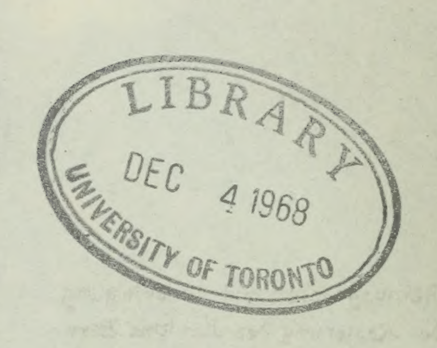
Von Emanuel Friedli

II. Zweiter Band: Grindelwald.



Herausgegeben mit Unterstützung
der Regierung des Kantons Bern

Bern · Verlag von A. Francke (vorm. Schmid & Francke) · 1908


LIBRARY
DEC 4 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Motto.

Liebt Ihr dies Tal denn nicht, das Heimat Euch?
Nicht diese starren Riesen des Gebirgs,
Urew'ger Schönheit himmelnahe Zeugen?
Pocht Euch das Herz nicht, wenn die Laue grollt,
Die Rüfe schmettert und der Sturzbach tost,
Wenn je in Donnerton und Blitzesleuchten
Der Herrgott predigt ob den stummen Warten?

. . . .

Sei stolz, mein Volk, das du an Gletschern wohnst,
Hoch oben an der Welt kristallnen Toren!
Sei stolz und rein! Es reiche nicht empor
Wirrsal und Unrast ferner Niederungen.
Kühn blicke du, mein Bergvolk, in die Weiten,
Ein Turm der Freiheit, fest für alle Zeiten!

Ernst Zahn.

(Sabine Rennerin, S. 116 und 151.)

Vorwort.

Plan und Darstellungsart des Werkes, dessen zweiten Band wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, sind im Vorwort zum ersten Bande ausführlich dargelegt. Sie sind sich, bei aller Verschiedenheit des Gegenstandes, gleich geblieben; denn der Verfasser durfte die Genugtuung erfahren, daß an seiner Arbeit gerade das Neue und Ungewohnte: die eigenartige Verbindung von Volks- und Sprachkunde, sowie die enge Begrenzung des Forschungsgebietes ihm von der Kritik und dem allgemeinen Leserkreis zum Verdienst angerechnet wurden. Er bietet uns also auch in seinem „Grindelwald" ein Bild bernischen Volkstums im Rahmen einer einzelnen Gemeinde und mit ausgiebiger Verwendung der örtlichen Mundart.

Auch in der Entstehungsart des Buches ist keine Änderung eingetreten. Die Arbeit des Verfassers ist die Frucht eines dreijährigen Aufenthaltes in Grindelwald, mit dessen Natur und Bewohnern er in ein Verhältnis trat, wie es dem Forscher selten vergönnt ist. Er bedurfte eines unablässigen persönlichen Verkehrs mit der Bevölkerung um so dringender, als er sich in ein ihm nicht geläufiges Idiom hineinzuleben hatte. Es gelang ihm dies bis zu dem Grade, daß die genaue Kenntnis sprachlicher Besonderheiten einzelner Gemeindeabschnitte den Zweifel in ihm weckte, ob der Begriff eines einheitlichen Grindelwaldner Deutsch sich festhalten lasse. Denn was da alles für grindelwaldnisch galt, schied sich bei näherm Zusehen in ein Mühlebacherisch, ein Dörfisch, ein Spilstättisch, ein Itramerisch, ein Burglauenerisch. Hier sprach man — um bloß von dem ch-Laut zu reden — „Chäs" mit weichem (vorderem), dort mit rauhem (hinterem) Reibelaut; hier hörte man „Zeihen" für Zeichen, aber „gchäben" für „ghäben" (gehabt) und demgemäß auch „gmolhes gchäben" (gemolken gehabt), während dort umgekehrt „Zeichen" neben „gmolches ghäben".

Dieses kleine Beispiel betrifft bloß eine Erscheinung der Wortphonetik und gewiß keine auffallende; es läßt sich leicht denken, daß für einen, der so fein hört, unzählige Unterschiede hörbar werden, und schließlich so hörbar,

daß er nur sie heraushört. Ein guter Ausweg aus dieser Gewissenhaftigkeitsklemme fand sich durch die Mitarbeit sprach- und sachkundiger Bewohner Grindelwalds, die, aus den verschiedenen Sprachkreisen der Gemeinde stammend, in zweifelhaften Fällen durch Übereinkunft am besten entscheiden konnten, welcher Wortform der Vorzug zu geben sei, wenn es sich um die für Grindelwald typische handle. Unter den Mitarbeitern dieser Art gebührt das meiste Verdienst der gastfreundlichen Familie Bleuer im Moos, insbesondere Herrn Gymnasiallehrer Hans Bleuer in Biel, der sich auch hingebend an der Korrektur des Druckes beteiligte. Ein ebenso kenntnisreicher als unermüdlicher Mitarbeiter war Herr Johann Roth, Lehrer im Endweg, der seinen zusammenschauenden Scharfblick und seine sprachkundliche Veranlagung vom ersten Entwurf an bis zur letzten Gestaltung in den Dienst des Werkes stellte. Überhaupt hat die Lehrerschaft, und nicht nur diejenige Grindelwalds, durch freiwillige Mitwirkung sich ihres Berufes würdig erwiesen; es möge wenigstens noch der Herren Sekundarlehrer Peter Studer in Grindelwald, Hermann Schwab in Interlaken und der HH. Balmer, Brawand und Steuri in Grindelwald mit Namen gedacht sein. Ein besonderes Verdienst um die naturwissenschaftlichen Kapitel haben sich durch gründliche und wiederholte Durchsicht des Manuskriptes erworben die Herren Seminarlehrer Gottl. Stucki in Bern, Forstmeister Balsiger in Bern, sowie die Herren Kreisförster Marti in Interlaken und Müller, früher in Meiringen, jetzt in Bern.

Die literarischen Quellen, deren auch für diesen II. Band eine Menge, und darunter manche selten gewordene, benutzt sind, wurden dem Verfasser auf freigebigste Art durch den in Grindelwald ansäßigen Rev. W. A. B. Coolidge erschlossen, dessen reiche Sammlung alpiner Literatur Herrn Friedli die mühsame Benutzung entlegener öffentlicher Bibliotheken ersparte. Ein guter Führer durch allerhand literarische Raritäten, aber auch ein unschätzbarer Führer zu den Türen, an denen nicht vergeblich angeklopft wird, war dem Verfasser Herr Pfarrer Gottfried Straßer in Grindelwald. In uneigennützigster Weise stellte auch Herr Pfarrer Otto Hopf in Gerzensee sein reichhaltiges, zu fruchtbaren Vergleichungen anregendes Meiringer Glossar der Oberhasli Mundart in der Handschrift zur Verfügung. Im Lötschental endlich, das Herr Friedli behufs Durchleuchtung des Grindelwaldner Sprachschatzes noch vor der Aufschließung durch die Lötschbergbahn bis zu seinen letzten Wohnungen bereisen konnte, leisteten ihm die Herren Pfarrer Imhof und Kastlan Bellwald in Blatten, Landwirt Werlen in Ferden und Gastwirt Lehner in Gampel treffliche Dienste.

All diesen Mitarbeitern, sowie den unserm Werke treu gebliebenen Illustratoren, sei auch an dieser Stelle der wohlverdiente Dank ausgesprochen.

Ihrem Zusammenarbeiten auf getrennten Gebieten ist es zuzuschreiben, wenn das Bild, das der Verfasser uns vom Grindelwaldner Volkstum gibt, der Vielgestaltigkeit des Lebens einigermaßen gerecht geworden ist, ohne deshalb der Zuverlässigkeit im einzelnen zu entbehren. Wenn der Leser gleichwohl Lücken empfindet, so sei er daran erinnert, daß eine erschöpfende Darstellung des unerschöpflichen Reichtums, sei es des Lebens oder der Sprache, nicht im Plane dieses Werkes liegt, und daß ferner manche Lebensgebiete, die sachlich anziehend sind und vielversprechend scheinen (wie z. B. Älplerfeste, Schwingen, Volksgesang, Schulgeschichte), sprachlich eine dürftige Ausbeute liefern. Das heute wirklich Volkstümliche an und in Grindelwald ist der harte und ernste, freilich nicht an der Straße sich abspielende Existenzkampf mit der strengen und rauhen Gebirgsnatur. Darum bilden, wie im Leben so auch in diesem Spiegelbilde desselben, die Land- und Alpwirtschaft als eiserner Bestand bernischer Kultur das Fundament und den Grundstock des ganzen Gebäudes, an dem sich die kleinern Lebensausschnitte und -bilder nur wie Zieraten an Zimmer- und Giebelbalken ausnehmen.

Immerhin sollen die Lücken, soweit es möglich ist, in der Fortsetzung des Werkes ergänzt werden. Diese Fortsetzung ist dank dem Beistand der Regierung des Kantons Bern und dem Unternehmungsmute des Herrn Verlegers gesichert. Bei dem Erscheinen dieses II. Bandes wird der Verfasser seinen Wohnsitz bereits auf die Höhen von Guggisberg verlegt haben, um seine rastlose Arbeitskraft und gereifte Erfahrung unverzüglich der Aufgabe des III. Bandes („Guggisberg“) zuzuwenden. Nach dem lebhaften und verständigen Interesse, das seiner Arbeit in dem neuen Forschungsgebiete schon entgegengebracht wird, will es uns scheinen, die Sache sei „gued im Schleif“, wie der Grindelwaldner sagt; so wünschen wir dem Unermüdlichen, „daß er's megi gfäcknen!“

Im Auftrag der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern

die mit der Leitung des Unternehmens betraute Kommission:

Dr. O. v. Greyerz, Gymnasiallehrer,
J. Sterchi, Oberlehrer,
Prof. Dr. H. Türler, Staatsarchivar.

Bern, im September 1907.

Erklärung von Buchstaben und Ziffern.

I. Den Vorwurf inkonsequenter Schreibung gewärtigend, berücksichtigen wir einerseits gelegentlich verschiedene Sprechweisen der verschiedenen Teile unserer Talschaft (vgl. S. IV), und halten wir anderseits mittelst Beschränkung auf die unerläßlichsten Aussprachebezeichnungen möglichst durchgängig am gewohnten schriftdeutschen Wortbilde fest.

ă ă̋ usw. = kurze Selbstlaute. (Lautlänge wird, wo dies — namentlich oft bei angeglichenem Endungs-n am folgenden Wortanfang, z. B. „aⁿrreisen", „bi'ⁿ Lị̈ị̈ten" — angezeigt erscheint, durch Doppelschreibung bezeichnet.)

á ä́ usw. = Selbstlaute, die im Wort oder Satz den Hauptton tragen.

ḁ e̥ o̥ = reduzierte Selbstlaute (Murmellaute), z. B. niemmḁn (niemand), To̥báck, e̥m 'b'r ịịn (S. 295), Je̥lli, Fịịste̥rri. — Das Endungs-a der Mehrzahl (z. B. Bärga) und weiblichen Einzahl (z. B. Sunna) lautet trotz der Kürze voll und rund wie als An- und Inlaut. Das nämliche gilt, obwohl wir verdeutlichend „e̥ʷch" schreiben, für eingestülptes „ăch" (euch) gegenüber volltonigem „ẹẹʷch".

ẹ ị ụ Ị Ụ = straffe (geschlossene) Selbstlaute: Engilẹnder, hị̈ị̈t (heute), Jẹger, Ụụstág (Frühling).

ị ụ Ị Ụ = schlaffe (offene) Selbstlaute: ịᶜʰ, dụ; sị chĕ̋men.

ĕ ĕ̋ ị̆ ị̋ ị̈ ị̈ ersetzen als wirkliche e und i beim überwiegenden Großteil der Einheimischen (vgl. S. 38, Note 31) die Laute ö ö̋ ụ̈ ụ̈̋ ụ̈ ụ̈̋, und z. B. bei Boĭm Bĕĭm (Baum Bäume) auch das u mittelst i. Man unterscheide also Fị̈ị̈r (Feuer) und Fịịr (Feier), sowie g'fị̈ị̈rig (feurig) und fị̋rig (überflüssig vorrätig).

Die (als oberdeutsch) stimmlosen **b d g** ersetzen häufig die (ungehauchten) fortes **p t gg**; vgl. bụtzen, är heed, är bụtzd gleitig.

Der dem p und t nachstürzende Hauch wird eigens als solcher hervorgestellt: Peeter und P'haul; der P'hack (das Paket), T'hee.

Dagegen bedeutet k die oberdeutsche Affrikata: chrank lautet chrangḡch.

Über **ch** als ich-Laut (besonders hinter Mühlebach) vgl. S. IV und die betreffende Stelle im „Alpenkamm als Wanderweg".

ṇ bedeutet ng: Hụṇg oder Hụṇ'g (Honig), Wanneṇgräben u. dgl. — Freistehende n sind Verbindungslaute: Das ist jez f^{r}ị̈ị n g̊^{l}só n e^{n} Gschicht!

sp und **st** lauten nach oberdeutscher Weise an allen Wortstellen als schb und schd: Dụ šdeišd newwg̊^{n} šbaat ụụf! dụ bišd der šbäätišd!

Mit šš in nachgebrachter Klammer ersetzen wir schsch, von welchem wir, wo nötig, einfaches sch als š unterscheiden. Ebenso ist ž = gezischtes tsch; „Text" aber müssen wir als „Thägscht" schreiben.

Hochgesetzte kleine Buchstaben verdeutlichen mundartliche Formen durch gewohntere Schriftbilder: Där Schnägg da sch^{t}reckd sịịn Höre^{n} fịrha^{r}. Schreibungen wie i'ṇ (in den) Garten, ub'r ^{d}e^{n} Stein, bị'^{n} Lịịten und vó'^{n} Lịịten sind ohne weiteres verständlich; ebenso ^{d}ekei^{n}s (mhd. dech-ein).

II. Die Lettern A bis J mit den Ziffern 1—4 (z. B. A 1, D 2, J 4) deuten auf das Netz im Straßer'schen Plan des ständig bewohnten Grindelwald, W mit den Ziffern 1—8 (z. B. W 6) auf die senkrecht geteilten Felder im Waldspitz-Panorama.

III. Allgemein übliche Abkürzungen: ahd. = althochdeutsch; engl. = englisch; fz. = französisch; gr. = altgriechisch; it. = italienisch; lat. = lateinisch; mhd. = mittelalterliches Hochdeutsch; mlat. = mittelalterliches Latein; nhd. (Neuhochdeutsch, modernes Schriftdeutsch).



Quellen, Hülfsmittel, Belege, Verweisungen,

soweit solche in der zugemessenen Arbeitsfrist sich erreichen und durcharbeiten ließen. Auf Registrierung sprachlicher Fachwerke wird auch hier meist verzichtet.

Einzelne Werke werden gelegentlich im Verlaufe der Arbeit angeführt.

ÄFG. = Das Hochgebirge von Grindelwald. Von Prof. Äby, Bergingenieur Edmund von Fellenberg und Pfr. Gerwer. Koblenz, 1865.

A. f. Vk. = Schweiz. Archiv für Volkskunde. Zürich, 1897 ff.

AhV. = Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern. Bern, 1848 u. ff.

Alpenpost. Glarus, 1871—73; Zürich 1874.

Alpina I—IV (1806—09), herausgegeben von Carl Ulisses von Salis und J. R. Steinmüller, Winterthur; V (1856); von Berlepsch, St. Gallen.

Alp. Journ. = The Alpine Journal. London, 1863 ff. by H. B. George, M. A.; 1884 ff. by W. A. B. Coolidge.

Alpz. = Deutsche Alpenzeitung. Lammers: Wien, München, Zürich.

Altm. = Joh. Georg Altmann: Versuch einer hist. und phys. Beschreibung der helvetischen Eisbergen. Zürich, 1751 ([2]1753).

AM. = Text zu den Ausstellungsgegenständen des alpinen Museums in Bern, gegründet 1905 durch den SAC.

And. = Illustr. Lehrbuch der gesamten schweiz. Alpwirtschaft von Felix Anderegg. Bern und Leipzig, 1896.

AR. = Alpenrosen, ein Schweizer. Almanach. Bern, 1811 ff. (S. Li. IX.)

Balz. = Das Berner Oberland und Nachbargebiete. Von A. Baltzer. Berlin, I. 1906. S. a. BOB. und UGwGl.

Berd. = Jahrbuch der Naturkunde von Hermann Berdrow. Lpz. 1903 ff.

Berlepsch. = Die Alpen. Jena, [5]1885 = 2. wohlf. Volksausg.

Bern V. = Bern und seine Volkswirtschaft 1905. Von der bern. Handels- und Gewerbekammer. Bern, 1905.

B-Heim = Berner-Heim. Sonntagsbeilage zum Berner Tagblatt.

Blätter für bern. Geschichte, Kunst und Altertumskunde. Herausgegeben von Dr. Gustav Grunau. Bern, 1905 ff.

BlöschL. = Die Leitung der Lütschinen in den Brienzersee. Bern, 1893

BOB. = Illustrierter Führer der Berner Oberlandbahnen und Umgebungen. Handexemplar des Verfassers, Pfr. Straßer, mit handschr. Zusätzen. Enthält S. 100—112: die Vegetation der Täler von Lauterbrunnen und Grindelwald, von Prof. Eduard

Fischer in Bern, und S. 113—125: populär Geologisches von Prof. Armin Baltzer in Bern. — Basel, 1892.

Brand = Der Brand von Grindelwald am 18. Aug. 1892 und die am Sonntag darauf gehaltene Predigt von G. Straßer.

Brandst-S. = Der Name Splügen und der Ortsname Tschuggen. Von Josef Leopold Brandstetter. Bern, 1904. S. a. Gfd.

Brienz = Die Brienzer Mundart. Von Peter Schild. Basel, 1891.

Brückn. = Die feste Erdrinde und ihre Formen. Von Eduard Brückner. Zweite Abt. der allg. Erdk. Prag, Wien, Lpz., 1897.

Brückn. L. = Die schweizerische Landschaft einst und jetzt. Vom Vorgenannten. Bern, 1900.

Ch. mit Datum wie z. B. **Ch. 1668 13/8** (den 13. August 1668): Chorgericht-Manual. Angefangen Vnder Johann Erb Predikanten im Grindelwald jm Jahr 1668 den 22 tag Meyen. Aufbewahrt im Pfarrhaus.

Christ = Das Pflanzenleben der Schweiz; Basel, 1879.

Cool. A. = Christian Almer, von W. A. B. Coolidge. Separatabdruck aus SAC. 34, 199—224.

Cool. BO. = The Bernese Oberland. Vom Vorgenannten.

Cool. C. = Les Colonies Vallaisannes de l'Oberland Bernois. Vom Vorgenannten. Blätter (s. d.) II, 176—189. S. a. ÖAZ.

Cool. Gw. = Illustrierter Führer von Grindelwald. Vom Vorgenannten. Grindelwald, Luf, 1900. (Auch französisch und englisch.)

Cool. JS. = Josias Simler et les origines de l'alpinisme jusqu'en 1600. Vom Vorgenannten. Grenoble, 1904. Enthält: S. XXI—CXCII: Introduction; 5—306: De Alpibus commentarius par Simler, texte latin à gauche avec trad. fçse à droite; 3*—327*: Notes et pièces annexes; 3**—97**: Notes des pièces annexes etc.

Cool. ST. = Swiss Travel and Swiss Guide Books. Vom Vorgenannten. London, 1889.

Cronegg = CronEgg, Worinn die wohlgeErten herren herren Pfarrer so seit der Refermation hier in Grindelwald auf die Pfrund Komen sind auf geschriben sind auch stärbet so Gott der Herr hat laßen in das Tahl kommen und noch andre sachen die sich zu Getragen haben Geschriben durch Gottlieb Inäbnit (in der Lienzweid, lebte 1805—1893) Im 1832 Jahr. Im Besitz des Erben dieses Lienz-Liebi: Rudolf Kaufmann auf der Fluh zu Itramen. Die Chronik ist fortgeführt bis 1887. Sie war angeblich durch Peter Leuw als ersten bleibenden protestantischen Grindelwaldner Pfarrer und 21 Nachfolger vom 1525 bis 1793 und dann wirklich durch Leutnant Peter Roth am Stoßhalten bis 1817 geführt worden, um durch Inäbnit die genannte Fortsetzung zu finden. Verschiedene Grindelwaldner-Familien besitzen Abschriften der Cronegg mit Zusätzen und Varianten. Pfarrer Straßer hat sie gesammelt und zusammengestellt im GlM. (s. d.) 164—166.

Demme = Die Hausindustrien im Berner Oberland. Von Kurt D.— Bern, 1895.

DöAv. = Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Wien u. a. O.

Dumermuth = Der Schweizer Apostel St. Beatus. Basel, 1889.

Durheim = Die Ortschaften des eidg. Freistaates Bern. Bern, 1838.

Eivisch = Das Val d'Anniviers (Eivischtal), nebst einem Streifzug ins Val d'Hérens (Evolena). Von Dr. J. Jegerlehner. Bern, 1904.

EvG. = Echo von Grindelwald. Halbwöchentl. Zeitung, 1904 ff. Grindelwald, Jakober-Peter.

F häufig = Font.

Fankh. = Die Bedeutung der Ziegenwirtschaft für die schweiz. Gebirgsgegenden. Von Dr. J. Fankhauser. Bern, 1887.

Faulh. = Das Faulhorn. Von J. J. Schweizer. Bern, 1832.

Festzeitung auf das Ehr= und Freischießen in Grindelwald im Herbst 1899.

Feuerwehr- und Föhnwacht=Reglement der Gemeinde Grindelwald vom 27. Dezember 1892.

Font. = Fontes rerum Bernensium. Bern, 1877 ff.

Fr. = Frid.

Frey = Mineralogie und Geologie für schweiz. Mittelschulen. Lpz., [2]1904.

Fremd. = Illustriertes Fremdenblatt für die Wintersaison in Grindelwald. Redigiert von Gottfr. Beck, Sekundarlehrer.

Frid. = Vollständige Naturgeschichte der deutschen Zimmer=, Haus= und Jagdvögel. Von Friderich. Stuttgart, [3]1876.

Frutigen = Des Frutiglands Geschichte. Von Pfr. Stettler. Festschrift 1901.

Gatschet = Ortsetymologische Forschungen. Von Albert G. (1832—1907). Bern, 1865 bis 1867.

Gauchat = Sprachgeschichte eines Alpenübergangs (Furka=Oberalppaß) = S. 345—361 in Herrigs Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. CXVII, Heft 3 und 4. Braunschweig, 1907.

Ger. Gw. = Gerichtsprotokolle von Grindelwald, im Amtsarchiv Interlaken.

GLex. = Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuchâtel, 1901 ff.

GlM. = Der Gletschermann. Familienblatt für die Gemeinde Grindelwald, vom Ortspfarrer Gottfried Straßer. Erscheint als Zeitschrift in zwangloser Folge. Wir zitieren die Jahrg. 1888—90 = Nrn. 1—55 nach den Seiten 1—222. (Vgl. Cronegg.)

Goms = Das G. und die Gomser. Von F. G. Stebler. Zürich, 1903.

Grube = Alpenwanderungen. Oberhausen, 1873. 74

Grube A. = Aus der Alpenwelt der Schweiz. Stuttgart, [2]1877.

Grun. = Die Eisgebirge des Schweizerlandes. Von Gottlieb Sigmund Gruner. Bern. 1760.

Gschf. = Der schweiz. Geschichtsforscher. Bern, Jenni. 1812—46.

Gusset = Die Alpenwirtschaft und darauf bezügliche Urkunden und Sagen. Von H. G., alt Gerichtspräsident von Interlaken. Bern, I, 1869.

Gw. Rs. = Reisebeschreibung eines Grindelwaldners in dessen Mundart. Von C. Wälti, Thun. Nach der (handschriftlichen) Umsetzung in wirkliches Grindelwaldnisch durch Lehrer Johann Roth im Endweg.

Haacke = Das Tierleben der Erde. Von Wilhelm H. und Wilhelm Kuhnert. Berlin, I, 1901.

Habsb. = Das habsburgische Urbar. Band I und II[a] (= Band XIV der Quellen zur Schweizergeschichte), herausgegeben von Dr. Rudolf Maag in Glarus († 1899); Basel, 1894; Band II[b] (Register) von Paul Schweizer und W. Glättli: 1904.

Habsb. Pf. = Das vorgenannte Werk in der Stuttgarter Ausgabe (1850) von Franz Pfeiffer.

Hann = Die Erde als Ganzes, ihre Atmosphäre und Hydrosphäre. Von Julius H.— Erste Abt. der allg. Erdkunde. Prag usw., [5]1896.

Hartinger = Atlas der Alpenflora, herausgegeben von DöAv. (s. d.) gemalt von Anton H.— Wien, 1882—4.

Henne = Die deutsche Volkssage. Von Otto Henne=Am Rhyn. Lpz., 1874.

Herzog = Der Föhn. Separatabdruck a. d. Jahresber. d. St. Galler naturw. Gesellsch. 1889/90.

Heß = Die Gletscher. Von Dr. Hans H.— Braunschweig, 1904.

Hessen = Hessische Landes- und Volkskunde. Von Carl Heßler. Marburg, 1906.

Hoops = Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Von Johannes H.— Straßburg, 1905.

Hopf = Haslidiitsch. (Handschriftliches Wörterbuch des Oberhasli Dialekts.) Von Pfarrer Otto Hopf, früher in Meiringen, jetzt in Gerzensee. (Vgl. S. V.)

Höpfn. M. = Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Zürich, I, 1787. (Band I—IV: 1786—89.) In Band I: der Grindelwald-Pfarrer Friedrich Kuhn (1759—83) und sein Sohn Bernhard Friedrich, Prof. in Bern.

Horbach = Familienarchiv Teutschmann zu Horbach dahier.

HÖW. = Urgeschichte des Wallis von J. Heierli und W. Öchsli = Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich XXIV, 101—180. Zürich, 1896. Nach der Eigenpaginatur 1—84 zitiert.

Hugi = Über das Wesen der Gletscher, und Winterreise in das Eismeer. Stuttgart, 1842.

Hugi, N. = Naturhistorische Alpenreise. Solothurn, 1830.

Jahn KB. = Der Kanton Bern antiquarisch-topographisch beschrieben. Bern, 1850.

Jerosch = Geschichte und Herkunft der schweiz. Alpenflora. Von Marie Jerosch. Lpz., 1903.

JG. = Jeremias Gotthelf, mit Beisatz der Kurztitel seiner Werke nach Lützelflüh (s. d.) IX—XVI, z. B. **JG. AB.** = Annebäbi Jowäger = Bd. VIII. IX der Ausgabe Schmid & Francke, Bern 1899.

Kasth. = Der Lehrer im Walde. Von Karl Kasthofer. Bern, I 1828, II 1829.

Kasth. 22 = Bemerkungen auf einer Alpenreise über Susten usw. Vom Vorgenannten. Aarau, 1822.

Kasth. 25 = Bemerkungen auf einer Alpenreise über Brünig usw. Vom Vorgenannten. Bern, 1825.

Kasth. B. = Bemerkungen über die Wälder und Alpen des bernerschen Hochgebirges. Vom Vorgenannten mit dessen handschr. Verbesserungen und Nachträgen (bezeichnet mit **Hs.**) im Handexemplar auf dem bern. Staatsarchiv. Aarau, ²1818.

Keller = Die Gemse. Ein monographischer Beitrag zur Jagdzoologie von F. C. K. — Klagenfurt, 1887.

König = Reise in die Alpen. Von Niklaus K., Maler (1765—1833). Mit naturkundlichen Beiträgen von Prof. Kuhn, Meisner, Seringe, Studer, Tscharner. Bern, 1814.

Kram. = 18. bis 20. Jahresbericht über die vom Verein schweiz. Bienenfreunde errichteten apistischen Beobachtungsstationen, von A. Kramer in Zürich; mit Beiträgen von Sekundarlehrer Studer in Grindelwald.

Kräuterb. = Theatrum Botanicum des Bernhard Verzascha, erneuert durch Dr. Theodor Zwinger, Prof. in Basel (mit dessen schönem Bild). Basel, 1686.

Krebbiel = Franz Josef Hugi. Von Dr. Albert K. — Zwölftes Stück der Münchener Geograph. Studien. 1902.

Kyburtz = Theologia naturalis et experimentalis. Von Abraham K. — Bern, 1754. (Das Büchlein ist in die vier Abschnitte A, A, a, a geteilt und jeder für sich paginiert.)

Lf. = Lützelflüh = Band I des Bärndütsch. Bern, 1905.

Lötsch = Am Lötschberg. Land und Volk von Lötschen. Von F. G. Stebler. Zürich, 1907. (Noch in zwölfter Stunde benutzbar.)

Lüneburg = Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Von Dr. Eduard Kück. Lpz., 1906.

Lus. = **Lusern** = Die deutsche Sprachinsel L. (Losärn, bei Caldonazzo über Trient). Von Josef Bacher. Innsbruck, 1905. (Band X der Quellen und Forschungen von Hirn und Wackernell.)

Marti = Die Wetterkräfte der strahlenden Planetenatmosphären. Von E. M., Sekundarlehrer in Nidau. Nidau, [2]1904.

Mecklenburg = M.ische Volksüberlieferungen. III: Kinderwartung und Kinderzucht. Von Richard Wossidlo. Wismar, 1906.

Meringer = Das deutsche Haus und sein Hausrat. Lpz., 1906.

MGw. = 1. Meteorologische Beobachtungen in Grindelwald vom Jahr 1766, in der Bibliothek der ökon.=gemeinnütz. Gesellschaft Bern. 2. Tagebuch der meteorol. Station Gw., geführt für Okt. 1897 bis März 1898 durch Sekundarlehrer Stump, für April 1898 bis März 1903 durch das Betriebspersonal des Elektrizitätswerks unter Direktor Reist.

Miask. = Die Verfassung der Land=, Alpen= und Forstwirtschaft der deutsch. Schweiz. Von Miaskowsky. Basel, 1878.

Mohn = Grundzüge der Meteorologie. Von Prof. H. M. in Christiania. Berlin, [5]1898.

Moos = Archiv der Familie Hans Bleuer im Moos dahier.

Müller = Handschreiben von Pfr. Müller in Grindelwald vom 7. März 1828 an die bern. Regierung. (Im Pfarrhaus.)

Murray = Handbook for Switzerland. London, [19]1904.

Muoth = Über bündnerische Geschlechtsnamen. Chur, I 1892, II 1893.

Museum = Schweizerisches M., herausgegeben von Füßli. Zürich, 1783 ff.

Naturf. = Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern.

Naturw. = Naturwissenschaftlicher Anzeiger der allg. schweiz. Gesellschaft. Von Meisner. Bern, 1818—23.

Neue Alp. = Neue Alpina, herausgegeben von Steinmüller. Winterthur, 1821.

Neue AP. = Neue Alpenpost. Zürich, 1875—82.

Neum. = Erdgeschichte von Neumayr=Uhlig. I: Geologie. Lpz., [2]1895.

NW. = Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Jena.

ÖAZ. = Österreichische Alpenzeitung; von Georg Geyer. Wien.

Öchsli = Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich, 1891.

Odenwald = Das O.=Buch. Gießen (1906).

Odenw. B. = Werktagsgestalten. Bilder aus dem Odenwälder Volksleben von Buxbaum. Gießen (1906).

Ök. Q. = Manuskriptbände in 4° der bern. ökonom. Gesellschaft.

Osenbr. = Wanderstudien aus der Schweiz. Band I—V von Eduard Osenbrüggen, VI von Pfr. Dr. Buß. Schaffhausen, 1867 ff, Basel, 1881.

Pflzlb. = Das Pflanzenleben der Alpen. Von Prof. Schröter, A. Günthart, Marie Jerosch, Prof. Vogler, und Zeichner Ludwig Schröter. Zürich, 1904 ff.

Pomatt = Bei den Deutschen in P. Von Dr. E. Schwyzer. Feuilletons 209—212 der N. Zürch. Ztg. 1907.

Rebm. = Neuw, lustig, ernsthaft poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen in der löblichen Eydgenossenschaft, und im Berner Gebiet gelegen: nemlich des Niesens und des Stockhorns, als zweyer alten Nachbarn: welches inhalt ein physicam, chorographicam et ethicam descriptionem von der ganzen Welt insgemein, und sonderlich von Bergen und Bergleuten: sonnettenweis gestellt von Hans Rudolf R. (1592 zweiter Pfarrer und Kammerer in Thun, 1604 Pfr. in Muri, † 1605). Gedruckt zu Bern bei Johann le Preux, [1]1606; [2]1620 (mit Nachträgen von des Verfassers Sohn Valentin als Pfr. in Spiez).

Reg. = Die Regesten der Archive in der schweiz. Eidgenossenschaft, herausgegeben von Theodor von Moor. Daraus: die Klöster und Stifte des alten Bern, von F. Stettler (Chur 1849 ff.) und zwar S. 43—111: Augustiner Männer- und Frauenkloster Interlaken (1851).

Regl. = Reglement über die Organisation der Alpen der Talschaft Grindelwald. (Taleinungsbrief.) Vom 10. Febr. 1883. Originalentwurf von Lehrer Roth.

Reise durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens, I. „London", 1778. (Gruners Umarbeitung seiner „Eisgebirge"; vgl. Wäbers Bibliographie.)

Rohrdorf = Reise über die Grindelwald-Vieschergletscher auf die Jungfrau-Gletscher. Bern, 1828.

Roth = Gletscherfahrten in den Berneralpen. Von Dr. Abraham R. — Berlin, 1861.

Rothenb. = Volkstümliches aus dem Kanton Bern. Gesammelt von Seminardirektor Grunholzer, herausgegeben von J. E. Rothenbach. Aus der Neuen AP. Zürich, 1876. Für Grindelwald belangreich durch Peter Anneler, Lehrer im Lütschental, † 1905.

Saas = Saas-Fee und Umgebung. Von Dr. Heinrich Dübi. Bern, 1902.

SAC. = Jahrbücher des schweiz. Alpenklubs. Bern, 1864 ff.

Sänger aus Helvetiens Gauen. Herausgegeben von Ernst Heller. Bern, 1880.

Schaff. M. = Die Beurteilung der Milch. Von Prof. Dr. Schaffer, Kantonschemiker in Bern. 1903.

Schinz und Keller = Flora der Schweiz. Zürich, 1900. Neben Gremly benutzt.

Schmeil = Lehrbuch der Botanik. Stuttg. [4]1903.

Schœpf = Inclytæ Bernatum urbis, cum omni ditionis agro et provinciis delineatio chorographica. Authore Thoma Schœpfio, 1577. (Die zwei zierlichen Manuskriptbände im bernischen Staatsarchiv sind für das Alpengebiet auch herangezogen in Cool. JS.)

Schreibbuch für Peter Betschen. 1738. Daraus unsere Initialen.

Schubert = Naturgeschichte des Tierreichs. Eßlingen, [8](1886).

Schwarzwald = Unser Sch.-Bauernhaus. Von Dr. Max Fischer. Freiburg i. B., 1904.

Sebastian Münster = Cosmographiæ universalis libri VI. 1550.

Simm. = Heimatkunde des Simmentals von D. Gempeler-Schletti. Bern, 1904.

Singer K. = Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes. Zürich, 1903.

Singer M. = Schweizermärchen. Anfang eines Kommentars zu deren Literatur. Bern, 1903. 1906. (Heft 3 und 10 der Walzel'schen Untersuchungen.)

Singer Z. = Die Zwergensagen der Schweiz. Zürich, 1903. (S. 23—31 der Neuen naturw. Denkschriften 39, 1.)

Spruchbr. = Spruchbryeff gemeiner Bärg-Theylen an Scheydtegg gegen denen an Grinndell. Vom 10. Mai 1559. Abgedruckt im GlM. 41—44.

Stat. = Mitteilungen des bern. statistischen Bureaus. (19)02, (19)05, (19)06).

Sterchi J. N. = Kurze Biographien hervorragender schweizericher Naturforscher. Bern, 1881.

Str. = Gottfried Straßer, Pfarrer in Grindelwald seit 1879. S. BOB., Brand, GlM., Neue AP., Sänger. Dazu die drei folgenden:

Str. BO. = Das Berner Oberland. (Nr. 13—16 der Städtebilder und Landschaften.) München (1892).

Str. D. = Das Berner Oberland im Spiegel der Dichtung. Interlaken, 1885.

Str. Nj. = 25 Neujahrswünsche für meine Gemeinde. Interlaken, 1904.

Strettl. = Die Strettlinger Chronik des Eulogius Kiburger in Band I der Bibl. ält. Schriftwerke von Bächtold und Vetter; Frauenfeld, 1877.

St. Sch. = Die Alpenfutterpflanzen. Von Stebler und Schröter. Bern, 1889.
Stückelberg = Die schweiz. Heiligen des Mittelalters. Zürich, 1903.
Stud. B. = Zur Geologie der Berneralpen. Von Bernhard Studer. 1865. Im Sammelband LE. 113 der Naturf. Bibl. Zürich.
Stud. C. = Les couches en forme de C dans les Alpes. LE. 113
Stud. E. = Geologisches aus dem Emmental. 1865. LE. 113.
Stud. Gw. = Zur Kenntnis der Kalkgebirge von Lauterbrunnen und Grindelwald. 1859. Nr. 435 und 436 der Bernischen Mitteilungen.
Stud. K. = Zur Kenntnis der Kalksgebirge von Lauterbrunnen und Grindelwald. 1856. Alle diese von Bernhard St.
Stud. P. = Das Panorama von Bern. Von Gottlieb Studer. Bern, 1850.
Stud. T. = Topographische Mitteilungen aus dem Alpengebirge. Von Gottlieb Studer, eingeleitet von Bernhard St. Bern, [1]1843, [2]1844.
Stud. Ü. = Über Eis und Schnee. Von Gottlieb Studer. Bern, 1869. 70. 71. 83. [[2]1896 ed. A. Wäber und H. Dübi.]
Stumpf = Schweitzer Chronik, erste Ausgabe von 1548. Zürich. Die naturgeschichtlichen Notizen aus dem 9., die historischen aus dem 7. Buch.
Taschenflora des Alpenwanderers, von Ludwig und Prof. C. Schröter. Zürich[4].
Tat. = Die Entwicklung der Probstei Interlaken im 13. Jahrhundert. Von E. Tatarinoff. Schaffhausen, 1892. Handex. von Rev. W. A. B. Coolidge mit dessen Nachträgen.
Täuber = Die Berner Hochalpen. Zürich, 1906.
v. Tav. = Die wichtigsten Änderungen in der Lebenshaltung der schweiz. Hochgebirgsbewohner im 19. Jahrhundert. Von Dr. Rudolf von Tavel. Bern, 1891.
Testament eines sterbenden Menschen, in Reimens weiß gestellt, im Jahr 1664 und 1665. Geschrieben durch Stäffen Brawend im Grindelwald. 1667. (In einem Sammelband auf der Stadtbibliothek Bern.)
Tfb. = Das Berner Taufbüchlein von 1528, hsggb. von Dr. A. Fluri. Bern, 1904.
Tierwelt, die. Wochenschrift von Brodtmann. Aarau, seit 1890. Nach Nummern zitiert.
Tsch. = **Tschudi** = Das Tierleben der Alpenwelt. Lpz., [10]1875.
UGwGl. = Studien am Untergrindelwaldgletscher 1892—97. Von A. Baltzer, Prof. in Bern. Zürich, 1898.
Vkehr = Verkehr und Sport. Beilage zur deutschen Alpenzeitung.
Wäber = Zur Geschichte des Fremdenverkehrs im engern Berner Oberlande 1763—1835. (SAC. 39, 212—261.)
Wallis = Was die Sennen erzählen. Märchen und Sagen aus dem W. — Aus dem Volksmund gesammelt von Dr. J. Jegerlehner. Bern, 1907.
Walliser = W. und Walser. Von Pfr. Julius Studer. Zürich, 1886.
Wals. Sch. = Die Schweiz. Ein Begleitwort zur eidg. Schulwandkarte. Von Hermann Walser. Bern, [2]1902.
Wanderb. = Europäische Wanderbilder. Zürich.
Wass. = Die Wasserverheerungen und die Ergänzung der Bewaldung unserer Gebirgsgegenden. Vom schweiz. Forstverein. Bern, 1898.
Weller = Die Besiedelung des Alemannenlandes. Stuttgart, 1898.
Wetz. = Wetzer und Welte, Hergenröther und Kaulen: Kirchenlexikon, Freiburg i. B., [2]1882—1901.
Widmann Sp. = Spaziergänge in den Alpen. Von Dr. J. V. W. Frauenfeld, 1885.
Widmann W. = Wanderstudien und Plaudereien. Vom Vorgenannten. Frauenfeld, 1885.

Wyß = Reise in das Berner Oberland. Von J. Rud. Wyß (dem jüngern). Bern, 1816, 1817. (Erster Band: S. 1—404, zweiter: S. 405—914.

Z. f. obdtsch. M. = Zeitschrift für oberdeutsche Mundarten.

Zirkel = Lehrbuch der Petrographie. Lpz., [2]1894.

Zschokke = Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern (durch Rud. und Hieronymus Meyer), herausgegeben von Zschokke. Aarau, 1813.

Zürn = Die Hausziege. Lpz., 1906.



Aus

Grindelwalds Bergwelt.

Bergnamen als Zeugen des Bergsinns.



Initial „G“ a. d. Schreibbuch d. Peter Betschen v. J. 1738.

rindelwald — eine Welt für sich! Ringsum sozusagen von der Außenwelt abgeschlossen, bleibt es doch, bei allem regen Verkehr mit ihr, voll Eigentümlichkeiten in Land und Leuten.

Auf éinen Zauberschlag eröffnet Lauterbrunnen dem entzückten Besucher ein Gesamtbild, in welchem tausend Züge landschaftlichen Reizes sich in vollendeter Harmonie in den Rahmen des jungfraubeherrschten Panoramas einfügen. Die Talstufen des Oberhasli hinwieder wollen jede mit ihrem originellen Charakter für sich aufgesucht, angeschaut, verstanden, gewürdigt sein. Die Gegensätze vermittelt in eigenartiger Weise das zwischen beiden Längstälern sich hinbreitende Quertal Grindelwald. In der beispiellosen Mannigfaltigkeit seiner kleinen Reize — w i e v o'^{n} T ị ị b e̥ l l i n e^n s ị ị^n s' z'säme^n'traagen! — und seiner großen Effekte muß der sprachlos übernommene Neuling sich erst zurechtfinden. Nicht lange aber, so erkennt er die wirkliche Einheit dieser Schaubühne, auf welcher ungezählte Ereignisse des gemeinen Naturlebens sich in überwältigend vergrößertem Maßstab abspielen.

Diese B ä r g a vorab, die himmelanstrebenden Titanen gerade aus der Mitte der Alpenwelt! Als schreckhaft drohende absolute Herrscher, wie aber auch als mächtige Schützer umstellen sie in wenig durchbrochenem

Kreis des weiten Talgrundes sommerliche Smaragddecke und winterliches Schneegewand, halten Wache über die verschwenderisch hingesäten Häuser und Häuschen und Hütten. Wo aber ihr Ring sich löst, da entsenden sie zwei grotesk ruinenhafte Gletscher als Boten der menschenfernen Hochwildnis tief ins Bereich der Kultur hinab; und diesen entgegengesetzt, bahnte ihr Sohn, der heutige Talfluß und einst mächtig brausende Talstrom, den einzigen Weg d's Land ahi, zur Gesellschaft der übrigen Menschen.

Wie ist auch, entsprechend solcher Stellung der Naturriesen zum kleinen Menschen, von ihrem kolossalen Aufbau doch alles Klotzige und Plumpe, Ungegliederte und Ungeschlachte so glücklich ferngehalten! Ein Blick auf jene Viescherwand, die als so wirkungsvoller Hintergrund die graulich schimmernde Fläche des untern Eismeers, die dunklere Gletscherlinie und das schwarze Geröll der einstigen Zunge abschließt! Wenn der unvergleichlich reine, duftige Madonnenschleier des frischen Sommerschnees in der Nachmittagssonne blinkt oder vom vollendeten Zauber einer Grindelwaldner Mondnacht übergossen ist, dann scheint dieses in erdenfernen Äther getauchte Naturgebilde kaum etwas mit unserer Wäld[1] gemein zu haben. Welch ein Vergleich mit dieser nahen Eigerwand im Vordergrunde rechts! Es ist bezeichnend, daß noch nicht orientierte, aber denkende Fremde angesichts der beiden etwa fragen: Ist nicht jene „in Ewigkeit verschleiert Sitzende“ die Jungfrau? Der Mönch aber „dieser finster-trotzige Gesell, der es unter seiner Würde hält, auch nur einmal ein freundliches Gesicht zu machen?“ Haben sie dann vom „Kloster“ Interlaken, oder von der Station Wilderswil, ja wohl gar von Isenfluh aus die Königin der Alpen in der ganzen Schönheit ihrer Formen und der Reinheit ihres Gewandes erschaut; haben sie hierauf auf der Węngrenalp dem überwältigenden Gesamteindruck der drei Majestäten Eiger, Mönch und Jungfrau sich hingegeben: welch überraschende Orientierung! Die Trägerin des strahlend weißen Prämonstratensergewandes, als welche die „reine Jungfrau“ in ursprünglichster Namensdeutung von den Mönchen Interlakens geschaut wurde, hat ja einen Mönch zur Linken wie zur Rechten. Aber der zur Rechten ist der ursprünglich einzig rechte und eigentliche[2] Mįnch.[3]

Es ist der westliche Vorbau der Jungfrau. Derselbe gemahnt, von Mürren aus gesehen, ja wirklich in seiner Positur mit dem gleichsam andachtsvoll hochgerichteten Kopf und den auf einen Schemel vorgestreckten

---

[1] „Welt“ ist in altem Sprachgebrauch sow. die „Erde“. [2] Rebm. 487; Reise 2, 35.
[3] Wie auch im Stubayertal der Tiroleralpen das „Hochfräuli“ den „wilden Pfaff“ (d. i. Mönch) zum Nachbar hat. (Stud. P. 3.)



Grindelwald vom Wartstein (Schulhaus Wärgistal) aus.

Füßen an einen Domherrn,[4] sowie in seinem stetig schwarzen Gewand an einen Benediktiner. Er mußte daher der „Schwarzmönch" heißen, seit der stattlichere und um seiner Aussicht willen in Mode gekommene heutige Mönch diesen Namen usurpierte und bloß vorübergehend sich rücksichtsvoll als „Weißmönch" neben den enterbten Bruder stellte.

Vordem[5] hieß der heutige Mönch „Heigers" oder „Eigers Geißberg". Als sein nördlicher Nachbar galt „Heigers Schneeberg", unter welchem vermutlich die Eigerspitze und die Mittellegi, zusammen im Volksmund der wịịß Eiger genannt, zu verstehen sind, während der schwarz Eiger oder die Hịrẹllẹni die „Hörnlein" oder „Eigers Breithorn" hießen. Der letztere Name erklärt sich aus der Gestalt des Absturzes gegen den Mettenberg hin. Das diesem entgegengesetzte Westende: das über den Eigergletscher vorspringende, aus riesigen Felsstufen aufgebaute Halbrund hieß zusammen mit dem Eigerrotstock und dem Mönch als „Geißberg" der „hintere, kleine oder innere Eiger". Der „vordere, große oder äußere" war demnach ungefähr der heutige Eiger. Unentschieden bleibt die Tragweite des Namens sowohl durch die älteste Form „Eger"[6] vom Jahre 1252, als durch den Gutsnamen under Eiger,[7] der schon 1302 als „das len under Eigere"[8] und 1349 als Besitz des „Uolrich under Eiger"[9] erscheint, und den zugehörigen Flurnamen d's Undereigerli.

Für den herrlichen Berg im heutigen Sinne aber, der da so unmittelbar aus breiter Talsohle in éinem imposant kühnen, stolzen, freien Aufschwung durch alle Abstufungen organischen Höhenlebens bis ins Bereich des ewigen Schweigens empordringt, paßt sein Name ausgezeichnet. Er ist ja wirklich der „schneidend scharfe",[10] der „schwertscharfe" Berg — eine Deutung, wie sie uns[11] auch für die zahlreichen Egg (Scheidegg, Strahlegg, Bäregg, Trịịhelegg, Schonegg, u. s. w.) sich aufdrängt. Man vergegenwärtige sich vorerst die Eigerspitze, deren Konturen im Winter noch durch die messerscharf zugeschnittene G'wäächta[12] vergrößert hervorgehoben werden. Von drei Seiten laufen die Kanten in eine Spitze zusammen, die den ersten Ersteigern gerade Raum für die in den Firn eingetriebene Fahnenstange bot.[13] Die dritte dieser Kanten zieht sich wie die Schneide eines gründlich abgebrauchten Hĕgels über die ganze Länge des Berges hin. Mit der Beträchtlichkeit

[4] BOB. 31. [5] Grun. 92 f.; Stud. P. 206. 211. [6] Font. 2, 352; bei Schöpf 1, 115b (1578) lesen wir „Eiger". [7] D. 4. [8] Font. 4, 109. [9] F 7, 406. [10] Verwandtschaft mit lat. acer und gr. akros (scharf, spitz, äußerst), im fernern mit gr. aké (Spitze, Schneide, Schärfe), mit acutus = aigu usw. legt sich durch altes Eger, Eeger (und Eiger) unabweisbar nahe. [11] Lf. 10. 12; vgl. Walf. Sch. 21. 37. [12] SAC. 40, 106. [13] Stud. P. 205.

derselben kontrastiert auffällig die außerordentliche Schmalheit des Massivs (Der hufeisenförmige Bahntunnel mißt bis zur Station Eismeer bloß bei 1200 m.). Gerade diese Gestalt aber, welche auch die Ersteigung zu einer Leistung ersten Ranges erhebt, verleiht in den Augen des vertrauter Gewordenen der doch gewaltigen Bergmasse mit ihren starren, nackten Felswänden dennoch den Eindruck des Gefälligen, unwiderstehlich Anziehenden.

Vollendet wird der Eindruck des kunstvoll Zugehauenen und stellenweise zierlich Gemeißelten durch die ganz eigenartige Gestalt der Hịre̥llịnen. Hịre̥lle̥ni[14] heißen nämlich die jederzeit schwarzen, weil mit ihrer Steilheit keinen Schnee ansitzen lassenden, figurenreichen Zacken des östlichen Bergrückens. Den gleichen Namen trägt der Südostabfall des Röthihorns gegen den ụụßren Spitz hin (vergleiche den Waldspitz und die Stellen im Spịịß),[14a] wo e̥s bär Ggräffla ḁlsó i'n Luft uehi stotzen. Auch den Grat der großen Scheidegg nannte man noch vor hundert Jahren z'Hịre̥llịnen, und z'ụụß'ren Hịre̥llịnen hieß eine Spitze über dem Dräckstutz am obern Lauchbühl. Der Spott der Jungen über den altväterischen Klang tötete hier das Wort, das doch in der Sprachgeschichte eine so gute Stelle hat. Denn das Hịre̥lli ist eine Verkleinerung zweiten Grades aus der Bildung das Hịri (Hörnchen).[15] Eine gut gebaute Hasliziege hed liechti, chlịịnni Hịre̥ni, und an solche erinnern den Aelpler sowohl d's Hịri: ein kleines, spitzes Felsstück rechts des hangenden Wang auf der großen Scheidegg-Alp, wie d's mitten Hịri:[16] das wirklich in einer benachbarten Felsgruppe mitten inne stehende „Hörnchen".

Es älpelt auch auf dem Wätterhören — wenigstens in halber Höhe in der Gesellschaft zutraulicher Ziegen und Schafe, wie in märchenhafter Vorzeit unter den Gemsen, mit welchen die in dem wundervollen Zeltbau wohnenden Zwerge g'chịej'red („gekühert") hein. Ganz so heimlich (heimelig) indes mutet den Bergsteiger der mit Wätter (Ungewitter) und Steinschlag drohende Berg durchaus nicht immer an. Nur unter steter Vorsicht erklettert er die vorderste der drei „Wetterhorn"-spitzen: die (in wirklicher Mundart niemals so geheißene) Hasli-Jungfrau,[17] auch etwa das Mittel- und das Roosenhören. Der erstgenannten

---

[14] Bemerke die strenge Auseinanderhaltung der Casus obliqui (Genitiv und Dativ) und der Casus recti (Nominativ und Akkusativ) in der Mehrzahl, auch wo kein Artikel Weisung gibt. [14a] Spitz und Spiez, Spiß und Spiis gehen parallel. [15] Die Grundform kor bildete neben lat. cor-nu (frz. cor) und deutschem Horn auch die Ablautformen cervus (cerf) und Hir-z = Hirsch (der „Gehörnte"); vgl. auch Hir-n (eigentlich die Hirnschale) neben gr. kranion (Kluge[5] 169). [16] Vgl. Note 89 zu „Mettenberg". [17] So seit Maler König (1814).

Spitze kommt die engere mundartliche Bezeichnung Wätterhören wirklich mit Recht zu. Mehr noch aber „schreckt" nach gut volksmäßiger Deutung das ebenfalls im engern Sinn so geheißene Schreckhören (das große Schreckhorn südwestlich des kleinern). Das sehr harmlose Schreckfäld (d. i. das g'sch^t reckd Feld) an Grindel (vgl. „das mahd uffen Schrekke" 1345)[18] beweist freilich, daß die Wortform auch noch andere Deutungen zuläßt. In der Tat ist es bei „Schreckhorn" das ursprüngliche sinnenfällige scrëckôn (aufspringen wie die Heuschrecke), was der Anschauung des turmhoch, schmal und fast senkrecht „aufgeschossenen"[19] Berges zugrunde liegt. Hinter dem Schreckhören bleiben die kleineren Genossen seiner Gruppe: Mättenbärg, Gwächtenhorn, d's chlịịⁿ Schreckhören, kleines und großes Brändler- oder Nässihoren[20] und Lụụter-aarhoren schon nach Ausweis der mundartlichen Formen in der Beachtung zurück. Aus respektvoller Ferne dagegen schaut der Talbewohner auf zu dem majestätischen Fịịsteraarhoren, dessen im Abendschein rotglühende Nordwestseite doch jeweils so freundliche Gutenachtgrüße nach unserem Dorf herübersendet.[21] Dann schweift der Blick zur Rechten nach dem kleinen und großen Vieschhoren, ebenfalls Grindelwalds Grenzwächtern gegen das Wallis.

Die Bezeichnung „Horn" tragen mit gleich großem Recht das Rë̆ttihören und das benachbarte sịmel Hören der Faulhorngruppe. Altes sin-wel[22] ist emmentalisches „simbel" und grindelwaldnisches sịmel (zylindrisch, so daß der Körperdurchschnitt wirklich oder ungefähr einen Kreis zeigt). Das wie „Schwarzhören" (S. 7) als ein Wort schreibbare Sịmelhören, welches den rundturmartigen Aufbau gut charakterisiert, wurde von ältern Führern den Kartographen halb schriftdeutsch als das „sịmeli Horn" (etwa wie „die gueti Kueh") bezeichnet, und von daher schleppen sich das „Simelihorn" wie der „Simeliwang", der Guggisberger „Simelibärg" u. s. w. als Erbgut weiter.[23]

Ein „Felsenzahn" wird das Simelhorn auch geheißen, wie der (in Grindelwald nicht zur Vergleichung herangezogene) Zand im westschwei-

[18] Font. 7, 137. [19] Är ist (vor Entrüstung, Schreck od. dgl.) uufgschossen: emporgeschnellt. [20] Stud. 7. 73; P. 224; Cool. BO. 80 ff. [21] Vgl. das farbige Bild i. d. Alpz. Mai 1906. [22] Ahd. sin (immer und überall): Graff 6, 25; idg. wel = wäl-zen, drehen, wozu Wall, Welle u. a. [23] Neben diesem sinwel und sinwellî, sinnverwandt mit sinwelbi und sinwelbî (vgl. „ein g'welte Brugken" bei Rebm. 329 und „e g'wellte Chäller" im Emmental = gewölbter Keller) gibt es (Graff 6, 26) ein ahd. simblum, simble, simple = lat. semper (immer); und noch bei Rebm. 86 ist die Rede vom Wasser, welches „Sich zwischen Lufft vnd Erden halt Beweglich simbel fücht vnd kalt". Mit den „simelen Wängen" (ÄFG. XVI.) vergleichen sich die schönen „Wellhörner" neben den so malerisch schroff aufragenden Engelhörnern.

zerischen „dent“ häufig wiederkehrt. Mancher dieser „Zähne“ hieße richtiger Pyramide.[24]

Als die schönste und vollkommenste Pyramidalform der Alpenkolosse[25] gilt das vorderste Wetterhorn, als „schönster Felsenkegel (Chĕgel) der Berneralpen[26] das große Schreckhorn. Etwas freigebig geht das Französische auch mit der „aiguille“ (Naadla) um. Treffend heißt so bei Gottlieb Studer[27] das Finsteraarhorn, dessen „ätherdurchschneidende Nadelspitze auf prachtvoll regelmäßiger Pyramide“ dem Vieschergrat entsteigt.

Der Anblick unserer herrlichen Berggestalten, dieser „kristallisierten Schöpfungsgedanken“,[28] wie schon das Schwarzhŏren oder wie das Hŏren schlechthin: das Faulhorn ihn bietet,[28a] kann ein wahres Schwelgen in Bildern hervorrufen. Wie wenig es alsdann mit der Zeit auf die Genauigkeit derselben ankommt, und wie die Bilderrede sich abstumpft gleich der Nadel, dem Zahn, dem Horne selbst, ist begreiflich und liegt im Wesen der Sprache begründet. Gerade das Faulhorn ist vielmehr ein halber, nach der sehr breiten Basis hin entzweigeschnittener Kegel. Seine familiäre Bezeichnung d's Hŏren besagt daher dem Grindelwaldner nicht viel anderes, als wenn er den breiten, sanften, gleichmäßig verlaufenden, keineswegs hohen Abhang über dem Bịdem-Läger der großen Scheidegg mit der Richtungsangabe ŭber d'Hŏren ụụs bezeichnet. Wie füglich kann man daher schließlich „Horn“ als entbehrlich gefundenes Anhängsel am ursprünglich bloßen Bestimmungswort weglassen[29] und z. B. statt „das Burghorn“ (1787. 1808) einfach die Burg sagen! Viel häufiger auch als das Rĕĕtihŏren oder das Rĕĕtihịri hört man das Rĕĕti, nicht selten statt „Finsteraarhorn“: d's Fịịste̥rra. Der erste und nun einzige Wortteil besagt ja alles. Der dunkle Schieferton z. B., welcher die Kette des so stark verwitternden Fụụlhŏren und der benachbarten Fụụlegg aufbaut, die rechtsseitigen Zuflüsse der schwarzen Lütschine im Vorsommer kohlschwarz färbt und besonders in der höchsten Erhebung des Schwarzhŏren sich sichtbar macht, ist sehr ausgiebig im Rötihorn von Roteisenstein durchsetzt.

Zu lohnendem Ausblick laden auch der niedrige Tụren der Burg und das Rasenstück an dem spitzen Kegel z'Hohturnen am Mettenberg ein. Ebenfalls als natürliche Burg erscheint das Schloß oder Schloos (Wildschloß) im Schlŏßhŏren, der Schlŏsloui und den Schlŏsblatten an der Südostseite des Eiger. An Verteidigung

[24] Vgl. die Definition im AM. [25] Grube 1, 86. [26] Stud. P. 224. [27] P. 3. [28] Tschudi. [28a] Stud. P. 64—66; Baltz. 1, 126. [29] Vgl. Bauersmann neben Landmann u. dgl.

gemahnen auch alle die Schilt, wie z. B. der Bergschopf am Südfuß der Grindelalp, das Schilthorn und das Schilthịri an der Bußalp, die Schiltegg ebendort, die Schiltweid und der Schiltwald u. s. w.

Einen entgegengesetzten Eindruck hiezu machen die auffälligen Lehnsesselformen, welche vom Jisch aus die Vieschерwand, von Mürren aus die stattliche Berggestaltenreihe vom Mönch bis zum Großhorn hin sehen lassen. Einigen von ihnen fehlt sogar das Paar der zugehörigen Armlehnen nicht.

Verständnisvoller jedoch schaut der Natursohn der Berge im Hochsommer auf zum emsigen Wildheuer auf den Bẹndren: den Streifen bewachsenen Bodens, welche — oft in schwindliger Höhe — quer an den Felswänden hinlaufen. Ein solches Bẹndli oder ein solcher Bẹndel ist z. B. das Rajftbödenband am untern Gletscher. Bandartig verläuft auch der Tschingel (cingulum, Gürtel). Nach ihm benennen sich der Tschingelbärg mit der Tschingelei Burglauenens, der Tschingelgrat usw. Der Gurt erinnert an die verschiedenen Sättel und Sättelli des Gebirgs, diese wieder an die Jịchcher (Jöcher, Joche) als Übergangsstellen, z. B. das Mịnchjooch.

Wie reich sind die Bergnamen nach Gliedern der Menschengestalt! So gilt die Winteregg-Bịra (Birra oder Berra: pierre, aus petra, Fels) als der Tụụmmen der Hand, welche ein fünffach gezackter Felsrücken am Faulhorn dem Älpler zu bilden scheint. Bis zur Mechanisierung häufig redet man vom „Fuß“ und ebenso vom „Rücken“ des Berges. So ist der Geisrịgg auch die oft sehr schmale Kante zwischen zwei Gletscherspalten. Nach einer uralten Grundform[30] des Wortes benennen sich beide Rugen. Der Rücken ist die gerundete, der Grat die zugeschärfte obere Abschlußform eines Höhenzuges. Wie zutreffend ist darum der Vieschergrat mit seinem fast durchsichtigen Eiskamm benannt! So scharfkantig, daß sich auf ihnen grittligeⁿ (rittlings) sitzen läßt, sind die Gräte des vordersten Wetterhorns und des großen Schreckhorns. Ihnen gebührt daher auch die Bezeichnung First. Die ụụßer und die innder First trennen als unersteigbare Schranke die Baach- von der Grindelalp. Mit Recht tragen ihre Namen auch die Schaafgräät, der Widderfäldgrat, das Chrinnen- und Ritzeṇgräätli der Faulhornkette, das Wildgräätli am Wetterhorn, das Jẹgigräätli am Mettenberg, der schwindeltief abstürzende Jtrameṇgrat. Die große Scheidegg hieß früher der Eselsgrat oder kurzweg der Grat, wie die kleine Scheidegg das „Grätlein“.[31] Das Gasthaus

---

[30] Vgl. altn. hrûga (Haufen) und got. „hrugja“: Kluge[5] 306. [31] JB. 1711 bei Wyttenbach.

auf der ersteren trug den Namen Graathuus, und noch zur Stunde vereinigen sich dort die Hasler mit den Grindelwaldnern am Älplersonntag als am Gräätlidorf. Von der Grindelalppartie im Ruppi (emmentalisch „das Rüppi“ = die Rippe) bläst der Ruppitüüfel her. (S. „Luftmeer“.)

Die mächtige Seitenmoräne des obern Gletschers unterhalb des Milchbachlochs und der Halsflueh heißt die Halsegg. In ihrer Nähe hat 1808 eine Lawine den Halswald teilweise zerstört. Das einfache „Hals“ für „Tobel“[32] ist nun vergessen; nur der Chällerhals, „Kellerhals“ und neck of a cellar,[33] sowie umgekehrt der „Flaschenhals“ und le col oder cou de la bouteille lassen an ein zugrunde liegendes ex-cellere und ex-celsus[34] im analogen Doppelsinn z. B. eines „hinauf“ und „hinab“ Steigens denken. Der Nacken heißt „Näcken“ (emmentalisch „Äckeⁿ“).[35] Wie engl. neck und „Genick“, sind auch la nuque und der Nuck Ablautformen. Örtlichkeiten uf dem Nuck gibt es zu Wärgistal und Bußalp. Der Rollen unter der Burg erinnert an den Challigrind, d. i. den rundköpfigen Aufsatz des „Oberchalli“ am Eiger. („Kalli“, schon 1252: Challi, gehört vielleicht zu keltischem gall, Fels.)[36] Auch der Absturz eines solchen Felskopfes heißt Grind; so die Tschingeleigrinda der östlichen Männlichen-Partie. Zu all den Figurenspielen der abtragenden Naturkräfte gehört die halb oder fast gelungene Nachahmung des Menschengesichts. (Vgl. den Mönch S. 2.) Das Antlitz einer liegenden Frau wird am Gemsberg erblickt (S. 11). Ein Manndli mit Kappe sieht man zwischen Eigerspitze und kleiner Scheidegg von der großen Scheidegg aus. Das „Hardermanndli“ ist durch Arnold Halder besungen worden[37] und lebt literarisch fort durch das „Oberländer Volksblatt“. Das Napoleonsgesicht am Mont-Blanc und der Napoleonshut am Breithorn bedürfen bloßer Erwähnung.

Nicht etwa zu „Kopf“, sondern zu altem kapfen (aufpassen, durch „gaffen“ entstellt und verdrängt) gehören der Kapf am Zusammenlauf von Simme und Kander, sowie die Berghöhen Chäpf, das darunter liegende Heimwesen uf dem Chapf[38] und das Chapfli. „Aufpassen“ gehört zur Funktion des Landjägers, des Schandarm (gens d'arme). Der Bezwinger des Eiger, des Grates zwischen Mittelhorn und Mitteljoch der Wetterhorngruppe, des Gspaltenhorns, des Matterhorns u. a. kennt ihn als widrigen Wegsperrer, der ihm noch im letzten Augenblick den Aufstieg zum ersehnten Ziele streitig macht.

---

[32] Neum. 470. [33] Vgl. Singer K. 18. [34] Kluge[5] 153. [35] „En Äcken“ statt „e Näcken“, vgl. „z'Einigen“ statt „Zeinigen“ u. dgl. [36] Stud. P. 209. [37] Str. BO. 20–22. [38] G 2. Vgl. die „Spiegel“, „Chuzen“ und „Howachten“ (Lf. 5) des Flachlandes.

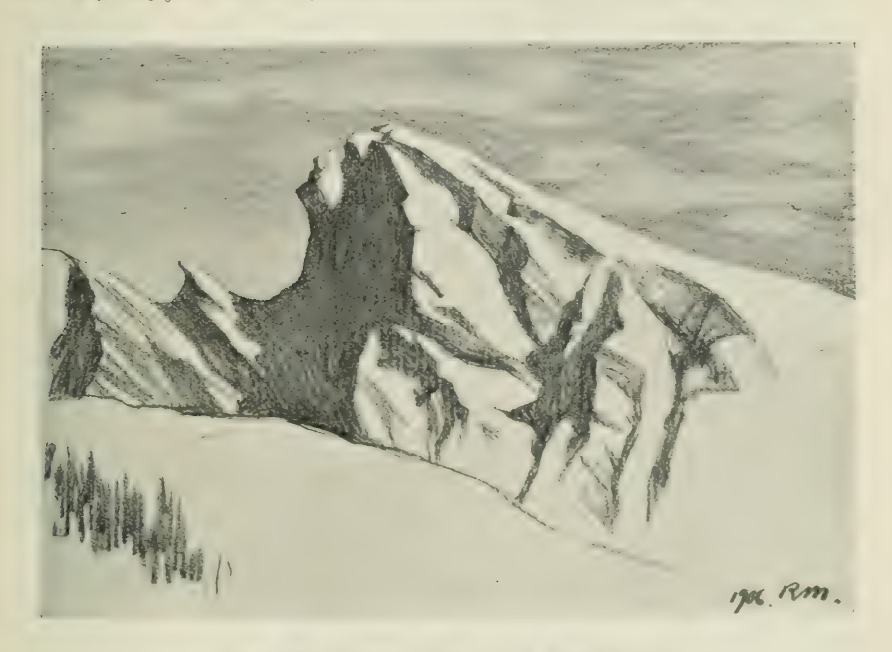
Das Wang erscheint schriftdeutsch[39] als singularisierte Mehrzahl: „die Wange". Davon unterscheidet sich als geographischer Begriff (begraste Halde) *der Wang*. Dies Wort erlitt jedoch mannigfache Verdunkelung. Aus Meisterswang wurde Meisterschwanden,[40] aus Hindelwang[41] Hindelbank und aus dem Meie^{n}wang (Blumenhalde)[42] der Grimsel machte man die „Maienwand", als ob hier an den steilen, felsigen Absturz einer *Viescher-* oder *Eigerwand*, an die *Wandflueh* u. drgl. zu denken wäre. Besonders aber verwischten sich die Biegungsformen. Sehr gut kennt der Grindelwaldner den *Schaafwang*, den *hangende^n Wang* und den *lätze^n Wang* (der sich vom Grindelwaldner weg gegen Hasli wendet), den *Buehiwang*, *Jochwang*, Wildwang, *Jų̈de^{n}wang*. Er ist heimisch *im Höhle^{n}wang* der Bachalp, *am gr̥ienne^n Wang* des Eiger, am *Tierwang* als Westabsturz des Gassenhorns. Er weiß, wo die *s̥imęle^n Węng* oder *Simęle^{n}weng* (S. 6), *Firstweng* und *Gi̥gliweng* des Faulhorngehänges, die gr̥ienne^n Weng als unterste Fluhsätze des Grindelwaldner-Grünhorns sich hinbreiten. Lauterbrunnen hat seinen Wengbärg, bereits 1349 seinen Wängwald.[43] Eine Verkleinerung gewohnter Art ist *das Wengli*. Ein solches bewohnte 1347 Uolrich an Wengi.[44] Fremde aber deuteten die Biegungsform „in den Wänginen" als „die Wengenen", „die Weng" als „im Weng" (1578)[45]; neben die Bezeichnung *i'^{n} Cherwengen*, *i'^{n} Firstwengen*, *i'^{n} Stotzwengen uehi*,[46] *i'^{n} Zi̥i̥le^{n}wengen* (den „Seitenwängen" der Topographen), *us ^{d}en Helle^{n}wängen* setzten sie „der grüne Wengen".[47] Es ist dies ja die nämliche Fallverschiebung, durch welche „der Bären", der „Löwen" (Leue^n) uns zur Einkehr laden, wenn wir Orte wie „Meiringen", „Gadmen"[48] betreten. So entstand (schon vor 1372)[49] aus den sehr deutlich durch kleine Seitenhalden getrennten Wängen die Ortschaft, aus welcher die „Hotelstadt" *Węngen* in ihrer behaglichen Ausdehnung erwachsen ist; und aus der darüber wie ein vielfach gefaltetes Papier hingebreiteten „Wengęrren" (Komplex von Wängen[50]) setzt sich die *Węngrenálp* („Alpwengeren"[51]) zusammen.

Wo es *starch ablitz* (äußerst steil) ist, oder eine *Ablitzi* sich breitet, oder auch wo der Abhang etwas weniger *abheltig*, *anhaldig* aussieht,

---

[39] Schon mhd.: WB. 3, 501. [40] Habsb. 1, 171. [41] Kib-Urb. 2ª, 14. [42] Stud. P. 10. [43] Wengwalt: Font. 7, 406; d's Bechli im Mos ze ober Wenggwalt (1344): F. 7, 80. [44] F. 7, 263. [45] Hugi 48. [46] Ueha ist sowohl hinauf (eigentlich: herauf) als: droben. Dem Grindelwaldner vermischen sich in den Ortsadverbien auf -her und -hin (ueha und uehi, aha und ahi usw.) Richtung und Ziel. [47] Rohrd. 28. [48] „Bei den Nachkommen des Landschaftmeiers" (von Hasli), „bei den Scheunen" (des Klosters Engelberg). [49] Font. 9, 307. [50] Wie Flarnerra, Haberre, Fäncheren mit dem Suffix der Fülle: -eren, lat. -aria und -arium. [51] Rebm. 489.

da würde ein nicht wagrecht fundamentiertes Gebäude nach unten halden (emmentalisch: chiereⁿ), als hätte man es absichtlich g'helted. Danach sind die zahlreichen Haalti (Halden) benannt. Die Haalta braucht uns indessen hier[52] ebensowenig näher zu beschäftigen wie Stalden, stotzig, im Stotzenden, an der Stotzhaalten und jeder Stutz, jedes Stutzli. Auch der Hubel, der Rein (Rain), der Bïel bieten nichts Neues, so mancher der nach ihnen benannten Abhänge sich mit der Chratzerren des Faulhorngehänges in den Namen teilen könnte.



Das Menschengesicht am Gemsberg.

Denn das Grindelwaldner-Land (Erdreich) ist nicht bloß g'hübleds, sondern uuf'zögeⁿs: sehr steil. Dieses „steil" ist altes stëchal, welches sich in der Stächelegg des Tschingelberges, im Stächelbärg Lauterbrunnens erhalten hat. Der Grindelwaldner kann wie der Lütschentaler scherzen: Der Herrgott hed's gued mid ïⁿs g'meind! Är hed ïïⁿs viil Land wellen gään, wa n er d'Wäld g'machd heed; aber är hed ᵈekeiⁿ Platz funden, fïr's darz'tuen; dug ist mu dug z'Sïïⁿ chchoon, är well's uf enandreⁿ tïschen (ss). Ähnlich erklärt man die Stotzweid unter der Grindelalp: Der lieb Gott hed ᵈekeiⁿ Platz g'häben fïr sa z'lĕgen; dug hed er sa dug g'stïtzd (steil wie eine Leiter aufgerichtet).

[52] Vgl. 23 ff.

Wie manche Hĕ̈jji, manche Verhĕ̈hug gibt's da zu ersteigen! Manch eine Flueh auch bildet gleichsam als riesiges Tälibort (talus, Böschung) zugleich ein Bort als Feldgrenze. Hieran denkt der Grindelwaldner, wenn er von einer endlich zu erledigenden Angelegenheit sagt: jetz mues 's ei^{n}s an e̥s Bort dḁrmid!

Ein Zugtier, das sich frei macht und bergauf flieht, geid z'Bärg in allerdings[52a] anderem Sinn als der Älpler. Es geht ins Gebirg, welches in älterer Sprache einfacher das Birg hieß. Noch hat Mürren sein Birg, sein Weiß- und Schwarzbirg; und der Hexen- oder Hinderbirgsee deutet darauf, daß noch unlängst[53] der hohe Gebirgswall, welcher westlich vom Schwarzhorn sich gegen das Faulhorn hinzieht und die Wasserscheide zwischen Brienzersee und Grindelwaldtal bildet, die allgemeine Bezeichnung Hinterbirg trug. Auch „der Bärg" bedeutet noch mitunter, wie früher[54] regelmäßig, das Gebirg. Von ihm wird, oft mit dem Anklang des Heimeligen, das einzelne Bärgli für sich herausgehoben; so das an der Vieschерwand, wo die Bärglihi̥tta steht; so das Joggelisbärgli[55]: eine Schafweide, über welcher der prächtig ziselierte Bärglistock sich erhebt.

Der „Stock" selbst, dem Baumstrunk im Walde verglichen und auf so manchen Berg, wie den Rootstock und das Rootstĕ̈ckli, Pfaffe^{n}stĕ̈ckli angewandt, erscheint noch viel häufiger[56] in der Übersetzung Tschugg, Tschuggeli, Tschu̥ggen (zu tessinischem Zocco, zu französischem soc, lateinisch soccus, vgl. Socke und Sockel). So wird heute der mächtig aufgesetzte Stock zwischen Lauberhorn und Männlichen genannt. Der letztere, so schöne Berg hieß früher Thunertschuggen, wobei „Thun" auf Thunerherren als einstige Grundbesitzer deutet. Auch unterhalb Mürren gibt es einen Thunertschuggen, und der Wengenberg begegnet uns 1811 als Tschuggenberg.

Wie Mürren und Grindelwald auf mehreren übereinander liegenden Terrassen sich hinbetten, wie wir ähnlich den Hasliberg stufenmäßig gegliedert sehen, hat auch Grindelwald seine Wi̥i̥rf: Fluhsätze, abwechselnd mit kleinen Ebenen. In Hewwi̥i̥rffen heißt eine solche Partie am Wetterhorn, im obre^{n} Satz eine andere. Solch steiles und meist felsiges Ansteigen des Bodens zu hochgelegenen Terrassen und gleich weiter zu den schuttbedeckten Felseinöden des Gebirges gehört eben zur Charakteristik des östlichen Berner Oberlandes[57]. Dies führt uns auch

---

[52a] Vgl. Lf. 7 f. [53] Vgl. Stud. P. 55. [54] Rebm. 139 u. ö. [55] Stud. P. 228. [56] Brandst. Gfd. 59, 1—12 und in der eigenen Schrift über „Tschuggen". [57] Walser in Bern V. 14.

über von der hubben (konvexen) zur iinhohlen (konkaven) Bodengestaltung.

Eine „wohlgelegene" Berghöhe ist eine Läägi oder auch eine Gglägni. — Am Männlichen-Absturz über dem Tschingelberg aber liegen die Ruhrlegeni, und eine für sich so geheißene Ruhrlëgi ist ein gangbarer Pfad nach dem Männlichen. Über der Wärgistaler-Rinderalp hinwieder erstreckt sich die Mittellëgi zum Rücken des Eiger empor, um nun kartographisch als Mittellegi diese schon weniger wohlgelegene Bergpartie zu bezeichnen. — Die wagrechte Ebene heißt die Äbni (ä) oder das Äbnit (ä). In grindelwaldnischem äben wie in altem „eben"[58] kann allerdings, wie sehr anschaulich die „äbni Fluh" der Jungfraugruppe beweist, auch jede andere Linien- und Flächenrichtung, z. B. die senkelgradi (senkrechte) und die etwärist (quer: twäris[59] oder zwäris),[60] widerzwärch gerichtete angedeutet liegen. Wer in auffälligem Stolze gstrackd, bolzgrädüuf gerichtet einhergeht, chund äben dahar; das ist en äbenna! „Eben" bedeutet auch: einer Person oder Sache gemäß. Ewch wein mer fläxen dem Tiifel äben! revoltiert der Gweren-Enti.[61] Das Gegenteil von „eben" ist unrrichtig. Ein holpriger Weg ist en unrrichtiga Wääg, unebenes Erdreich unrrichtigs Land, welches so verdrießlich im Unrrichtigen z'määjjen gibd; wem seine Ohrmuscheln immer zu schaffen machen, gribled geng im Unrrichtigen; und d's unrrichtig Böri war ein Soldat (Bohren), welcher mit der Disziplin allzeit auf gespanntem Fuße stand, seinem Korporal viel Ärger bereitete und den andern Aanbäck (Anreiz) gab, ein gleiches zu tun.

Gewissermaßen Naturmuster einer ebenen Fläche bieten das root Brätt am Eiger (in der Nähe des Hohniisch), das gelbe oder rote Brett an der Jungfrau-Rotfluh, und das schwarz Brätt. Diese in das untere Eismeer um etwa 30° steil eingebettete und im ewigen Bergschatten liegende riesige Gneißplatte, welche am warmen Mittag das auf sie herunterrinnende Schmelzwasser sichtbar verdunstet, heißt auch die heiß Blatta. Das Gebirge charakterisieren ebenso die Strählblatten am Schwarzmönch, die Challiblatta am Eiger, die Zybachblatti am Wetterhorn, die schiinig Blatta. In bewohntem Gebiet liegen das Blatti und die Orte an, in, uf der Blatten, bi'r Seeblatten. Schon 1275 erscheint ein Leibeigener Chonradus Blattere.[62] Auch Orte uf dem Blätz fehlen nicht. Wer seinen Bauplatz gut gewählt hat, hed siis Huus uf 'nen gueta Blätz ab'gstelld.

---

[58] Kluge[5] 82. [59] 1431 im Zürch. Ratsb.: en-tweris. [60] v. Tav. „Jä gäll" 32. Mit Zwerchfell vgl. Zwerchtal: Grun. 1, 129. [61] Gw. Rs. 6. [62] Font. 3, 146.

Eine teiff, in der Teiffi[63] gelegene Fläche heißt Grund, im Grund, uf dem Grund. In vielfach gehörter Redensart erweisen sich „Grund und Boden" als Synonyme; allein das letztere Wort ist viel gebräuchlicher. Auch Grindelwald hat zunächst seine Orte im Boden, und es half mit seinem Bergschutt das „Bödeli" nähren; es zählt seinen gmeinen, späten, feißten Boden, seinen Garten-, Weid-, Stěěßi-, Schindelboden und die Bergidylle des Jüsch-bodens, seinen Enzi-, Locher-, Stählis-, Seilers-, Schii-bersböden und den historisch so bedeutsamen Gassenböden. Allein auch die alte Form bodam, Bodem (wie Fadem in „iinfädmen" und Fädemli, Gadem in Gädmer, Gadmen) ist nicht vergessen. An die alten Leibeigenen „von Ysbodme (1302), Ykhspodeme (1238)[64] und das „gut uffen Rotenfluo, dem man sprichet ze dem ungetrüwen Bodme" (1345)[65] erinnern die Böbmi (Bodmi)[66] und deren Mehrzahl Böbmeni, die Widderbobmi und das Gut ze Hägibödmen. Aber mehr. Die beiden Scheideggen haben ihre Bidem-Läger; nach beiden geht man in d' Bidem; am 5. Oktober 1789 „hat es das krut in Bidem verschneit".[67] Demnach gilt „Bidem" für beide Zahlformen, und daneben entspricht noch der „Wengren" (S. 10) eine Bidmerra. In Schmi-digen Bidmerren erblickt man eine der ersten Ansiedlungen.

Eine gleiche Bildungsfähigkeit zeigt die Wortgruppe, welche schrift-deutsch bloß noch in „Tal" weiterlebt. Neben Dala und Tällenbach[68] gibt es die Tüla — die Gletschertula hinter der Halsegg — und das Tüli. Neben dem Mund des Lachenden graben sich anheimelnde Tüleni (Grübchen) in die Wangen. Dagegen hat gut mundartliches Taal in Grindelwald eigentlich nur historische Bedeutung. Als wäre man sich „hie Taals" der Eigenart des heimischen Quertals bewußt, freut man sich, in üsem Tellti daheim zu sein; üs's Tellti ist wie kein anderes in der Welt „das Tälchen der Heimat, so wonnig und schön, so traulich umflochten von blumigen Höh'n". Alle Ansiedler alter und neuerer Zeit, selbst die recht hoch hinauf gestiegenen, wohnen seit sehr alten Zeiten „in dem tale ze Grindelwalt" (1308 und häufig). Sämtliche Bergschaften finden ihre Vereinigung und deren Verfassung im Täleinug, und das alte wie neue Tälhuus neben der Kirche entspricht dem „Landhaus" (Landschaftshaus) des Haslitals, dem „Stadthaus" der Stadtbürger. Nur etwa noch das eigenartig wilde Hiendertaal oder Hiendertellti klingt ebenfalls mundartlich an.

Wie die Tuwwa oder Daube, gibt auch die Führa — under und uf der Führen, die Litschiführa — Ortsnamen ab; ebenso

[63] H. 1. [64] Font. 4, 109; 2, 176. [65] F. 7, 152. [66] F2; C3. [67] Cronegg. [68] E3.

die Gụmm, das Gụmmi, der Gummenbach. Auch „Goms“ gehört dahin.[69]

Der Gumm gleicht die Chä̋la[70], womit häufig „die Chella“ sich mischt. Tiefer gehen die verschiedenen Gräben und Grä̋bli (Wannengräben, Scheidgräben u. s. w.) und das Rohr,[71] im kleinen veranschaulicht durch die Iị^{n}wịni: eine ins Holz, in den Erdboden u. s. w. eingerissene Vertiefung.

Der Weg zum Faulhorn führt an der chlịịnne^n Chrinne^n vorüber; die groß Chrinna liegt näher dem Schwarzhorn und zeigt das Chrinneụgräätli mit schießschartenähnlichem Durchbruch. Auch das Wetterhorn weist zwei solche Chrinni auf. Tiefer und enger schneidet beim Milchbach der Chrachchen ein. Er leitet über zur Schluecht,[72] Teĭffischluecht, Mählboimschluecht, dem Ällschlịechtli. Die eigentlich niederdeutsche Form[73] (für Schluft, zu schleĭffen, schlụ̈ụ̈ffe^n, schlüpfen) gemahnt an den inndren und ụụßre^n Schlụ̈pf am Wetterhorn (beide durch den Weißbach getrennt), oder an das „Graaggi“ der Hasliberge. Begrifflich aber ist „Schlucht“ s.v.w. gorge und Klamm (zu klemmen), oberländisch: die Lamm.[74] Solche Lammi entstehen sonst, wo enge Seitentäler mehrere hundert Meter über dem Haupttal münden und nur der Fluß sich sein Nivellement ausgräbt.[75] So liegt der Lammgräben oder die Lamm am Weg nach dem Gutzgletscher. Zur Aarschlucht gehört die „trochchen Lamm“, und eine Lamm ist für Grindelwald insbesondere seine Lütschinenschlucht. Die geschwundene Zunge des untern Gletschers läßt dieselbe nach deren im Herbst 1906 mit großen Kosten bewerkstelligten Erweiterung und Verlängerung bis auf 600 m nun sehr schön sehen; insbesondere treten die „Gletschermühlen“ (Strudellöcher) deutlich hervor.[76] Der um Mittag farbig besonnte, liebliche Stoĭbfaal und die Kessibachfällchen bereiten vor auf den imposanten Gletscherfaal, welcher am Ende der Schlucht bei 180 m tief vom ungetrübt blauen Eise herunterdonnert. Ähnlich bricht sich das Wasser mit Gewalt Bahn in den Durchbruchstälern z. B. des Jura:[77] den Klusen. Miniaturbilder derselben bieten die Klusialp

---

[69] Eine concava vallis: eins der vielen Seitentobel des Wallis, nämlich bei Münster (Goms 55) hieß 1272 parochia apud Gomes, 1277 p. de Conches. Von da verbreitete sich der Name „Goms“ über den ganzen obersten Zehnten. Dem „Gummi“ entspricht frz. combe, alemann. Gumpf“. (Vgl. Birlinger, Alemannia 8, 143.) Gauchat 6 erinnert an lat. concha (Muschel und ihr ähnliches Gefäß). [70] F 2. [71] E 4. [72] ED2. Vgl. „Tobel“, „Tavetsch“ und „Davos“ bei Muoth II, 31. 26. [73] Vgl. sachte mit sa-n-ft und soft, Nichte mit neptis. [74] Vgl. die Aussprache von engl. knife, knight u. dgl. [75] Walf. Sch. 17 f. [76] Bild BOB. 68 f. [77] Brückn. 320 mit Bild.

am Stockhorn, der Ort im Chlụụsi[78] am Mühlebach mit Chlụụsistädel und Chlụụsiweid.

Auch die Engi, welche unter dem Zäsenberg hin und besonders vom Fischboden zum Gläckstein hinanführt, sowie der durch altes „angi" und „Angst" vermittelte Anggi oder der Anggistalden erhalten ihr Relief erst durch die Enge der Ortweid. Hier, wo von Norden die Engischc̈pf und von Süden die Tschingeleigrinda so nahe zusammentreten, daß gerade ein knapper Raum für Lütschine, Eisenbahn und schmale Fahrstraße übrig bleibt, hat wohl einst ein Gewässerdurchbruch das aufgestaut gewesene Grindelwaldner Seebecken niederwärts entladen. Ortweid[79] heißt also heute die Stelle. Doch klingt die sehr alte Bezeichnung „Ort" nach im Blick gäge'ⁿ d's Ort ụsi als dem „Wätterloch" Grindelwalds, sowie in der offiziellen Unterscheidung zwischen „Bueßalp ụßert Orts" (Burglauenen) und „Bueßalp innert Orts". Was der oder das Ort bedeuten (nämlich Spitze, Ecke, Angel oder Wịịhel,[80] Winkel), zeigt besonders die Ortflueh: eine Felsenecke, die vom Mettenberg gegen das Eismeer vorspringt. Ähnlich bedeuten die Braaua und die Schnaara eine scharf vorspringende Kante. Eine Schnaara bildet der Eiger gegen die Wengernalp hin, und über das Heidenloch am Mettenberg hängt die Heideⁿschnaara herein. „Schnarra" bedeutet auch ein zänkisches Weib.

Die Ortweid, an welcher die das Tal einkreisenden Berge und Felsen so nahe zusammentreten, ist die äußere Pforte des Tales. Eine innere wird gebildet durch das Ec̈rtli: ein Landstück mit dem Ec̈rtlibach östlich der Schwẹndi und südlich vom Burgbühl.[81]

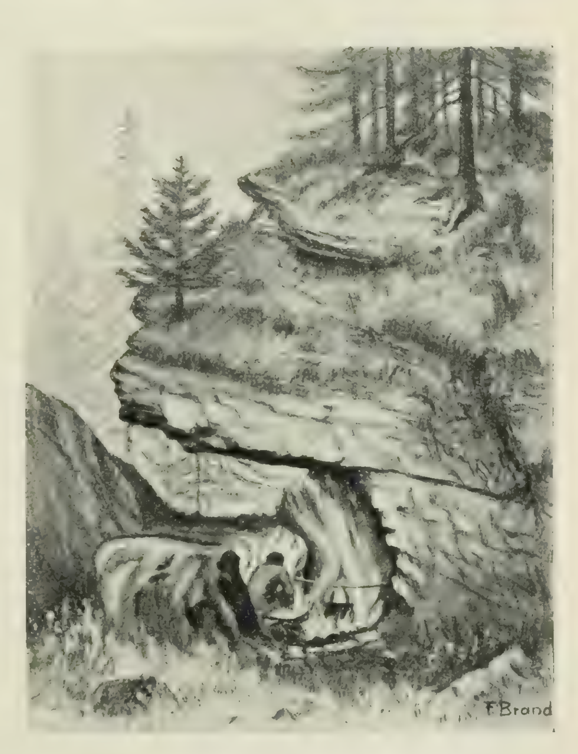
Mit der Hẹll, vergl. Hellbach, ist stammverwandt die Hc̈hli (Höhle): eine Einstülpung der Erdoberfläche, welche der Wind, das Wasser oder die Atmosphäre im Gestein ụụsg'höld hein. Bekannt sind die Chasteⁿsteinhehli unter der Schwarzegghütte, die Eigerhehli in den Felsen des Kalligrindes, das Burglooch: eine Tropfsteinhöhle im Kamm der Sägishörner, das Milchbachlooch: ein alter Abflußstollen des obern Gletschers, das Heideⁿlooch im Mettenberg. Vom Heiterlooch oder Martinsloch im Eiger ist später zu sprechen. Zur Jungfraubahn gehören die Eigerlịchcher oder Eigerpfẹister der Station Eigerwand. Zwei Heimwesen heißen im Looch. Die Chammeri: Steine mit Einhöhlungen, führen über zum Begriff der Bälẹ̊m (Balm) oder Uberbálmü̆g: der sanften Einbuchtung einer Felswand mit deren Überhang als Vordach, unter welchem der Brienzerhirte „balmet".[82] Eine Felsenhöhle über dem Kallischafberg heißt die groß Balẹ̊m;

---

[78] G 2. [79] C 1. [80] E 2. [81] D 2. [82] Brienz 24.

zwischen unterm und oberm Kalli liegt das Challibäle̥mli. Zum Bälmli als Rastplatz und schönem Aussichtspunkt erweitert sich die Enge am Wetterhorn. Solennen Angedenkens ist die Nällenbale̥m oder Bale̥m schlechthin, obwohl ihre gegenwärtige Benutzungsweise sie wenig von den Bättlerchuchchinen am Mettenberg und in der Ortweid unterscheidet. Heimeliger sieht es aus ze Höhbäle̥m,[83] dem „guet zer Balme“ (1361,[84] 1363).[85]

Von dieser Hochwart Itramens überschaut man prächtig den größten Teil der Talschaft bis zum großartigen Ostabschluß, in dessen Mitte der Mättenbärg behaglich breit und ungegliedert, doch in allerlei Eck- und Seitenpfeilern, Erkern und Pyramiden zierlich angemeißelt, sich hinpflanzt. Dieser Südwest-Absturz der Schreckhorn-Kette empfing aber nach allen Anzeichen[86] seinen eigenen oder sundrigen Namen erst auf dem so gewöhnlichen Weg[87] der Übertragung von einem am Fuß gelegenen Weidebezirk, einem Bärg im älplerischen Sinn. Aus den Hütten desselben erwuchs allmählig ein (ehemals größeres, aber 1808 durch Ueberschwemmung stark geschädigtes) Dorf, eben Mättenbärg (Mettenberg). Das Dörfchen, das zu Heugütern vorgerückte Weideland und der gelegentlich als Mätten unterschiedene Schreckhornabsturz liegen ja in mitts[88] oder e̥n mitts[89] zwischen beiden Gletschern und deren Abflüssen: der Schwarz- und der



Die Bättlerchuchchi (eine Balm) am Mettenberg.

---

[83] C 3. [84] Habsb. 2ᵇ, 570. [85] Font. 8, 536. [86] Cool. JS. 46. [87] Vgl. Brandst. Gfd. 59; PB. 170. [88] Mit dieser Form des Lokal-Genitivs vgl. rings, jenseits, „hie Thals“ u. dgl. [89] Neben enmiten, inmitten.

Weißlütschine. (S. d. Karte.) Wie geläufig dieses „e̥ⁿ mitts" auch sonst der Sprache ist, zeigt z. B. die Rede von einem entlarvten Lügner, welcher sich durch die Schuldbeweise wie „der Nagel auf den Kopf getroffen" fühlt: där hed du̥g d's Nägelli uf d's Hoiᵖt uberchoon, und das e̥ⁿ mitts![90]

Die Schafalp des Mettenbergs und teilweise die Kuhalp der Säregg ist die zur Rechten des untern Gletschers so reizvoll hingebreitete Bänisegg. Zur Linken gegenüber liegt „eine grüne Oase mitten in Eis und Schnee": die Gletscheralp oder der Zäsenbärg, dessen herrliche Futterkräuter eine über alles kostbare Milch liefern. Der soll uns noch zum Abschluß unserer sehr knappen Auswahl aus der Fülle von Grindelwaldner Bergnamen kurz beschäftigen. Für den vom Tal heraufkommenden Hirten liegt nämlich der Zäsenberg „zur Rechten" des mit den Tieren so mühevoll zu überschreitenden Gletschers: er ist der zëswe bërg des Mittelalters, liegt dem Hirten zuo der zëswen hant. Im Grunde freilich bedeuten „recht"[91] und zëswe eine Richtung, welche geradlinig fortgeht, zisemet, eine Zi̯i̯ßa bildet, sich 'zi̯i̯ßled (gestreift) ausnimmt. Zugrunde liegt zîsen, zeisen (Wolle u. dergl. zupfend in die Länge ziehen) und die Zeisi (lange Reihe). Ein leidenschaftlicher Flucher hed eiⁿ Zeisi in die ander inhi g'fluehed, und einem, der ahnungslos irgend ein Anhängsel am Gewandsaum nachschleppt, ruft man zu: was hest du da fi̯r n eⁿ le̥ngi Zeisi! An einem Scheideweg ist also die gerade fortgehende Linie die „rechte", wie man auch zur Vermeidung eines Umweges den graaden nimmd. Was von dieser Richtung „ablenkt", stellt die Sprache als „link", lingg dar, und zwar mit der Nebenbedeutung „linkisch", die auch in sinister liegt. Noch schärfer spaltet sich der Begriff der „Rückseite" (vrgl. „le revers de la médaille"): lätz ist sowohl umgekehrt als verkehrt, sowohl link als verfehlt. Wer abwechselnd linke und rechte Maschen strickt, li̯smed lätz uⁿᵈ rächt. Grindelwald hat einen lätzeⁿ Wang (S. 10), die Grimsel eine lätzi Si̯i̯ta, Interlaken einen lätzen Morgen (am Morgenberghorn), das Simmental eine lätzi Mähren,[92] und eine Alp Guggisbergs heißt (im Gegensatz zum „sonnigen Hengst") im lätzeⁿ Hängst. In anderm Sinn heißt die von Fremden etwa als die Jungfrau angesehene Schwalmeren „die lätz Jungfrau" — ungefähr wie der Grindelwaldner die Hi̯endergu̥tzlouina als die unechte: die unehlich Wätterlouina bezeichnet. Soweit ist alles in Ordnung. Wenn dagegen ein Schneider die nicht präsentable lätzi Si̯i̯ta eines Tuches als die rechte hervorkehrt,

[90] In „Metten"berg, „Mettmen"stetten u. dgl. zeigt sich altes metam neben mitam.
[91] Vgl. tout droit neben à droite; zum Mhd.: WB. 3, 862. [92] Stud. P. 113.

dann ist dieses i[n] lätz Händ gfallen; und wenn die Mutter, die Rute in der Hand, dem Bübchen d'Hŏsi lätzu machd, denn is' 's lätz g'gangen! Wenn aber erst einer, der im Haus alls d's under ụụf rĭehrd und ei'm d'Hịtta lätzi machd, seine Rolle an die Gewalt einer Lawine, eines Erdbruchs, einer Wassergröße abtritt, dann ist die Begriffssteigerung des zugrunde liegenden „letzen" (aufhalten, stören, zerstören) vollendet. „Mit Sündfluß" hat einst, nach ehrwürdiger Urkunde, Gott „die Welt verletzt",[93] weil die Menschen sie nicht zu „bauen" verstanden. Denn auch der schönste Fleck Erde bleibt — im alten und neuen Sinn[94] — nur schön, wenn seine Bewohner ihn in Ehren zu halten wissen.

Bergfahrer und Bergführer.

Die Heimat lieben heißt vor allem: sie kennen. Und daß diese Kenntnis und diese Liebe auch beim Grindelwaldner vorhanden seien, läßt sich aus den aufgeführten Namensproben wohl schließen. Es gääb's hin. Eine Durchmusterung der Namen weist aber auf eine bemerkenswerte, allerdings auch begreifliche Tatsache hin: nur was mit nächstliegenden alltäglichen Interessen verknüpft ist, erfreut sich bei vorhandener Eignung auch der liebevoll eingehenden Namengebung. Sobald jedoch das Hochgebirg als kulturfeindliche Macht des Menschen Tritte von sich abwehrt, da werden Sinn und Sprache gleichgültiger gegen seine Schrecken wie gegen seine Reize. Was mangled doch dan es je[g]li[ch]ß Hampfẹlli Häärd un[d] e[n] je[g]l[i]ha Tropf Wasser sịịn Name[n] z'haan. „Berge heißen nicht!" erklärt rundweg ein Geißenpeter[1] seiner wissensdurstigen Jugendgenossin, und ganz im nämlichen Ton kann ein Frager zu hören bekommen: das heißd nịịd! däm seid mụ nịịd!

So bleibt das Bärgwă̄sen (die Alpinistik) zumeist dem Secklimaan (Touristen und Führer mit dem Rucksack) und dem Pịntẹllitrĕ̄ger (Träger) anheimgestellt. Im Landmann unterdrückt nur zu häufig der Existenzkampf mit seiner kurzatmigen Ausspannung samt allen fernerliegenden Lebensinteressen auch den idealen Natursinn. Manch eine sehr gescheidte und sonst weitblickende Kreuzträgerin begreift zwar auch dies recht wohl, daß und warum der Heer da dẹs uehi will gän d'Ụụssicht nähn, uf Hăsli uber g'sehn u. dgl., kommt jedoch für ihre Person nicht über den Standpunkt der „praktischen Vernunft" hinaus: Ach, was hein mier da fịr n es chratzigs Weidli! Äs

[93] Rebm. 75. [94] S. 151. [1] Im „Heidi" der Johanna Spyri.

ist gar griiseliᶜʰ striitbar![2] Keiⁿs g'rächt's Land! Wie mag's eʷch nummen hie g'fallen!

Um ein eben merkliches — es Nummero — unfreundlicher läßt sich der Existenzkampf heraushören, wo Tag um Tag das Entzücken des einen die Not des andern, der Sportsweg des Fremden der Sorgenpfad des Einheimischen ist. Auch wo mu siᶜʰ niid will laaⁿ merken, wird manch eines gedankenlosen Bummlers Lust zur Last dem heimlich scheltenden Eigner einer mit Flaschenscherben bestreuten Wiese, einer durch kindisches Steinewälzen gefährdeten Herde, eines liederlich offen gelassenen Zauntores, ja eines mutwillig ruinierten Notbesitzes.

Fehlt es aber dem Einheimischen nicht etwa auch an Guraaschi (courage) fir iⁿ d'Bärga? Man muß den Sennen gesehen haben, der zu purer Kurzweil in müßiger Stunde auf grausig vorragendem Felsgesims anderhalba Schueh iⁿ d'Luft usi mißd (so daß der eine Schuh halb, der ihm vorgesetzte ganz frei in die Luft hinausragt).[3] Man denke an den Mähder über dem Itramengrat, der im Zorn die unhauig Sägisa in die schwindlige Tiefe wirft und, ruhiger geworden, mit überhängenden Beinen sitzend ihr nachblickt, ohne von jenem magischen Zuge des fallenden Körpers ergriffen zu werden. Unbedenklich wie ein den Tod verachtender Engländer überspringt der Schafhirt Gletscherspalten, und Geisbueben wiegen sich zur Lust über schauriger Tiefe auf überhängenden Legföhren. Fircht der niid, su g'schehd der niid! So ist der echte Sohn der Berge von Kind an wilda, ist schwindelfrei; ihm g'schwinded niid, ihm wird nid g'schwindig. Am Schrecken und Grauen vor der Bergwildnis, wie bis vor zwei Menschenaltern — es ist siitna noᶜʰ nid en Huuffeⁿ Jahr — eine große Anzahl Schriftsteller[4] sie kundgaben, hat er keinen Anteil.

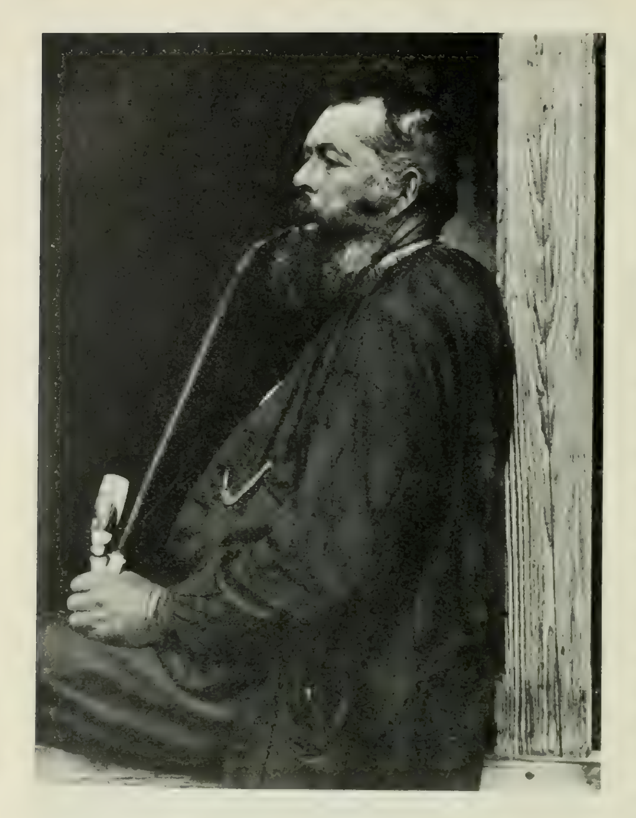
Es bedurfte darum nur der Anregungen einzelner hochsinniger Fremder und der von ihnen besuchten Ortsgeistlichen, um auch in geweckten Köpfen Einheimischer das Interesse für die Herrlichkeit der Alpennatur anzufachen. Die Betätigung desselben begann mit „Leistungen",[5] welche heute zehnjährige Grindelwaldnerkinder in eintägigem Besuch des Hŏren (S. 7) oder des Gläckstein vollbringen. Für einen derart von Kind auf Trainierten ist deshalb auch ein Bärg heute etwas ganz anderes, als was der gewöhnliche Sinn besagt. Dieser oder jener Ruhmredige ist

[2] Lf. 83. [3] Über die Fluh messen: Neue AP. 8, Nr. 1. 14. [4] Vgl. Dr. Dübi im Njblatt der Lit. Gesellschaft Bern 1902 und die Besprechung im „Bund" 1902; EvG. 1902, 63; direkt: Wyß 732; Höpf. M. 2. 18; Reise 1, 261; 2, 23. 29; Rebm. 482; Stumpf 284ᵃ. [5] Vgl. die Stockhornias (1536) des Johannes Rhellikan, die Faulhornfahrten Königs (56—59) und Kuhns (Höpfn. M. 22) usw.

eppa uf d's Höre^{n} gsi̦i̦n; old uf d'Bäregg un^{d} uber ^{d}en Gletscher i^{n} Zä̆senbärg und di̦r^{ch} d'Bä̆nisegg e̥m z'ru̦gg; old bi der Engi u̦u̦f ze'm G'läckstein un^{d} uber d'Leitri ze'm Milchbach ahi; old uf ^{d}e^{n} Männlichen und dem Tschuggen naa^{ch} uf d's Loĭberhören; aber vŏn Bärgen weiß där ^{d}ekei^{n}s Gottsigsdinge̥lli, kei^{n}s Herrgotts-brḗḗsme̥lli ni̦i̦d! Auf den „Bergen“ ist gewesen, wer doch wenigstens d's Schreckhöre^{n} g'machd heed, und wer auf des Eigers Spitze sich im Sommer mit einem Halbdutzend Sportgenossen zusammengefunden hat. Ja in einer Zeit, wo die hehre Jungfrau ihr erhabenes Haupt unter dem Fuß eines dreizehnjährigen und eines elfjährigen Mädchens beugte, da wird so eine Hasli-Jungfrau in rücksichtsvoller Großmut Anfängern zur Vorübung auf nennenswerte Taten überlassen. Steiger von innerm Beruf hälfe^{n} d'Bärga u̦u̦ftuen (ihre erklimmbaren Seiten auffinden) und durch Errichtung von Steinmandlinen oder Aufpflanzung des Bläächfahnen erste Bezwingungen feiern. Dauerhafter als diese Denkmäler sind freilich die Berge selbst, welche die Namen ihrer ersten Besteiger oder anderer hochverdienter Alpenforscher tragen. Agassizhorn, -joch und -grat reden von Ludwig Johann Rudolf Agassiz (1807—73). Hugisattel und -hörner erinnern an die lang verdunkelten Verdienste des kühnen und der Wissenschaft seiner Zeit vorausschreitenden Solo-



Der alt Almer.



Büsi-Ruedi.
Führerobmann von Grindelwald.

thurners Franz Josef Hugi (1796—1855), der auch 1828/9) das Finsteraarhorn erstmals bestiegen, gemessen und so benannt hat.[6] Nach Hans Konrad Escher von der Linth (1767 bis 1823) sind Escherhorn und -joch benannt. (Dabei wird das zürcherische ä des Anlauts zu ẹ verwandelt.) Die Ehre der Bezeichnungen Studerhorn, -joch und -firn (vgl. auch den Studerstein bei la Muraz im Wallis) lenkte (1839) der verdienstvolle Gottlieb Studer von sich ab auf den großen, ebenfalls stadtbernischen Geologen Bernhard Studer (1794—1887).[7] Nach dem großen Zürcher Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer (1672—1733) tragen Scheuchzerhorn und -joch ihre Namen.[8] Zum Gedächtnis des Berners Gottlieb Sigmund Gruner (1717—78) ragen die Gruenerhörner vor dem Oberaarhorn auf. Auch der Altmann ehrt einen Bernernamen (1697—1758) dank dem genannten Agassiz und dessen Neuenburger Forschungsgenossen: dem Hessen Eduard Desor (1811—82), welcher seinerseits im Desorstock verewigt ist.[8a] Im Vergleich mit all diesen Ehrennamen des Finsteraarhornmassivs steht die Düfourspitze des Monte Rosa sehr vereinsamt da. Der Name des Grindelwaldner Pfarrers Gerwer ist unterdrückt im „Pfaffe"stëckli", das übrigens auch selbst der topo-

---

[6] Krebbiel 18. [7] Stud. P. 78; Cool. BO. 34. 43, 45. [8] SAC. 40, 75. [8a] Vgl. Sterchi N. 75—78 (Agassiz); 40—47 (Escher); 55 ff. (die Studer); 15 f. (Scheuchzer); 84—97 (Gruner); 62 (Altmann); 97—100 (Desor).

graphische Atlas mit dem Grindelwaldner Grünhorn zu identifizieren scheint.

Gänzlich abgewiesen aber wurde von der offiziellen Namengebung die von edlen Engländern[8b] vorgeschlagene Umwandlung des „großen Viescherhorns“ in ein „Almerhorn“. Dafür hat diesem unvergleichlichen Führer Christian Almer (1826—98) sein Herr und Freund Rev. W. A. B. Coolidge, der hervorragende und um Grindelwald hochverdiente Alpenforscher und Alpendarsteller, in einer liebevoll eingehenden Lebensbeschreibung ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Eine verwandte Art von Dokumenten verwahrt Witwe Almer: sie würde die Fịehrer-bịechle̥ni ihr es Mannes nicht um Tausende von Franken in fremde Hände legen.

Christian Almers Führerlaufbahn wiederholt abgekürzt[9] die Geschichte des Führerwesens insofern, als auch er gleich dem Jungfrauführer von 1828, Bụỵmmḁ^{n}-Peter oder Duftli-Peter, als Hirt und gleich Böhre^{n}-Peterli, dem „Gletscherwolf“ († 1882),[10] als J̣e̥ger seine Führerdienste begonnen hat. Vor Jahrhunderten aber verhüteten selbst diese Berufe es nicht immer, daß Angeführte statt Geführte sich uf n es falsches Troom g'fịehrd oder der Unverschämtheit unhĕfli^{ch} wĭester Aufdringlinge[11] ausgeliefert sahen. An derartiger Qualität waren aber bisweilen Herrschaften auch selber schuld. Die Ausrüstungen Rohrdorfs (1828) wie zu einer



Bejahrter Führer.

[8b] Vgl. John Ball in Central Alps[1] 109. 111; Murray 235. [9] Gleichsam nach Häckels biogenetischem Gesetz. [10] Alp. Journ. 11, 93; Stud. Ü. 4, 76; GlM. 127. [11] Ch. 1682.

fürstlichen Afrika-Expedition, oder das Prinzessinnengefolge der Damen, welche sich auf Sẹnften oder Tragstĭehlen nach Wẹngrenalp oder Fụụlhoren befördern ließen, lockten an Weg und Steg helle Scharen der Lotzer, Her^{r}e^{n}lotzer, welche das Dogma prägten: Mụ verdiened bị̆m lotze^{n} meh wan bi'm hewwen. Der Spĕtter-bajch vor der Dependenz des alten „Adler“ weist auf die vermeinte



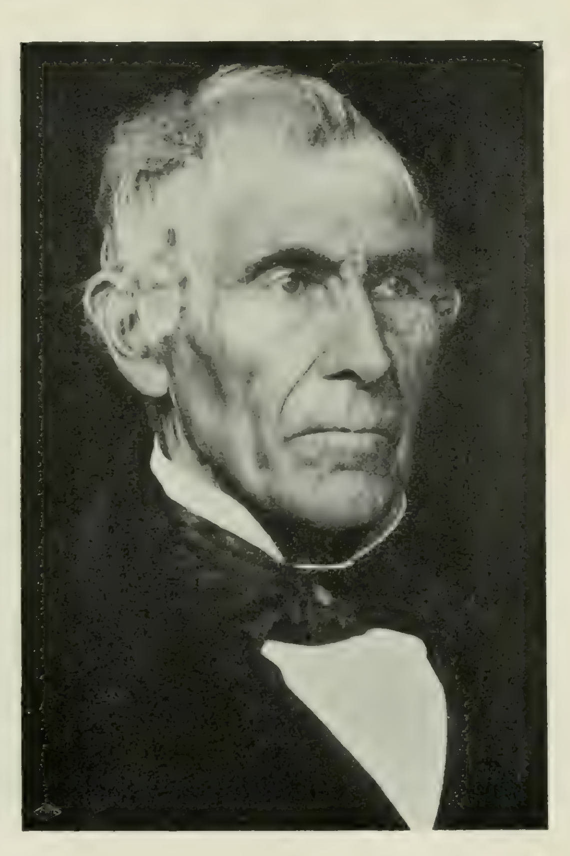
Der Führervereinspräsident — d's Jellis Gottfried —
gfünda u ggrächta vom Schreckhoren em aha.

Überlegenheit solcher ehemaliger Führer gegenüber dem ehrlich sich mühenden Bauern hin.

Solches G'lotz als „Fremdenindustrie“ in des Wortes häßlichstem Sinn begann erst anrüchig zu werden, als von sich aus das beruflich gereifte und organisatorisch gefestigte Führerkorps zunächst den Titel Her^{r}e^{n}fịehrer und schließlich den einfach und würdig klingenden Namen Bärgfị̆ehrer, Fĭehrer zu vollen Ehren brachte. Es darf nun mit gebührendem Standesbewußtsein vom Haupt einer Familie heißen: Är ist e^{n} Fịehrer, oder: är geid mid Heernen. Die „Herren“ aber,

welche auf gewisse Zeit chëmen gan abstellen („Besuche machen“), heben mit geschulter Wahl auch selber den Führerstand derart, daß nur Unberufene nịịd meh wissen a^{n}z'gaan (keinen Verdienst mehr finden).

Es braucht oder e̥s mangled aber o^{ch} eppḁs zur Qualifikation eines Führers! Wie „Roth, der Fluhmensch“[12] muß einer dụụrhafta ịn gäge^{n} d's Wäter: muß Unbilden der Alpennatur gewachsen sein, die aller Beschreibung spotten; und bis ins hohe Alter hinein[13] muß er wie von Ịịsen und Stähel gmachta erscheinen. Der mehrerwähnte Christian Almer verlor 59jährig als Führer eines wahnwitzigen Engländers sämtliche Zehen des rechten Fußes. Gleichwohl blieb ihm sein unverwüstlicher Humor treu. Als er sich zur Amputation nach Interlaken begab, erklärte er, er mịeß lan gä^{n} tschäggnen. Ja, er setzte mit der Energie eines Jungen seinen Beruf fort, erstieg noch 66jährig das Schreckhorn und andere gleich schwierige Gipfel und feierte als Siebzigjähriger auf der Wetterhornspitze die goldene Hochzeit mit der Gattin, die noch nie das Hochgebirge betreten hatte.[14] — Fernere Gaben sind Behendigkeit — Ggleitigi — und eben so fester wie fühlungsfähiger Tritt: der Fiehrer hed Oịgen i^{n} Schuehsöhlen. Zu den äußerst scharfen Oịgen und Ohren kommen der ganz besonders wunderbare, instinktartige Ortssinn und ein erstaunliches Pfadfindertalent. Ein Almer z. B. fand sich selbst in Nacht und Nebel auf selten betretenen



Der Gguggen-Buummen.

[12] Hugi 31. [13] Stud. P. 201; ÄFG. 134. [14] Cool. A. 216 f.

Pfaden wie auf ebener Straße zurecht, ging auf einem seit 25 Jahren erstmals wieder besuchten Berg keinen Tritt irre und erstieg den ihm noch neuen Montblanc mit der Sicherheit eines Savoyerführers.[15] Für solch geniale Veranlagung wissen die Begabten selber keine andere Erklärung als: Eh, mụ g'sehd halt dän Bärg z'erst an, und denn geid mụ! Damit paart sich augenblickliche Entschlossenheit [16] in kritischer Lage. Mit kaltblütiger Selbstbeherrschung und vorsichtigem Mannesmut gilt es in einer einmal angetretenen schwierigen Situation z'gstaan: Stand zu fassen und zu behalten, und Fügungen schlimmster Zufälle anhiz'machen.[17] Kommt nun zu alledem noch die unermüdliche väterliche Sorgfalt des niemals rụ̈beesch („rauzig", barsch) oder schnụụzig Werdenden um die Anvertrauten, die goldlautere Treue im Worthalten,[18] die anspruchlose Bescheidenheit, sowie die unaufdringlich unterhaltende, urwüchsig gescheidte und gewandte — tị̈figi — Gesprächigkeit des G'spraacheten (des Französischen, Englischen und sogar des Schriftdeutschen Mächtigen): welch ein Verein seltener Eigenschaften! Da gleichen sich aber auch in gemeinsam eingehaltener Manneszucht und Kontinenz die Unterschiede aus, und äußerst anmutig lautet ein Bericht



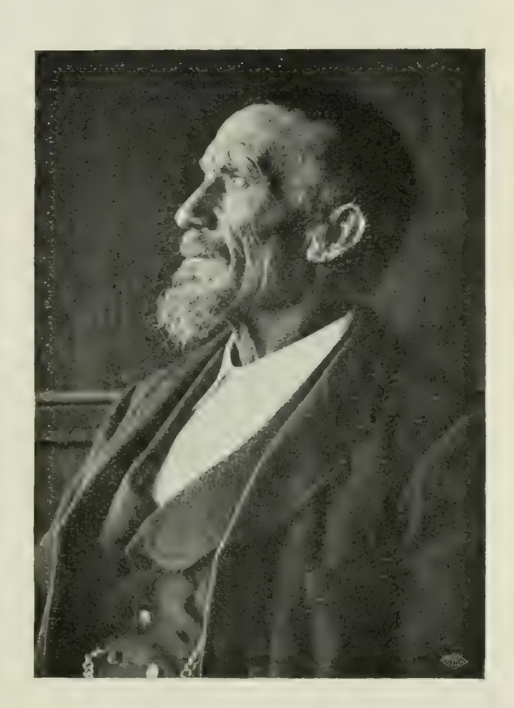
Die Kaukasusführer Jossi, Vater und Sohn.

---

[15] Ebd. 209. 217. [16] Der Führer Leuthold: Krehbiel 31 f. [17] Hochdramatische Szenen schildern Grube (1, 120. 125) und Roth (131). [18] Cool. A. 213 f.

wie dieser: Mier sịịn nịd nummạn Heer und Fịchrer g'sịịn, mier sị^{n} Frịnda g'sịịn.[19] Öfter gilt es freilich zuvor eine ernste Geltendmachung unbedingter Autorität der so streng verantwortlichen Führer: Hie ueha sị^{n} mmier Meister! Im Dorf ụnna chĕnnd iehr denn umhi bifä̆hlen.

Wie hätte unser „Bärndütsch" Raum, um neben Vater Almer noch irgend einen andern aus dem gegenwärtig beiläufig achtzig Grindelwaldnerführern namhaft zu machen! Bloß um der Namensformen willen seien als Tote erwähnt: der leng Gräbe^{n}-Peter (Peter Kaufmann),[20] Gärwi-Peterli (Peter Egger), der Spịs^{s}-Peter (Peter Inäbnit),[21] an welche „Felsenmänner" sich der noch lebende Greis Gguggen-Bụụmmạn anschließe: der 76fache Ersteiger der Jungfrau, der 60fache des Schreckhorns. Wenn aber der Lämpe^{n}-Choïfmạ^{n} unter dem bekanntern Namen Kaukasus-Choïfmạn sich neben einen Himalaya-Choïfmän und die Kaukasus-Jossi stellt, so werden wir damit an die Grindelwaldner-, Lauterbrunner-, Hasli- und Gsteigwiler-Führer erinnert, welche Sommer um Sommer zur Erforschung der asiatischen, ja nun auch der amerikanischen und australischen Gebirgswelt herangezogen werden.



Kaukasus-Choifmen.

In viel engern, ja bescheidenen Grenzen, die aber doch weit außerhalb des Gebiets eines Modetouristen liegen, sehen wir einen jungen Naturforscher in Ferien das Gebirge durchstreifen. So einem bedürfnisfreien und frohmütig beherzten Alpenwanderer nachzuschauen: wie geistbefreiend und herzerquickend! Lingig und gäbig (so daß ihm alles zu gelingen scheint und jeder Vorteil sich ihm wie von selber an die Hand gibt), gäbig und g'schmeidig (leicht und ohne Beschwerde) schreitet er den

[19] Vgl. ebd. 213. 219. (Ausnehmend schön!) [20] ÄFG. 120. [21] Stud. Ü. 1, 252.

steilen Hang hinauf, hinunter. Ein erfrischender Gegensatz zum schwerfälligen umhaplumpsacken eines Chnịepi, einer Chnịepen, die nie von der Stelle kommen! Mädchenhaft zimpferlig ist allerdings unseres Wanderers Gang nicht. Er geht den ruhigen, aber ausgiebig gemessenen Bärgschritt[22] eines Mannes, der mit Zeit und Kraft hụụsed.

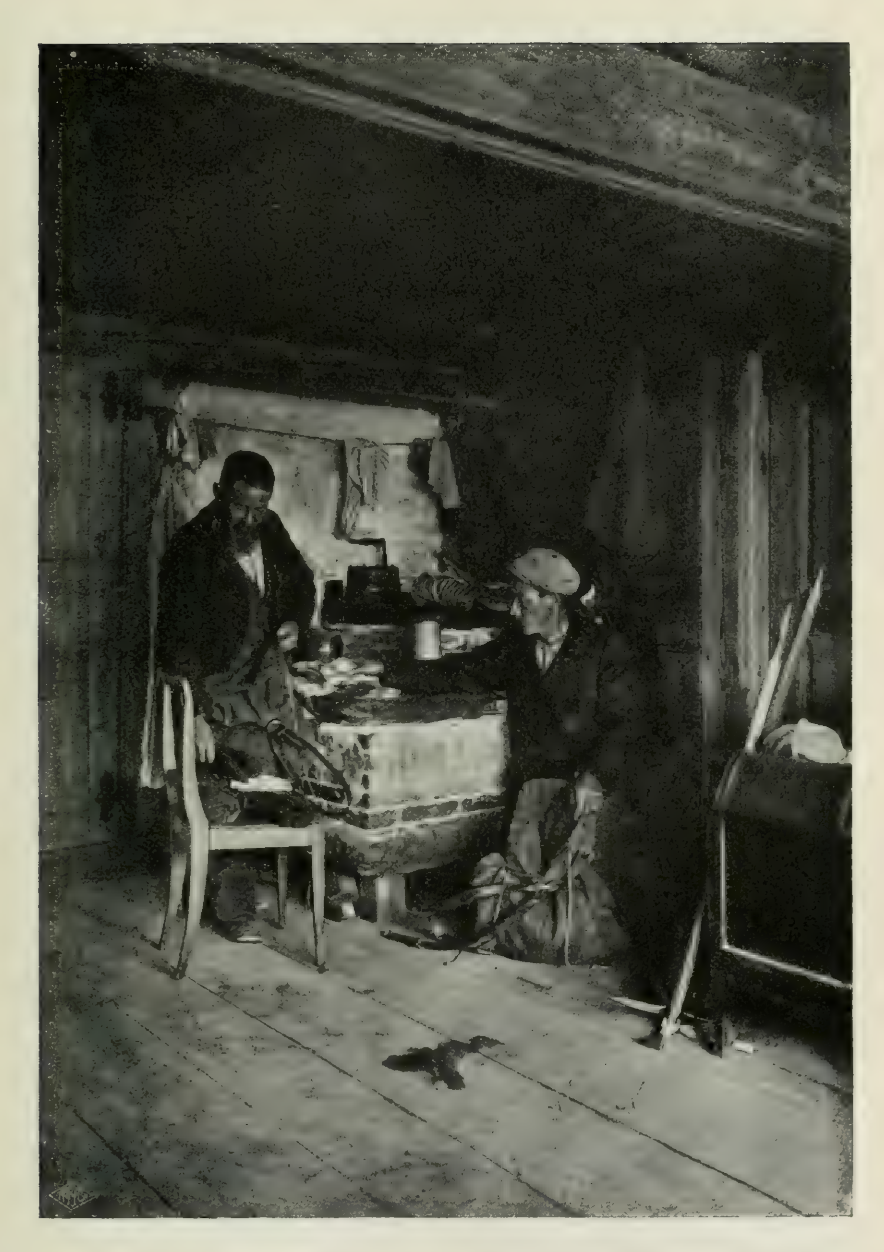


Schiibersboden-Ueli
Himalaya- und Neuseeland-Führer.

Denn zu weiter und schwieriger Bergfahrt ist er ụụsgrịckd, und zum wäten und hacken ist er ausgerüstet. Darauf deutet schon der prallgefüllte sehr große Bärgsack (Rucksack). Was wird er enthalten? Den Löwenanteil des Raumes beschlagen ein dünner Schlafsack für verschiedene prekäre Nachtlager und etliha Brustbläz gegen Erkältung. Ein Futteral birgt den Flor und de^{n} Brịllen oder Spiegel zum Schutz vor Schneeblindheit und daneben noch einen andern Spiegel, auch Glas geheißen: das zum spieglen dienende Fernrohr. Das Vermehrụgsglas[23] (Mikroskop) dagegen, welches sehr groß zeichned (stark vergrößert), mußte natürlich zu Hause bleiben. Auch für den Magen ist zwar genügsam, aber genugsam gesorgt. Ein kleines Wịịngeistmaschinẹ̊lli (šš) dient dem aller Menschennähe Entrückten, um da und dort, wa's ẹ̊s gräd bb'reichd, sich ẹ̊s Ggaffee old ẹ̊s T'hee, wa̋ders das er wil^{1}, zu brauen, wohl gar an naßkaltem Abend e^{n} Punsch a^{n}'z'reisen.

---

[22] Vgl. BOB. 40. [23] Bemerke dieses gute alte „mehr" (= major) für „größer" wie „minder" (= minor) für „kleiner".



Rüstung zur Bergfahrt.

Die Rechte handhabt mit Eleganz das zum Bärgstock zugeschnittene Hasel- oder Fichtenstämmchen mit solidem Eisenstift. Diesen Sträffel oder „Stefzen" umfaßt die Zwinga so straff, das^{3} er nid cha^{nn} logglen. Besondere Sorgfalt aber ist dem Bärgschueh gewidmet worden. Der Beschlag ist zwar nicht, wie ehemals, so chrịịdendicka,[24] daß er einen förmlichen Eisenrand bildet; die Någel gestatten vielmehr einzeln ein jeweils passendes Eingreifen in Eis oder Stein. Es sind Glarner mit seitlich eingreifenden Haken, oder ähnlich geschmiedete Chappennågel; vielleicht auch Acht- oder Säxstreichler mit acht bezw. sechs Schlagflächen am Kopf, so daß dort ein Grat, hier ein Spitz den Boden berührt; das „Neuste" besteht in g'firsteten Någlen oder liechten Bärgnågellinen. Zur Bezwingung steiler



Braawands Uelis Hansen Ueli.

Eishänge werden überdies die Schuhe mit Grịffịsnen (Griffeisen) bewaffnet. Derart g'grịịfed Schueh sind abermals ein Gegenstand fachmännischer Sachkenntnis. Es gibt Grịffịịsen mit zwei, drei, vier

[24] Aus chriidewiiß mechanisch fortgeführtes Bild, etwa wie „stocktaub", oder „rüch wi n e Stier", tubacke wi n e Stier" (Lf. 261).

Spitzen, also Zweiangel, Drịịangel, Vierangel. Solche Griffeisen, oder auch die sechs- bis zehnzackigen Stịịgịịsen, ersetzen nunmehr die ehemaligen Grä̋ppe̥ni, welche man mit umständlicher Sorgfalt und geringer Sicherheit für kritische Fälle an die Schuhabsätze erst aufband, dann aufschraubte. Das Gräppi[25] diente ehemals sogar zur Bewaffnung der Hand unbeholfener Steiger,[26] was allerdings e̥s u^n-sichers Ding gsịịn ist.

Nach recht ermüdender einsamer Reise hat unser Wanderer das Glück, in einer der drei Grindelwaldner Klubhütten sich einem Gefährten anschließen zu können, der vorsorglicher e^n Fịehrer mid mụ̆ gnụụn oder aụgaschierd (šš) g'hä̋ben heed. Es ist dies einer der ältern Garde, der in unheimlich überraschendem Nebel dem Kompaß naa^{ch} chunnd (solchen bei sich hat und zu gebrauchen weiß). An gefährlicher Stelle löst er sich die Lịịmma (das Gletscherseil)[27] von den Schultern, um das freie Ende um die zu Führenden zu schlingen. Solches anbinden oder a^{n}mmachen ist unerläßlich bei Gletscherübergängen sowohl, als wo es über glatte Steilhänge hinabzuklettern gilt und zum abseilen[28] etwa die zweimetrige Seilschlinga als Ersatz des Gurts mit Ring herhalten muß. Als Anhalt dient der ins Eis eingeschlagene Pickel, Gletscherpickel, dieser Chumm-mer-z'Hilf in tausend Nöten. Wie unentbehrlich machten ihn ehemals Stellen wie der bĕ̋ës Tritt am Kalli, d's bĕ̋ës Bärgli am Wetterhorn! Zugleich ersetzt er eine ganze Reihe alter „subtilz engin“, die man vormals in unglaublicher Zahl und Beschaffenheit neben Bettstücken, Kochgeräten und Proviantmassen in Hutten, auf dem Rääf oder Gäbe̥lli mitschleppte.[29] So bauschte sich die einfachste Bergreise zu einem Sensationsereignis ersten Ranges auf: e̥s heb e^n Krawall g'gään.

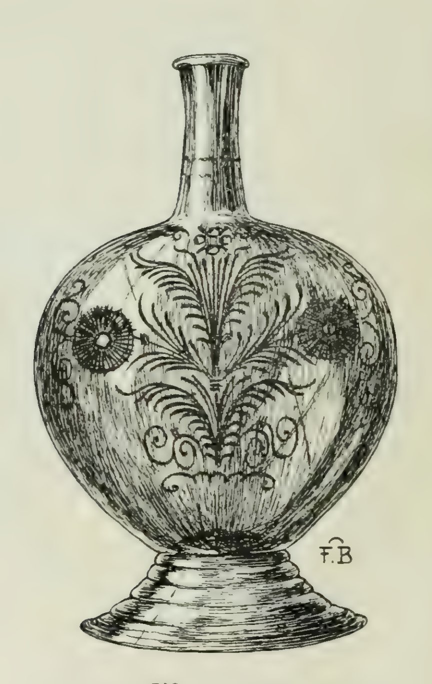
Auf das Unentbehrlichste dagegen sich beschränkend, dringt sälbdritt unser Wanderer forschend vor in die Wunder und Geheimnisse der Gebirgswelt mit ihren so eigenartigen Gesetzen, „steigt über die Wolken und tritt den rauhen Donner mit Füßen“.[30] Möge er nicht unter die „Opfer der Berge“ geraten, welche Jahr um Jahr fallen, erfallen, ụụsghịjen, abg'hịjen,[31] z'Tood troolen, massakrierd werden; oder welche der Blitz erschießd; oder welche sich

---

[25] Verkleinerung aus grappe (d'acier), zu gripper aus altholl. gripan; vgl. graffe (de fer) zu ahd. grîfan, und grampon zu Krampe (Haken u. dgl.). [26] Cool. JS. CXXXVIII. CXLIV. [27] „Leine“, mit Wechsel der Artikulationsstelle. [28] SAC. 40, 108. [29] Grun. 3, 208; Stud. T. 75 und besonders Rohrdorf. [30] Celsior exurgit pluviis et rauca tonitrua calcat. (Silius Italicus bei Grun. 3, 16.) [31] G'hijen mit all seinen Zusammensetzungen ist im Wertgefühl identisch mit 1. fallen und 2. werfen. Die Grundbedeutung (schwz. Id. 2, 1007) sticht in keiner Weise durch.

verrägled old verstelld hein und einsam verschmachten; oder welche knapp als Gstruppierti davon kommen: mit erfrëërten Gliedern oder schweren Wunden infolge Steinschlag. Was kann auch der ganz unberechenbare Zufall bringen! Unter dem Schreckensruf der Kameraden: Egger ist g'hị̈wna! stürzt, vom schartigen Bruch einer Flaschenlaterne durch ein ganz kleines Bịcki am Arm tötlich geritzt, ein Führer unter Führern verblutend zusammen.[32] In der Mitte zweier erstklassiger Führer und samt ihnen verschwand spurlos im Jahr zuvor (1880) der Unvergessene, von dem der Hallerstein im Angesicht des Wetterhorns redet. Wie unerforschlich ist die Macht, die über der Spannenlänge eines Menschenlebens waltet!

[32] Neue AP. 19. Nov. 1881; Stud. Ü. 4, 29—31.



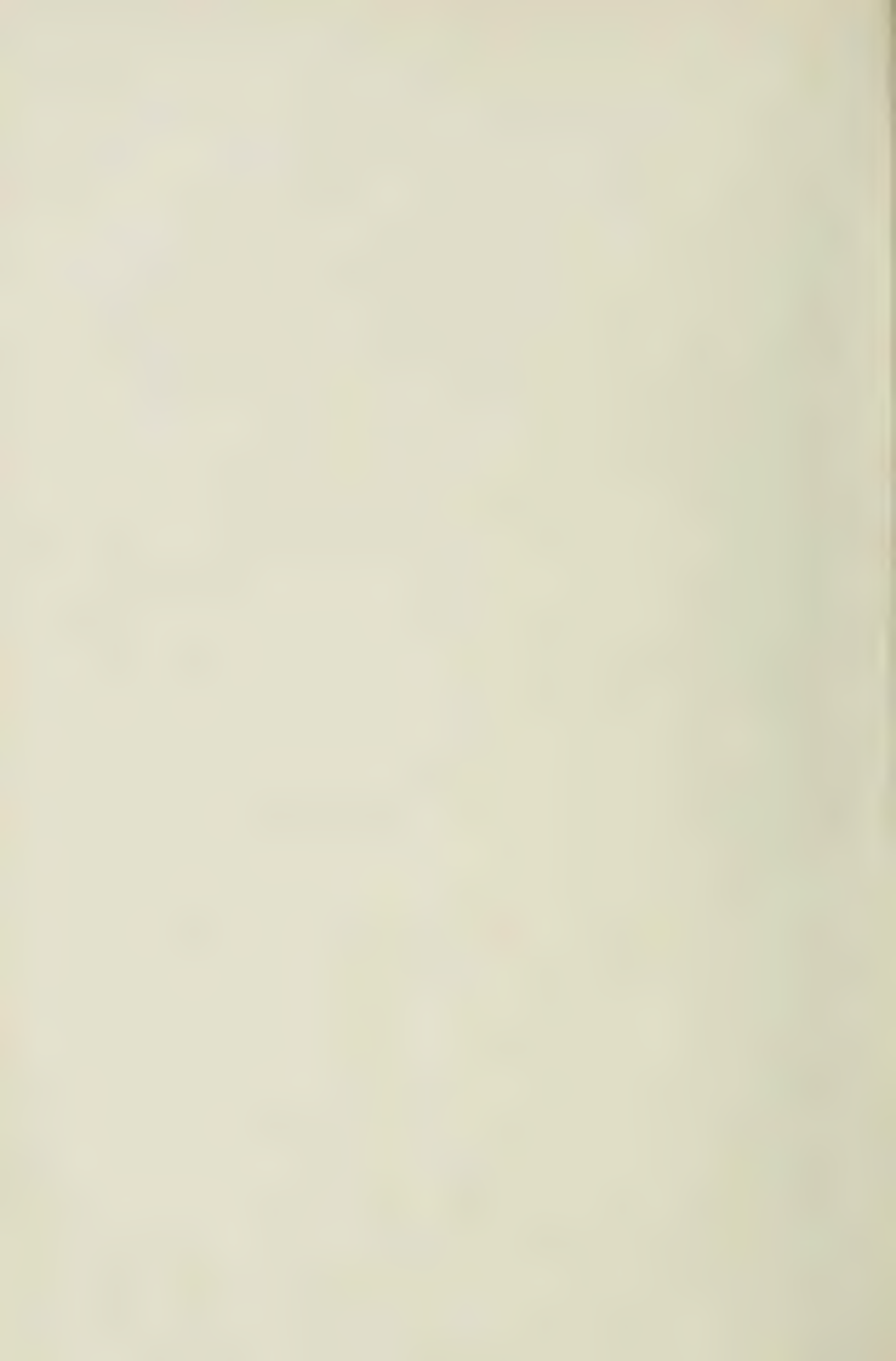
Flagoona.

(Weiße Flasche mit Glasschliff (30 cm) hoch.



Gemalt von W. Gorgs. Lachdr. Buchler & Co., Bern.

Das Wetterhorn
(im Vordergrund die Briggmeder).



Des Wassers Gestalten und Gewalten.

Laute und stille Wasser.



Wie „G“ (S. 1) u. d. übr. 12 Initialen.

Mit dem „Wasser als Werkmeister“ müßte eine rein sachliche Arbeit, die dem Gedankengang dieses Kapitels folgen wollte, sich vorab beschäftigen. Sie hätte das Wasser ebenso als die über alle Vorstellung riesenhafte Gewalt, wie auch als die wunderbar kunstvolle Kraft zu schildern, durch welche in unberechenbaren Zeiträumen „das Antlitz der Erde“ und damit auch unser herrliches Grindelwald geformt worden ist. Welch schwache Epigonen jener Fluten sind die heutigen Gewässer, die uns hier beschäftigen! Gleichwohl können auch diese soviel Macht entfalten, daß wir die Volkssprache bei ihnen gleich mit dem Ausdruck der Furcht einsetzen sehen. Man denke an den Bĕĕsibach[1] und zugleich an zeitweis harmlose Wässerchen, die unter freundlicherem Namen in noch viel schlimmerem Gebaren den Menschen in Schrecken und Staunen, in Schaden und Lebensgefahr setzen können. Gräßliche Verwüstungen stiftete erst noch am 3. August 1906 der Wasserlauf, der in seiner obersten Partie der Abbach, in der mittleren Wannengräben, in der

[1] Gut mundartlich hieße er „der bees Bach“. Allein es ist hier die bei „Simelihorn“ (S. 6) besprochene halbe Verschriftdeutschung sogar in die Mundart vorgedrungen. Eine ähnliche Erscheinung zeigt z. B. „Zinal“ statt tschenal aus canalis. (Jegerlehner „Eivisch“.)

untersten Schwẹndibach[2] heißt. Er erwahrte zwischen Bachsbort und Anggistalden[3] längst gehegte Befürchtungen, bedrohte neuerdings die Berghalde bei Wägispach, hinterließ furchtbare Ausfressungen bei Zwissenbächen (d. i. zwischen Wägispach und Wannengraben) bis hinauf zum Fall des Abbach, wirkte verheerend bis hinauf zur Holzmattenalp. Und was geschah, ist nur ein Vorgeschmack dessen, was noch bevorsteht. Überall sind die steilen Böschungen unterfressen, zerspalten, zum Einsturz bereit; überall harren kleinere und größere Felsblöcke des letzten Stoßes, um sich zu ihren Brüdern im Schwendiboden zu gesellen, welche dort, mit dem Faulschieferbrei verbacken, mühsam erobertes Kulturland überdeckten, Landstraße und Eisenbahn mehrere Tage unterbrachen und die Lütschine zurückstauten.[4] Vorsorglich beschloß darum die Einwohnergemeinde am 29. Juni 1907 die vom Bezirksingenieur planierte Abbachverbauung mit Staats- und Bundeshülfe.

Die empörten Wasser wetteiferten an jenem Nachmittage in Wildheit mit dem Mịlibach, dem Horbach, dem Bärgel. Als breiiger Schlammstrom wälzte sich das Wueggịsch (Ueggisch) daher, und es mehrte sich die Zahl der schon vorhandenen Erdschlipfe. Wie mancher Brụụch, mancher Ritt, manches Rittli, viele treppenartig abgestufte Rätsẹlli (die Rätsẹlla ist der Anfang eines Erdbruchs, der aber mitten im Entstehen si^ch^ umhi ersetzd) entstanden neu. Oder es trat an deren Stelle eine Geröllhalde: eine Rịsẹta, wa Steina ahag'rịse^n^ sịịn oder nachträglich noch aharịịsen.[5] So üben kleine Ursachen große Wirkungen. Dies geschieht zunächst, wo nicht im Einzugsgebiet eines Wildbachs der Wald einen großen Teil des Regens mittelst Kronen und Stämmen der Bäume auffängt und einen andern im durchlüfteten Wurzelbereich wie in einem Schwamm aufsaugt. Es geschieht ferner oberhalb der Waldgrenze, wo man das zähe und oft undurchdringlich verflochtene Gestrüpp der Legföhren stört, und wo man besonders den buschigen Polstern der Alpenrosen und Beerensträucher, die als Überzug steiler Böschungen wild abstürzende Wasserfluten so trefflich abwehren, den Krieg erklärt.[6] Letzteres tut man teils grundsätzlich, weil die Bärgrosen den Boden versäuern helfen und Futterkräutern den Platz versperren, teils und weit häufiger gedankenlos durch jene kindische Sammelwut und Renommiersucht, womit Vereinsbummler

[2] CD2. [3] CD1. [4] Vgl. Str. im EvG. 1906, 63. [5] Risen, hier sow. „fallen" (vgl. die loubrise Laubfall, Laubfallzeit, Herbst, Oktober) kann auch unser „steigen" bedeuten (vgl. Reis und Guttannerisches „errisen" (ị: sichtbar gekeimt, aufgegangen, „errunne"), gleich wie altes „steigen" eine Auf- und Abwärtsbewegung in sich schließt. Die oi-Stufe „reisen" gehört hiezu als 1. bereit stellen und 2. sich selbst (zu einer „Reise") anschicken. [6] Neum. 474.

die anlockenden Blüten samt Zweigeņ sozusagen *in Wĕdȩllen* (Reis-bündeln) oder auch körbchenweise pflücken, um sie dem raschen Verderben anheimzugeben.

Schon der einzelne Tropfen reißt an kahler, steiler Fläche Erde und Sand mit und entzieht damit selbst großen Felsblöcken den nötigen Halt;[7] was vermögen erst deren vereinigte Millionen mit ihrer reißenden, stoßenden und wälzenden Kraft, die mit der Masse in unglaublich anwachsender Proportion steigt![8]

Der historisch Bewanderte denkt hier an Wassergrößen[9] wie die von 1608—11, welche einen Teil des Dorfes Mettenberg vernichtete;[10] von 1629,[11] 1755, 1763, 1783, 1794, 1831, 1843, 1869, 1874. Alle fielen, dem Wesen der Wild- und Gletscherbäche gemäß, auf den Hochsommer mit Hitzegraden bis auf 35, wie an jenem 3. August 1906 und waren häufig, wie damals, von Hagelschlag begleitet.

Ruhig, in idyllischem Frieden, führte am besagten Tag das *Bärenhartsbächli*[12] inmitten der wütenden Nachbarn sein spiegelhelles, blaues Wässerchen durch seine kleine Felsspalte der Lütschine zu — welch ein versöhnender Anblick! Er erinnerte an die „Augen" der „lächelnden" Seen des Bödeli; und wieder dachte man an das „Bächlein froh", das „murmelnd" zum Plaudern einzuladen scheint und doch immer „nicht Zeit" dazu hat; zuletzt aber erfüllte die unverwüstliche Reinheit des doch so wehrlos schwachen, gleichsam „zarten" Wässerleins die Seele des Beschauers mit einem Eindruck, dem die fromme Scheu eines alten Persers vor dem geheimnisvollen Element verwandt gewesen sein muß. Beinahe scheint es denn auch, als lebte im Volksgemüt noch etwas von jener Ehrfurcht, die dem Wasser als der unentbehrlichsten aller Himmelsgaben jede menschliche Unreinheit ferne hält und zugleich nur ihm anvertraut, was nirgends auffindbar allem Bereich des Lebenden entzogen werden soll. Dem von einem *Mịlibach* und *Bärgel* weggerissenen Erdreich *ghịjd mụ* oder *rịehrd mụ* allerdings auch jeglichen lästigen Hausabfall nach: *das mäg er o*^{ch} *gräd haan!* In das saubere Wässerlein jenes *Bärenhartsbächli* oder *Hȩllergrắbli* dagegen gehört z. B. die Nähnadel für das *Häxe*^{n}*pịntȩlli*, von welchem an seinem Ort zu reden ist. Ebenso geheimnisvoll klingt die Rede: *Wär i*^{n} *d's Wasser spịwd, spịwd dem lieben Gott in d'Oïgen.* (Damit ist zugleich gesagt: der Speichel, die *Spụwwȩlla*, soll mit

[7] Waſſ. 2. [8] Die lebendige Kraft wächst bei Erhöhung des Wasserstandes von 1/4 zu 1/2 m Höhe um fast das Zehnfache, von 1/4 zu 1 m um das 75fache, von 1/4 zu 2 m um das 427fache. (An Hand von Wass. 9.) [9] Vgl. Ofenbr. 6, 74—77. [10] GlM. 19. [11] Blätter 2, 231. [12] G 2. 3.

seiner mystisch wie physiologisch anerkannten Heilkraft[13] nicht verunehrt werden.)

Wenn nicht in dieser, so doch in einer andern Art der Geistesrichtung wird einst der Respekt vor der Gabe des Wassers wieder im Kurse steigen, wenn keine Wasserbielen[14] mehr, keine Wasserwendi (Jtramen), kei^n^s Wasserschalten, keine Zübe^n^weid (hinter Bußalp) schon mit dem Namen auf den Reichtum dieses Elementes deuten kann. Wenn einst eine allgemeine Wassernot im entgegengesetzten Sinn zu der eingangs beschriebenen die Menschen zwingt, durch ingeniöse Erfindungen das vom Erdinnern verschluckte[15] Wasser ihm abzuerobern, dann werden sie lehrren mid dem Wasser huusen wie mid Niwenburger (Neuenburgerwein). Einen Ausblick in solche Zukunft gewähren Bergwirtschaften, wo man „genug" in einem andern als dem gewöhnlichen Sinn, eben griiselli^ch^ gnueg[16] mues d's Wasser zuehi ferggen; z. B. auf dem Faulhorn, wo es zum gerade unbeschäftigten Gasthausknecht etwa heißt: gang reich en Hutta volli Wasser, um mit dem bekanntlich recht unausgiebigen Schmelzprodukt des Eises oder Schnees die gewaltigen Kufen nachzufüllen. Wie dann erst, wenn eine allgemeine Tréchchni Namen wie im Dirrenbärg und Dirrenbärgli, Dirrenégg, Dirslichchren („Dürslüchern" 1275)[17] huuffe^n^swiis zu mehren Grund hat!

Einstweilen nun speist die lang andauernde Schmelze des in der Regel reichen Gebirgsschnees noch eine schöne Zahl oberflächlicher Stauwässerchen, die den Boden schlipfriga machen und sogar zum friesen (Öffnen von Abzugsgräben) zwingen, und murmelnder Quellen. Manch ein Ort könnte den Namen uf ^d^em Ursprung[18] tragen und dabei freilich auch Reichtum oder Armut an Wasser veranschaulichen, wie deren Stufenleiter sich in den folgenden Bezeichnungen spiegelt. Gar oft muß der Tropf (Tropfen)[19] genügen: we^nn^'s numma^n^ geng trépfled! Bloß „tröpfflecht"[20] fließt auch der Traan sowohl im direkten als im angewandten Sinn der „Träne", deren ursprüngliche Mehrzahlbedeutung mit Trään und im angewandten Sinn wohl auch durch Oige^n^wasser wiedergegeben wird. Wie spärlich fällt erst das Träänelli aus! Doch darf das

[13] Vgl. Ev. Joh. 9, 6. [14] F 3. [15] Verd. 2, 54 f. Neum. 88. [16] Wobei nicht das Vollmaß des Vorrats, sondern das der Mühsal „erreicht" wird; vgl. lat. nanciscor (Kluge[5] 135). [17] Font. 3, 145. [18] A 2. Vgl. den „Ursprung" bei Spiez u. anderwärts. [19] Wie „das Trouf" und „die Traufe", sind auch „Tropf" und „Tropfen" ursprünglich gleichbedeutende Schwesterformen. Doch braucht schon das Ahd. „Tropf" nur in der Redensart ni drof (ganz und gar nichts oder nicht: Graff, 5, 29). Im Unterbernischen wie Schriftdeutschen unterscheidet sich vom Tropfen (gutta) der Tropf als bedauernswerter Mensch. [20] Rebm. 89.

Trääne̥lli Ggaffee, wie auch das Tre̋pfe̥lli dieses edlen Naß wohl ungestraft im Umsehen zum tolleⁿ Tropf, ja zum Schlĭ̄he̥lli (Schlücklein) anwachsen, da ja selbst die berüchtigten sieben Tassen gegen das Quantumsbedürfnis des „Weinschlauch“ (Weinschwelg“) im altes „Narrenschiff“ ein Nichts bedeuten.[21] Ebenso unmerklich wird aus dem Schlĭ̄he̥lli der Spru̥tz oder gleichbedeutend: der Ggŭ̥tz (S. 60); es ist éiⁿ tuen, wa̋ders (welches von beiden — nämlich gesagt werde.) Noch ausgiebiger ist die Zŭ̥ba. Gang reich mer gräd e̥s Glas Wasser an der Zŭ̥ben! befiehlt, wer den Labetrunk in bester Reinheit und Frische gleich von der Brunnenröhre weg haben will. Eⁿ Zuba lached, wer von ganzem Herzen und aus vollem Munde lacht; wer letzteres in rasch wiederholten Ansätzen tut, lached eⁿ Tschöllen. (Zi̋blen oder wasse̥ren: urinieren.) — Munter plätschert oder „plaudert“ es hier; dort plöde̥rred es in mächtigem Wall, und unversehens wätschged (quietscht oder gurgelt) der Schuh des allzu neugierig Vorgedrungenen in einer Schweizi: durchnäßten Stelle an wasserzügigem Hang, oder gar in einem Gli̥ngen (einem Glu̥nten, einer Pfütze), wie ein regennasser, schlechter Weg sie bietet.

Der Wortgeschichte gemäß[22] heißt die Quelle auch Brunnen. Ni̥i̥d wan Brunnen sollte nach weitverbreiteter Fabel[23] ein Interlakner Kundschafter in „Lauterbrunnen“ angetroffen haben, wie sein in Zweilütschinen sich trennender Gefährte in „Grindelwald“ ni̥i̥d wan Grind[24] old Wald. Daß jedoch „Lauterbrunnen“ als der bekannte Ortsname nicht anders zu deuten ist als der lu̥u̥ter Brunnen zu Ällouinen mit seinem weit und breit hochgeschätzten, spiegelhellen Wasser, ist anderwärts erörtert. Man ging ja ehemals auch „in den Lauterbrunnen“[24a] wie „in den Grindelwald“. Daneben gibt es genug der trüben Quellen, und nicht wenige sollen ja truuble̥tu̥ sein. Der im gälwen Brunnen an Bachalp enthaltene Schwefel könnte bei leichterem Zugang das Schillingsbad[25] im ehemaligen Schillingsdorf (Burglauenen) ersetzen, welches uns noch z. B. 1682 als „das Bad im Tschingelberg“[26] begegnet. Dasselbe ist längst eingegangen, wie auch der Name uf ᵈem Badrein[27] bloß noch historische Bedeutung hat. Grindelwald besitzt Wannenbäder bloß in Gasthäusern; und die wenigen Gelegenheiten zu Flußbädern werden um so weniger ausgenützt, da dem Älpler, dem Wald- und Feldarbeiter häufig genug der unabgewehrte Schnee und Regen die mehr oder weniger willkommenen Dienste einer Douche

---

[21] Slûch und slûchen (mhd. WB. 2, 2, 415), schli-n-gen, Schluck und schlucken, schluchzen sind Stufen einer Stammauslautsteigerung mit unvollständiger Differenzierung. [22] Lf. 44—47. [23] BOB. 2. [24] S. 9. [24a] Gh. 1674 13/2. [25] ÄFG. XXXIX. [26] Gh. 1682. [27] B 1/2.

leistet. So kommt es, daß nicht einmal das Verbum „baden“ sich seines gewöhnlichen Sinnes erfreut. Während im Seeland einer, der sich nicht sofort mit dem ganzen Leib ins Wasser wagt, gehöhnt wird, „är tüej d'Zeejje^n^ tröchne^n^“, bäded man in Grindelwald und anderwärts schon, wenn man sich ein Fußbad angedeihen läßt; das Baden des ganzen Leibes aber rückt bereits zum schwimmen vor, und Badhosen nennen sich selbstbewußt Schwimmhösi.

Dafür macht aber auch kein Grindelwaldner Modebad „arm am Beutel, krank am Herzen“, „und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.“[28] Gedeihlicher sind gewiß die innerlich und äußerlich angewandten „Brunnenkuren“ an den Brunnen zweiter Art: dem vor Stall und Haus (nur bei bester Gelegenheit auch ins Bauernhaus) geleiteten und im langen Behälter: Trog (S. 40) angesammelten Wasserzufluß.

Nicht durchweg läßt sich entscheiden, ob in den folgenden Eigennamen diese letztern oder jene erste Bedeutung zu verstehen sei. Ein „Buri zum Brunnen“ kommt 1349 vor. Auf der Haslerseite der großen Scheidegg findet sich die Stelle bi'm chaalten Brunnen, wonach sich ein Alprevier benennt. Eine andere „Alpe, genennet Brünnen“,[29] erscheint 1364. Als „Brünnen“ figurieren ferner zwei Bru̥nni;[30] ein anderes Heimwesen heißt das Bru̥nnihu̥u̥s. Ein hoher Fels am Mettenberg, das Brunnhören, gießt in schönen Wasserfällen einige Bäche auf den untern Gletscher hinab. Eine neue Verkleinerungsform stammt aus 1776: „ob dem tschingel in den bründlinen“.[31] Als Grundwort steckt „Brunnen“ in Trü̥ffersbrunnen,[32] Chrachchenbrunnen (Wasserläufchen unterhalb der Nellenbalm), Führenbrunnen. Von Wassermolchen wimmelt es lustig im Mölibri̥nne̥lli bei der Fli̥elenegg am Mettenberg.

Der Führenbrunnen ist ein Zeitbrunnen. Där geid all Winter e^n^ Schutz ab (steht eine Zeitlang ab), um gegen Mitte März umhi-z'choon. Regelmäßig fließen allsommerlich die Meibrunnen bloß vom Mai an bis gegen Ende August. So der Heidenbrunnen beim untern Gletscher; so im Lauterbrunnental der Schmadribrunnen, der Rosenbach, der Trümmelbach, der Gras- oder Krautbrunnen; so auf Engstlenalp der „Wunderbrunnen“, welcher wie äxtra dem Vieh zu liebe im Sommer alle Tage von etwa vier Uhr abends bis acht Uhr morgens (den beiden Melkzeiten) loifd.[33] Hungerbrunnen endlich

[28] Haller, ungeschickt nachgeahmt von Kyburtz a 28. [29] Font. 8, 600. [30] D 3; G 2. [31] In den Mund mehrerer, selbst älterer Grindelwaldner paßt auch diese, wie gelegentlich andere Rundungen, oft sogar in überfliegender Analogie; vgl. z. B. „Fürst“ statt „First“. [32] F 3. [33] Meisner AR. 1812, 79 f.; Wyß 421; Rebm. 104 f.; Grun. 1, 17 ff.; 3, 18—5; Stumpf 218^b^; SAC. 19, 430; Stumpfs Karte; Tschudi 218.

stehen mit ihrem periodischen Fließen und Stocken in augenfälliger Verbindung mit Trockenheit und Mißwachs. Des zeitweiligen abgaan (Abstehens) ist man gewohnt bei dem danach benannten Abbach. Alle daherigen Berechnungen dagegen täuscht der Nährling der Doldislouinen: der Lụ̈gibach. Im Winter gar nicht fließend, versagt er oft zu unerwarteter Zeit auch im Sommer, um hinwieder, wie über Nacht, zum starken Bache zu werden.

Meist aber „sind die Felsen anzusehen wie steinige, unverweßliche Brunnen-Stöck, die immerdar und zu allen Zeiten munter Wasser ausschenken".[34] Dasselbe mundet freilich verschieden. Erdige Minerallösungen besonders der Moränen würzen es samt dem darin getränkten Brot zum epikuräischen Mahle,[35] indes die Granit- und Gneißalpen fades, schlĕ̈ĕ̈ds Rieselwasser spenden; dasselbe eignet sich dagegen wegen seiner Reinheit und Weichheit vorzüglich für die Küche. Die Bewohner der ụụßendịịr^{ch}igen Ort (peripherisch gelegenen Gemeindeteile), denen das Reservoir auf Duft und das Hydrantensystem des Dorfbezirks nicht zugute kommen können, sind indes zufrieden, wenn ihnen für eine neuerdings erforderte Brunne^{n}lleiti der Wasserschmeck eine nur irgendwie benutzbare und nicht allzu entfernte Quelle entdeckt. In der Wissenschaft dieses Quellenforschers finden sich uralte Mystik und neue Physiologie[36] in merkwürdiger Weise zusammen. Sein Hauptinstrument ist die Wasserschmeckrueta oder Glịcksrueta aus der vorlängst als wunderbar erkannten Wịịßhäslen; der gläserne Behälter am dünnern Ende birgt (angeblich oder noch besser wirklich) Chă̈chsilber. Beim intensiv magnetisch Veranlagten gehört zur Hasel in der einen noch e^{n} silbrigi Sackuhr auf der andern Hand. Diese Uhr wird sich über der verheißungsvollen Stelle um sich selbst herumdrehen. Ist das Orakel erteilt, so gilt es nun, und zwar im ụụfgăände^{n} Maan, den Brunnen ụụfz'fassen, d'Brunnstuba z'machen. Wo nicht der hohe Holzpreis zu eisernen Röhren rät, liefert der Dịịhelbohrer hölzerne Dịịchla, mittelst deren d's Wasser zuehi g'leid (gelegt) wird. Der meist sehr unebene und felsige Boden mit wenig Erde macht es erklärlich, daß man bei dieser anstrengenden Arbeit das Ziehen des Leitgrabens bis zum Brunnenplatz „hinzu" und das sorgfältig geschlossene „Einlegen" der Deichel: also das zuehilĕgen (nicht etwa hinzuleiten)[37] hervorhebt. Natürlich hat man den Brunnen gerne möglichst nah bei Haus und Stall; und auch unser einsames Brünnelchen,

---

[34] Kyburtz A 7. [35] Cool. JS. 204* nach Gesners Pilatusreise. [36] Vgl. Prof. Albert Heim im Verd. 4, 255—262. [37] Man müßte in diesem Fall ja auch „zuehi'gleited" statt „zuehig'leid" sagen.

nach welchem Kinder scheuern gehn, gehörte einst zum geschlissenen Stählisboden-Scheuerchen. Zur Staffage der Alp dagegen gehört, wie eins der Arvenbilder unter „Wald“ zu sehen gibt, auch der Tränkebrunnen uf der Wịịti.

Für den Brunne^{n}stock, dessen Haupttugend ja doch eine möglichst reiche Wasserspende ist, gibt sich erst recht[38] der bäuerliche Oberländer nicht die Mühe, mit der sich die kunstsinnige Bundesstadt zur „Brunnenstadt“ herausputzt. Mit Vergnügen sieht er es dagegen, wenn die Natur im „Brunnenstock“ der Sustengruppe[39] gleichsam oder (wie zu Oberhofen) im neu ergrünenden Pappelstock wirklich einen schönern Ersatz seiner Arbeit herstellt. Ebenso besteht der Trog, Brunne^{n}trog in der Regel einfach aus einem großen, langen Fichtenstamm, in welchen die größere vordere Abteilung und das kleinere Sụdeltrị̈gli einfach eingemeißelt werden. Auch so gilt er als Hauptbestandteil des Brunnens. Anhi ze'm Troog eilt ein Dutzendmal im Tag die geschäftige Hausfrau, der im Stall tätige Sohn, legt die schmucklose Staagla (Astgabel, die „Brunne^{n}grịppele^{n}“ des Emmentals) oder das eigens gefertigte Chrịịz unter den Röhrenauslauf: die Zụba und stelld under (nämlich das Wassergefäß). Auf der Alp sieht man in toter Zeit die Tröge umgestürzt: umg'wĕ̈lpd oder d's under ụuf daar'taan. Ohne solche Vorsicht würden die so mühsam zur Stelle geschafften Riesenmöbel durch Schneeschmelze und Frost bald ruiniert.

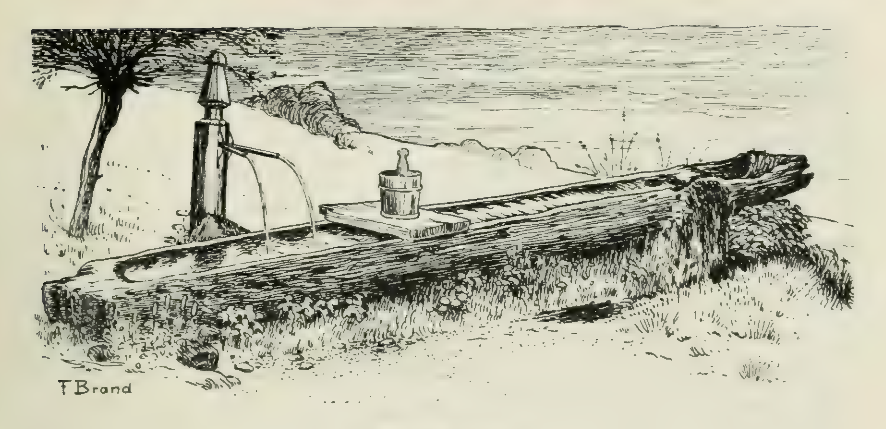


Einsames Brünnelchen.

Gerade die künstlerische Anspruchslosigkeit des Älplerbrunnens oder auch des kleinen, hausfernen Brị̈nẹ̊lli trägt vieles zum Reiz einer sonst vielleicht einförmigen Landschaft bei.

Die prächtig geschwungene Parabel des Auslaufs aber stellt uns im kleinsten einen der Wasserfälle des Alpenlandes vor. Welch eigenartiges, sozusagen persönliches Leben in diesen Fallbächen! (Vgl. bereits S. 15.) Wir dürfen hier nicht verweilen bei dem feinen und zarten Schleierfall des Staubbachs mit seiner zu eigentlichem Studieren auffordernden An-

[38] Vgl. Lf. 44. [39] Stud. T. 82. 88.



Im Graben.

lage;[40] nicht bei dem die Sinne so unsagbar übernehmenden Donnern und Tosen der Handeck;[41] nicht bei den malerischen Stufenfällen des Gießbachs[42] und Reichenbachs; nicht bei dem korkzieherartig in die Malmwand sich einschneidenden Trümmelbach,[43] noch bei der großartigen Wassersinfonie des Kientals,[44] dessen Tschingelfälle ihresgleichen in der Schweiz nicht haben.[45] Auch würde ihre Beschreibung erst recht die Bescheidenheit der Wasserstürze Grindelwalds hervorstellen. Die Namen der letztern lauten zum Teil demgemäß. So ist der Jumpfreⁿsprụtz ein humoristisch herabgesetzter Miniaturfall zwischen Schwendi und Burglauenen. Ein anderer Fall heißt der Schụụr (Regenschauer). Der Gießen erinnert an den „Hịenderggụtz" (S. 60). Raaßlochtiger stürzt, wie die Verheerungen in der Tschingelei im Jahr 1874 überflüssig bewiesen, der Fallbach[46] aus beträchtlicher Höhe. In recht schönem Bogen wälzt sich während der Schneeschmelze der Mịlibachfall[47] in mäßigere Tiefe. Wie wenig jedoch sonst die Wassermasse alleinig 's e̥s machd, wie vielmehr auch hier wie auf menschlichen Gebieten große Tätigkeitsentfaltung mit kleinen Mitteln am anziehendsten zum Gemüte spricht, beweisen die geradezu reizvollen kleinen Fällchen des Lütschentals im Mai und Juni. Sie erinnern mit den einzelnen feinen Silberäderchen, in welche sich das spärliche Wasser immer wieder in unerschöpflich mannigfaltigen Gruppierungen zerteilt, an das unbeschreiblich liebliche Kleinwerk des Beatenbachs an der Merligenstraße. Auch den

---

[40] Baltz. 1, 80; Meisner AR. 1811, 109; 1819, 333; JG. Jacob 2, 124; König 21; Wyß 481—500; Grun. 1, 104 f. [41] Prächtig geschildert von Wyß (796); Baltz. 1, 150. [42] Baltz. 1, 130; Wyß in AR. 1811, 28. Über Lehrer Kehrli: Faulh. 25 ff. [43] Baltz. 1, 80. [44] Ebd. 89. [45] Ebd. 84. 88 f. [46] B 1. 2. [47] G 1.

schlichten Mann des Volkes spricht am ehesten das an, was ihn an sein eigenes intelligentes Tun erinnert. Einem Grafen von Planta, der den Staubbach in seiner mächtigsten Sturzmasse des Vorsommers anstaunte, klopfte ein treuherziges Lauterbrunnermännchen auf die Schulter: Ich weiß Ihnen noch etwas viel Schöneres! Er führte ihn vor den eben fertig gewordenen Springbrunnen im Lauterbrunner-Pfarrgarten, der seinen Strahl einen Meter hoch steigen ließ und rief triumphierend: Achtid, Heer! Där dert g'hịjd nụmmạn ahi, und ahig'hịjen chan am End d's Lied's alls. Aber däär da g'hịjd uehi und ist doch nụmmạn toods Wasser![48] — Immer ist indessen auch solches ahig'hịjen ein rechtes Schauspiel für das Auge, sonderlich wo es in schönem Schwunge des perlenden Elements zum ụsig'hịjen aus der verborgenen Wiege der Flußgötter[49] sich gestaltet. Besonders überraschend zeigt sich dieses plötzliche und im Frühling auch mächtige Herausfallen aus der Felswand ohne irgendwelche auffindbare Herkunft am Bärsbach[50] Burglauenens.

Nicht imposant, wohl aber anmutig, schickt der sprudelnde Quell der Niederung, schickt der Gletscherbach sich an, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten: ụụsz'choon. In stolzer, jugendlicher Selbständigkeit alsdann schlägt das Wässerchen seinen Weg ein: sein Rinnsal, seine Runse, seinen Bachrụụs, seine „royse", sein Rụ̈ụ̈schli (Biel), seine Rütscha (zimbrisch). Die „Rüsch",[51] die „Rüse"[52] oder die „Rụ̈ụ̈ß" (Reuß) der heutigen Aussprache gehört eben dahin. (Vgl. „der Rin des waßers"[53] 1497.) Vom Tödi zieht sich die „Schneerose" herunter, vom Roosenhören[54] die Rosenegg und die Roseⁿloui mit deren heute so reizvoller Umgebung am Nordwestfuß des Wetterhorns. Das Hasli hat auch seinen Rụụs als Ortschaft, wie Grindelwald sein 1363 verzeichnetes „gut ze Rusach"[55], seinen Rụụs, das Rụụsbědělli und das Rụụsbächli. („Rụụs" und „Rụụs" wechseln wie „Lụụs" und „Lụụs"; vgl. „Jisch". — In lustig tanzenden Wellen, in hundertgestaltigen Wirbeln prallt der Flußlauf — er stichd an — gegen Blöcke, Klippen, Sand und Kiesbänke. Zumal die Lütschine gruppiert in ihrem Oberlauf solche Hindernisse zu bisweilen hübschen, kleinen Inselchen, in älterer Sprache Isęltinen. In noch kleinerm Maße tun dies ihre Seitenbäche des Faulhorngehänges; nur erinnern hier solche Gebilde allzusehr an das anfangs geschilderte ịịⁿschrịịßen (Unterfressen der

[48] Nach König 22 f. [49] Wyß 20. [50] A 1. 2. [51] Rebm. 483. [52] Habsb. 1, 201. [53] Strettl. 183. [54] In Meiringen schreibt man den Namen Rosenhorn der Wirkung des Alpenglühens zu — mit gleich gutem volketymologischem Recht, wie die Monte Rosa-Gruppe ihren schönen Namen trägt. [55] Font. 8, 536.

Ufer), zwägbrächen und ubergħijen solcher Bergbäche, wie zumal des Bärgel, dieses niidraatsen oder niidraatsigen (nichtsnutzigen)[56] Piirstels par excellence. — Eine besondere Erscheinungsform zeigen die Gädenllichcher: Spalten, gebildet durch so starkes Zerreißen und Verwerfen von Gebirgsmasseu, daß man oft in der einen Felswand die Vertiefung sieht, in welcher der Höcker der andern Wand steckte.

Nicht wenig beteiligt sich die Mundart an der uralten Geltung von Wasserzügen als Grenzlinien. Schon die „First, wo das Schneewasser abrinnt", die Kammlinie der „Schneeschmelze" als Wasserscheide gibt auch eine naheliegende Eigentumsgrenze ab. Hieran erinnert die Wasserwendi. Am Eiger figuriert bereits 1252 der Marbach eben als Marchbach.[57] Gar manches Gut, auch mancher Güterkomplex, liegt „zwischen den Bächen" des und des Namens, der im nachbarlichen Verkehr keiner Erwähnung bedarf. Das gut mundartliche zwisse'n Bächen (vgl. „i'n Mëësęrren = in den Mösern u. dgl.) bedeutet eine Örtlichkeit über Wagispach (S. 34). Ferner gibt es auf dem Oberläger Scheidegg ein langes Quertal, welches noch 1787 als „Zwischbächtal"[58] erscheint, in heutiger Dekomposition aber (vgl. S. 34) z'Wischbääch geheißen wird. D'Chieh sin z'Wischbääch; ich mues gan Wischbääch inhi. Ein solches z'Wischbääch liegt auch im Bachläger. Das klösterliche Urkundenlatein übersetzte die Bezeichnung mit „inter amnes". Die Mundart legte sich dies zunächst zurecht als „Intramen" (1682. 1787), „hinder Indram" (1668)[59] und unter Umdeutung des später zu besprechenden „hinder": „in der Intramen" (1671), alles mit echt deutscher Betonung der ersten Silbe. Später fällt das n aus; man schreibt und spricht „an ytrammen", „der Berg Itram" (1808), „der Gebirgsstoß Itram."[60] Man verstund darunter zunächst das Revier, welches heute tautologisch als Itramen zwisse'n Gräbnen, d. i. als die zwischen Wärgistalbach und Mählboimgräben gelegene Osthälfte der gesamten Bergschaft Itramen an Nordabhang und Fuß des Männlichen und Tschuggen benannt wird.

Nicht jede Bergschaft wird so augenfällig und namensgemäß durch Marchbäche abgegrenzt. Am wenigsten ist dies hinder Scheitegg der

[56] „Rat" im Sinn der Zusammensetzung „Hausrat", „Vorrat" u. dgl. bildete (in der Genitivform) zunächst mit „nichts" die Wortgruppe „niid Raats" in einem Satze wie: er gewährt „nichts" des (von ihm erwarteten Succurses oder) Rats. (Vgl. i wott nüüt „des Züügs".) Auch diese Wortgruppe half die Großzahl der Adverbien bilden, die nach und nach in die adjektivische Fügung hineingezogen wurden. [57] Font. 2, 352; vgl. Habsb. 1, 192. [58] Höpfn. M. 13. [59] Ch. 1668²³/₁₀. [60] GlM. 168; Alpina 3, 201. 223.

Fall. Hier stellt auch bloß der Spịịherbach, der den Reichenbach nährt, einen bedeutendern Wasserzug des Oberlägers dar. Dieses gegemahnt im übrigen da und dort an die so verhängnisvoll entwaldete Grindelalp. Die Gräben derselben mit ihren verrutschten Einhängen reden von der nagenden Tätigkeit des Wassers in dem weichen Schiefergestein, das so leicht verwittert, abrutscht und massenhaftes Geschiebe liefert. Wasserreich ist dagegen das Oberläger der Bachalp. Uf Baach treffen wir denn auch 1372 einen „Ulrich zem Bache, genannt der Lango". Heute alpen dort die Baacher, und zwar im Hochsommer im Bachlǟger als der obersten Stafel. Ein Komplex von kleinen Vorsaßlinen ist Nịderbaach.

Gegenüber den prosaisch klingenden Namen der Wuer, am Wuer[61], das Wuerli tragen einige der hier im Vogelflug überschauten fließenden Gewässerchen Bezeichnungen, welche die Phantasie anregen. An den Ällouinenbach erinnern der Wätterloui- und der Gụtzbach, beide von der Wätterlouinen und dem Hịenderggụtz am Wetterhorn gespiesen. An den Bärgelbach oder Bärgel (vgl. „Walther von Bergeln") 1302 und „Chuonrat ze Bergeln 1345) klingt der Bär^{g}bach an (vgl. „Bǟr^{g}bluest" sw. Alpenrose). Den Reichtum dieses Gewässers im März und April und seinen Rückgang im Mai kennzeichnet die Rede: Was der Merzen inhitued, tued der Meien e̥m ụsi. Wasserstürze wie er bilden der Fall-, der Zuben-, der Abbach. Der Geidelbach verzettelt sein Wasser gleichsam wie in übermütigem Knabenspiel: er tued's ḁ^{l}só vergeide̥llen (oder versị̈wwen). An einem dem Gguntel (S. 180) ähnlichen Feldstück fließt der Gụntelbach vorbei; ähnlich erklären sich der Geere^{n}weid-, Pfannen-, Wannen-, Chellenbach. Keiner Erläuterung bedürfen Namen wie Wärgistal-, Bueßalp-, Schwendi-, Mịli-, Spịịherbach u. a.; bloß zu den beiden Schuelbächlinen ist zu bemerken, daß an ihnen die vormaligen Schulhäuser von Itramen und Bußalp lagen. Historische und sagenhafte Erinnerungen erwecken ebenso der Wartenbärggräben, das Martibächli, das Bärenhartsbächli oder -gräbli, auch He̥llerbächli oder -gräbli geheißen. Ein an ihm gelegenes Wiesenstück sei nach einer Pestzeit um einen „Heller" verkauft worden; ein anderes, um eine Tasse Kaffee erworbenes Stück habe dem nämlichen Bächlein zum Namen Ggaffeegrǟbli verholfen. Diese Sage erinnert an die angeblich ähnlich verhandelte Angstermatta, ein schönes Gut zu Itramen, und an den um ein „Fürte^{n}" (Vortuch, Schürze) verkauften, weil durch den schwarzen Tod verödeten Hof Fürten zu Sumiswald.[62] Im

[61] G 2. [62] Richtige Deutung als Mehrzahl von „Furt": Lf. 51.

Schwick (in aller Eile) fließt das Schwickbächli einher. Luuterbach heißen Zuflüsse der schwarzen und der weißen Lütschine. Hell wie den „lautern", liebt man auch einen Wäschbach wie den an Grindel. Wie der Bärgel färben der Schwarzenbach und das Schwarzbächli mit ihrem Tonschiefergehalt die Schwarzlitschina (vom obern Gletscher bis Mettenberg) und durch sie die schwarz Litschina (bis Zweilütschinen[63]) im Vorsommer kohlschwarz. Die „weiße Lütschine" ist, wie der Wiißbach am Wetterhorn, zunächst nur im Gegensatze zu „schwarz" benannt, etwa wie man von „weißem Wein" im Gegensatze zum „schwarzen" (vino nero) oder „roten" spricht, oder wie man Weiß- und Schwarzbrot unterscheidet. Eine positive Bezeichnung weißer Farbe liegt dagegen in der des Milchbachs, nach welchem das Chalet Milchbach unter dem durch Leitern überbrückten Milchbachlooch benannt ist. Immerhin kann auch jenes „weiß" insofern absolut gedeutet werden, als beide Gletscherabflüsse aus den Gletscherunterlagen und Gurgellöchern Steinstaub entführen, der sie zu gewissen Zeiten prächtig weißgrün färbt. Nach mitgeführtem Ton nennt sich der Rootbach, gleichwie der Lehm die Zusammensetzungen mit älw, Älw, Äll in Ällfluch, Ällouinen, Oberäll veranlaßte. Sand führt in auffälliger Menge der Sampach (1275: Sambach); Tuff setzt der Tuffbach ab. Die in der Nähe des „Moos" gelegene sumpfige, zum Teil nun entwässerte Fläche (in alter Sprache das horaw, horo, hor,[64] wonach auch Horw, Horben, Horgen sich benennen) entläßt den Horbach.[65] Die an ihm gelegene Örtlichkeit erscheint seit 1275 sehr häufig urkundlich. Auch die Litschina selber scheint, wie im Siedlungskapitel näher dargelegt wird, nach ähnlichem Motiv benannt zu sein. Ort und Art ihrer ehemaligen Mündung — wo und wie sie uusg'liffen oder iiⁿg'liffen ist — rechtfertigt diese Vermutung vollauf. Hat doch die Lütschine, nachdem sie dem Lombach des Habkerngebietes durch Aufhäufung eines Schuttkegels den vormals éinen See zwischen Meiringen und Uttigen in die beiden jetzigen scheiden geholfen, das derart geschaffene Bödeli zeitweilig gänzlich unter Wasser gesetzt. Regellos ergoß sie sich noch 1760[66] in beide Seen, bis eine kunstgerechte Regulierung die Lütschine in den Brienzersee, den Lombach in den Thunersee leitete. Das gegenseitige Ausweichen der beiden vor neuer Begegnung bietet von der Schynigen Platte aus einen Anblick, dessen Eindruck noch durch zwei auf kleinem Raum sich abspielende Gegensätze vergrößert wird. Der eine besteht in der Raschheit der zeitweilig stark getrübten Flußeinläufe und der Ruhe der sie auf-

---

[63] Die Verwechslung beider provozierte „Berichtigungen" wie z. B. in Habsb. 1, 480, Anm. 1. [64] Graff. 4, 1000; mhd. WB. 1, 710. [65] H 2. 3. [66] Grun. 1, 98, 125.

nehmenden Seespiegel; der andere in den Gegenläufen der scheinbar heftig aufwärtsstürmenden Lütschine und der gemächlich sich zur Abwärtsbewegung anschickenden Aare. Diesen Gegensätzen auf schmalem Raum stellt der Geschichtskundige einen solchen in der langen Zeit entgegen. Welchen Garten, von fleißigen Händen bebaut, stellt heute das Bödeli dar — wie traurig sah es in jener Verwilderung aus, bis die Herren von Weißenburg und Unterseen, sowie angeblich die Klosterleute von Interlaken eine allmähliche Regelung anbahnten![67]

An wirkungsvollen Gegensätzen zwischen lauten und stillen Wassern ist Grindelwald auch innerhalb seiner Grenzen nicht arm. Es hat seine ungestümen Bäche und deren raaßlochten Sammelfluß, welche bei jeglicher Enge ihren Gischt unter Schäumen, Brausen, Tosen, Toben an die erlenbestandenen Ufer werfen, in Stromschnellen zornig die Hindernisse der Querriegel nehmen, im sommerlichen Föhnsturm ihre milchig trüben Fluten daherwälzen und schäumende Wellen empört an mitgewälzten ofengroßen Schěpfen sich brechen lassen. Aber es hat auch seinen unbeschreibbar lieblichen Bachsee. Welchen Eindruck er selbst auf die Einheimischen macht, beweist die Sage, wonach er als unterirdischer Abfluß unter den örtlichen Ausläufern des Rötihorns hindurch den Tuffbach entlassen soll: diesen hübschen und muntern, im blendend weißen Schaum seines eiligen Laufes so reizenden Quellbach. In Wahrheit hat der See am Mühlebach einen offensichtlichen und zwar reichen Abfluß; und diesem halten eine Menge Quellen und kleiner Schmelzbäche die lebhaft züngelnde Wage. Das erhält dem Wasserspiegel eine Klarheit, welche von der gewöhnlichen düstern Färbung der Alpseen aufs anmutigste absticht. Wie in diesem Schwarzblau die gegenüber blinkenden Schneehäupter von Wetterhorn bis Eiger sich spiegeln! Und dies Leben am Ufergelände! In seinen Untiefen badet sich am heißen Tage das Alpvieh die Füße, zum belustigenden Anblick des Faulhornwanderers. Wie vermißt der das einstige Ruderschiffchen, auf dem sich eine halbtägige „Sommerfrische" beschaffen ließe! Dies wäre heute um so eher möglich, da der See für die Bedürfnisse des Grindelwaldner Elektrizitätswerkes eine wesentliche Vergrößerung und durch eine Stauwehr eine Vertiefung bis auf zwölf Meter erfahren hat. Es ist dies eine Verkehrseinrichtung, welche einmal die Natur nicht verhunzt, sondern ihr nachgeholfen hat. Grindelwald hat keinen Staubbach, aber es hat einen Bachsee.

Welch ein Gegensatz zu seiner heitern Anmut die zwei „unheimlichen" Miniaturseelein des weltabgeschiedenen Reviers zwischen Faulhorn und

[67] Blösch L. 8.



Der Hagelsee am 1. August 1906.

Gießbach! Was zwar vom ganzjährigen Bedecktsein beider Seewlinen mit schwimmenden Eismassen erzählt wird, widerlegte sich z. B. am 14. August 1905 durch das klare Stahlblau des Hagelsees. (Vergleiche dagegen unser Bild von 1906; wie würde erst ein solches vom 1. August 1907 aussehen!) Prächtig spiegelte sich damals in diesem dunklen Auge das senkrechte, zackige Felsgestell des Widderfeldgrates. Dagegen teilt das Häxeⁿseewli den düstern alpinen Charakter des Wildseewli am Schwarzhorn, des Burgseewli auf Bußalp, des graaueⁿ Seewli auf Mürren, während hinwieder der Sägistalsee sich dem reizenden Oberhornseewli am obern Steinberg vergleicht. Zu deu Seewwen zählen sich auch noch Wässerchen wie das auf dem Seelihų̈bel zwischen Männlichen und Alpiglen, während ähnliche Stellen auf der großen Scheidegg und am Fuß des obern Gletschers, wo ebenfalls Schmelz- und Sickerwasser sich seewwen (sich stauen), sich mit dem Namen Wįjer begnügen. Auch an diesem kann ja die Vorstellung des außerordentlich Anmutigen haften. Man denke an den Chölwįjer zwischen Hertenbühl und Waldspitz, aus dessen tatsächlich kohlschwarzem Tonschieferwasser die hohen Tannen der Umrandung, aber auch selbst die Spitze des Eiger äußerst wirkungsvoll heraufschauen.

Verächtlich klingen erst Bezeichnungen wie das sol (Sumpf; vgl. Sulalp und Sulegg, Suldtal), wie der Glųnten (unterbernisch: die Gglunggeⁿ, d. i. Pfütze). — Der groß Glųnten ist eine beliebte Litotes für den Atlantischen Ozean. Umgekehrt aber kann schon e̥s Glųnte̥lli eine sehr beträchtliche Masse bezeichnen. Eine Grindelwaldner Sentenz lautet: Weⁿⁿ mų nid hųųsed, sų mag mų den grę̈ęsten Glųnten ųųs g'schę̈pfen, und das Ende der Ökonomie ist ein nie völlig erledigtes Glųnte̥lli Schulden.

Das „Meer" mit dem heute übernehmenden Eindruck seins Wortklanges bedeutete aber ursprüglich — wie schon das verwandte „Moor" lehrt — wirklich nichts anderes als „Glunten"[68]; und der ähnliche Ursinn von „See", s. v. w. Sumpfgelände klingt nach im tirolischen sea für Sumpf.[69] Und tatsächlich sind viele unserer Hochseen, statt deren Untiefen die Phantasie sich so gerne geheimnisvolle Urtiefen erträumt, ganz seichte Wasserschalen mit zerklüftetem Felsengrunde, eben groß genug als Spülbecken und Läuterungskessel der Bergbäche.[70] Eine andere volkstümliche Vorstellung läßt die Seen ganze Berge durchgraben und an deren Fuß plötzlich Flüsse entlassen.[71] Wie der Bachsee den Tuffbach diesseits des Rötihorns der Lütschine entgegengesandt (S. 46), so hätte auch das Höhnįįsch, dieser sonderbar anmutende Hängegletscher über

---

[68] Vgl. Kluge[5] 252. [69] Luf. 73. [70] Tschudi 12, 22. 208. 211; Brückn. 340.
[71] Cool. JS. 258 f.

Wärgistal, vom Kallifirn her den Eiger durchwachsen. Es ist der oberflächliche Quellenreichtum der Kalk- und Tonschieferalpen, der einen unermeßlichen Wasservorrat in der Tiefe vortäuscht und solch ungeheuerlichen Vorstellungen Raum gibt. Ihre scheinbar anschauliche Bestätigung aber bieten Seen, deren stark zerklüfteter Kalkboden das Wasser in schwachen Wirbeln einschluckt, die dadurch gebildeten Trichter in unterirdischen Spalten und Kanälen sich fortsetzen und oft in großer Entfernung wieder zutage treten läßt.[72] Ein solcher See ohne sichtbaren Abfluß heißt „Faulensee", und eine Häusergruppe Fu̥leⁿsee[73] gibt es unterhalb der Schonegg. Fehlt zudem noch der sichtbare Zufluß, so redet der Volksmund von einem tooteⁿ See und gestaltet sich solchen noch unheimlicher durch die Umdeutung auf einen Tooteⁿsee[74], als das nasse Grab verunglückter Berggänger.

Ein solcher „Totensee" gehört immer noch dem Hasli an; der Grindelwaldner Faulensee dagegen existiert heute bloß dem Namen nach. Das nämliche ist der Fall bei den Häusernamen bi'm See, bi'r Seeblatten, bi'm Seegäden, im Seeböden zu Burglauenen.[75] Vgl. das Gut „zem Sewe" 1354[76], RM. „am See" 1670. Ein wirklicher See wurde dort gebildet durch den Absturz der Bußalpburg, welcher Schillingsdorf verheerte und die Lütschine staute. Er hat bestanden, bis sich das Wasser durch den Trümmerhaufen einen Abzugskanal ausfraß und dem Gefälle beim Stalden zueilte.

Eine dunkle Andeutung von einem einstigen See gibt auch der Name z'Amtsseewwen am Wetterhorn.

Den Burglauenensee ersetzt nun eine ausgedehnte tafelebene, frischgrüne Wiesenfläche. Nicht so vorteilhaft tritt an die Stelle unzähliger Nischenseen des zerrissenen Berggeländes das saure Riedgras und der Fäx, unterbrochen durch Steingeröll und durch Pfützen, auf denen etwa die Brunneⁿsi̥i̥da und der „Crocus Martis"[77] gedeihen. Nach letzterem ist der root Brunnen in der Tiefe eines kleinen Teiches auf der obersten Höhe der großen Scheidegg benannt. Er erinnert an die roten Algen, welche zeitweilig das „Burgunderblut" des Murtensees erzeugen.

Dem Schicksal solcher ausgetrockneten Seen werden einmal auch die lieblichen „Augen des Oberlandes", der Thuner- und Brienzersee, erliegen. Einstweilen aber erfreuen diese kurzweg so geheißenen Seewwa auch den Grindelwaldner, wenn er auf einem der staatlichen Tämpfer ihr g'qrībe̥lleds (sich kräuselndes) Wasser durchschneidet. Dann er-

---

[72] Tschudi 211. [73] G 2. [74] Bähler 27; AR. 1813, 103. [75] B 1. [76] Font. 8, 62.
[77] Wyß 695 nach Scheuchzers Naturgeschichte 1, 312 ff.

innert er sich wohl der Zeit, da die Großeltern bis Neuhaus pilgerten, um allenfalls auf schwankem Kahne — dem Wasserschlitten — Thun zu erreichen. Das mochte ihnen wohl bei stürmischem See gelegentlich so vorkommen, als würden sie mit dem Gweren Enti[78] uber d's Wältmeer weidligen.

Gletscher.

Die zwei Lütschinen, die in Zweilütschinen sich nach eiligem Laufe vereinigen, taten dies nach beliebter Volksüberlieferung einst ebendort in gefrornem Zustand: die Flüsse waren Eisströme, ihre Wellen „eherne Fluten“.[1] Gefroren sind heute bloß noch die stark reduzierten Anfangsstücke beider Flüsse: der ober und der under Gletscher von Grindelwald; und diese fließen ebenfalls ganz nach der Art des Flusses. Nur das Tempo ist ein anderes: der Gletscher kommt acht bis zehn millionenmal langsamer vorwärts als das Wasser. Seine sehr ungleichen Geschwindigkeiten kommen in einem Durchschnitt zusammen, welcher etwa dem Lauf der Stundenzeigerspitze einer gewöhnlichen Taschenuhr entspricht.[2] Die Bewegung ist also unmerklich: d'Gletschra wäxeⁿ wie d's Chrụụd. Der untere Gletscher bedarf demnach zu seiner Gesamterneuerung etwa zwanzig Jahre.[3] Dieses langsame Fließen, d. i. gegenseitige Verschieben der Einzelteile, läßt um so mehr das andere Moment der Doppelbewegung jedes Flusses ins Spiel treten: das Gleiten oder Rutschen des gesamten Gletscherleibes über seinen Untergrund hin.[4] An diesem Leib ist, wie beim Fluß, die Bewegung nicht überall dieselbe. Unterhalb des Firns, der dieses „Stromes Mutterhaus“ darstellt, ist, wie nahe der Quelle, die Bewegung am raschesten;[5] ebenso ist sie's auf der mittlern Längslinie der Oberfläche. Was die Zeit betrifft, so ist die Geschwindigkeit beider im Vorsommer am größten, dagegen im Winter so gering, daß die Grindelwaldner sie, wie begreiflich, gleich Null schätzen:[6] der Gletscher g'steid im Winter.

Mit Stromschnellen und trägen Flußweiten vergleichen sich die Engen und Ausweitungen des Gletscherzuges, mit den Chrịmpen des Flusses die Umbiegungen des Eisstroms. Der hübsche Anblick einer Flußserpentine wiederholt sich z. B. auf dem Schulweg gegen das Moos im Blick auf die kühn geschwungene Schlangenlinie des obern Gletschers. Am hụppen (konvexen) Rand dieser Umbiegungen, besonders wo diese

---

[78] Gw. Rs. 1.

[1] Tschudi 4. [2] Neum. 542. [3] Hugi 86. [4] Zirkel 3, 428. [5] Vgl. Heim's Gesetze bei Heß 40. [6] Krebbiel 79 f.

mit Gefällsbrüchen verbunden sind, türmen sich gleichsam gefrorne Spritzwellen in dem fast abenteuerlich aussehenden Gewirr von séracs — Zịgerstĕcken — auf, welche heute das Sehenswürdigste am obern Gletscher ausmachen.

Die interessanteste Parallele aber besteht in den Perioden des Hoch- und Tiefstandes. Daß es auch am Gletscher solche gebe, wurde zwar noch 1778[7] als einfältiger Aberglaube verlacht; allein es war doch ein fünfzehnjähriger Grindelwaldner Hirtenknabe, der bereits seit 1773 durch Hinlegen großer Steine den ihm auffälligen Anschein zum Augenschein zu erheben suchte. Heute nun weiß es jedes Kind: der Gletscher stoßd oder är großed, und: der Gletscher schwịịnd; um so und so viel hed er g'schwịnen; er „schweint"[8] und ruckt hinter sich;[9] är geid vordertsi^{ch} und geid umhi z'rụgg. Ein treffendes altes Bild drückt das so aus: är hed d'Năsa im Bŏden; d. h. sein Vorderende berührt im Vorrücken unmittelbar „den Steindamm" (die Endmoräne); und dann wieder hed er d'Năsa im Luft: er zieht sich von der Endmoräne nach oben zurück. Das Mittragen neuen Geschiebes beim Vorstoß und dessen Ablagern beim Abschmelzen der Zunge wird etwa mit der Rede bezeichnet: ẹs tued den Boden vor e^{n}wägg stoßen.

Daß damit auch je und je mannigfache Schädigung verbunden war wie bei den Wassergrößen, erzählt schon Rebmann[10] 1602 und 1620: Der Gletscher

> Hat ganz bedeckt dasselbig Ort,
> Mit Häusern muß man rücken fort;
> Stoßt vor ihm weg das Erdterich,
> Bäum, Häuser, Velsen wunderlich.

Der Grindelwaldner würde sagen: är hed alls vorwägg verherged. (Man vergleiche auf unserm Bild vom Jahr 1642 die Stelle bei D.) Schon 1096 mußte „wägen des Gletschers und Wassergefahr die Kilchen ab dem Burgbiel abgebrochen werden", damit sie nicht das spätere Schicksal der Petronellenkapelle (s. im Kirchenkapitel) am untern Gletscher erfahre. Der nämliche Eisstrom vernichtete (wohl um 1850) auch einen schönen Erlenwald in der Umgebung des jetzigen Chalet Schläppi oder Wyß.[11]

---

[7] Reise 2, 24. [8] Altm. 33 sagt „abgeschwinnen", mit Wechsel zwischen Nasal- und i-Klasse; vgl. das umgekehrte zürch. „g'schune" = geschienen. Schriftdeutschelndes „schweinen" für schwinden fließt etwa noch in das einheimische „Halblein" über. „Die Fremden fangen an zu schweinen", bemerkte ein Träger bedauernd beim Abflauen einer Saison, worauf ein Berliner unter entrüstetem Protest: „dat is eene Jemeenheed!" sofort den Koffer packte. (EvG. 1904.) [9] Cronegg 1602. [10] 488. [11] UGwGl. 9.

Auch vom obern Gletscher wissen ältere Leute zu berichten, wie man um 1850 von der Halsegg ä̋beⁿs Wägs über das Eis schreiten konnte. Solcher Vorstoß galt damals als Naturwunder, zu welchem wenige, aber dafür ernst forschende Fremde pilgerten. 1847 „waren die Gletscher viel größer und schöner und die Gasthöfe viel kleiner", bemerkt launig Lienz Liebis Cronegg.[12]

Früh auch schon wurde man auf das Periodische dieser Vorstöße und Rückzüge aufmerksam. Daß jene und diese gȩng sịbeⁿ Jahr andauern, war die erste[13] darüber aufgestellte Hypothese, die noch jetzt um dieser Zahl willen eine gewisse volkstümliche Geltung besitzt. Die regelmäßigen genauen Messungen am untern Grindelwaldgletscher durch die Sekundarlehrer Stump und Beck unter Autorität des Geologieprofessors Baltzer in Bern haben seither ein viel verwickelteres System kurzer und langer Perioden aufgedeckt. Es gibt deren bereits jahreszeitliche: der seit 1850 allgemeine Rückgang wird unterbrochen durch kleine Vorstöße infolge ungleicher Entladung der Firnvermehrungen. Diese können in regnerischen Sommern, wie 1897, schon im August eintreten, nach warmen wie 1895 sich bis in den November verschieben und schwankten in den Sommern 1894 bis 1897 zwischen 14 und 15 Meter. Klein sind die winterlichen Vorstöße.[14]

Auffälliger, und an den so tief in die Kulturregion hinunterreichenden Grindelwaldgletschern auch besonders leicht zu beobachten, waren eine Zeitlang die Vorstöße und Rückzüge in den „Brücknerschen Perioden" von 34,8 Jahren, welche nach neuester Hypothese[15] mit den Zuständen der Sonnenathmosphäre in Beziehung gebracht werden wollen. In feuchten (niederschlagsreichen) Jahresreihen vermag die Zunge die Menge der Regen- und Schneezufuhr nicht zu bigwȩltigen, und in kalten nimmt die Kraft zur Bewältigung ab: der Gletscher großed umhi, er chunnd dȩ̊s aha, er rịckt fịrha. In warmen und trockenen Jahresreihen schwịịnd der Gletscher.

So lautet das große summarische Gesetz, dem auch die beiden Grindelwaldner bis vor einem Dutzend Jahren so ziemlich gefügig sich unterordneten. Im Jahr 1818 z. B. stieg der untere Gletscher auf 983, im Jahr 1870 auf 1080 m/M. hinunter. Als aber mit 1899 ein neuer allgemeiner Vorstoß sich einstellen sollte, hein die beed Lei g'loĭgned (versagt) und mit samt den übrigen Schweizergletschern einen so entschiedenen Rückzug auf unberechenbare Zeit angetreten, daß sie

[12] GlM. 18. [13] Altm. 22; Grun. 3, 156; Grube 2, 110. Auch Scheuchzer erwog sie z. B. in seiner vierten Bergreise 1705. (Krehbiel 3.) [14] Vgl. Heß 253 nach UGwGl. [15] Berd. 1, 39 f.; 2, 70 ff.; Heß 58.

bereits jetzt bloße Ruinen ihrer einstigen Herrlichkeit darstellen. Allerdings wies 1903 der obere Gletscher, wahrscheinlich infolge eines lokalen Felssturzes und daheriger Schuttablagerung, auf dem linken Flügel einen Zuwachs um achtzehn Meter auf und überbot damit noch den Lötschengletscher mit dessen neun Metern zwischen 1892 und 1905. Allein 1904 schwand der obere Gletscher um zwölf, 1905 um 32 Meter. Der untere Gletscher aber hat 1905 um sechzig, 1906 wieder um dreißig und damit seit 1895 um volle 311 Meter, seit 1850 um mehr als einen Kilometer abgenommen.[16] Er sieht aber auch danach aus! Gewachsen ist dagegen i. J. 1906 der Eigergletscher um 34 m.

Über der Brückner'schen steht eben noch eine höhere, in ihrem Wesen bisher unerforschte Periodizität; und überdies ist jeder Gletscher ein eigenes Individuum für sich, mit eigenen Gesetzen und eigener Lebensgeschichte. Die kann unter Umständen verhältnismäßig kurz ausfallen. So ist der Rosenlouigletscher wahrscheinlich erst in neuerer Zeit entstanden[17] und ist schon 1814 stark zurückgegangen.[18] Dafür hieß er mit Recht einst „der schönste aller Gletscher“[19] — ein glänzendes Meteor, das rasch für immer dahinfährt.

So wenig wir hierüber Näheres wissen, so gute Kunde besitzen wir über die beiden Grindelwaldgletscher. Im dreizehnten Jahrhundert scheinen sie viel weiter als jetzt heruntergereicht zu haben.[20] Dagegen waren sie 1540 zwischen den nördlichen Abhängen des Wetterhorns, Mettenbergs und Eigers ganz verschwunden,[21] und 1561 habe auf dem Boden des untern Gletschers „ein Arvenwald“ (!) gestanden.[22] Ja, von einer Gletschergruppe war überhaupt während der schneearmen Winter und warmen Sommer zwischen 1539 und 1563 keine Rede; das Ịịschmeer reichte noch nicht über die obern Flühe hinunter. Dafür kamen 1565 bis 1580 so ungeheure Schneelasten, daß sie selbst bewohnte Täler sperrten und viele Häuser mit Menschen erdrückten.[23] Die drängten nun auch die Firnlast durch die bloß fünf bis zwanzig Meter breite, schattige, feuchte und kalte Schlucht rasch ins Kulturgebiet hinunter, die bereits erwähnten und noch weitere Verheerungen anrichtend. Der höchste Gletscherstand erreichte 1600 den Burgbịelschopf und langte um Handwurfsweite an den Schịssellouinengräben. Der Wald am Fuß des Challi war vom Eis bedeckt[24] bis zum Rückzug von 1602. Nach demselben aber galt es für die Mättenbärger, ihre Güter am Fuß des Berges durch große Dämme vor der Wucht der Schmelz-

[16] SAC. 40, 230 f., und danach Alpenhorn 1906, 100; GlM. 129 ff.; Brückn. 247. [17] Tschudi 445. [18] König 39. [19] Ebd. [20] Tat. 26. [21] GlM. 130. [22] Wyß 660. [23] Hugi 48. [24] GlM. 130. 167.

wasser zu schützen.[25] Die Lütschine ihrerseits, vom Gletscher verschwellt, hatte ihr altes Bett verloren und lief durch den Ällouinenböden aus. „Die ganz Gmeind wollt helfen schwělen, aber es half nichts. Man mußt die Kälter (G'chälter, Gehälter, Gebäude) abraumen (abrụụmen): vier Häuser und viel andere Kälter. Das Wasser trug den ganzen Boden wäg."[26] Noch 1642 mußten Wohnungen dem Gletscher weichen. (S. Abbildung.) Erst 1661—1686 war die Abnahme bedeutend.

So der under oder der ụụßer Gletscher, welcher in der zum Tal „hinaus" führenden Wegrichtung liegt. Mit ihm wetteiferte der ober oder der innder Gletscher. „Im Jahr 1600 ist der ynder Gletscher bei der undren Bärgelbrịgg in den Bärgelbach getroled ('trooled oder g'hịjd), und hat man müssen zwei Häuser und fünf Scheunen abraumen; die Plätz hat der Gletscher auch eingenommen."[27] 1777 verspäteten beide Gletscher die Kornernte um etliche Wochen.[28]

Schon diese spärliche Auswahl von Notizen, die wir uns erlauben dürfen, spricht von der „Trägheit"[29] unserer beiden Gletscher, die sie übrigens mit denen der gesamten Finsteraarhorngruppe teilen. Zunächst erklärt sich dies daraus, daß die Montblancgruppe sich quer in den Weg der südwestlichen Winde stellt und den größten Teil der Luftfeuchtigkeit samt deren Niederschlägen vorweg abfängt. Ähnliche Feuchtigkeitsschirme sind die bernischen Alpen für die östlichen, und so verzögern sich schon die Brückner'schen Perioden von Westen her für Grindelwalds Gletscher um fünf, für die Tauern um zwanzig Jahre.[30] Auch schwächen sich die Vorstöße nach Osten immer mehr ab. Sodann können Talgletscher, wie unsere beiden, in so großen und flachen Firnmulden wie dem Jịschmeer ein gewaltiges Material aufspeichern und drücken es erst stoßweise talwärts, wenn der Eisstrom sich in seinem Laufe plötzlich eingeschnürt — ịịⁿg'gịrtẹta — oder gestaut — g'seewweta (S. 48) sieht. Dazu hilft am obern und untern Gletscher die Länge der Zungen (2700 und 5000 m), die Firnneigung (28° und 32°), der Stauwinkel (27° und 32°) und der daraus sich ergebende Empfindlichkeitsgrad (1,8 und 1,1 gegen 4,7 der Montblancgletscher)[31] mit.

So hat der Eisstrom Anteil an wesentlichen Eigenschaften des Wasserstroms. Mit andern erinnert er an tierische Wesen. Er „atmet": ziehd den Aaten.[32] Das tut er allerdings wieder in recht schwerfälliger Weise. Im Winter 1832 wurden das Eismeer, der Viescherfirn, das Gletscherfeld zwischen Stieregg, Zäsenberg, Bänisegg und Challi zu so ungeheuren Hügeln aufgetrieben, daß selbst der Zäsenberghirte

---

[25] Wyß 636. [26] GlM. 117. [27] GlM. 167. [28] Höpfn. M. 4. [29] Heß 264. 273. [30] Ebd. [31] Ebd. 267. [32] Vgl. Krehbiel 88 nach Hugis „Winterreise ins Eismeer" 25.



Der „große“ oder untere Gletscher im Jahr 1642 nach Merian.

sich in dem schrecklichen Gewirr nicht mehr zurechtfand.[33] Diese Höckerbildung findet besonders statt zwischen einengenden Felsen, die eine Ausdehnung der Eismasse in wagrechter Richtung hindern. Solches „atmen" beruht auf der Bildungsweise des Gletschereises, die dieses vom Wassereis in manchen Eigenschaften ferne hält.

In Höhen zwischen 3200 und 2700 m[34] wird der dort sehr trockene Schnee zu „Firn", wie die geschulte, wenigstens in Grindelwald aber nicht die gut volkstümliche Sprache sich ausdrückt.[35] Letztere kennt auch das Bild der „Zunge" nicht, sondern benennt die ganze, von Auge schwer zu unterscheidende Masse eines gefrornen Schneefeldes einfach als Gletscher. In dessen obersten Partien also legen sich die zu zierlichen Sternchen geordneten Nadeln des frischgefallenen Schnees, wo sie Anhalt finden, in hübschen Gruppen an. Hinreichende Tageswärme aber führt sie in Schmelzwasserrinnen ab und schmelzt sie zu runden, harten, blendendweißen Körnchen ein. Die dabei mit eingeschlossene Luft bildet oben runde, unten spitze Luftbläschen. Das an jedem Sonnentag neu entstehende Schmelzwasser backt über Nacht mit den intakt gebliebenen Körnchen zu einer steinharten Eismasse zusammen, um am Tage wieder gri̧msche̥llig auseinanderzufallen. So häuft sich Schneelage auf Schneelage, um in flachen Mulden wie am Ii̧schmeer (Grindelwaldner-Eismeer) sich zu einer Masse von vielleicht vierzig bis fünfzig Meter Höhe[36] aufzuhäufen. Nicht bloß der färndrig Schnee („les neiges d'antan"), sondern ein vieljähriger „Firn" fristet da seine wirkliche Existenz. Mit dem Alter des Eises aber und dem Druck der neuen Massen wachsen die festesten Körnchen auf Kosten der andern, von ihnen angesogenen, zu immer größern Körpern bis zum Umfang einer Faust an. Zugleich werden die Luftbläschen immer vollständiger aus dem Innern der Masse ausgequetscht und entweichen wohl stellenweise durch eine Art „Luftpfeifen"[37] — der Gletscher pfi̧i̧ffed —, hauptsächlich jedoch durch die Spalten. So wird das Gletschereis etwa elfmal schwerer als der Neuschnee.[38] Die Körner greifen ohne Zwischenräume gelenkartig ineinander über. Daher das wasserhelle Aussehen und das prachtvolle Blau dicker, reiner Lagen. Dieses entzückt nicht bloß das Auge in den natürlichen und mehr noch in den künstlich erweiterten und verlängerten Grotten; es verlockte ehedem auch zur Auffassung des Gletschereises als „Genäsmittel" gegen allerlei Krankheiten. Daher blühte zur Zeit des großen Haller und unter seiner Ägide eine förm-

---

[33] Hugi 98; Abbildung in Scheuchzers Itinera Alpina 482. [34] Zirkel 3, 426. [35] Vgl. Täuber 71. Zur Sache vgl. „Firnmulde und Gletscherzunge am obern Grindelwaldgletscher" im AM. [36] Hugi 70; Studer P. 213. [37] Heß 166. [38] Nach Richthofen.

liche Gletscherspiritus-Industrie.[39] Doch warnten schon seit Josias Simler[40] alle Alpenwanderer vor Schnee- und Gletscherwasser, dessen unbekömmliche Beimengungen nicht durch einen minimen Alkoholzuguß niedergeschlagen worden. Auch der Älpler weiß wenigstens: Gletscherwasser machd huestig; und er trinkt es nicht, bis er es über einen besonnten Fels hat rinnen lassen.

Die Nacht und der Winter backen auch die großen Gletscherkörner wieder zu einer festen Masse zusammen. Drum ist im Vorsommer die Gletscherfläche rauh und tief gefurcht. Dann aber dringt die Tageswärme tief und tiefer ein und sprengt die starre Hülle des „Reifriesen". Unter Gewaltanwendung suchen dann jeweils in der Nacht die ungleich erwärmten Teile in ihre alte Lage zu kommen. Der Gletscher chroosed und chrachched! Das knackt und knallt, das donnert und erweckt ein vielfaches Echo an den nahen Felsen. Aber auch am Tage können sich derlei schreckhafte Szenen ereignen. Hier ein anhaltendes, tiefsingendes Getöse, dort ein betäubender Donner, und Felsstücke rollen übereinander; Schründe verschließen sich und spritzen das ausgequetschte Wasser haushoch; Flinten, Bergpickel, Waidsäcke werden am Boden lebendig; die Gletschermasse rückt um einige Schritte vor.[42] So öffnen sich am Platz der vorjährigen[43], durch Winterschnee ausgefüllten Chlecken (Klüfte) oder Späälten (Spalten) deren neue, zehn bis zwanzig Schuh breit, unter Umständen sich zu dreifacher Breite auswachsend, wobei die Kanten für den Fuß gefährlich sich abrunden. Sie dringen im Bereich der Mittellinie des Gletscherstromes wohl bis auf einen Drittel, am Rande bis zur Sohle ein und können so eine Tiefe von mehr als fünfzig Metern erreichen.[44] Mit neuen sommerlichen Schneedecken dem Auge des nicht sehr erfahrenen Gletscherwanderers trügerisch entzogen, können sie zu Katastrophen führen wie der vom Halerstein erzählten (S. 32). Denn fast einzig in ihrer Art ist die Selbstrettung des Christian Bohren (1755—1817) auf dem obern Gletscher am 7. Juli 1787.[45]

Auch in der Spaltenbildung, welche als Vergrößerung der feinen Zwischenräume zwischen den Gletscherkörnern[46] aufzufassen ist, zeigt das Gletschereis abermals seine Eigenschaft als Wasser. Ebenfalls eine flüssige Masse, nur zäher (S 50), verliert auch jenes bei Schub und Zug seinen

---

[39] Grun. 1, 84; 3, 178 f.; Wyß 652. [40] Cool. JS. 267 f. [41] Altm. 72; Täuber 79; Alpz. Mai 1906. [42] Wyß 659 nach Ortspfarrer Lehmann (1805—18); Höpfn. M. 129 f. von Professor Kuhn; Krehbiel 80 ff. [43] Hugi 81. [44] Vgl. Murray LXXII; Cool JS. 218* an Hand von Strabo 4, 6, 6. [45] Wyß 653 f. nach dem Wochenblatt von Bern vom 4. Aug. 1787; GlM. 15 mit der Berichtigung 66 f., wonach der Spalt nicht 64 Fuß (oder gar, nach Neum. 547: 120 Meter), sondern 25 Fuß tief gewesen; Osenbr. 6, 20—24. Eine ähnliche Rettung erzählt Tschudi 333. [46] Zirkel a. a O.

innern Zusammenhang,[47] und es entstehen eben Späält senkelgrad zur Zugrichtung: im Wịịhel zu derselben. Tritt daher der Gletscher aus einer Talenge in eine Talweite, so reißt durch Auseinanderfließen der Zusammenhang seitlich und es entstehen Längsspalten: d's Jịsch spaalted sich der Lẹngi naach. Bietet das Gletscherende die Form eines Löffels oder einer Muschel, so bilden sich fächerartig verlaufende Längsklüfte, welche nach aufwärts rechts und links in die Randspalten übergehen. Die letzteren springen ụụf, weil der Eisstrom sich in der Mitte rascher bewegt als am Rand (S. 50), und treten unter ungefähr fünfundvierzig Grad in den Gletscherkörper ein. Gerät dieser auf einen Hang, so bricht er, er zerhịjd, weil die Oberfläche viel rascher fließt als der Grund (S. 50), und reißt große Querspalten: der Gletscher spalted ịntwärist oder ịntrémis. Muß aber infolge einer Umbiegung des Stromes der Grund sich am weitesten dehnen, so gibt es während der Nacht die so besonders häufigen Unter- oder Grundspalten, die sich im Körper des Eises schließen. Der unerschrockene Hugi (S. 21) hat eine solche untersucht[48], wie er auch[49] von den schrecklich zerklüfteten Massen des Grindelwaldner Vieschergrates[50] nach einem Besuch vom Januar 1832 wahrhaft dramatisch erzählt.

Aus der geringen Wärme von 0,2—1,5 Grad zu schließen, welche der hochsommerliche Gletscherbach am Gletschertor aufweist, wäre es erst recht innen im Gletscher schrecklich chaald. Das anfängliche Kältegefühl wird jedoch bald überwogen durch die Empfindung außerordentlicher Trockenheit[51] der hier gefangenen Luft, die eben nur wenig Feuchtigkeit in Gasform zu erhalten vermag. Diese trocken-kalte Spaltenluft erhielt alten Grindelwaldnern ihre Schinken[52] und Jägern ihr Wildpret[53] über den ganzen Sommer frisch und ohne üblen Beigeschmack (ohni en andra Bitz, en Chụst oder Abchụst, en Mang). Unserer Zeit des raschen Konsums in der Fremdensaison erscheint nun freilich solche Konservierungsart ebenso befremdlich wie die Kunde, daß Gletscherspalten Verunglückte ein Jahrhundert lang unversehrt[54] und die Hüte eines eingesunkenen Hutmachers unentstellt[55] gelassen haben.

Einmal aber gibt der Gletscher doch, was er an Fremdkörpern in seinen Riesenleib aufgenommen, wieder ab. Der Gletscher butzd sich.[56] Das ist allerdings keineswegs[57] auf irgendwelche „innere Regsamkeit“[58] oder gar ein „Wachsen von innen heraus“[59] zurückzuführen,

---

[47] Heß 150. [48] Ebd. 150 f.; Brückn. 249; AM. [49] Hugi 56. [50] Vgl. ÄFG. 121. [51] Tschudi 354; Rohrdorf 9. [52] König 31. [53] Rebm. 152. 488. [54] Grun. 3, 280; Reise 1, 364. [55] Altm. 85. [56] Ebd. 80; Murray LXXIII. [57] Grun. 3, 158; Höpfn. M. 135 [58] Hugi 100 ff.; vgl. Krebbiel 78. [59] Naturw. IV (1821), 76 ff.

so volkstümlich diese Vorstellung auch geblieben ist. Es beruht einfach auf der Abschmelzung durch Wärme, welche besonders in den Föhnzeiten am gesamten Gletscherleibe zehrt. Im Innern desselben wirkt die Druckwärme. An der Unterfläche nagt die Wärme des Erdbodens, auf welchem der Riesenkörper bloß mittelst isolierter Felsstützen aufruht — ähnlich dem nächtlich Wachenden, der nur an wenigen Punkten seines Leibes sich stützt, wenn er eⁿchlịịⁿ wollt ablịgen. Besonders aber wird die Oberfläche in ihrer ganzen Länge von oben nach unten in steigendem Maß angegriffen, so daß sie am Talende mit der Unterfläche einen Winkel von beiläufig 3° bildet.[60] Besonders wirksam ist die Wärmerückstrahlung der Uferwände, an welcher ja auch das Eis durch Chlęck (S. 57) vom Ufergestein gelöst wird. Ihr ist ebenso die Erhöhung der mittlern Längslinie des Gletschers zuzuschreiben; derselbe gleicht einer gutgebauten Straße: der Querschnitt ist obennaha hụppa (konvex).

Eine wirkliche „Selbstreinigung" wäre aber auch bloß eine solche, die der Ausscheidung schädlicher Stoffe aus dem Menschenleibe gliche: auf der Haut setzen sich diese ab in allerlei unanmutiger Gestalt. So tragen mit Ausnahme des allzeit saubern Rosenlauigletschers (und des hochnordischen Inlandeises[61]) alle Eisströme, wenn nicht der blinkende Schnee sie deckt, ihre häßlichen Unreinigkeiten geradezu zur Schau. Es gehörte darum ehemals zur ständigen Neckerei unter dem Gasthauspersonal Grindelwalds, „grüne" Neulinge mittelst eines Tributs sich von der Verpflichtung loskaufen zu lassen, im Frühling in uⁿb'schläg'neⁿ Schuehneⁿ mid Zịberli und Rịịsbịrsten und Seiffen den obren Gletscher oben aha (von oben herunter) z'butzen oder z'wäschen.[62]

Den schriftdeutsch gewordenen Ausdruck „Moräne" ersetzt sich die Mundart durch Gletscher-Gguͦfer oder das Gguͦfer[63] schlechtweg, womit überhaupt Sandflächen und Geröllpartien jeder Art bezeichnet werden. (Man denke zur Erklärung an emmentalisches „gǖfereⁿ" s. v. w. storren, stochern.) Doch unterscheidet man z. B. das Gletchersand als ausbeutungsfähig zermahlene Endmoräne am obern Gletscher vom Gguͦfer als Steingeröll und nennt in solchem Sinn eine „steinalte" kleine Frau ęs gguͦferalts Wịịbli. Ggufer ist also verwandt mit Ggool (Schutt, Trümmergestein). Der zeitlich erste Geologe Grindel-

---

[60] Neum. 541. [61] Heß 108 f. [62] Etwa, wie Schulknaben neu eintretende Kameraden zu veranlassen suchen, sich mit Näh- und Stricknadeln in der Mädchenarbeitsschule einzufinden, und was der ähnlichen Späße mehr sind. — In Basel müssen alte Jungfern die Münstertürme, in Egypten die Pyramiden abstauben. [63] Bei Rohrdorf (8. 28) und Hugi (108) lesen wir „die Gufer".

walds, Professor Kuhn, nannte[64] (1786) die Mittelmoränen „Guferlinien“. Bei dieser Begriffsbeschränkung wurde dann der keltisch-romanische Name gandas (Felsbruch), besonders eine mit zerklüfteten Felsstücken überschüttete Gegend)[65] wie er in Gantfluh und Gantdossen, Gantrisch und „das Hohgant“[66] wiederkehrt, zur Bezeichnung der Seitenmoränen oder auch der Endmoränen herangezogen. Der Grindelwaldner nennt die kleine Seitenmoräne die Ganderra, was unmittelbar mit dem tessinischen Dorfnamen Gandria zusammenstimmt. Wenn aber der Lötschentaler im Hochsommer mit seinem Vieh „uber alli Gänder“ (Felsgräte) fährt, so ist hierin nicht der schon verwitterte, sondern der noch als Ganzes gedachte Grat zu erblicken, wie er an die ebenfalls ursprünglich romanische[67] „Kante“ erinnert. Nur so erklärt sich auch die Form „Gandecke“ für die End-[68] und die Seitenmoräne,[69] den „Seitenschutt“ oder die umgedeutete „Randdecke“[70]. Die Bezeichnung „Egg“ in solchem Sinne wird in klassischer Weise illustriert an der riesigen Seitenmoräne des obern Gletschers: der Halsegg über dem Hals (Tobel, S. 9).

Nach dem zeitweilig reichen Moränenbeschlag ist direkt das Dräckgletscherli am Schwarzhorn benannt; mit seinem schönern Namen d's blaau Gletscherli aber erinnert es doch an das Ultramarin des Rosenlauigletschers.[71]

Vom Wetterhorn herunter hängt auch der Gutzgletscher oder, ebenfalls halb verächtlich benannt, der Hienderggutz, in éin weithin sichtbares Firnfeld sich teilend mit der imposanten Wätterlouinen. Zwischen dieser und Rosenlaui hängt nach der Haslerseite hinunter das Schwarzwaldgletscherli, ebenfalls — gleich dem Höhniisch am Eiger (S. 48) — als Hängegletscher, dessen herunterfallendes Eis als „regenerierter Gletscher“ en miniature das Alpiglengletscherli unterhält. Wieder auf Grindelwaldner Seite bildet der Chrinnengletscher eine kleine Einbuchtung des Grindelwaldfirns, dessen Hauptentladung aber der ober Gletscher (Grindelwalds) ist. Der Lutecraargletscher ist eben noch als Grenznachbar zu nennen.

Der Grindelwaldfirn hieß früher (in Ersetzung des Namens „Firn“[72] S. 56) auch etwa Fischmeer[73]. Schon 1820 aber finden wir diesen vollmundigen Konkurrenten der mer de glace im Mont-Blanc-Massiv auf das Firnbereich des untern (Grindelwald-) Gletschers beschränkt. Es hieß sonst auch etwa „unteres Eismeer“ im Gegensatze zum Grindel-

---

[64] Höpfn. M. 28 ff.; danach auch Zschokke (41), Hugi (106), Täuber (75). [65] Stud. P. 33; SAC. 18, 109; schwz. Id. 1, 157. [66] Stud. P. 33. [67] Kluge[5] 184. [68] Zschokke 40. [69] Hugi 106; Täuber 75. [70] Hugi 106. [71] Vgl. das liebliche und zu seiner Zeit auch großartige Bild von J. Biedermann (1765—1830) im AM. [72] Altm. 42 ff. [73] Rohrd. 7.

waldner" Vieschergletscher[74] oder Vieschersfirn. Der Kallifirn und der kleine Zäsenberggletscher (Gletscheralp), anderseits der Gletscherbärg (der Mettenberg als Schafalp) hängen mit ihm zusammen. Haben wir noch an der Eiger-Westseite den Eigergletscher bemerkt, so schauen wir über den Mättenberg hinüber nach dem kleinen Wechselgletscher, dem Schreck-, Kasten-, Nässifirn. Damit sind wir wieder in die Nachbarschaft der „beiden Gletscher" Grindelwalds gelangt, von denen sogar jeder für sich die Benennung „der" Gletscher usurpiert. Ehemals war dies der untere oder der „große" Gletscher (S. 55). Die Weganlage des Wirths Christen Burgener (1822—24)[75] machte ihn zum „Gletscher der Damen und Stutzer"[76], und sein Besuch galt als der Glanz- und Höhepunkt einer Schweizerreise.[77] Als „der Gletscher" wurde er unzähligemal beschrieben und gemalt[78], und selbst Einheimischen heißt bis zur Stunde die an ihm liegende Örtlichkeit bi'm Gletscher.[79] Auch dieser Weltruhm ist vergangen (S. 53), und dem heutigen Touristenstrom ist nun der obere Grindelwaldgletscher „der Gletscher". Zu ihm fährt oder pilgert man auf dem Gletschersträäßli; und gleichwohl kann einer des Tages zwanzigmal zur Beantwortung der Frage kommen: Wie weit ist's noch zum Gletscher? Est-ce bien là le chemin „du" glacier? Please is that the way to „the Gletscher?"

Inmitten dieser universellen Einseitigkeit bewahrt sich der Grindelwaldner die gebührende Allseitigkeit des Begriffs „Gletscher". Wie sollte er's auch nicht, wo das so eigenartige Gesamtbild der Bergriesen, Firnfelder und Gletschertäler als Umrahmung dieser gottgesegneten Talschaft sich ihm Tag um Tag vor Augen stellt! „Gletscherberge" sind ihm die Hüter seines Tales.[80] Da liegt

> Ein Kind in der Wiege; die Wache, die halten
> Ringsum die bepanzerten Riesengestalten.[81]

So dichtete der Gletscherpfarrer in den „Gletscherfahrten", zu den Zeiten des Wirtes Gletscherfritzi unternommen mit Gletscherführern wie Böhreⁿ-Peterli, dem Gletscherwolf (S. 23)[82], mit Jossi, der Gletscherchatz[83], mit Almer Ůelli, der Bärgchatz, wohl auch in Begleit von Gletscherschi̦tzen.

---

[74] ÄFG. 124. [75] Wäber 229. [76] Wyß 660. [77] BOB. 73. [78] Grun. 1, 81; Gemälde von Aberli (1723—85) im AM.; sechs Bilder in den tableaux pittoresques von De Laborde und De Zurlauben 1777—80; die schöne Karte zu UGwGl. [79] G 4. [80] Vgl. den Prospectus montium glacialium Grindelianorum von Felix Meyer in Scheuchzers Itinera alpina und Vues de la vallée et des glaciers de Gw. von Architekt Sprünglin in Bern (AM.) [81] Str. BO. 52. [82] GlM. 15; Neue AP. 1882. [83] Schweiz 1900, 89.

Will der Grindelwaldner den Begriff des Gletschers einseitig fassen, so tut er's vom Gesichtspunkt des Schafhirten aus, welcher d'Bänzen gan Gletscher inhi tued, gan Gletscher inhi na^ch d'Bänzen geid, d'Bänze^n z'Gletscher sịmmred, z'Gletscher den Bänze^n z'läcken gi^b d. Oder eine Hülfskolonne hat man 1695 nach Verunglückten „gan gletscher geschikt".[84] In diesem artikellosen „găn" und „ze ist Gletscher" vom geographischen Begriffskreis losgelöst und schwebt zwischen Einzelding und Stoff. Ja ganz in den Begriff des letztern ist er übergegangen, wenn Fuhrleute Eisquadern vom obern Gletscher nach den Wirtschaften des Dorfes verbringen: Gletscher ahiſiehren; oder wenn man auf der ehemaligen Eisbahn[85] vom untern Gletscher her Gletscher uehig'ſiehrd heed; wenn man auf eine entzündete Wunde Gletscher ụụfleid oder bei Brucheinklemmungen Gletscher schlịckd. Sachlich und sprachlich wird damit das Wort seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgegeben, in welcher es im 14. Jahrhundert aus französischem glacier übernommen worden war[86], um zunächst (1523 bei Ägidius Tschudi und 1544 bei Sebastian Münster) das Matterjoch zu bezeichnen.[87] Es ist dies eine Art Entlehnung erster Stufe, einem ältern Sprachstand entsprechend. Wie die Entlehnung heute lauten würde, zeigt d's Glassi, wie die Einheimischen das Hôtel du glacier in Grindelwald benennen. „Glacier" seinerseits setzt ein mittellateinisches „glaciarium" (Eisfeld) voraus, welchem „glacies" (glace, Eis) zugrunde liegt. Aber auch das hieraus entlehnte Gletsch war eine Zeitlang gleichbedeutend mit „Gletscher". Noch heißt so das Hoteldörfchen am Fuß des Rhonegletschers, und in der Cronegg von 1593 ist dreimal nacheinander vom obern Gletscher als dem Gletsch die Rede. „Da ist der Gletsch so groß gsin, daß er in den Bergelbach trolet" (ist). Beide Ausdrücke besagen demnach zunächst dasselbe, was die Jịscha (ṡṡ) und in Mehrzahl die Jịschi (ṡṡ): der und die Eiszapfen, und was die Jịschẹrra (ṡ): das Eisfeld. Jene Jịschi erfreuen das Auge mit ihren prachtvollen Nachbildungen von Orgelpfeifenprospekten z. B. an den Engischĕpfen der Ortweidflueh oder am winterlichen Staubbach. Eine Jịschẹrra aber, oder eine Schụụra ist dem Grindelwaldnerkind jedes noch so kleine Eisfeldchen, jeder Schụụristein, die zum schụụren (glitschen) einladen; und wenn es nicht hie und da e^n Zụck gi^b d (einen Fall), sụ is' 's o^ch gaar nịid mid'rạ. An die Eisbahn für Fremde freilich: die kunstreich hergerichtete und mittelst Hydranten betriebsfähig erhaltene Jịschbahn, darf jener profane Name nicht heranlangen. Er ist dessen so wenig würdig, wie das schụụren mit

[84] Cronegg GlM. 170. [85] F 4. [86] Kluge[5] 141. [87] Krehbiel 1.

dem schlịịffchuehnen[88] oder gar etwa mit dem Spezialsport der Engländer (Hockey, Curling) sich vergleichen darf. Im gletschrige^{n} Tẹllti[89] versteht man sich aber auf das Eis aller Arten gleich gut: das dichte Wassereis, das schwammige Grundeis, das Schneeeis des Firns und das des Gletschers, so unterschiedslos man gelegentlich alle einfach als Gletscher bezeichnet.

Doch knüpft sich an den Hauptgebrauch des Namens immer wieder die Vorstellung des Belebten, welches irgendwie in das Bereich des Menschlichen hineinragt. Tut dies in derb-komischer Weise die Gletscherfloh (Desoria glacialis),[90] so klingt hinwieder wie eine Idylle „aus alten Zeiten" die Kunde, mụ heig albạ chënnen mid ei'm Ärmli a^{n} d's Jịsch a^{n}stotzen (sich lehnen) und mid dem andren Ärdberrẹni g'winnen.[91] So schließen sich Glieder aus allen drei Naturreichen zu einem Gebilde voll reichen Lebens. Ja, auch der scheinbar starre, ungeschlachte, „gefrorne Reifriese" selber nimmt Anteil an menschenähnlichem Tun. Seine Kinderchen, die Bächlein der Ober- und Unterfläche, schlüpfen, gelockt von der Sonne oder der Bodenwärme, aus zahllosen eisigen Betten hervor, sammeln sich in Scharen an dem hoch und weit aufgetanen Gletschertor; und in hellem Jugendmute, ja in tollem Übermut eilt die vereinte Schar zu Tale, mächtige Felsstücke gegeneinander schmetternd. Allein auch dies anscheinende Riesenkinderspiel ist ernste, große Arbeit. Mit ihr tränkt das Alpengebirge, die Brunnstube Europas, die Niederung durch seine „Gletschermilch" gerade in den Zeiten höchster Hitze und Trockenheit am reichlichsten; und die verflüssigten „weißen Kohlen", deren Stoßkraft sich in elektrischen Starkstrom umsetzt, bergen in sich den künftigen Hauptreichtum unseres Landes.



D's Almis Christelli
Führer und Schliiffschuehprofässer.

---

[88] Theorie desselben: Brückner in Naturf. 1890, XIX f. [89] Str. Sänger 219. [90] Hugi 105; Tschudi 6. 428—430; Haacke 588. [91] Wyß 662; König 32.

Lawinen.

Als Hängegletscher führten wir vorhin u. a. das Höhnịịsch, den Gụtzgletscher und die Wätterlouina auf. Fügen wir die heutige englische und französische Bezeichnung „cascade“, die sonst nur dem Wasserfall galt, hinzu, so haben wir den großen Bedeutungskreis des Wortes „Lawine“ angedeutet. Voll entfaltet er sich, wenn wir uns zunächst über das Wort selber klar werden.

Man sagt heute, wie Wätterlouina, auch Wätterlouineⁿ-wang, aber neben Wätterlouineⁿschnee (überhaupt: Louineⁿ-schnee) auch Wätterlouischnee (überhaupt: Louischnee), wie noch knapp in die heutige Sprache auch gutes altes „Wätterloui“[1] hineinreicht. Man sagt z'Ällouinen oder echt grindelwaldnisch z'Älloinen und schrieb z. B. 1851 „auf Ällouinen“ oder „Al-llouenen“ und schon 1575 „zu älllauwinen“, „gan Ällauwinen“, aber im nämlichen Jahr: „die ällauenmatten“. Man sagt: Bu̇rg-loúinen, z'Burglouinen, ụf Burglouinen, wie Lauter-brunner Örtlichkeiten „Trachsel- und Sichellouinen“ heißen; aber man schrieb 1671 „an der Burglauenen“ und noch 1808 auch „an Burg-lowen“. Man schrieb 1618 und noch 1808 „ein Schneelauwena“, 1572 und 1618 „ein Schneelauwe“, 1575 „die Schißellauwa“ und 1572 „ein lauwa“, 1749 „die Mederlauwina“ und 1739 „dei Lowina“, 1610 „ein Schneeluwena“. Als ausdrückliche Mehrzahlformen begegnen uns: 1808 loueni, louwini, 1770 lowini, 1776 lauwini, 1572 louwene, 1528 Louwinan, aber 1805 auch: vil louwen. Schon diese Auswahl aus unzähligen Belegen zeigt, wie die Sprache einer reinlichen[2] Scheidung zwischen der Einzahl Loui und der Mehrzahl Louẹni zustrebte. (Analog den Formen „Lütschi“ und „Lütschinen“: S. 45.) Heute wird diese Scheidung mehr und mehr wieder aufgegeben. Man bekommt allerdings noch zu hören: es schnịjd wie us 'ner Loui; d'Loui chunnd; der Louizụụg. Unveraltet klingt bis heute das poetische Röseⁿlloui. Noch stürzt unterhalb Mürren der „Louibach“ zu Tal, und ein Schneeberg, „gnent der Lauer“,[3] liegt bei Frutigen. Die Loui verkleinert sich zum Louẹlli mit der Mehrzahl Louẹllẹni. Im Unterland besteht die gewöhnliche Ein- und Mehrzahlform „die Louẹleⁿ“ ('s Louẹleⁿwäldli); seltener hört man daneben „die Loui“, und der aus Gotthelf[4] so bekannte „Löijeⁿ“ ist eine sehr steile, wegen beständiger Erdschlipfe längst aufgegebene Straße. Als Verbum hört man im Unter-

---

[1] Str. BO. 77. [2] Bei Rebmann (153), Altmann (85), Gruner (1, 74) auch durch-geführten. [3] Rebm. 490. [4] Alte Geschichte.

land: „e̥s louelet." Allein in Grindelwald klingt nun moderner: es hed g'schni̥jd wie ne[n] Louina, und man erzählt: d'Louina ist uber d'Flue u̥sa gḥi̥jd.

Die Sprache scheint uns also hier eine ihrer zahlreichen Numerusverschiebungen zu zeigen; ja diese könnte eine solche zweiten Grades heißen, wenn nicht die „lowa" oder die „lauw" der Cronegg von 1805 und 1808 eine vereinzelt gebliebene Einzahl zu „Louwi" als vermeintlicher Mehrzahl wäre.

Nun bedeutet aber bereits althochdeutsches[5] lewina einen Waldstrom, und ihm stehen gleichsinnig die Formen lowin und leina zur Seite; daneben besteht ein liwa (Regenguß).[6] Die ganze Gruppe stellt sich augenscheinlich[7] zu „lâwer" der laue, lao lau, die lâwi Lauheit, lâwen lau werden.[8] Zu leew lau stellt sich unmittelbar li̥wwen, unterbernisch löije[n]: „lau und träg" sich gehen lassen, ausspannen, ruhen. Bairisches läuen aber ist auftauen, und läuen als Dingwort: 1. Tauwetter, 2. Masse von erweichtem Schnee, 3. Lawine.[9] Daneben gibt es ein tirolisches „Lähnen", „Schneelähnen".[10] Bei dem im 18. Jahrhundert schriftdeutsch gemodelten „Lawine" dagegen ist an lateinisches labi (gleiten) gedacht, welches denn auch gut zu dem Allgemeinbegriff paßt: Sturz aus eigener Naturkraft, durch welchen eine bedeutende Last (Schnee, Gletscher, Erde, Felstrümmer) von Anhöhen herunter getragen wird.[10a] Solche Deutung aus „labi" lehnt sich an die des französischen avalanche oder avalange aus mittelalterlichem advallare (zu Tal stürzen); vergleiche avalenz, alenz (Herabgestürztes) im Wallis, wozu sich[10b] auch „Aletsch" stellt. Poetisch wahr ist die Deutung nach der „wütenden, starken und schnellen Löwin" durch Philippus Camerarius und durch Schillers schöne Verse: „Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken, so wandle still durch die Straße der Schrecken."

Die durch unsere Belege erhärtete Deutung aus „lau" gilt also erst in abgeleiteter Weise auch von Stei[n]louinen und anderm Wueggisch (S. 34), sowie von Dräckerren (fliegenden Erdschlipfen), wie sie zuweilen im Oberland)[11] das Gefolge von Schneebrüchen bilden. An diese letzteren ist aber in der Regel bei „Louina" und „Lawine" einzig gedacht. Nur beteiligt sich die Mundart nicht an der üblichen Unterscheidung von Staub-, Grund-, Gletscher-, Rutschlawinen;[12] ja das Grindelwaldnische kennt auch nur indirekt den sonst so geläufigen Ausdruck „Sueggischnee".

---

[5] Graff 2, 297. [6] Ebd. 296. [7] Wie schon Scherz' Glossarium 885 ableitete. [8] Graff. 2, 294. [9] Kluge[5] 229. [10] Wyß 687; Brückn. 541. Adelungs Ableitung aus lat. labi (gleiten) paßt bloß zu labina, rätisch und tessinisch lavina, lavigne und neudeutschem „Lawine". [10a] Wyß 687. [10b] Gatschet 63. [11] Kasth. 23, 43. [12] Ebd. B. 63 ff.

Das ist firnartiger Schnee, welcher selbst an sehr steilen Hängen besonders mit unebener und von Vegetation bedeckter Fläche nur langsam rutscht,[13] weil er in beständigem Wechsel von Auftauen und Zufrieren bald stückweis vom Boden gelöst, bald wieder in engen Zusammenschluß gebracht wird. Dem Grindelwaldner ist sueggen in allgemeinerm Sinn so viel wie langsam machen; der Sueggi ist ein langsamer Mensch, dessen Wahlspruch „Eile mit Weile" oder „mid Sueggismueßen" lautet. Der „Schneetsch"[14] ist ihm unbekannt. Höchstens unterscheidet er (in den einen und selben Louizügen) von den Staublawinen des Neuschnees, die bei niedriger Temperatur staubförmig zu Tal fahren, die Schlag-, Grund- oder Pflatschloue̥ni, welche zur Zeit der Schneeschmelze sehr wasserreich, plü̦drigü̦, abstürzen. In gewöhnlicher Rede aber heißt es einfach: e̥s gi^{b}d e^{n} Louina, we^{nn}'s de^{n} Schnee dahar rịehrd. Wenn die Zeit dazu gekommen ist: das tued denn albḁn[15] dä^{n} Llouischnee nid leid ahibrätschen! Oder: das rịehrd die Loue̥ni da leid ụsi!

Solche Unbeteiligtheit an den Unterscheidungen der Büchersprache beweist natürlich nicht etwa, daß der Grindelwaldner sich schlecht auf diese „flatternden Schneemäntel der Lawinen"[16] verstehe. Er beobachtet nur ohne Aufsehen, wie bisweilen (z. B. 1905) schon im Vorwinter, dann aber besonders im Januar bis April zahllose kleine Staublawinchen aus losen Schneelagen plötzlich wie Schleier an den Felswänden hangen, sich auf einem Rasenbande wieder sammeln und, aufsprudelnd, sich noch über eine Galerie hinunterstürzen, wo gewöhnlich ein eigener Trichter oder Kessel sie aufnimmt.[17] Wer diese herrlichen Schauspiele zu beschreiben imstande wäre! Diese breiten Silberströme, die bald in ein Dutzend einzelner Flüsse sich spalten, bald wieder zu einem mächtigen Laufe sich zusammenfinden, um schließlich wie ein hochaufspritzender Gischt auf steiler schimmernder Halde sich anzusammeln! So stürzt es bisweilen Schlag auf Schlag von den Gräten des Eigers, von den Rischen des Mettenbergs, von den Kesseln des Wetterhorns.

Nach langer Winterszeit ein Tag
Mit ächten Frühlingsmienen,
Mit Lauluft bis zum höchsten Grat,
Ein Festtag der Lawinen:
Das kracht und stürzt hernieder
Allorten immer wieder!
Die weite Bergwelt bebt
Und jede Fluhwand lebt.

Föhnwolken hüllen schwellend ein
Die Firnen und den Himmel.
Am Mettenberg, am Wetterhorn,
Am Eiger, welch Gewimmel
Von stäubenden Kaskaden,
Als wollt' sich heut entladen
Ein jeder Berg der Last
In einer heißen Hast.

[13] Vgl. ebd. 2, 135. [14] Berner Volksfreund 1890, 61. [15] Jeweils. Bernisches alben und albeds, zürcherisches „amig" und „amigs", baslerisches „als" ꝛc. vereinigen sich in „allmals". [16] Tschudi 946. [17] Ebd. 204 f.

Ein Niederbruch den andern löst,
Es gleiten weite Gänge.
Das wogt und wuchtet, stemmt und stößt!
Ein wirbelndes Gedränge
Durch alle Runsen wettert.
Das hallt und prallt und schmettert
Und schüttet sich hochauf
Zum Wall im letzten Lauf. (Aus „Lawinentag“ von Straßer.)

Und mit welchem Getöse! Wie das aber im Eiger töned u[nd] tooſed, u[nd] tued u[nd] machd! Es chrooſed u[nd] tonnd'red! „So ein Lawin im gebirg anbricht, gibt es ein gethön als ein Donderklapf oder erdbidem“,[18] wie aus dem Innersten des Berges heraus. Man übersetze sich das Getöse einer Tachlouinen, wenn diese in stiller Nacht von den Ziegeln oder Halbschindeln eines der neuern Grindelwaldnerhäuser abrutscht, erst noch ins Hundertfache! Dann hat man eine annähernde Vorstellung jetzt vom Donnergepolter, jetzt vom anhaltenden Dröhnen und Rollen bei lauer Witterung, jetzt vom minutenlang ununterbrochenen dumpfen Grollen zur Nachtzeit und den Tag über. Es braucht hiezu nicht die Gletscherlawine von der Altels zu sein, die am 11. September 1895 mit einer Geschwindigkeit von 120 Meter niederfuhr und 4—5 Millionen Kubikmeter Eismasse 1500 Meter tief beförderte,[19] oder den noch furchtbarern Bruch des Gétroz am 25. Mai 1595.[19a] Schon das relativ kleine Höhniịſch iſt ḁ[l]ſó großes, daß, we[nn]'s ei[n]s ahaghịjti, an Holzmatten und Bueßalp uehi kein einzigi Hịtta ganzi blịbi. Selbst so kleine, fein gezeichnete Furchen zurücklassende Firnlawinen und so kleine Gletscherbrüche wie der Gguṭz (S. 60) erregen die Aufmerksamkeit auch der Einheimischen. Und dies erst abgesehen davon, daß der Gguṭz das sommerliche Wetterzeichen der Burglauener und Lütschentaler ist: ah, jeṭz ịs's ụụs mid dem ſchë̆ënne[n] Wätter! Viel bedeutender ist freilich ihre Nachbarin zur Rechten: die Wätterlouina, dies „Prachtexemplar von Staublawine“.[20] Noch gedenken wir eines Losbruchs wie an dem prächtig warmen Nachmittag (2 Uhr 20) des 28. Oktober 1906. Ein Krachen wie eines Blitzes von heiterm Himmel! Wir schauen um und gewahren mitten in vollem Anzug eine Staubwolke von nie gesehener Breite; ihre Wirbel überschlagen, überstürzen sich und jagen über die ganze Alp des Lauchbühls hin, verhüllen die ganze Breite des schneelosen Scheideggrats; und wie sie sich verziehen, zaubert die Sonne

[18] Stumpf 285ª. [19] Brückn. 242; Heß 303. Ähnlich der Weißhorngletscher-Einsturz auf Randa: Naturw. 1820, 62—64. 69. [19a] Cool. JS. CXXII f.; Stumpf 672 ([3]1606). [20] Gruner.

die ersten Farben des Regenbogens über das grüne Gefilde. Solche Schauspiele wetteifern an Pracht, nur nicht an Häufigkeit und berechenbarer Regelmäßigkeit mit der Gießengletscherlouine an der Jungfrau, wie man sie von der Wengernalp aus schauen muß.

Nirgends deutlicher auch sieht, wer zu rechter Zeit anhi g'sehd, wie eine Lawine z'wäg geid, z'wäg brichd, z'wäg gḥịjd, oder wie n e̥s e̥^{n} Loui z'wä̋glaad. Bekanntlich vermag ein einziger Fußtritt auf geneigtem Schneefeld, das der leise Föhn gelockert hat, dieses z'e^{n}tgänzen und e^n Louina aa^{n}z'stächchen. Diese wird im Fall auf nächster Halde en Brochcha oder e̥^{n} Jätta losstächchen und so in allmälich hundertfach vermehrtem Maß zu Tale fahren. Jede Lawine gerät zuerst in langsames, schwerfälliges rịtschen. Am Rand der Felsenmauer stürzt die gebrochene Masse langsam hinab, und sodann fließt sie: eine wundervolle Cascade von glänzendem Silberstaub (S. 66) wirft sich in hohem Wirbel hinaus.[21] Die Klumpen der Grundlawinen keilen sich beim Anprall unten im Tale zusammen und vereisen augenblicklich durch den gewaltigen Druck.[22] Die Flocken der Staublawine dagegen stị̋ị̋ben und deuten mit der Gewalt ihrer Zerstäubung auf kalten Nordwind, welcher in der Höhe im Spịịl ist. Der Staub der Wätterlouine^n kann eine Stunde weit an die Fenster der Wohnungen prallen, der Luftdruck kann Scheiben zertrümmern und mächtige Tore zuschmettern.

Der Lawinenreichtum unserer Talschaft spiegelt sich wenigstens einigermaßen in den Eigennamen der Züge ab, welche die Schnee- und Eis- oder auch Felsstürze gewöhnlich, wenn auch zuweilen erst nach Jahrzehnten wieder neu, ausfegen und darum nach sich benennen.

Da haben wir als Nachbarin des „wildlieblichen"[23] Alpentals Rose^{n}loui: d's Ganze^{n}louinen am Schwarzwald, und ebenfalls am Wetterhorn die Gụtz- und Wätterlouina. Ebendort heißt ze'^{n} 'bröchchete^n Schneewwen eine lawinenreiche Stelle. „Zwisse^n Louenen" und „an der Louenen"[24] gemahnt an Ortschaften wie (an der) Lauenen bei Saanen, oder auch an das uralte[25] Dörfchen Sundlauenen, dessen geographisch gefestigte Form einen Grindelwaldner Schriftgelehrten zu der Reklamation veranlaßte: warum sä̋gid ie̥r jetze Sunggl ouinen un^d nid Sundlouinen? (Alte Formen lauten wirklich „Sunglaueln" und „Sunglaun villa".[27]) Besonders jedoch ist hier abermals Burglauenen im weitern Sinn (als Schulkreis)

[21] Brückn. 241; Stud. P. 196; BOB. 88; Wanderb. 211—14, 99. [22] Brückn. 242. [23] So Roth 115 mit glücklichem Ersatz für das abgedroschene „romantisch". [24] C 3. [25] Dummermuth. [26] Rebm. 476. [27] Schöpf 1, 117^b.

und im engern (mit Ausschluß von Tschingelberg links der Lütschine) zu nennen. Die „Lauenen“ sind hier als die Felstrümmer der „Burg“ zu verstehen, welche das vormalige Schillingsdorf zerstörten. Es gibt ferner ein Louelli,[28] eine Louineⁿweid[29] und ein Louischiirli.[30] „Im lengeⁿ Zuug“ heißt ein Strich, der vom obern Gletscher über die Halsegg herein an den Mettenberg reicht. Am letztern ziehen sich auch hinunter: die zwei Schmallouinen. (Vergl. die „Schmalloui“ im Urbachtal.) Westlich von ihnen streicht von der giebelartig aufgesetzten Spitze des Mettenbergs bis zu dessen Fuß herab, den Berg halbierend, die Breitlouina. (So heißt auch eine Station der Schynigenplatte-Bahn; vergl. die Guttannen-Spreitloui.) Es folgt die Doppelreihe der Lawinenzüge, welche die ehemalige oder noch wirkliche Zunge des untern Gletschers speisen. Von der Widderbodmi herunter streicht gegen das Chalet Inäbnit (Marmorbruch) die Toldislouina. Es folgen südwärts die Flicklouina und die Hëckjeⁿflicklouina. Von der Hohturnenlamm herab fegt die Stäglouina am Bäreggweg. Mit diesen, sowie den Hohturneⁿ-, Chessibach-, Mëder- und Brunnhoreⁿlouinen sind die Schneestürze am Mettenberg keineswegs erschöpft; vielmehr scheint dieser zu gewissen Zeiten sich in unzählbare Lawinen auflösen zu wollen. Zwischen den Hirellinen und dem turmartigen Felsengerüst des Wildschlosses hervor donnert die Schloß- oder Bohnerreⁿlouina zuweilen in majestätischen Cascaden über abschüssige Kalkplatten auf den Austritt des untern Gletschers aus dem Eismeer herunter. Weniger häufig nennt man die zwischen Wildschloß und Challi sich lösende Denndlerlouina; um so häufiger die Schiissellouina. In genauerer Rede ist letzterer die Sturzrinne, durch welche jene von der Nordseite der Hirellinen in das Sammelbecken der Schißleⁿ (Schüssel) fällt. Bei sehr viel Schnee aber überspringt der Sturz diesen Ruhepunkt und fällt mit gewaltigem Krachen gleich auf's Niveau der Lütschine herab. Dann heißt's auch da, wo man sonst der Louineⁿ siᶜʰ niid meh achted: aha, d'Schißlerra chund! Es folgt westwärts die Häusergruppe Ällouinen[31] (vergl. „Walter zu Ellowinen“ 1400)[32] mit dem Ällouinenbach. Vom Männlichen herunter fällt die Buechiwangloui, sowie jenseits die Tuplouina, wie früher[33] der Männlichen selber hieß. Als Grenze zwischen Grindelwald (Tschingelberg) und Lütschental fällt der Horlouigräben hinunter.

Sein westlicher Nachbar ist die „Ahorneⁿwangloui“, welche das Unglück von 1905 (S. 71) angerichtet hat und damit in unserem Abschnitt

[28] C 4. [29] C 4. [30] C 4. [31] F 4. [32] Reg. 82. [33] Spruchbrief von 1393.

die Reihe der in ungewohnter Richtung eingeschlagenen,[34] darum oft verheerenden Lawinenzüge eröffnet. Solche „Tücke“ erklärt sich daraus, daß bei häufig sich folgenden Stürzen ein neuer die gewohnte Bahn gesperrt findet. Dadurch werden Straßen und Bahnen verlouined,[35] Flüsse gestaut und flache Gelände unter Wasser gesetzt. Wälder müssen als Schlachtfelder[36] herhalten. Entweder werden sie fortgerissen, wie 1780 durch eine Grundlawine, welche von der obern Sulz bis über den Judenwang hinaufschlug; oder sie werden, wie am 11. Dezember 1809, durch den Luftdruck einer Staublawine teils entwurzelt, teils umgedrückt.[37] Großer Waldschaden entsteht auch durch Verbreiterung oder Verlängerung bestehender Louigassen. Welch Unheil erst, das Gebäuden, Tieren, Menschen droht!

Mit Besorgnis sagt daher der Erfahrne, wenn der nịw Schnee tued ab ᵈem alten abschießen und der alt herta, der nịw pflätschiga ist: e̥s ist jetz g'fährliᶜʰ fịr d'Loueni! (Es ist Gefahr da, daß Lawinen, und zwar verheerende, kommen.) Und manch ein Mütterchen betet laut, und mancher wetterharte Mann spricht es im Herzen nach:

Der Herr im Himmel iis bewahr
Vor Steischlag u vor Louig'fahr!

Daß Lauterbrunnern grade zur Heuerntezeit der „Höwhund“ die Wiesen verheeren kann, und daß sehr häufig im jungen Waldaufwuchs eine Lawine hier grotzned oder Grotzle̥ni abrịehrd, dort chlịịnni Tschụgge̥rle̥ni abrịehrd, dessen versieht man sich alle Jahre. Seltener und dafür schreckhafter ist es, wenn die Lawine e̥s Hụụs zerstoořd und die Trümmer ineinander gịịrted (in einen wirren Haufen zusammenwirft). Noch steht in frischem Angedenken die Zerstörung des Berggasthauses auf Väregg am 4. März 1906, wo die Mëder-, Stäg- und Toldislauenen in schauerlich schönem Schauspiel ihre Kräfte maßen. Nicht geringer war der Schaden, von welchem die Aufschrift an einem Speicher im Höhleⁿwang Kunde gibt: „Im 1739 jar das dei Louina zwelf Spichera nam. Walthard Bohren vnd Els-beth Inäbnit. Jar 1739.“ Daß auch andere Speicher und Scheunen, sowie Weidhütten und Alphütten „samt Keßeni und andrem alpzeig“ in großer Zahl zerstört wurden, meldet die Chronik zwischen 1610 und 1905 nicht weniger als zehnmal. Alles ist freilich wenig gegen das Lawinenunheil, welches 1808 im ganzen Oberland und Urnerland wütete und Obermaad bei Gadmen zerstörte.[38] Wie häufig ist aber auch unter dem Weidevieh und sonderlich und'r ᵈeⁿ

---

[34] Tschudi 205. [35] „Verlouwinet“: Ämterbücher Interlaken A 39. [36] Berlepsch 80. [37] Nicht „geköpft“ (König 35.) [38] GlM. 177 f.; AM. 1814, 260.

Schaaffen" e" Louina z'wäggangen! Ganze Scharen wurden weggerafft; so 1750 am Wetterhorn 80, 1827 bei Biel (Wallis) 93, 1878 am Eiger 50 Tiere. Von verschütteten Grindelwaldner Hirten vernehmen wir viermal, von einem Gemsjäger einmal (1861); aber neun Grindelwaldner Hausbewohner miteinander forderte das Unglücksjahr 1808. Den Kopf eines Jünglings schleuderte eine Lawine zwanzig Schritte vom Rumpfe weg. Die letzte traurige Erinnerung dieser Art knüpft sich an den 22. Mai 1906, den Unglückstag der Familie Burgener in Mättenbärg.

Zum Glücke kommen auch wunderbare Rettungen vor. Unmittelbar über dem Haus in der Toldislouenen hielt am 20. März 1907 die gleichbenannte Lawine still. Einer, welchen d'Louina dahaar g'riehrd g'häben heed, konnte sich 1572 retten, indem er mid dem Hëgel ụụf- und abg'hëgled heed. Ein Begleiter Hugis, der Bohnerenhirt Roth, welcher zweimal nacheinander i" dLouina choon ist, arbeitete sich mit unermüdeter Geistesgegenwart heraus, kletterte ungesäumt wieder bergan und half rüstig seinen erstaunten Brüdern die versprengten Schafe suchen.[39] Ähnliche Geistesgegenwart bewies der Bergführer von Almen im Lütschental. Ihm riß kurz nach der Mitternacht des 18./19. März 1905 die von der Rittenfelswand am Männlichen zwägbrochni Ahore"wangloui das Wohngebäude von der unversehrt bleibenden Scheune weg. Es wurde gänzlich under g'machd und ịị"bsetzd (zerstört und mit Trümmern bedeckt). In der Höhe liegendes Windfallholz hatte den gewöhnlichen und schadlosen Louizụụg versperrt. Die gegen das Häuschen abgelenkte Loui (wie man im Lütschental noch heute meistens sagt) grub den Hausbrunnen ab und gab gerade damit dem krank liegenden und auf Tee wartenden Hausvater ein paar Sekunden Frist zu der Überlegung: Also kommt die Lawine diesmal über uns. Rasch auf! Geweckt erst den ältesten Sohn im Hinterstübchen, dann mit seiner Hülfe die übrigen Kinder bis hinab zum zweijährigen oben in der Loiben (Obergemach) und unten in der Stube! Alle in Reih und Glied an die Wand gestellt, um in der Finsternis — denn schon hatte der Luftstoß die Lampe gelöscht — nach allen tasten zu können! Da kracht's. Vornüber stürzt das Haus, die Fenster splittern, die Decke bricht herab, Ofen und Ofenwand poltern. Alles in einem Augenblick, und Totenstille herrscht. Da ruft der Vater Namen um Namen ab, und alle geben Antwort! Auch die Mutter, welche vom einstürzenden obren Soller

[39] Hugi, Alpenreise 214; Stud. P. 210.

(Zimmerdecke) schwer, doch nicht gefährlich getroffen worden; auch das eingeklemmte, aber unversehrt gebliebene Bübchen.

So hatte schon 1881 gegenüber im Tal ein Bergsturz ein Haus zertrümmert, die neunköpfige Familie verschont[40].

Nur teilweise entrannen die Betroffenen der Katastrophe, welche zu unbekannter Zeit Ällauenen verheerte und derjenigen, welche am Abend des 12. Dezember 1808 die drei Häuser der Schärmatten über Burglauenen wegfegte. Heinrich Rubi hütete die sechs Kleinen seines Bruders, der dran war, vom Sengg her Vieh zur Winterung in das Braawimaad zu führen. Plötzlich flog, durch einen Schneesturz von Winteregg und Burghoren getroffen, das Haus samt Insaßen dreihundert Schritte weit, einige Trümmer noch siebenhundert Schritte tiefer. Der Oheim, rasch wieder zur Besinnung gelangt, tappt im Schnee umher, erwischt hier ein Bein, dort einen Arm und verbringt alle sechs Kinder für die kalte Nacht in einem Strewwichromen.[41]

Was läßt sich tun, um solch schrecklichen Katastrophen vorzubeugen? Die Lawinen zum verfrühten (abortiven) Absturz veranlassen zu wollen,[42] wäre vorderhand ein aussichtsloses Unternehmen. Praktischer sind die „Pfiịl" des Simmentals[43], das „G'müụ̈r" des Wallis[44], besonders aber die Pfahlreihen aus Holz oder Eisen, die hölzernen Schneebrücken, die Schneemauern und Terassierungen. Solche großartige und wirksame Verbauungen werden oft auf größern Flächen im obersten Anbruchgebiet der Lawinen mit vielen Kosten — unter eidgenössischer und kantonaler Hülfe — errichtet. In Verbindung damit werden die obersten Baum- und Strauchbestände sorgfältig geschont und durch Schutzwaldungen aus Legföhren, Trooslen (Alpenerlen), Arven vermehrt. Bannwald im alten Sinne kennt man nicht mehr. Anstatt der in ihnen gehandhabten Axt wird nun die Sense des Wildheuers und der Zahn des Trịechts (der Ziegen und Schafe) von all den Stellen energisch ferngehalten, wo ein widerstandsfähiger, ausdauernder und sich selbst allmählig verjüngender Holzwuchs das erste Abgleiten des Schnees zu verhindern vermag.

Schnee.

Durch Lawinen erfährt die Hälfte des Hochgebirgsschnees ihre Abfuhr.[1] So viel entziehen jene dem Föhn und der Sonne, um in einem der schönsten Schauspiele dem scheidenden weißen Mann einen „großen

---

[40] Nach Straßers Hülferuf in eigener Broschüre und im EvG. [41] Wyß 433—5; GlM. 178. [42] Alpina 1906. [43] Kasth. AR. 1816, 198. [44] Goms 48.

[1] Herzog 38 nach Coaz.

Abgang" zu bereiten. Eigenartig schön aber ist, wie sein Gehen, auch sein Kommen: sein allmähliches Sichherunterlassen von Berg zu Tal. Ein Blick aus der Höhe hinüber nach dem Silberhören! nach dem Schneehören und auf den „Heigers Schneebärg" der alten Geographie (S. 4), auf die Kappe des „Weißmönchs" und nach dem Scheitel des wịịßen Eiger! Nun nach dem Grat hinüber, ä̋ned dessen das „Hasle im Weißland" ebenfalls zu den blinkenden Zinnen seiner Randgebirge aufschaut. Wohl, nun wird auch das Tal sein winterliches Geschenk empfangen: der Wịịß wollt zue n ịs z'Dorf choon!

Und er kommt — e̥s schnịjd! In großen Flocken, in Schneefleĭgen schwebt es hernieder, ja e̥s schnịjd Wäschtịeher! Millionen weißer Täubchen kommen, sagt etwa der Städter. Der Älpler wird eher an die Bänzen („Schäfchen") der Distelköpfe erinnert, welche beim Fliegenlassen ihrer Samenträger de^{n} Schnee abschịtten oder si^{ch} flịde̥rren und damit auf Spätschnee deuten: aha, e̥s wollt aber no^{ch} chon ga^{n} schnịjen! Wer weiß, ob wir nicht, wie im Herbst 1905, vor der Zeit die Alp verlassen müssen, wịịl's abschnịjd!

Lieber sieht auch der Bergbewohner nach einem so schönen Herbste wie dem von 1906 gleich einen tüchtigen November- oder Dezemberschnee, der liegen bleibt. Welch ein Schauspiel, ein solch ruhiges schnịje^{n} schë̆n grăd ăha während eines ganzen Tages! Ein Schneefall, dessen Reichtum Gewähr bietet, daß er nun den ganzen Winter auch im Tale hafte, daß es also ịị^{n}schnịjd. Da weiß mụ doch e̥ntlige^{n}, waraa^{n} mụ̆ ist! und Groß und Klein freut sich der ersehnten Gabe. Voll zierlichen Übermuts haschen und schnappen Mädchen auf dem Schulweg mit spielend geöffnetem Mund nach Flocken, wie die so bezaubernd unverbildet gebliebene Patrizierstochter „Räge^{n}tropfe^{n} chụ̈stet".[2] Die Buben, nachdem sie nach Herzenslust im weichen Bette si^{ch} g'wäled hein und 'trooled sịịn, schon um dem Alltagsgewand eine langentbehrte wohltätige Säuberung angedeihen zu lassen, machen sich an den ersten Schneemaan. Chöhlen markieren Augen und Rockknöpfe, die Linke trägt einen Rechen, und drollig sitzt auf dem ungeschlachten Kopf das zierliche alte Kinderhütchen. Unwillkürlich erwecken diese elementaren Kunstübungen den lebhaften Wunsch, sie möchten, gleichwie 1906/7 im größten Dorf der Welt, fortan auch im Schnitzlerdorf Grindelwald unter der Schuljugend ernsthaft planmäßig fortgesetzt werden. Welch dankbare Objekte für das Modellieren im Schnee, diesem bildsamsten aller Gesteine, bieten vor allem die Berge und Täler Grindelwalds, die Gegenstände der physikalischen Geographie überhaupt! Der Hauptmann von Köpenik,

[2] v. Tav.: Jä gäll, so geit's.

der Skifahrer u. s. w. könnten dann einen belustigenden Abschluß solcher Studien im Freien abgeben.

Nicht achten die Jungen der Schneebälle, die an ihren Köpfen vorüberfliegen, bis auf die zweite, dritte Herausforderung hin der Fehdehandschuh aufgehoben wird. Die Schlacht beginnt — wie lustig schneewed es sich im dichten Hagel der blitzschnell geformten Geschosse! Lange schwankt unentschieden das Siegesglück, bis das Zünglein der Wage sich zu Ungunsten der Angreifer neigt. Sie kapitulieren und müssen eine tüchtige Wĕ̌sch (ṡṡ) über sich ergehen lassen. Das Chohl, welches nicht an den Schneemann verwendet worden, reicht eben aus, um erst mit ihm und dann mit Schnee eine richtige Mohrenwäsche anzustellen. Da schlägt die Schulstunde. Schleunig buṭzd ei's d's andra ab und ruft: eh, wie bist du schneewiga! Eh du schneewigi Huṭta! Eh du schneewigs Meitschi!

Wer weiß, wie bald das schneewen umhi so schĕ̌n geid! Jetzt war die zarte Masse ballig, wie sie auch schmiegsam dem Fußtritte nachgab und die Schuhnägel „im Negativ" sehen ließ: der Schnee war trättiga. In wenig Stunden aber macht er sich bereits unangenehm; er bildet Klumpen, Stollen (unterbernisch: Stöglen) an den Absätzen der Schuhe: e̥r tued si^ch stollen. In warmer Sonne durchsetzt er sich stark mit Schmelzwasser, bis er sein Vierzehnfaches desselben aufgenommen hat. So wird er plṻdriga; es gi^bd e̥s Schneeplṻder, e̥s grịịsli^chß Pflatsch! Der erste starke Kälterückfall hinwieder macht die Schneedecke glänzend hart: herti wie n en Gletscher, so daß sie Roß und Reiter trägt. Bei geringerer Kälte aber vermag sie nicht einmal den Menschen zu tragen, so daß dieser bis zu äußerster Ermüdung Schritt für Schritt einsinkt. Der Schnee ist alsdann g'graifte̥ta oder g'grṻste̥ta: er trägt einen Rajft oder eine Grụsta; er ist chächcha, ist uberschößna. Er weist dann die feinen Eisnadeln auf, welche im Fallen bei Windstille sich leicht zu Sternchen vereinigen, bei Windzug aber zu Stoibschnee zerfallen. In dieser Gestalt schnịjd es auf Höhen wie dem Faulhorn, während es im Tale kalt regnet. Solch bulvriga Schnee ist die Wonne des Skifahrers; und wie freut er sich, wenn eine noch so dünne Schicht Schneestoib ihm auch den Talschnee überdeckt! Allein bald hapert es wieder, wenn die eindringende Sonne die Masse krümlig macht, so daß sie nach jeder Furchung sofort wieder in sich zusammensinkt. Dann ist der Schnee trĕ̌liga, oder er ist g'gṻx̣e̥ta. Ein leiser, trockener Wind, dessen stärkere Grade den Namen Gụxĕ̌hnd tragen, ist im Begleit eines Gụxwolhen[3] her-

[3] GlM. 96; vgl. der „Wolhen" unter „Dunstgebilde".

gefahren und hat dem Schnee das Aussehen einer ausgeschütteten Masse von Salzkörnern erteilt. Derselbe verweht auch immer wieder die in den Schnee getretenen Spuren: vergụxed oder ubergụxed sie. Auch läßt er jeden neuen Versuch zu schneien nur halb gelingen. Er verwandelt den ruhigen Schneefall in ein Schneegestöber: in einen Gụx[4] oder eine Gụxa. Solche sieht man schon aus weiter Ferne herannahen: es rịehrd en Gụxa dahaar! So konnte denn auch in der Cronegg[5] z. B. der Februar 1889, welcher viel Schnee und Regen und Wind in unanmutiger Mischung brachte, ein Gụxi heißen. Bei den eigenartigen Windverhältnissen Grindelwalds hat hier der Name „Gux" den Begriff des furchtbaren Schneesturms[6], der ihm im Oberhasli und anderwärts dem Sachverhalt gemäß anhaftet, verloren. Es kann in Grindelwald auch nur bei mäßigem, ja schwachem Wind gụxen, wenn es trocken körnig und dabei so spärlich schneit, daß man sagt: es gi^{b}d nụmmḁn ḁsó e^{n} toibi Gụxa! oder: es tued nịd rächt schnịjen, es tued nummḁn ḁsó umha gịxlen! Auch das unsichere Schwanken zwischen regnen und schneien, selbst ein solches zwischen Niederschlag und schönem Wetter ist ein gụxen, gegen welches sich nach englischem Muster nun mehr und mehr auch einheimische Frauen und Mädchen mittelst Guxchappe^{n} schützen.

Ein stärkerer Grad des Gụx heißt die Schneefịehri. Die Fịehri für sich bedeutet eine umständliche Veranstaltung irgend eines Unternehmens mit unverhältnismäßig großem Aufwand an Zeit, Mühe und Aufsehen. In diesem Sinn sagt man: e^{n} Fịehri haan, e^{n} Fịehri aa^{n}rreisen, wohl auch: ẹs Zaagg aa^{n}rreisen. Das Verdrießliche der Schneefịehri nun macht sich insbesondere während der Alpzeit geltend, wo unzeitiger Schneefall zur Talfahrt zwingt. In der Schneefịehri ab mịeßen (abfahren müssen), wie z. B. am 2. Juli 1907, ist eine der Bitternisse des so vielgepriesenen Älperlebens.

Wenn es spärlich oder zart schnịjd, so sagt man auch: es feiserled; und ein geläufiger Reim des Unterlandes bekommt in Grindelwald die Wendung mit dem nicht ganz einwandfreien Reim:

> We's numme nid rägned, we's numme nid schnijd,
> We's grad aso feiserled, so machd es is niid.

In so vielen „Tonarten" sieht's der Alpenbewohner schneien. Und senkt sich nun das eine weiße Gewand von den Gipfeln und Berglehnen auf die Talsohle herunter: welch ein Anblick! Grindelwald im Schnee daliegend und obendrein vom Mond beleuchtet: das ist eine Szenerie,

---

[4] ÄJG. XIX. [5] GlM. 163. [6] Tschudi 432.

welche weder Worte noch Farben wiedergeben können. Es gibt nur ein seliges Sichvergessen in dieser Ruhe, so feierlich und lieblich zugleich. Welch ein Zauber liegt über diesem durch und durch gleichartig reinen Weiß, abgetönt durch die leisen Schatten halberkannter Gegenstände. Am Sonnentag dann aber dieses Spiel der Gegensätze! Haarscharf geschnitten heben sich auf dem glitzernden Weiß die kohlschwarzen Schatten ab, welche Bäume, Hecken, wandelnde Menschen werfen. Im Bergwald aber unterbricht das tausendfach gegliederte Weiß das dunkle Grün der Nadeln und das Grauschwarz der Stämme. Und diese wieder bieten mit der Mächtigkeit ihrer Kronen, die sich unter der schweigend getragenen Last niederbeugen, einen wirkungsvollen Kontrast. Über und über ịịⁿgschnịjds, breitet sich zu des Waldes Füßen das ebene Feld. Allein hier wechselt mit dem fahlen Weiß als Grundfarbe das Flimmern und Funkeln, das ruhige Strahlen und das Blitzen der Millionen Kristalle, der immer von neuer Seite beschienenen Diamanten.

Hätte nur nicht auch diese Freude des Naturgenusses ihre Kehrseite an der schlimmen Alltagssorge! Deren aber bringen Zeitpunkt, Zeitdauer und Ausmaß des Schneefalls zur Genüge.

Als Norm der Schneefalltage können folgende Zahlen für die Winterhalbjahre 1901 02 bis 1903 04 gelten:

	Nov.	Dez.	Januar	Febr.	März	April	Mai
1901 02:	4	4	2	11	?	1	10
1902 03:	1	12	7	6	11	17	3
1903 04:	7	5	2	11	10	5	1
(Trachselwald 1764/65:				5	1	4	1)

Wie viele Jahre aber gibt es, wo der Winter höchst eigenmächtig uber d'Schnuer haud! Für Berg und Tal gilt der Satz: Z' Grindelwald cha^{un}'s jeˢlⁱha Maanend schnịjen. Für Höhen über 3300 Meter, wo aller überhaupt noch vorhandene Dunst sich bloß in fester Form niederschlagen kann,[7] und für die Mittelalpen, wo 40—70 % aller Niederschläge als Schnee fallen,[8] findet man das selbstverständlich in der Ordnung. Um so ungemütlicher sind die Überraschungen eines uⁿzịịtigeⁿ Schnee's oder auch nur Schneewli's auf jeder Alpweide, die höher als 1600 Meter liegt.[9] Versetzen wir uns in die Lage des armen Weideviehs! Die Kühe flüchten, Schutz und Futter zugleich suchend, nach dem Wald, mit jedem Tritte tief einsinkend; Schafe gehen bis auf acht und mehr Tage, ja vielleicht ganz unauffindbar verloren. Im Tale aber g'frëërd der unzeitige Schnee die Obstblüte, zerreißt die Baumäste und entmutigt manchen Anfänger in der edlen Obstkultur.

---

[7] Tschudi 412 [8] Pflzlb. 58. [9] Ebd. 54.

Die überschneiten Kartoffelfelder können, wie 1905, nicht abgeerntet werden, das Emd kann nicht besorgt, vielleicht nicht einmal gemäht werden: es erfųųled a'ⁿ Schöchnen old an der Wı̆rzen. Es dient dann, etwa noch im Winter eingeheimst, höchstens als Strewwi für das Vieh.

Wie erst, wenn es bereits zu Anfang Oktober an der Lütschine z'sämeⁿschnįjd, so daß der ganze Talgrund éine Schneedecke bildet! Wenn dann wegen Lawinengefahr auch an Alpentladung nicht gedacht werden darf und beherzte Männer es wagen müssen, das notwendigste Futter uf d'Alp uehi z'bųgglen!

Sehr unliebsam verzögert hinwieder Frühschnee die Alpfahrt. Zur „Tagesordnung" gehören natürlich der Merzeⁿschnee und der Abe̥relleⁿschnee. Ja, man ist's gewohnt, daß, weⁿⁿ's am alteⁿ Mätįįs (24. März) schnįjd, es denn noch sįbenuⁿᵈtrįįß'g Mal darnaach schnįjd. Auch ist ja Abe̥relleⁿschnee besser wan Geismist oder so gued wie Schaafmist; jedenfalls ist er der armeⁿ Lįįteⁿ Bųw. Weⁿⁿ's spaat schnįjd, sų tued's den armeⁿ Lı̆įteⁿ d's Land bųwwen. Schnee dagegen, der die Alpzeit verderbt, kann durch keinen noch so liechta (milden) Winter wett gemacht werden, und es bedarf des ganzen reichen Oberländerhumors, um über solch ein verpfuscht's Jahr hinüber zu kommen. In solchem Humor — erzählen die Grindelwaldner über einander — suchen sie die notwendig gewordene Talfahrt wie folgt zu umgehen. Sie nääⁿ scharpf[10] Milch, sųųffeⁿ Schlųck,[11] ässen Nįįdla, stelleⁿ sich im Mälchhųųs ųųf, wa's hilw ist, uⁿᵈ säägeⁿ: jetz hed's g'warmed, mier manglen nįįd ahi. Dem Welt- und Geschichtskundigen bleibt überdies der Hŭdeltrost, es sei andern und sogar Bevorzugtern auch schlecht gegangen. Dieser Trost kleidet sich in die Redensart: e̥s hed eiⁿmḁl dem Nachbųųr och g'hägled.

Zahlenmäßige Verzeichnungen[12] und Berechnungen[13] von Schneezeiten und Schneefallhöhen ersetzt sich begreiflich die Umgangssprache durch einfachere, mehr summarische Angaben. Ist nur so wenig Schnee gefallen, daß sich eben noch durch ihn hindurch Fußspuren auf dem Boden abdrücken, so spricht man von einem Gı̆ıferli. (Anderwärts im Oberland sagt man „das Bı̆fer" und versteht darunter auch selbstgeronnene Milch.[14]) Man sagt wohl auch: Es hed nummḁn ḁˡsó e̥s Chatzeⁿtrăbel gschnįjd. Das Trăbel für sich ist ein Gemenge von Fußspuren. Im Sinne einer bestimmten Fußspur, welche sonst Treib heißt,

---

[10] Ausgiebig. [11] Schon geronnene Milch aus dem Käsekessel. [12] MGw. [13] St. Sch. 73. [14] And. 487.

(vgl. S. 80) braucht man die Redensart i^n d's Träbel choon (oder z'Wääg choon) für das Zurückkommen auf den eigentlichen Gegenstand einer Verhandlung. Der Oberländer denkt dabei an das träppellen in kurzen, kleinen Schrittchen, obschon „traben" formell näher liegt. (Genauer, dann aber pedantisch, schrieben wir „das 'Träbel", weil es als „Geträbel" zu deuten ist.) Statt von „Chatze^nträbel" zu sprechen, spaßt man wohl auch: Mëge^n d'Chatzi no^ch dardiir^ch? Eine um's merken tiefere Schneelage heißt schon es Giifer, und man sagt: es ist gräd a^lsó ubergrääwd's. (Nicht allgemein grindelwaldnisch ist es Giimerli für eine etwa zollhohe Lage.) Man hat dann bald einmal zu besorgen, daß 's ei'm uber d'Schueh inha ghijd, wenn auch d'Achcherstuffla (Getreidestoppeln) „noch obenaus sehen". Hat es aber einen Pätsch oder „ein Flatz"[15] oder e^n Last, ja ganz Läst[16] g'schnijd, so ist es Zeit, seinen Anzug danach zu richten. Denn bald wird einem der Schnee a^n d'Chnewsrädi (Kniekehlen) uehi gaan. Noch höher reicht en Uberstrumpfeta oder gar e^n Chnewweta. Steckt man aber einmal bis under d'Uox (das Uox ist die Achselhöhle) im Schnee, dann ist es wenigstens für die Sprache nicht mehr weit bis zur Hyperbel, die auch in Grindelwald den (doch ansehnlichen neuen) Kirchturm ins Spiel zu ziehen liebt. Man sagt hier: Der Sigerist mues de^n Chilchture^m mid dem Hewrächche^n suchen, wen^n er liite^n wollt.

Hat es gleed (in rascher Folge wiederholt) „ein groẞa schne geschneit" oder „geschniet", so türmt sich derselbe an windigen Stellen zu ansehnlichen „Schneeschilten" auf. Der unterbernische Name dafür ist „die Wäächte^n", der grindelwaldnische: die Gg'wäächta. Bisweilen sind solche Gg'wäächti ständiger Art, wie die, welche der Eigerspitze allwinterlich ihre drollige Zipfelmütze aufsetzt.[17] Eine zirka drei Meter lange Schneegwächte bildet den höchsten Punkt des kleinen Vieschehorns; sie ruht auf dem senkrecht gegen Grindelwald abfallenden Felsen.[18] Eine „überwächtete" Bergspitze[19] ist das Ggwäächtenhören oder die Ggwäächta (3169 m) mit dem Gwäächte^njooch (3159 m)[20] in der Schreckhorngruppe.

Aber auch die gleichmäßiger verteilte Landschaftsdecke kann bei anhaltend ruhigem Schneefall erstaunlich rasch zu einer Höhe anwachsen, welche Felsformen, Bachbetten, Büsche in große, allgemeine Wellenformen einhüllt und die Individualität der Einzelgebilde auflöst. So bleibt der Anblick der obersten Hochgipfel. Wie manche noch der schlanken Felsen-

[15] Cronegg 1821. [16] Läst = Massen; Lasti = Lasten. [17] Täuber 22. [18] ÄJG. 126. [19] Stud. Ü. 1, 252. [20] Cool. BO. 77 f.

nadeln würden wir das Gebirge charakterisieren sehen, wenn nicht der ewige Schnee sie verhüllte![21] Drum der überraschende Anblick der Jungfrau im August. Umgekehrt „kennt die Stätte der Menschen nicht mehr," wer als Neuling einen Sommer lang in fernem, gastlichem Hause verkehrt hat und es im tiefen Winter erstmals wieder aufsucht. Welch ein Unterschied zwischen dem hundertgestaltigen grünen Rasenteppich und dem einförmigen weißen Linnen!

Schlimmer ist, wenn der Älpler zur Zeit der Alpfe̜rt seine Hütte nicht mehr erkennt. Wie manches Gebäude schon hat der Schneedruck verchru̜u̜ted, z'sämeg'ritten! Im Januar und Februar 1844 wurden zu Ji̜schboden „drei Scheureni verherget", 1809 und 1812 auf den Mürrenbergen alle Hütten eingedrückt. Das Dach des ersten Faulhorngasthauses wurde gleich im ersten Winter 1830/31 aus den Fugen gerissen.[22] Kein Älpler, auch kein Besitzer der neuen Boßhütten wird daher vor seiner Abfahrt unterlassen, das dem Winter überantwortete „Gehalt" durch starke Spe̜rzla aus jungen Tannstämmen unter den Rafen und unter der First (dem Firstbalken) zu stützen.

Sind aber die Gefahren des Winters ferngeblieben: welchen Segen dann auch spendet der Schnee dem Gebirge! Man denke an den der Luft entzogenen und den Pflanzen zugeführten Ammoniak[23] und andern Nährstoffen.[24]

Wunderbar fristet das Leben in hohen Regionen, mit Hunger und Tod siegreich ringend, auch ein Teil der Tierwelt, dessen Namen schon mit „Schnee" verknüpft sind. Wir gedenken des lieblichen Schneefinks, der gesellig da zu finden ist, wo der ewige Schnee beginnt.[25] Wir nennen die geduldig freundliche Schneehenna, welche, weißer noch als der Schnee, sich in ihm verbirgt und, der Schneeschmelze folgend, immer höher steigt.[26] Wir erinnern an die Schneemu̜u̜s und den Schneehaas.

Wie aber findet sich der Mensch zurecht, wenn der Schnee uber all Zi̜i̜n und Heeg u̜u̜s geid! Noch im April, im Mai schreitet ein einsamer Fremdling über Alphütten dahin ohne Ahnung, daß hier in Bälde Menschen hantieren, Brunnen sprudeln, Tiere sich zum Melken einstellen, Glocken klingen werden. Wo nicht aufgepflanzte Stangi, buschige Grotzle̥ni, lange Rueti dem Wanderer oder bereits dem Schneebrecher die Richtung weisen, kann der Neuling verloren gehen.[27]

---

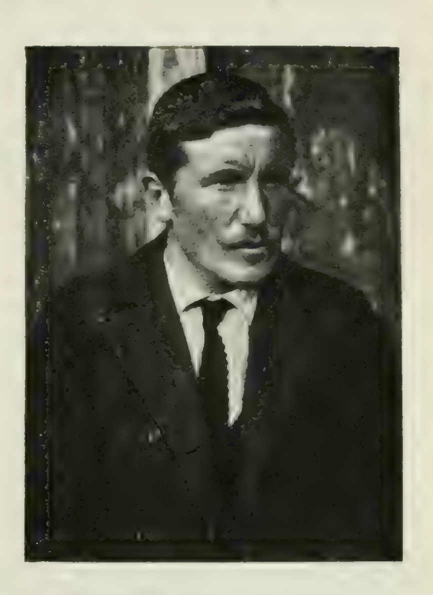
[21] Vgl. Berlepsch 21; Krebbiel 47. [22] Faulh. 9. [23] Hugi 59. 61 [24] Grun. 3, 163. [25] Keller 130. 357; Schubert 2, 13. 15 f. [26] Cool. JS. 304. [27] Ebd. CXXXIX; 206 (nach Claudian); 217 (nach Silius Italicus 3, 528); Wyß 795 (Ammianus Marcellinus 15, 10).

Anders freilich der trainierte und ausgerüstete Alpenwanderer (S. 27 ff.). Ihm dient zu Nutz und Sport auch der kahnartige Schịị, welcher freilich heute keine Auszeichnung des Alpenbewohners, noch gar des männlichen Geschlechts, noch auch der Erwachsenen mehr ist. Wer schịịen will und über keinen Näppel oder Napolion (Zwanzigfrankenstück) für ein Paar wenigstens halbechte Schịị (Schier) „aus Bergeschenholz" verfügt, der weiß sich sonst zu helfen. Ein Paar Dauben (Einzahl: die Dụwwa, Faßdụwwa) eines ausgemusterten Fäßchens tụụre^{n} 's v^{ch} no^{ch} zịmli^{ch} lang. Statt des schwer aufzutreibenden Wachses — Wäx — kann dann einfach Seiffa genommen werden, um die Unterfläche z'waxen, damit während des Dauerlaufes der Schnee si^{ch} nid a^{n}schlaaj. Ja, wie es für den Neukantianer eine Psychologie ohne Seele gibt, so gibt es für Grindelwaldner Knaben und Mädchen, die noch lange nicht zur Schule gehen, ein schịịen ohni Schịị. Denn das schụụren (glitschen auf dem Eis mit bloßen Schuhen) heißt nun seit 1904 in einwandfreier Sportgemäßheit ebenfalls schịịen. So verkündet dir triumphierend der Mund voll elfenbeinerner Zähne und das rabenschwarze Auge einer noch ganz kleinen Mühlebacherin. Und das Händchen weist energisch auf die Träß (trace) hin, welche über das meterbreite Straßenbord hinunter wenigstens vorläufig angedeutet ist — als Prototyp einer gut englischen Rennbahn, eines noch besser angelsächsischen spurt. Aber nicht lang hat die Kleine Zeit zur Auskunft; denn sie steckt grade mitten in einer großen, selbstgestellten Aufgabe. Die besteht darin, en Häsler z'nään. Das ist ein Anlauf, welcher dazu hilft, über den Sprung zu kommen. Der Sprung ist nämlich in der Sportsprache erst in zweiter Linie der Flug durch die Luft. Zunächst ist er die mitten in der Träß eigens aufgetürmte Schneemasse, die wie ein guter emmentalischer Brüggstock[28] mit der Anlaufseite eben verläuft, auf der Gegenseite aber sẹnkelgraad abstürzt, um mit seiner Höhe die Länge des Luftsprunges zu bestimmen: zweiunddreißig Meter bei dem Telemarkerschwung der Norweger Leif Berg und Torleif Björnstad.

Holen allwinterlich Grindelwaldner weit und breit in der Runde sich ihre Preise als Schịị-Chǖniga: wie nahe stand da der Schlitten der Gefahr, für immer im Grǐmpelchämmerli verschwinden zu müssen! Fährt schon der ungekrönte Skifahrer anstandlos über verschneite Hecken und Zäune, Gräben und Klüfte in zweiundzwanzig Minuten von der Männlichenspitze zur Lütschine hinunter: was ist da noch Weg und Steg! An das Treib dagegen (unterbernisch: den Treib, die durch Schneebruch geöffnete Bahn) ist die gewöhnliche Schlittenfahrt gewiesen.

[28] Lf. 212 ff.

Daher mues mụ gă^{n} treiben, ga^{n} Wääg machen, gă^{n} wa̋gen, găn de^{n} Wääg friſch ụụfbrächen immer wieder neu, wenn der Wind 's Treib verblaaſen, oder vergụxed, oder verchụted, oder verwueſted heed. Auf ſchmalem Fußſteig iſt dies ein einfaches Geſchäft: man greift zur Schaufel und ſchoord de^{n} Wääg ụụs. Originaller iſt die Auskunft, einen Rückentragkorb, worin man Brot, oder aber Tannadeln, Laub, Dünger trägt, alſo ein Brodhụttli, eine Chrịsnadelhụtta, Lőịbhụtta, Miſthụtta mit Steinen anzufüllen und dä^{n} Wääg b'ſchwaareti dịr^{ch} ^{d}e^{n} Schnee z'ſchleipfen. Es erinnert dies an die anderwärtige Praxis, mächtige Balken von Ochſen durch den friſchen Schnee ziehen zu laſſen, oder auch letztere allein mit ihrer bemerkenswerten Pfadfindergabe nach einem beſtimmten Ziel zu treiben.[29] Über die Straße der Niederung aber führt der Schleif oder Schlittwääg. Für den Holztransport aus dem Walde hinwieder, welchen man im Hochgebirge am liebſten auf die Tage nach den erſten Schneefällen verlegt, umgeht man unpraktikable Waldwege mittelſt des Holzſchleifs oder des „Laß“: womöglich einer Erdriſe (Rịſẹten), welche geradlinig talwärts führt. Als daherige Eigennamen figurieren der Raa^{n}ſchleif neben der Ällflueh, die Stelle bi'm breite^{n} Schleif nahe dem Ällouine^{n}wald. Wer mit einem Unternehmen irgend welcher Art auf guten Wegen iſt, iſt gued im Schleif. Auf den Talſtraßen fährt als Schneebrecher der von Pferden gezogene Schneepflug oder Keilſchlitten,[30] die „Treibe^{n}“, der „Schneemutz“,[30a] die Schneeſchnụụza. Sie führt noch hie und da ihre beſtimmten Fahrten aus vom Bahnhof zum Talhaus, über den Endwääg zum Hotel Glacier, nach der Rothenegg und nach Tuftbach, leider nicht auch nach dem Wetterhorn.



Führer Steuri, Ski-König.

Gegenüber dem Schleif für Schlittner, welche mit dem Laſtſchlitten, dem Höri (S. 85) ſchlittnen, dient der Rịịtwääg als

[29] Cool. JS. 128 f. [30] Ofenbr. 6, 121—3. [30a] S. Ankers Bild: Schweiz 1900, zu 180, und Blatt 2 im Ankeralbum.

Bahn für Schlittler, die auf ihren Lustfahrten sonderlich mit dem Beinz (S. 85) schlittlen oder Schlitten rịịten oder einfach rịịten. Denn die oben erwähnte Gefahr ist wohl für immer beschworen; kommt doch der Grindelwaldner gleich mit dem Schlitten an der Hand auf die Welt!

Welch freundlicher Anblick, bereits vierjährige Mädchen mit der Sicherheit und Eleganz der Großen alleinig oder sälbzweit fahren zu sehen! Und wie strotzt ihnen aus Augen und Mund der Humor, der lustige Übermut, wenn sie einem befreundeten Großen im vollen Lauf den Weg zu sperren vermögen! Erlustigend aber ist es zuerst, wie Respekt gebietend zuletzt, einer Engländerin bei Besitznahme ihres Einzelschlittens heimlich zuzusehen. Auf sicherster Straße ist der erste Versuch eine Meerfahrt auf schwankem Kahne. Die Gefährtin zieht leise, leise an der Schlitte^{n}schnuer — derre^{n} (jener) wollt g'schwinden! Äschfarwig (aschfahl), ja chrịịdenbleich wird ihr Gesicht. Genug für heute! Doch, nịịd ergään erzwingd alls! („Nụ̈ụ̈t naa^{ch} laa^{n} g'winnt.") Am zweiten Abend wird schon flott auf gerader, wenig abhĕltsiger Straße gefahren. Am dritten gilt's, e^{n} Chehr old e^{n} Chrụmp z'nään und damit das wịịse^{n} zu erlernen. Das ist freilich



Cḥeme si ächt?!

ein schweres Stück. Das zäbled, das sporred, das sträcked, das strampelt! Aber nicht allzulange, so ist das augenblickliche Sichbesinnen auf den Fuß, welcher aufsetzen soll, eingeübt, und nun kommt eine steilere Strecke in Angriff. Da heißt es, si^ch^ i^n^ Sparz stellen! (Tapfer sich sperren, sperzen, seinen Mann stellen.) Sụst geid der Schlitte^n^ z'raaß. Das pfị̈zd drụ̈ber nịder, mụ mäg's nịd g'wịịsen un^d^ nịd g'stellen! Schon ist die Unglückliche einem steif promenierenden Landsmann zwischen die Beine gefahren: hed mụ i^n^ d'Bei^n^ g'wị̈ssen. Und kaum ist die vollendet höfliche Entschuldigung absolviert, neues Unheil! Das ungehorsame Vehikel fehrd zuehi: fährt in einen Haag hinein. Und das tued eine^n^ lleid an en Haag zuehi rị̈ehrren! Das tued eine^n^ wị̈est aa^n^schlaan! Ja der Schlitten entledigt sich selbsteigen seiner Last: es rị̈ehrd einen draab. Und „hoch im Bogen" vollzieht sich die Entleerung, die Wẹlpẹta, die Troolẹta; mụ tued welpen, oder es tued eine^n^ welpen. Man taumelt kopfüber: mụ tued d'Schị̈ßla welpen oder d's Hä̋fẹlli welpen (Knabenspiele). Und wenn man dabei recht unsanft mit dem harten Boden in Berührung kommt, erinnert man sich noch manchen Tag, wie's ei'm chan^n^ ụf d's Låder gaan, wie's einen ụf d's Lå̋der schlaad, wie's eine^n^ lå̋dẹrred. Das ereignet sich besonders gern im Stịịch: dem durch das a^n^stächen beschlagner Schuhabsätze stetsfort vergrößerten Gegensatz von Hoch und Tief auf der Straße. Wenn gegen das Frühjahr hin deren Tụ̈li (Querfurchen) zwischen den hohen Wellenbergen recht tief ausgefressen sind, da hotzled der Schlitten gleich einer Gondel im Kielwasser des Dampfers, nur ungleich rascher. Welche Gefahr erst, wenn auf schmaler Straße Fuhrwerk um Fuhrwerk begegnet! Bei einem Ausweichen neuer Unfall. Ein dienstfertiger Landsmann reicht die Hand zur Hülfe, aber ums Haar wäre er ausgeglitscht: bịị hin hätt's mụ 'zị̈ckd, ẹs hätt e^n^ Zụck oder e^n^ Rranz g'gään. Kein Wunder auch: ẹs ist zị̈ckig, denn der Schleif ist g'frorna. Alle fühlen den unsichern Boden; und hin u^nd^ wịder (da und dort) gibt's einen Fall.

Aber éinist (gleichwohl, eine^n^wääg)[31] neu ans Werk! Han i^ch^'s jetz nid mẹ̈ge^n^ g'fäcknen (mit meinem Unternehmen zum Ziele kommen gleich dem jungen Vogel, der seine Fäcken oder Schwingen erst übt): ein Ziel muß nun einmal erreicht werden, ẹs mues eppạ eppạrhin gaan! Also nur munter die Beine in Gang gesetzt; nụmmạn

[31] Man halte auseinander: ei(n)s = ein Mal, une fois; einist = gleichwohl; ei(n)mal, emmel, emel = wenigstens, sicherlich, fürwahr, vgl. das Grindelwaldner-Schibbolet emmel wohl! Man denke sich dieses „einmal" als den Rest einer Argumentenreihe: einmal ist das zu sagen; sodann usw.

ei^{n}s d'Gnäg̥eni g'weigged! Nu̥mma^{n} d'Scheihi fi̥rha g'nu̥u̥n! Rasch eine Strecke bergan: schi̥dig en Bi̥tz drű̊ber u̥u̥f! Dann in beschleunigtem Lauf, fi̥rderli^{ch}, ti̥fig drű̊ber ahi! Da — neue Fahrt in den Zaun hinein. Ein Grobian, der am grĕb'ren Ort abg'saag̥eta ist, sieht's und sagt halblaut sein Sprüchlein auf: Wär z'lest[32] ub'r ^{d}en Haag ist, hed es Plättg̥lli volls Mi̥i̥s g'frässen.

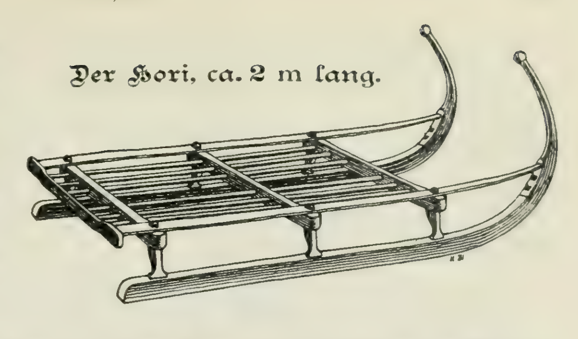
Bald nun aber geht's auf gebahnter Straße ganz scharmánt, und es werden jetzt ungebahnte, und zwar immer steilere, stotzig̥erri Schneefelder in Angriff genommen. Da gibt's als Lehrgelder der Purzelbäume genug. Totz uber Meis (kopfüber) geht's in das zum Glück weiche weiße Polster hinein. Das lacht hellauf, das kichert — gű̊g̥elled — leise in allen Tonarten. Allein fi̥ı̊r und fi̥ı̊r (nach und nach) wird man sich doch besser vorsehen und die Mißgriffe meiden, welche die Neulinge in dieser edlen Fahrkunst fi̥ı̊raan (gewöhnlich, in der Regel) tun. Besonders gilt dies für Umbiegungen, wa mu̥ chre̥ihe^{n} wollt old mues. Ist dann die gewählte oder aufgenötigte Richtung erst noch abheltsig (abschüssig) und zeigt der Schnee zur Rechten oder Linken tiefe Senkungen, so daß e̥s gäre^{n} schwe̥ichd, so ist doppelte Vorsicht geboten. Da heißt's, den Schlitten mit der Schnur wie das Rößlein mit dem Zaume zügeln, behufs Anhaltens oder Bremsens ihn energisch vor uehi ziehn, und zu augenblicklicher Schwenkung nach der erforderten Seite rasch mit dem entgegengesetzten Fuß e̥s Schlĕgli old e^{n} Zwi̥ck anhi gään.

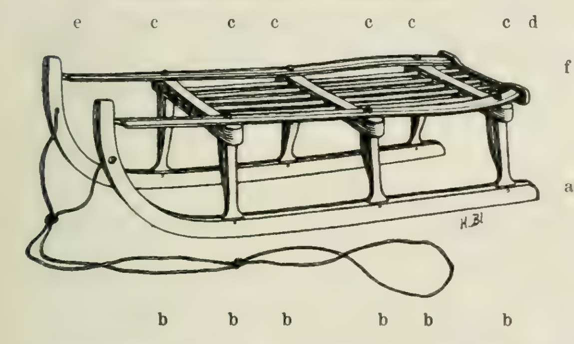
Auch das lernt sich, und unsere Anfängerin wird noch als vorgerücktere Sechzigerin, unter ihren Töchtern selber eine Tochter mit grauen Haaren und junger Seele, ihnen voran Meisterschaft fahren. Mit der metallenen Stimme eines Grindelwaldner-Jungen, der unter hu̥o! hu̥o![32a] zum Ausweichen aufruft, wird sie ihr langgedehntes Aschtu̥u̥u̥ng! oder Agtu̥u̥u̥g! ertönen lassen. Auch wird sie immer noch dabei sein, die Grindelwaldner-Jugend zur Einübung eines geschickten, mutigen und vorsichtigen Fahrens durch Wettschlittleti anzuspornen, wobei die verschiedenen Preisbewerberklassen in bestimmter Zeitabfolge starten. Handelt es sich doch auch bei diesen Schlittenfahrten keineswegs um bloßen Sport. Es gibt Winterszeiten, wo Schlitten und Ski das einzige anwendbare Fortbewegungsmittel sind. Da geht alt und jung mit dem Schlitten den Geschäften nach, transportiert auf ihm lebende und tote Last.

---

[32] Zuletzt, als der letzte (der lest). [32a] Vgl. „schweizerische Schlittenrufe“: S. 58 bis 66 in Ernst Götzingers „Altes und Neues“ (St. Gallen, 1891).

Und zwar ist dieser Schlitten in erster Linie der „Gemmel“ oder gut grindelwaldnisch der Beinz, auch etwa: der Beindler, d. i. der Beinschlitten, im Gegensatze zu dem hier altmodisch gewordenen Brittler des Unterlandes. Letzterer, in seiner Abart als unbeschlagener kleiner Kinderschlitten die Mụrra oder auch etwa der Mụrri geheißen, ist aus Nußbaum- oder andern Brettern gefügt und daher schwerfällig. Auch


Der Hori, ca. 2 m lang.

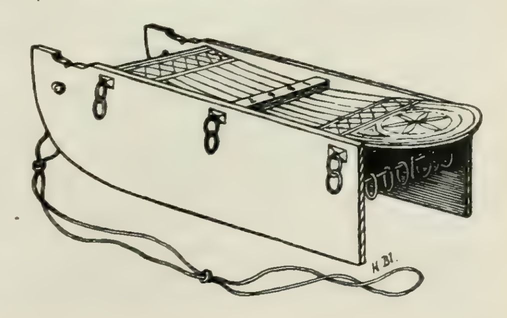


Der Beinz, ca. 90 cm lang.

Der Beinz mit den Einzelteilen:

a: die zwei Chuechen;
b: die sechs Bein;
c: die drei Jicher:
d: d's Jichli;
e: die zwei Ortsteeb;
f: d'Stebleni.

machten ihn die angehängten Ringe oder gar Glöckchen, welche durch ihr leid's tschäderren oder chlinglen beständig zum Ausweichen aufforderten, für den lebhaften Verkehr unmöglich. Wie vorteilhaft werden diese Mụrri oder Mụrriga durch die leicht gebauten und doch so soliden Beinzen ersetzt! Ein solcher demonstriert auf beigefügter Abbildung seine Einzelteile. Die beiden Ortsteeb (e) ruhen als Einfassung des Sitzes auf den drei Jịchch'ren (c). Diese Jịchcher sind starke Querleisten. Jedes Jooch ist durch die zwei bis drei breiten oder durch die drei bis fünf runden Stĕblẹni (f) in der Längsrichtung durchhöhlt. Ein brückenjochähnlicher eiserner Stääg hilft bisweilen


Der Brittler, ca. 80 cm lang.

den vier bis sechs schlanken und gleichwohl starken Beinen (b) die Last tragen. Diese sind in die beiden Kufen įįⁿ'zäpfd. Auf der Bauart dieser Kufen oder Chuehen (a) beruht die ganze Tüchtigkeit des Gefährts. Ist das hiefür gewählte Ahorn- oder auch Eschenholz nicht nach natürlicher Austrocknung bleibend gerade gerichtet, so sind die Kufen (ähnlich den schlechten Schiern) bald verzögen. Sie bilden einen Bogen nach oben oder nach unten und sind demgemäß entweder hụ̈pp (konvex) oder įįnhool (konkav) gekrümmt. Auch eine gueti B'schlẹcht (Beschläge) schützt alsdann den Fahrer nicht davor, daß es ihm gleed (immer wieder) deⁿ Schlitteⁿ verwįįsd. Kommt dann noch Ungeübtheit in der Anschmiegung an die Beschaffenheit des Schleifs dazu, so begegnet es, daß der Schlitten zstįckineⁿwįįs, z'bįtzeⁿwįįs, z'blätzeⁿwįįs („längs Stück") nụmmạn ụf ei'm Chueheⁿ fě̈hrd. Die Häufigkeit dieser Erfahrung hat zu einer Bilderrede geführt. „Er fě̈hrd nụmmạn ụf eim Chuehen" heißt: er ist parteiisch. Eine Kommission, welche Liebesgaben zu verteilen übernommen hat, kann hintendrein den Vorwurf zu hören bekommen: Jer heid alls verchuechned!

Ein Beinz in derart vergrößertem Maßstab, daß auf ihm sechs oder zur Not noch mehr Personen sitzen können, ist der Hörischlitten, in gewöhnlicher Abkürzung: der Höri, oder auch etwa schlechthin der Schlitten. Der Name „Hornschlitten" rührt von der Einrichtung zum Ziehen oder Stoßen durch zwei Hände her. Der Mann oder auch nur der kleine Knabe, der solche Lenkung übernommen hat, hocked i'n Hornen, sobald das Gefährt sich von selber abwärts bewegen darf. Er sitzt auf dem vordersten Jooch, in welchem die sehr starken Steeb gleichlaufend vereinigt sind, und hält, seiner Verantwortlichkeit bewußt, die Hände fest an den Hornen oder Hŏren, an denen er streckenweise die Last zieht. Es mag bei diesen „Hörnern" an die Ziege gedacht sein, die dann auch dem Hornschlitten in Unterwalden die Bezeichnung „Gäißli", im Unterbernischen den Namen „Gịbi" oder „Gibeⁿ" eingetragen hat. Auch die Gemse wird ins Spiel gezogen, wenn seltenerweise und wohl nur launenhaft der Beinz das Gemschi, der Gemsch (der „Gemel", Gemmel) geheißen wird. Die Hörner der Schlitten gleichen jedoch nur wenig den Hörnern dieser Tiere. Es ist hier wohl eher eine jetzt mechanisierte Fortsetzung eines sehr alten Volkswitzes im Spiel, der sich schwere Menschen und andere Lasten gerade durch die hiezu ungeeignetsten Tiere getragen dachte. Wie der kreditlos gewordene Student „auf den Hund kommt" oder der dumme Unterberner „ụf der Chue rịtet", so mußten auch Trag- und Stützgeräte aller Art an komisch belastete Tiere erinnern. Der

„Bock", den der Schneider abwechselnd mit dem Tisch zum Sitze wählt, wurde als lebender „Bock" zu dessen Attribut erhoben[33] und dgl. Das Füllen mußte zum Milchtrichter (Folke, Folle), aber in gräßlichem Sarkasmus der alten Justiz auch zur „Folter" werden,[34] und der Esel spielt in der Gerätekunde eine ähnliche Rolle.

Ganz vorherrschend tritt aber der Höri in den strengen Dienst des täglichen Broterwerbs. Fremde schlittnen, Hew schlittnen, Chrịịs schlittnen oder chrịịßen: alles stellt sich auf die gleiche Stufe der Würdigkeit. Ein besonders ernstes, schwieriges und auch gefahrvolles Geschäft[35] ist das Verbringen von Heu und Holz aus Alp und Wald. Beim Abwärtsfahren an steiler Stelle tued der Schlittner en Underlegchetti under; meụgist zwoo: an e'm jelhe^n Chuehen eini. Auf dem Gụfi (dem Stützbaum, eigentlich Tragkissen) ruht vornen, mit der Aa^n waag oder dem Sparren uehiglịfted, der Trä ämmel (das Langholz) und hilft als nachgeschleppte Last ebenfalls tüchtig bremsen. Läßt die anders beschaffene Last es zu, so beschwert das Gewicht eines Menschen einen ebensolchen untergelegten Sparren oder auch ein Brịtt, dessen Nägel hemmend in den gefrorenen Weg einritzen.

Soll umgekehrt — wenn's ääber ist — das Gefährt gẹngiger werden, so hilft man sich (ähnlich wie im Wallis) mit untergebundenen Achsen samt Rädern. Knaben ihrerseits vereinigen zwei oder mehr Einzelschlitten mittelst übergelegter Bretter zu Brịtschen und sausen bergab, mit dem vom Pferd gezogenen Rennschlitten um die Wette.

Den Holzer und Heuberger aber schützen auch seine besten Vorrichtungen nicht immer vor Unheil. Schon die Schlittbrächa beim Seegaden (am Wetterhorn) erinnert daran. Allein auch Menschenleben kamen aufs Spiel. So wurde 1841 in der Fẹli zu Itramen ein kräftiger Jungbursche durch ein allzuschweres Fuder Langholz in e'n gääjja Chehr ụsig'schossen und gäg'n es Ahiri (einen kleinen Ahorn) geschleudert; das hed mụ den Brustkasten ịị^n g'stochen. Solche furchtbare Schlittenfahrten erinnern an die Pestzeit von 1669, wo am 29. April neunzehn Schlitten mit Leichen sich vor dem Kirchhof zusammenfanden.

Ist es aber auch nicht immer „der Weg des Todes", der hier gegangen wird, so führen doch die vielen mit dem Lastschlitten erfahrenen Unfälle zu Redensarten, die mehr oder weniger stark den Ernst des Existenzkampfes illustrieren. So heißt „einen hinder ^de^n Schlitten

---

[33] Singer M. 10, 65. [34] Kluge[5] 115. [35] Ofenbr. 6, 107 f.; 116. Letztere Stelle (eine meisterhafte Schilderung) auch in Edinger-Schmids Sekundarschulbuch.

bringen": ihn ökonomisch ruinieren. Zwischen Sarkasmus und Humor, je nach Einzelumständen hier- oder dorthin neigend, schwebt die Redensart under ᵈen Höri choon oder einfach under choon. Es ist die sauersüße Ankündigung eines „frohen Ereignisses" in einer sonst schon überkindeten Familie. Ganz ohne Zukunftssorgen nimmt den Zuwachs nur derjenige Mittellose entgegen, der auch die Gegenwart fröhlich leicht nimmt, der sorglos alls laad schlittlen.

Einem ernsten, doch bisher immer gut abgelaufenen Sorgengeschäft widmen sich an sehr steilen Hängen, wo ein Schlitten zu rasch gleiten würde, z. B. die Burglauener, wenn sie ihre Wildheulasten vom provisorischen Aufbewahrungsort über den gefrornen Schnee hin zu Tale bringen. Zu diesem Behufe wird 'tääsched oder e̥s Tääsch aaⁿ-g'reised. Man legt als Träger der Last große Tannäste so übereinander, daß ihre i̥inhooli (konkave) Seite nach oben schaut, und verbindet sie, wo nötig, mit Seilen unter sich[36]. Ein hervorragender Ast, wohl auch ein an solchem befestigtes Seil, dient zum Ziehen oder Hemmen der Last von der Stelle an, wo diese geschleift werden kann. So wird d's Wildhew ahi'tääsched (s̓), ahi'tääsched wohl auch eine Person, der solch kleines Abenteuer Spaß macht.[37]

Einen noch größern Fortschritt im Sinne der Vereinfachung zeigt die Hewzi̥gi. Vier oder mehr Heubündel werden hintereinander an Seile gebunden. Alle Mannen stellen sich vor draan und schleppen die Last, die wie eine riesige Schnecke gleichsam herunterkriecht, ahischnaagged. Ein ähnliches Schauspiel bietet die unter „Wald" zu besprechende Holzzi̥gi.

Das Ideal eines schneeüberwindenden Vehikels gibt freilich der eigene Leib selbst ab. Ein jovial gelaunter Herr[38] läßt frischweg die Beine von einem auf den Schnee hinsitzenden Führer als Deichselgabeln unter dessen Arme fassen, und in zwei Minuten saust das eine dreiviertelstündige Strecke talwärts. Ja selbsteigen sitzend über den harten Schnee hinunter zu rutschen,[39] verträgt sich sehr wohl mit der Würde auch eines sonst recht anspruchsvollen Herrn.

---

[36] Vgl. die Dääsche aus ganzen jungen Fichtenbäumen bei Kasth. 25, 121, 124. [37] Ähnlich fahren andere Bergvölker auf Balken (Cool. JS. 219 f.); und um ihren Feinden zu imponieren, rasten die alten Cimbern auf ihren Schilden schroffe Gehänge hinunter (Plutarch. Marius 23). Den Brauch im Kaukasus aber, auf Ochsenhäuten talwärts zu fahren (Strabo 11, 5 f.), erneuerten sogar Heinrichs IV. Gemahlin und deren Gefolge (1077), sowie die Herzogin Yolanda von Savoyen (1476), um über den Mont Cenis zu kommen (Cool Js. CXL). Rollen solche Gefährte erst auf nägelbeschlagenen Baumscheiben (Ebd. CXLIII), so ist das schon eine starke Annäherung an die eleganten Rollschlittschuhe auf den skating rinks. [38] Roth 168 f. [39] Rohrd. 20.

So wissen Alpenbewohner und Alpenbesucher in tausend Formen den Schnee für Last und Lust sich dienstbar zu machen. Mu̥ cha^n en doch ei^{n}mal eppas bru̥u̥hen! anerkennt schon der Dreikäsehoch. Aber mu̥ mues n e̥n nää^n, wi̥i̥l e̥r da ist, und wa mu̥ eppḁ zuehi mag! Letzteres ist ja ausgeschlossen in den Wildnissen und Labyrinten des beständigen[40] oder „ewigen“ Schnees, wo es nur einen Wechsel gibt zwischen Schneetürmen, Schneehalden, Schneebusen, Schneemulden. Eine solche Mulde zwischen Rinderalp und Bohne̥rren am Eiger, über dem Gg'rīi̥t an dessen Fuß, heißt die Schi̥ßla. Dert tued's de^n Schnee z'säme^{n}sappen, bis er als die Schīssellouina (S. 69) unter gewaltigem Getöse hinunterfällt. In kleinern schattigen Bergmulden bleiben vereinzelte Ple̥tschen, Pletschle̥ni, Schneepletschen lange in den Sommer hinein liegen. Sie zeigen anschaulich den Einfluß verschiedener Faktoren auf die „Schneelinie“, welche sonst als ein wie mit der Schääri abg'hi̥wna Soim in ansprechender Naturgeometrie vom Männlichen weg nach der Vieschewand hin verläuft. Diese Linie bestätigt aber zugleich die Beobachtung, wie der Grenzgürtel des ewigen Schnees in der Finsteraarhorngruppe um volle vierzig Meter höher steigt als die durchschnittlich schweizerische von 26—2700 Meter.[41] Ja quer durch unser Lütschental zieht sich von Saint Maurice her nach dem Triftkessel hin eine Isochimene (Linie gleich hoher Schneegrenze) von 2800 Meter.[42] Sehr interessant ist für den regelmäßigen Beobachter auch das jährliche[43] Auf- und Abrücken dieser Durchschnittslinie. Man sollte, um grindelwaldnerisch zu reden, Gu̥fi dḁrzue stecken (durch Stecknadeln im Fels oder mitten im Walde dieses Auf- und Abrücken markieren). Dann könnte man sich folgendes veranschaulichen.[44] Alle hundert Meter Erhebung bringen elf Tage längerer Schneebedeckung. Der März drückt mit seiner mittleren Wärme von 2,3° die untere Schneelinie etwa bis ins Lītsche^{n}tal (genauer 710 Meter) hinunter, der April (5,7°) etwa auf den Burgbīel (1020 Meter), der Mai (6,7°) auf Schwarzwaldalp (1440 Meter), der Juni (7,3°) auf das Mittelläger Holzmatten (1930 Meter), der Juli (6,2°) auf Bänisegg (2480 Meter), der August (4°) auf Station Eigerwand (2860 Meter). Dann geht's wieder abwärts bis auf 700 Meter bei 0/2,3 Grad im Dezember.[45]

Wir sehen also, wie gerade die Monate des in der Niederung so gefürchteten Kälterückschlags — Mai und Juni — im Gebirge die höchste Wärme aufbieten, um die Schneegrenze rasch emporzutreiben. Ähnliche

---

[40] Grun. 1, 92, 94. [41] Pfzlb. 29; Grube 2, 6. [42] Nach einer Veranschaulichungstafel im AM. [43] Vgl. Heß 51. [44] Ebd. [45] Hann 205; Heß 50.

Zahlen würden zeigen, wie diese Grenze noch Ende Oktober höher stehen kann als selbst im Mai. Welch Glück für den Älpler und sein Vieh! Damit kann jener bis spät in den Herbst hinein gued ụụsalpen und sich für die oft späte Alpfẹrt schadlos halten.

Doch auch die rückt einmal an: e̥s sịịn uf der Alp noch nie zwee Wintreⁿ z'sämeⁿg'hanged. Der Wald beginnt den Frühling zu verkünden. Ist auch sein Boden noch so tief mit Schnee bedeckt: die Fichten werfen mit kräftigen Schwüngen ihre Last ab. Schon im Winter haben sie dies wiederholt mit kurzen Erfolgen versucht. Jetzt aber ist der volle Sieg errungen: wie über Nacht ist der Wald z'grächtem eⁿtschlägna! Auch im offnen Feld faad der Schnee aaⁿ schwịịnen: e̥s haud n en! e̥s schlaad neⁿ z'sǟmen! An steilen und glatten Flächen kann er überhaupt nicht haften. So bleiben beständig vom Schnee entblößt das schwarz Brätt am untern Ende des Eismeers und das rot Brätt am Eiger (S. 13). Über und neben beiden sammeln sich Schneefälle und kleine Schneerutsche und entladen sich in der wärmern Zeit fast beständig in hübschen kleinen Lawinen. An rauhen, aber sehr steilen Gräten bereitet der im Fallen sofort verschwindende Schnee ein anderes Schauspiel. Da zerstäubt ihn der Wind. Die Höhen rauchen, e̥s roïchned oder es stoïbed in der Heejji. Ein wunderbarer Anblick.[46] Auf sanftern Gehängen und in Niederungen aber verrichten Föhn, warmer Regen und Sonne das große dreiwöchige Werk der Frühlingsschneeschmelze. Das nimmd däⁿ Schnee ab ᵈen Bärgen! (Ruf bei gutem Stich im Kartenspiel.) Da fließt das Schmelzwasser so reichlich von jedem Grat, von jeder Anhöhe, daß schon deswegen von altersher der Schneeschmelzi gleich dem Rein (Rain)[47] grenzbestimmende Bedeutung zukam. Das quillt und fließt denn auch, das rịnne̥lled und brịnne̥lled — alle zwei Schritte ein munteres, ein eiliges Bächlein. Das wochenlang fließende Wasser vermehrt mächtig die wohltätige Bodenfeuchtigkeit als Reserve für den ganzen Sommer, macht aber freilich auch Weg und Straße und Steig so ungangbar, daß's nịmma schëën ist. Der März und der April, oft genug auch der „wundervolle Monat Mai" machen für den Ungewohnten, den sein Geschäft alle Tage an Pfad und Straße weist, den herrlichen Frühling Interlakens zu Grindelwalds Schreckenstagen. Gut, daß der lange Winter, die paradisische Jahreszeit der Talschaft, zu mehr als reicher Vorausentschädigung voraufgegangen. So übersteht nun männiglich mannhaft den schrecklicha Pfuel und Morast, deⁿ Pflätsch oder das Pflätsch, das G'sood, Schneeg'sood, das oder deⁿ Plụder,

---

[46] Vgl. Tschudi 21. [47] Lf. 6. 24.

Schneeplụ̈der, de[n] Ploiz. In gutem Humor antwortete man auf die Frage: Sol[l] i[ch] dẹr eppḁ es Schiffli gä[n] reihen (um durch den dünnflüssigen Kot zu gondeln)? Ei[n]mmḁl wohl!

Die Schneeschmelze rückt also im Vorsommer unten sehr rasch, zwischen 600 m. ü. M. und der durchschnittlichen untern Schneegrenze dagegen in sehr langer Frist aufwärts. Dabei treten allerlei Abstufungen und Wechselfälle ins Spiel. Vor allem macht sich natürlich der gewaltige Unterschied zwischen Sunn- und Schattsịịten geltend. Dazu kommen andere Faktoren der örtlichen Lage: tiefe Einschnitte mit zusammengeschmolzenem Firnschnee, und freiliegende Gräte, wo schon der Wind den Schnee wegfegt; geschlossene Waldungen mit wenig Schnee, und eingeschlossene Weideflächen mit dreifachen Lagen. So kommt es, daß z. B. Wilderswil (mit ungefähr 600 Meter Höhe) auf neun Monate schneefreier Zeit rechnen darf, die Dorfschaft Grindelwald (bei 1000 Meter) in ihren sonnigen Teilen auf acht Monate, die Vorsassi und untern Läger (zwischen 1300 und 1625 Meter) auf etwa hundertfünfzig Tage, Oberläger auf etwa fünfundneunzig Tage.[48]

„Schneefrei“ heißt in älterer Sprache aaber. Das Wort[49] bedeutet im Altdeutschen[50] spezieller „trocken und warm nach Kälte und Nässe.“ In ältern Alpreglementen[51] galt ein bestimmtes „aaberes“ Felsstück als Zeichen, daß sofort das nächstobere Läger zu beziehen sei. In dem traurigen Sommer 1816 „haben die alppen nicht köhnen Erabren“, während es dagegen 1813 und 1858 „bald wieder geabret hat“. Auch in Lützelflüh sagt man noch „aaber“, um Trachselwald sogar stellenweise „oofer“. Aus „aaber“ bildete sich ein Dingwort „das Ääber“ (schneefreies Stück Land), welches aber nach häufiger Analogie[52] auch und schließlich immer als Beiwort verwendet wurde. Solches ääber bildet wieder aus sich die Verben ääb'ren, ụụsääbren und das neue Dingwort die Ääbri.

Solche Ääbri an sonniger Halde, in hilwer Gebirgsmulde: welchen Wechsel bietet sie zwischen Scheintod und blühendem Leben! Heute weiß, morgen saftiges Grün. Wie wunderbar und wie natürlich in einem! In der Umgebung unseres Dorfes (1000 m. ü. M.)

---

[48] Selbstverständlich alles im Durchschnitt. Vgl. Pflzlb. 51 nach Schlagintweit; St. Sch. 73 und danach die hübsche Tafel der schneefreien Zeit in verschiedenen Meereshöhen im AM. [49] Um den Ursprung des Wortes streiten sich folgende Ableitungen: 1. aus dem Stamm äb in dem schweiz. Zeitwort äben = abnehmen, schwinden (schwz. Id. I, 39); 2. aus lat. apertus (ouvert, offen); 3. Urverwandtschaft mit dem ebenfalls zu aprire (ouvrir, öffnen) gehörigen apricus (Kluge[5] 2): offen, unbedeckt und damit der Sonne ausgesetzt, sonnig, daher auch mild, warm. Die aprici flatus (warme Südwinde) entsprechen dem äberen wind (Zephyr; s. mhd. WB. 1, 4). [50] Mhd. WB. 1, 4. [51] Z. B. von 1626 für die Brienzer-Rotschalp: Gusset 48. [52] Vgl. Nutz und nutz u. dgl.

schmilzt der Schnee durchschnittlich am 30. März; dann ist die Luft bereits 5,1° warm; bei 1500 Meter (Loĭchbĭel) 6,2°; bei 2000 Meter (etwa Bachlä̆ger) 7°. Die abgedeckten Pflänzchen finden also sogleich warme Luft vor. Ja die Wärme dringt unter die Schneedecke, unterhöhlt sie und unterstützt die Eigenwärme in dem Beginnen, das alte Linnen zu zerstücken und zu zerpflücken.[53] Je langsamer aber dies vor sich geht, desto nachhaltiger tränkt das Schneewasser die Pflanzenwurzeln. So in den Schneetälchen[54] der Bergterassen, auf sandigen Feldern, am Fuß der Schutthalden und z. B. auf dem Gletschersand unter dem Wetterhorn. Da gedeihen denn auch die edlen Alpenkräuter Mų̈ttnęrra und Romeien; da läutet das Geißglĕggli den späten Frühling ein, und ganze von Frühlingssafran bedeckte Flächen zaubern in den Alpensommer hinein hier einen neuen weißen, dort einen neuartigen purpurnen Schnee.

Von nichtweißem Schnee redet aber der Volksmund sogar unbildlich. Man denke an den „Blauschnee" am Säntis. Aus der Umgebung von Chur wie aus Signau im Emmental[55] kam erst kürzlich wieder Kunde von dem schwarze^{n} Schnee, der in Wahrheit aus dichten Scharen des Schneeflohs (Achorutes sigillatus) aus der Insektengruppe der Springschwänze (Poduridae) besteht und in Schmelztümpelchen sein Frühlingserwachen feiert. Verwandt ist der Gletscherfloh (S. 63). Mehr Aufhebens hat man seit längerer Zeit vom roote^{n} Schnee gemacht: der vom Firnstaub sich nährenden einzelligen Alge Chlamydococcus oder Haematococcus nivalis mit karminrotem Farbstoff und den Infusorien, die von den Zerfallstoffen solcher Algen leben.[56] In diesem Zusammenhang sei auch gleich die Rede vom Blutregen oder roote^{n} Rä̆gen, der ein noch viel älteres Stück der Volksüberlieferung bildet. Man höre den Bericht unserer Cronegg von 1755: „Den vierzehnten Tag winmonat ist ein starker Wind ausgebrochen, welcher yst mit einem rothen Rägen und mit starkem Donner und Blitz begleitet gesin, daß man zuvor von einem solchen Rägen nicht gehert hat. Wann er ist auf dem Kraut erdrocknet, so ist es worden wie in einem Roten Schleifsteintrog."

Regen.

Es chunnd mid Rä̆gen. Da hei^{n} mę̈r d's erst Trĕpfęlli. Wie froh aufatmend spricht man so, nachdem in trockenem Sommer wie

[53] Tschudi: „Der Frühling in den Alpen". [54] Schröter; AM. [55] Emmentalerblatt 1906, 20; Zschokke 11; vgl. Tschudi 205. [56] Murray LXXIII f.; Freshfield 265. 450; Alp. Journ. 1, 152; Bibl. univ. 1819, Dec.; Zirkel 3, 426; Tschudi 6, 427 f.; Zschokke 11; Grube 1, 27, 145; A. Heim 1905, 210.

1832 oder 1885 auch der Alpboden gleich der Niederung sein Quellwasser verweigert hat! Wenn wie im Herbst 1906 selbst entfernte Brunnen kaum mehr die nötige Tränke lieferten! Nun kann man doch wenigstens für die erste Not 's Rắgeⁿwasser e̥pfaan („empfangen" = auffangen),[1] und in kurzem werden auch die Brünnlein wieder fließen. Das dürre Land aber rüstet sich zu neuem Wachstum: jetz ist wäxigs Wätter!

In wassersi̦chtigeⁿ Summren, in Sṳdelsummren dagegen, wie etwa das Jahr 1907 ihn bot, da mag es wohl schließlich in Verdruß und Unmut heißen: Weⁿⁿ mṳ das Rắgeⁿwätter umhigään wellti, sṳ mi̦eßd mṳ sich schắmen! Da bedarf es aller Ergebungskraft des Landmanns, damit er zu dem philosophischen Satz komme: där wa's netzd, där trĕchchneds umhi.

Tropfbare Niederschläge von ganz kurzer Dauer sind: die Steipe̥ta, die Spri̦tze̥ta, die Schmeize̥ta, das Schi̦tte̥lli, die Schi̦tti, der Schṳṳr, der Gutz, der Wolhenbrṳṳch. Diese Regenfälle, deren Wasser gräd vom Böden abschießd, dem nechsten Gräbli zue, sieht der Landmann weit weniger gern als das sittig rắgnen oder auch nur rắge̥llen, welches still und zugleich anhaltend, darum gründlich, den harten Boden durchweicht. Die Stärkegrade des Regnens bezeichnen die Ausdrücke tewwe̥llen, spewwen, rắge̥llen, rägnen, wättren, aha lĕĕsen. Die drei schwächsten Grade charakterisieren sich durch vielfachen Unterbruch, durch gleichsam unentschlossenes Verhalten. Der erst im Beginn begriffene Luftzug mag noch ni̦d di̦i̦rchg'schlaan. Gerät er in leisen Widerstreit mit andern, so kommt es zum fein verteilten Staubregen, der Steipe̥ten, wobei man zu spüren anfängt, daß 's ei'm aⁿrägned. Ein stärkerer Kampf führt zur Spritze̥ten, wa's da old dert inhi jagd; oder gar zur Schmeize̥ten, wa's vom Wind deⁿ Rắgeⁿ tri̦i̦bd, daß 's nen under alli Tächer zuehi schmeizd. Wie viel lieber sieht man, wenn es — selbst wie ṳs'ner Spritzchanneⁿ — schĕĕn gräd aha rägned! Mag es dann auch die im Freien Überraschten derart durchnässen, daß 's ab 'ne schṳṳred! — Da lĕĕsd 's deⁿ guetig ṳṳs. Wie erst im Wolkenbruch! Da ziehen aufsteigende Luftwirbel von allen Seiten Feuchtigkeit herbei und bilden Tropfen bis zu sieben Millimeter Durch-

[1] Also hier im Grundbegriff dieses Wortes intfâhan und auch in dessen kontrahierter Grundform erhalten. Die grammatische Wechselstufe des Partizips (ng) hat erst später die des Präsens (ursprüngliches n'h) verdrängt, so daß man „fangen" durchkonjugierte. Vgl. dagegen z. B. „gezogen" (mit stimmhaft weichem g) mit zie = „ziehe" (alt zeuche = lat. dūco). Die weichere Lautstufe des Partizips steht mit dessen ursprünglicher Endbetonung im Zusammenhang. (Verner'sches Gesetz.)

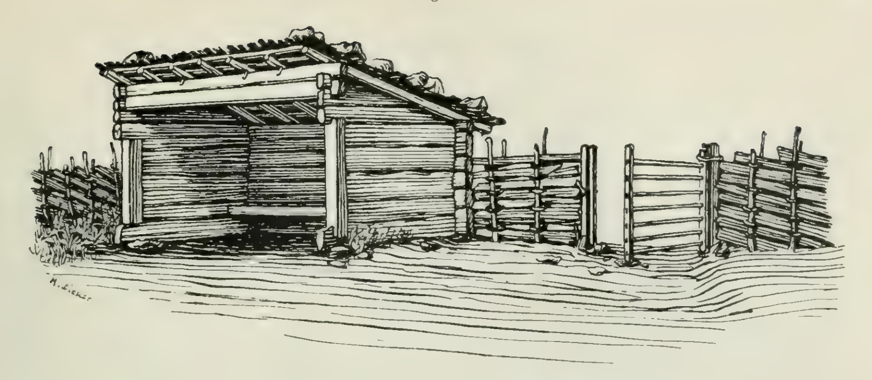
messer. Nicht umsonst redet hier der Volksmund von einer Entladung, wie we^{nn} mu̥'s u̥s Mälchtren ahi schi̥tteti, und von Tropfen wie Aammoltri (Sauerkirschen), wie Häselnuß, ja (in ziemlich freigebiger Hyperbel) wie Boimnuß, und zwar zusammenhängend wie Packschni̥eri.

Anhaltend dichter Regen läßt den Blick im Hintergrund an einer förmlichen Rä̋ge^{n}wand abprallen — im Gegensatze zu der kurz vorhergehenden ungemeinen Durchsichtigkeit der Luft, die uns ausrufen läßt: d' Bärga si̥i̥n ḁ^{l}só naa^{ch}!

Gemäß der gesamten Beschaffenheit des Alpensommers fällt eine besondere Bedeutung dem Oigste^{n}rä̋ge^{n} zu. Der Älpler sieht an ihm schon gerne, daß er d'Brä̋me^{n} te̋e̋ted und das Weidevieh auch vom übrigen Gfleig befreit, das jetzt eben am lästigsten geworden war. Sodann gleicht er die großen Temperaturschwankungen zwischen den Tagen und Nächten dieses letzten Sommermonats aus zugunsten des Milchertrags. Dieser war durch rasches Abnehmen des Chru̥u̥ds im zweitobersten Läger in Masse und Güte stark zurückgegangen. Nun bezieht man auf vielen Alpen erst im August das noch unberührt gebliebene oberste Läger mit seinem besten Graswuchs. Dieser Umzug fällt also etwa zusammen mit den soeben erwähnten Gründen höchsten Wohlbefindens der Weidetiere. Die Augustmilch zeichnet sich daher auch durch vermehrten Fettgehalt[2] aus, und man zieht daraus den Schluß: d'Milch wird vom Oigste^{n}rä̋ge^{n} feißter.

Gram ist diesem Augustregen der Älpler bloß aus einem Grunde: er tued mu̥ gä̋ren den Dorf verrägnen! Ängstlich schauen daher am Fri̥i̥tag z'Aaben^{d} und Samstag vor diesem Älplerfest des ersten Augustsonntages die Blicke der Jungburschen nach den Wetterzeichen aus. In der Frühe des so wichtigen Sonntags selbst muß alsdann das Antlitz des Himmels seine letzte und Hauptprobe bestehen. Ist die Bewölkung nu̥mmḁn en Blätz wie n en Bräntlistechchel, so rägned's ni̥i̥d — die Würfel mögen geworfen werden! Das Fest findet statt. Lautet jedoch die Prognose: es chunnd e^{n} Rägen, i^{ch} chan^{n} e^{w}ch's sä̋gen,[3] dann liegt die Entscheidung über Abhalten oder achttägiges Verschieben des großen Tages am zartern Geschlecht. Auch unter diesem gibt's natürlich solche, wa n es großes Wort hein, und es soll zuweilen einmal bei der Stimmabgabe auf die Bedeutung ankommen, welche den Loibfläcken (Sommersprossen) beigelegt wird. Solche Beeinträchtigungen der Schönheit bringen aber der Mai- und der Augustregen.[4] Der richtige Älpler aber sieht weniger auf die dadurch schwer

[2] Schaff. M. 4. [3] „Kinderlied“ von Gertrud Züricher 02, 258; 03, 188.



Der Graatschärem auf der großen Scheidegg.

geprüfte Zartheit der Haut, als auf deren Widerstandsfähigkeit gegen „Sonnenbrand und Kühle“. Diese Erwägung riete also zum Beschluß: der Dorf ist aufgeschoben oder sogar aufgehoben — wenn nicht das nämliche Zukunftsinteresse auch einen gegenteiligen Grund auf die Wage legte. Wer nämlich nicht als Hääpe̥lli, als Fi̥nette̥lli, sondern als robuste Tochter dastehen will, wird beweisen, daß sie auch einen festlichen Regensonntag ohne besondern Schutz zu überstehen vermöge. Zugleich kann alsdann durch Wahl eines anständigen Anzuges, der doch ohne allzugroßen Schaden verrägned werden mag, der haushälterische Sinn bekundet werden. Also hinauf! Der Schäre̥m wird heute gerade so sehr verachtet wie das Su̥nne^{n}tachch der städtelnden Dame. Und sollte es wirklich regnen: mu̥ schli̥i̥fd und'r ^{d}em Rä̋ge^n di̥i̥r^{ch} („schlüpft unter ihm durch“, indem man vorwärts eilt und so nur wenig von ihm getroffen wird). Im Notfall bietet ja der Graatschäre̥m oder Chi̋ehmatte^{n}schäre̥m der Haslischeidegg Unterstand. Und wenn das Unheil allzu arg in Zug kommen sollte, so läßt sich wohl noch in den nahen Speichern einer und dort wieder einer der halb verwetterten Schaafhäärden (gebeizten Schaffelle) oder eine gebeizte Geishu̥u̥t aus d's Änigroosis (Urgroßvaters) Zeit auffinden. Wie reizend ein solches museumswürdiges Altertumsstück über der Schulter eines jugendkräftigen Mädchens, aus dessen Mund und Augen der Galgenhumor sprudelt! Der Anblick mag wohl einen Ritter aus der jungen Garde zur Lieferung eines Pendant anreizen, indem er der kleinen Raritätenkammer des Berggasthauses einen Kragen von Wachsleinwand oder Taffet[5] enthebt, ihn sich um Rücken und Achseln schlägt und sich so als Touristen alten Schlages drapiert.

[4] Rothenb. 21. [5] Wyß 97.

Andere Niederschläge.

Es tĕwwe̥lled us der Bịịsen (S. 100). So sagt man, wenn durch fortschreitende Abkühlung die Dunstkügelchen so umfangreich und schwer werden, daß ein feiner Nebelregen niedersprüht und durchdringend näßt. Aber auch die Wolken, deren Bereich eine Höhe von 1 bis 9 km ist, sind der Schauplatz einer beständigen Wasserdampfausscheidung und eines daherigen Niederschlags. Derselbe kann allerdings so leicht bleiben, daß es nicht zu einem Fallen auf den Erdboden kommt. Es trĕpfe̥lled in der Hĕĕjji. Im Bereich der obersten Wolken, deren weißliche Farbe eben noch so „geheimnisvoll und düftig“ [1] den Himmel sich ausdehnen ließ, machd's oder studierd's an e'm Schneewe̥lli oder an e'm Ră̋gelli umha. Trägt eine Windströmung kalte, trockene Luft her und unterdrückt sie damit die Neigung zu lindem, miltem Wätter, so heißt's: Es mag hịịt nịd g'schnijen oder g'rägnen; e̥s ist 'mụ z'chaald.

Für den unter Umständen so heiß ersehnten und doch ausbleibenden Regen tritt in klaren, windstillen Sommernächten der Tau als willkommener Ersatz ein. Der Erdboden und sonderlich seine Pflanzendecke kühlt sich durch Wärmeausstrahlung und Verdunstung eigener Feuchtigkeit rascher ab als die Luft, deren Wasserdampf sich auf den abgekühlten Pflanzen in Tropfen niederschlägt, etwa wie wenn die kalten Fenster sich in dunstigem Raum beschlagen. Man sagt dann: d's Tou falld.[2] Es fällt gewissermaßen vom Himmel als köstliche Gabe, deren Reichtum neben den herrlichen Sprühregen aus der schweizerischen Bergwelt dieses einzigartige Grasland[3] geschaffen hat und noch fortwährend schafft. Wie lechzen denn auch die Pflanzen, wenn sie eine anhaltende Dürre überstanden haben, nach solcher Erfrischung! Es sieht fast aus, als wäre es ihnen ĕĕd wie einem allzu lang nüchtern gebliebenen Menschen, welchem newwḁ^{n} d's Tou ab ^{d}em Mägen ist. Und der Älpler achted si^{ch} scharpf, wie beim Mähen des Heus der „Taufall“ sich anlasse, weil der ihm auch ein Wetterzeichen ist. Wenn die Sense ihren Metallglanz verliert: we^{nn} d'Să̋gisa a^{n}l'oifd und leidi wird, so heißt's: e̥s ist hịịt kei^{n}s Tau, e̥s hed's nid lang! Denn natürlich ist ja der Tau, weil er nur bei unbedecktem Nachthimmel entstehen kann, ein Zeichen schönen Wetters. Gleichwohl wird auch der erwähnte feine Sprühregen mit dem Tau in sprachlichen Zusammenhang gebracht, indem man sagt: Es tĕwwe̥lled; es tued so eppḁs umha tĕwwe̥llen, es tued derglịịhe^{n} z'ră̋gnen.

---

[1] JG. UK. 350. [2] „Der“ Tau ist mittel- und von da aus schriftdeutsch. [3] Jerosch 22; Pflzlb. 27; Walf. Sch. 54.



Gemalt von R. Münger. Buchdr. Büchler & Co., Bern

Sohn Bohren

(vgl. S. 520)



Geht die Abkühlung der Pflanzen so weit, daß die ausgeschiedene Taufeuchtigkeit gefriert, so riiffed's. Gut zwei Monate vor Anfang und nach Ausklang des Winters setzt sich in Grindelwald „der langzahnige Reif"[4]: der Riiffen auf die Spitzen der Gräser, an dem Zaunpfahl im Feld. Auch vo'n Beimen hangen ganz Strangeⁿ Riiffen, obwohl sich nach gewöhnlicherem Ausdruck an Busch und Baum der „Duft", das „Biecht", das Biisengicht, die Biisa hängt. Gipfel und Gezweig können unter solcher Belastung brechen. Wie zauberhaft dagegen rüsten sich mittelst solchen Schmucks die Fichten im Wald zu Weihnachtsbäumen aus, jede für sich herausgehoben als unnachahmliches Kunstwerk!

Mit diesen Formen gefrornen Taus setzt der Volksmund mittelst der Bezeichnung „Duft" jene unheimlich graulichen Tropfen an Wänden und Decken feuchter Wohnungen in Zusammenhang. In Wahrheit sehr unweihnächtlich düfted die Stube der Trochcheⁿwohner neugebauter Häuser. Solche Grüße des Friedhofs kannte und kennt auch Grindelwald in Häusern mit schlechtem oder gar mangelndem Fundament. Wie schwitzen da Wände und Zimmerdecke (der ober Soller) von dem geschmolzenen „Duft"! Wie rinnen die häßlichen Tropfen auf Boden und Bett! Namentlich friejer hed mu g'sehn, daß der ober Soller ganz g'södnassa ist g'siin, a'só siin da Trépf draⁿ g'hanged! Zu notdürftigster Entfernung wurden sie oft nur zeitweilig mid' nem Hudel abg'wischd. Unheimlich wohnt sich's also hier in der Kälte oder Gfrust, welche alles ihr Ausgesetzte g'freerd oder gar vernichtend erfreerd, und unheimlich bei der Frühlingswärme, wo das im Bann des Frostes Gefangene aaⁿfaad eⁿtfreeren oder eⁿtfrieren. Das erste Stadium dieses Vorgangs, das oberflächliche Auftauen heißt eⁿtlimen, im Oberhasli sprachgemäßer: „eⁿtliimen".[5] (Der im Grindelwaldnischen verdunkelte Infinitiv ersetzte sich durch das Partizip; vgl. den Böden eⁿtlimen.)

Vollzieht sich solches „eⁿtliimen" in höhern Luftregionen unter gewissen, immer noch unaufgehellten[6] Einzelumständen, so ballen sich die Nadeln und Sternchen schwebender Eiskristalle zu zarteⁿ Chirinen (kleinen Körnchen). Wächst ein solches Chiri zu Erbsengröße an, so kommt es zum Räsel, welcher an den Schneeräsel heftig daherfahrender Schneekörner erinnert. Dieser letztere läutet den Winter ein und aus: mid Schneeräsel faad der Winter an, mit Schneeräsel héérd er uuf. Der Räsel als „Risel" (Graupeln) dagegen

[4] Tschudi 22. [5] Mhd. (WB. 1, 998) lîme leim limen, wozu „Leim" und „Lehm", heißt: sich fest anschließen. „Entlimen" ist also: aufschließen. [6] Vgl. besonders Hann 180.

fällt im Sommer, zuweilen als Begleit von Gewittern und als Urheber großer Verheerungen. Am 18. Juli 1794 „hat Es an Grindel so stark Geraßt, daß es so wiß war wie der schne und so dik auf dem Boden, daß er den leidten in die Schu getrolet. Darvon war der Bärgelbach angan und nam an Judenwang die brig.“ Die Wasserverheerung vom 3. August 1906 war mit eben solchem Graupelfall an Grindel, Holzmatten und Bußalp begleitet. Bedeckt sich ein Graupelkorn mit mehreren exzentrisch gelagerten Eisschichten, so entsteht das Hägelchoren, entstehen die Hägelsteina, als Nußsteina so groß wie eine Baumnuß, aber auch bis zur Größe eines Ei's und (zu Trachselwald im Jahr 1449) zur Schwere von $3^1/_2$ kg anwachsend. Die zu ihrer Bildung nötigen Temperaturgegensätze lassen als begreiflich erscheinen, daß 's nie im Herbst und Winter hägled. Daß aber ein Hagelfall in der Regel e[n] schmaale[n] Streich (Strich) oder auch nur e̥s schmals Streichli nimmt und insbesondere gern vom Hägelsee her die Grindelalp anfällt, erklärt sich aus klimatischen Verhältnissen, welche — wie der Volksmund fest behauptet — besonders seit der Entwaldung sich verschlimmert haben. Wie gut, gäbe es auch da oben Häuser, in welchen man rasch d's Tischlachen ab [d]em Ofe[n]stengli nään und i[n] d's Dachtroif lëgen könnte, um sofort das häglen aufhören zu machen! Das wäre ein sehr willkommenes Mittel zur Verhütung von Katastrophen wie am 12. August 1709, wo die begleitende Flut „hinder milebach in der brawen Hans Glati sein Haus vnd speicher mit villem ärtrich und ym Tal all Brigge hat hinwäg tragen bis an die vor dem stäg vnd die burglauwinen Brigg.“

Solche Katastrophen und Stürme sind bildlich auch auf dem verwätt'rete[n] G'sicht manch eines verhägleten[n] Wittwi̥i̥bli[7] zu lesen, in dessen Lebenslauf Schicksalsschläge hägeldick (gleichsam wie Schlossen sich aufhäufend) gefallen sind. Respekt gebietend mutet es dann an, wenn deswegen die Sprache sich mit keinen dem Hagel usw. entnommenen Kraftausdrücken bereichert, wohl aber die ungebrochene Entschlossenheit und Energie sich in die humoristische Rede kleidet: Dorthin geh ich jetzt, oder das tue ich jetzt, u[nd] we[nn]'s Chatzi hägled, daß s' me̥r naa[ch] loi̥ffen! Solch tapfere Frauen und die ihnen gleichgearteten Töchter werden aber auch nie zu den Weibsbildern gehören, auf welche das Wort gemünzt ist: We[nn]'s i[n] d's Chören hägled, de[nn] fähld vi̥i̥l; aber we[nn]'s i[n] d'Chụchchi hägled, de[nn] fähld alls![8]

[7] Vgl. JG. Käthi 85, 86 Hf. [8] Vgl. JG. BwM. 105; Ztgst. 2, 3.

Dunstgebilde.

Wenn nach einem polynesischen Wort[1] die Nebel die Seufzer der Erde zum Himmel und die Tautropfen dessen Tränen sind, dann muß Grindelwald im Winter doppelt heiter und fröhlich gelaunt sein. So findet es auch der Alpenfreund, der gleich am Eingang des Tales das wüste Nebelmeer gegen himmlisch reine Luft eintauscht.[2] Wie herrlich zumal ein Grindelwaldner-Hornu̦g! Wenn diesem Monat z. B. im Jahr 1891 auf 23½ sonnige und 3½ trübe ein einziger nebliger Tag nachgerechnet wird,[3] so mag das trotz dem Widerspruch eines Jahres wie 1907 als so ziemlich zutreffende Stichprobe gelten. Anders der U̦u̦stäg (Frühling) und der Herbst, zumal der Oktober und der April, welche den Alpenwinter abgrenzen und mit ihren Launen zu dessen „Beständig schön“ in möglichst grellem Gegensatze stehen. Doch auch im Sommerwetter der Höhen rücken die Kontraste nahe zusammen. Hi̦i̦t schëën, mören wi̦est! Ja, wer im schönsten Wetter sein Heim verläßt, kann binnen drei Stunden sich der ausgiebigsten Gratisdusche erfreuen. So rasch und stark wechselt die sommerliche Luft der Alpen und ganz besonders auch unserer Talschaft. Es beruht dies auf folgenden Umständen.

Vom Kochtopf des Feuerherdes qualmt der Toím in mächtigen Wällen auf. Unmittelbar bevor die Milch über dem Feuer erwalled, toímed sie. Ihr vom Zahnweh schmerzendes Gesicht schlägt die leidende Person samt dem Topf voll Thee unter ein Wolltuch und läßt den Dampf ausströmen: sie teímd. Dieser „Taum“ veranschaulicht uns das Aufsteigen des Wasserdampfes oder Dunstes in der Luft. Der Wasserdampf bildet sich durch Verdunstung der Feuchtigkeit des Bodens und zumal seiner Pflanzendecke mittelst erhöhter Wärme. Allein die Feuchtigkeitsaufnahme der Luft hängt in bestimmtem Maß von der Schwere der letztern, und diese wieder von der Höhe über Meer ab. Angenommen, die Luft könne am Meeresspiegel volle 100 % Feuchtigkeit u̦u̦fziehn und b'haan, so beträgt diese Aufnahmsfähigkeit bei 1000 m ü. M. (Dorf Grindelwald) bloß noch 70 %, bei 2000 m (etwa Bachläger) 49 %, bei 3000 m (z. B. Wetterkessel) 35 %, bei 4000 m (25 m über dem Eiger) 24 %.[4] Daher die Trockenheit und damit gegebene Schönheit der Alpenwinter. Im Sommer aber enthält auch die Alpenluft ein so ausgiebiges Maß von Feuchtigkeit, daß dank demselben gerade während der kurzen Alpzeit[5] mu̦ d's Chru̦u̦d fast gar g'sehd waxen. Dem Grindel-

---

[1] Henne 11. [2] Hugi 19. [3] BOB. 93. [4] Vgl. Hann 176. [5] Jerosch 23.

waldner-Älpler kommt überdies noch „der ew'gen Gletscher Nähe" zu statten. Diese legen ihre Vorräte, die sie von den Schneefällen des Winters beziehen, gleichsam in die Sparkasse, um daraus im Sommer Darlehen vorzuschießen, welche reiche Zinsen tragen. D'Gletschra hụụsen u^nd spare^n fịr ^den Älper.

Im Roích ferner, welcher in der Morgenfrische von Flüssen, in der Abendkühle von Mooren und Sümpfen aufsteigt, erblicken wir Nebel in kleinstem Maßstab. Nǎbel kann es in der obern Bergregion und in der Alpenregion, also auch in Grindelwald jeden Monat geben, im Sommer nach vorigem viel häufiger als im Winter. Nǎbel, mụ chǘnnt ne^n mid 'nem Lě̈ffel abstächen, oder mụ chěnnt e^n Stäcke drị^n stoßen und drị^n zerhịjen, schleicht über den Boden hin. Er gropped oder „hocket" eim ụf der Brust und dringt so intensiv durch Fenster und Wandspalten ins Innere der Häuser, das^s e̥s herts Brod umhi linds wird. Ja es nǎbled, mụ g'sehd nid e^iner Näse^n lengs, mụ g'sehd nid d'Hand vor ^den Oịgen. Nebel der Niederung gefährden Bahnzüge und Schiffskurse, näbligs Wätter bedroht den Bergwanderer mit Irrgang und Verderben. Urplötzlich kann diesen der tückische Feind beschleichen. Als unschuldiges Wölklein am sonst klarblauen Himmel, so gering wie das Räuchlein der Pfeife, deren Eigner ja ebenfalls nǎbled, taucht er in der Ferne auf. Allein zusehends wächst er ins Riesige; handkehrum ist er da und breitet sein Labyrinth über die zerrissenen Felsenfirste. Besonders perfid hüllt er, vom Brienzersee ansteigend, die Faulhornkette ein. Folgt ihm ein dichtes Schneegestöber mit Sturm, so kann der Wanderer gezwungen sein, eine ganze Nacht auf dem nämlichen Fleck zu bleiben.[6]

Solche Nebel können (z. B. am 21. Dezember 1897) von so starker Abkühlung begleitet sein, daß das Thermometer von 0 auf $^{0}/_{10}$ hinunterrückt; im Sommer ziehen sie gegenteils nicht selten im Geleit von Regen mit oder ohne Gewitter einher. Sie sind nämlich für Grindelwald mit dem Wehen der Nordwinde von der Faulhornkette her verknüpft. Da diese nun das Tal so trefflich vor der trockenen, schneidenden Kälte dieser Winde schützt, so hat sich in Grindelwald der Begriff der „Bịịsa" verschoben. (Vergl. auch S. 110.) Nur dem Fremden gegenüber spricht man vom Nǎbel im allgemein geläufigen Sinn. Unter sich reden die Grindelwaldner von Bịịsnǎbel, und wenn unter einer höhern Wolkenschicht sich eine tiefere in scharf wagrechter Abgrenzung hinbreitet,

[6] Wie trefflich daher, wenn man nach der Aufforderung jenes Deutschen im Bädeker nachschauen könnte, ob's eben jetzt auf jenem Berge Nebel geben werde.

so sagt man: äs undernäbled sich. So auch undernäbled sich ein Mensch, wenn sein vorher frohes, zufriedenes Gesicht einen des „Sűrnịbels“ würdigen, mißvergnügten, toibleiggen Ausdruck annimmt. Aber man unterscheidet (vergl. S. 110) die ober und die under Bịịsa, nennt die untere auch schlechtweg Bịịsa und bemerkt etwa: die ober Bịịsa ist b'strichchni. Das will sagen: der Nebel erhebt sich ins Bereich der Wolken und nimmt damit streifige Gestaltung an. Bịịsig nennt man es, wenn der dicke Nebel bis an die Fenster eines sogar recht hoch gelegenen Hauses und über sie hinaus steigt. Ghĕjig ist's, wenn trotz heiterm Himmel entfernte Gegenstände nur in Umrissen sichtbar sind, und wenn noch entferntere im Dunstschleier verschwinden. Ghĕjig ist also sinnverwandt mit trïeb, fịịsterlochtig, unsichtlich.[7] Solche Verschleierung z. B. gegen Stramen hin gilt als eins der Vorzeichen schönen Wetters, von welchen unter „Wetter und Klima“ eigens zu reden ist. Zu ihnen gehören auch die zerschlissenen und halb durchsichtigen Nebelfetzen, welche über die mittlere Höhe der Wetterhornfront hin und her tanzen, so wie die Nebelfahnen, welche von der Felswand weg sich wagrecht in die Luft hinaus erheben. Solche Nebelfahnen und Nebelbänke hängt ebenso der Eiger aus, und gerade er leistet oft in Schaustellungen mit diesem sonst so unanmutigen grauen Gesellen Außerordentliches.[7a] Schade, daß wir auch in diesen oft wundervollen Form- und Farbenspielen ein vom Dialekt verlassenes Gebiet betreten, auf das wir uns hier so wenig einlassen dürfen, wie etwa auf die geisterhaften Nebelbilder der Gewässer.[8] Erwähnt sei bloß noch der unberechenbare Nutzen der Nebel. Sie durchfeuchten als Pflanzenfreunde manches humusarme Steingesimse, von welchem jeder Regen abprallt. Sie verhindern viele Wärmeausstrahlung des Erdbodens und damit das nächtliche Gefrieren des Aufgetauten und wehren zahllosen Fröſten namentlich gefährlicher Mainächte. Sie fördern die Schneeschmelze und teilen sich mit dem Föhn in den Titel eines Schneefräſſers.

Mit dem „dunkeln“[9] Nebel ist der „feuchte“[10] Wolchen[11] oder Wolhen wesensgleich. Die Wolchen bieten im Hochgebirge ebenfalls wundervolle Schauspiele, für welche die Mundart sehr wenig eigene Ausdrücke hat. Und doch, welch ein Lichteffekt, wenn der Eiger

---

[7] Es mag an mhd. heien (hüten, schützen, pflegen: WB. 1, 649) und daraus abgeleitete Spezialbedeutung „verhüllen“ gedacht werden. [7a] Vgl. auch Gw. Fremdenliste 1906, 5; Weltall 1, 483. [8] Vgl. Tschudi 20; Stud. P. 14. [9] Kluge[5] 268. [10] Ebd. 410. [11] Entsprechend der ursprünglichen Adjektivbedeutung war „Wolke“ lange Zeit dreigeschlechtig. Wir lesen „der“ wolke neben wahrscheinlichem „die“ wolke (Braune's Lesebuch 246); „die“ wolke und „das“ wolken (Mhd. WB. 3, 302), wie schon ahd. (Graff. 1, 796 f.) „das“ wolchan.

bri̦nnd! An Abenden, vor welchen tagsüber ein tüchtiger Schneefall die erste Dunstspannung entladen hat, sendet die Spitze des wi̦ßen Eiger wie u̦s 'nem Chĕmi Wolken aus, die im letzten Sonnenschein emporqualmen. Dann verziehen sich die Wolken erst unschlüssig — sie wissen nid wa anhi — und schließlich entschieden ostwärts in starkem grauem Qualm. Gleichzeitig entsenden die Hire̥lle̥ni — der schwarz Eiger — einen gleichlaufenden lichtblaugrauen Wolkenzug. Die Schaustellung wiederholt sich: sie tritt gleed ein und endet mit einer leuchtend rosenroten Umsäumung jenes Qualms. Jetzt wieder ziehen sich von den Eigerpfe̦istren her (den Felsenfenstern der Bahnstation Eigerwand) lange Parallelstreifen ostwärts und bewegen in aufwärts gewölbtem Halbbogen sich über den untern Gletscher hin. In den zahlreichen Nischen der Eigerwand aber vollzieht sich der berühmte Wolkentanz.[12] Wie zum Anblick einladend, läßt der Berg mitten an der Wand hier „einen" Fahnen und dort ein Fähnlein weit i^{n} ^{de}n Luft u̦si-hangen. Aber wie rasch der Umschlag! E^{n} wietiga[13] Wätterwolhe^{n} stocked si^{ch} dert u̦u̦f! In allen denkbaren phantastischen Gestalten: als jagender Eber, weidender Stier, Jäger mit Seitengewehr, Bergwanderer mit Stock, Spinnerin mit Kunkel, Kind mit ausgestrecktem Händchen usw. usw. gruppieren sich benachbarte Dunstgebilde zur Gewitterwolke,[14] zum brandschwarze^{n} Wolhen.

Wer freilich — wenn auch nur in der Stube ze'r Schi̦i̦ben u̦u̦s — die Vorgänge am Himmel sich schärfer ansah, ward durch diesen Szenenwechsel nicht so sehr überrascht. Zu deutlich gewahrte er das sehr hoch dahin treibende leichte Federgewölk: die Hi̥lwi. Sie war ganz g̥^{l}so wie g'we̦nted's Äämd anzuschauen, wie Äämdwentliga. (Diese entstehen, wenn die in dünner Schicht ausgebreitete zweite Futterernte zum Wenden auf Meterbreite mit dem Rechen zusammengerafft und mit dem-

---

[12] Wyß 14 f. [13] E wietige Maan! e wietigi Frau! es wietigs Chind! Welch ein Mann usw. Wie an „welch" = hewê-lîch (wie beschaffen?) und an „solch" = sô-lîch (so beschaffen) unter Opferung des ch die Endung -ig antritt und damit die deklinierbaren Adjektive welig und selig (letzteres durch Angleichung an ersteres zu einem Wortpaar) schafft, so wird aus Analogien wie „mäch-t-ig" ein erweitertes -tig geschaffen, vor welchem dann auch l fallen muß: wettig und settig oder unangeglichen: söttig. Das ganze „lich" ist damit eliminiert, und als sein Neuersatz fügt sich „lh" oder „li" an das einfache Fragewort „wie": e^{n} wielha, e^{n} wielhi, es wieliß (wielichs), (qualis, quale)! Ganz parallel dem Antritt an „so" unter dessen Assimilation durch das hinzugedachte lîch: e selha, e selhi, es seliß (talis, tale). An „wie" tritt nun aber gleicherweise auch jenes -tig: wietiga oder wie n e wietiga! wietigi! wietigs! Interessant ist auch, wie die adjektivische Flexionsfähigkeit bis zur neuesten substantivischen (mit pluralischem Genitiv -er) fortschreiten kann. Zu Niederried am Brienzersee sagt man: Settiger sellt men usig'heijen! [14] Zum cumulo-nimbus: Hann 219.

selben wieder rückwärts geworfen wird.) Solche Hịlwi,[15] unter welcher es noch windstill: hịlw bleibt und die Atmosphäre nicht heiter (hell), sondern hääl (von leiser Wolkenbedeckung getrübt)[16] ist, deutet Regen und Gewitter einige Zeit voraus an. Wenn d'Bịịsa (also der Nebel) uber d'Bärga ụụf ggraagged und Hịlwi d'roob ist, denn ịst's nid schoondlichß oder schëëndlichß (schön Wetter verheißend). Wenn's einist Hịlwi fassed, sụ will's flụ̆gs umschlaan. Es ist zwar möglich, daß es noch einen oder sogar einige Tage ụs der Hilwi schoned; aber äs ist geng in hangenden Nächten; äs chann von ei'm Oịgenblick ze'm and'ren umschlaan.

[15] Mhd. „die“ hilwe und „das“ gehilwe (was den Himmel einhüllt: WB. 1, 679) stellt sich zu der großen Wortgruppe hil hal hâlen geholn (675 ff.), wozu hehlen, hüllen, Hülse usw. gehört. [16] Solches hääl ist als altes (unbelegtes) hëlw aufzufassen und hat mit nhd. „hell“ (alter Genitiv: „helles“) nichts zu schaffen. Letzteres gehört übrigens auch nicht zu unserer Mundart, sondern wird hier in seiner erst nhd. optischen Bedeutung (vgl. Kluge[5] 164) durch heiter und luuter ersetzt.



Mijel.

14 cm hoch. Mit Schliff. Aus der 1. Hälfte 19. Jhd.

Das Luftmeer.

Der Luft.



as Windspi̦i̦l, welches in tückischer Überraschung dem Landmann sein Heu, der Bäuerin ihren Flachs entführt, galt einst als Hülle einer Hexe, welche aber auf das geschickte Hineinwerfen eines offenen Messers sich zu erkennen geben müsse. Der nüchternen Betrachtung ist heute das Windspiel lediglich Vorzeichen und Abbild eines Sturms, der heftig über Wasser und Land dahinfährt. Sturẹ̊m nennt natürlich auch der Grindelwaldner jeden starken Wind. Er tut es aber mit dem noch lebenden Sprachgefühl, daß dem Ausdruck das Zeitwort „stören“ zugrunde liege, welches der Oberländer in Ausdrücken wie d'Rě̆ě̆sti stě̆ě̆rren, im Wasser umha stě̆ě̆rren — oder in der Bilderrede weⁿⁿ mu̦ den Dräck stě̆ě̆rd, su̦ sti̦i̦chd ẹ̊r — so wohl kennt. Ein ebensolches „Herumrühren“ schafft dem Emmentaler seinen Chi̦i̦rschisturm und Beeristu̦rm;[1] und was „sturm im Chopf“ oder oberländisches gstŭ̦ren ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wohl aber ist zum vollen Verständnis unseres „Sturẹ̊m“ an die stark coupierten Wände des trichterförmigen Grindelwaldner Quertales zu erinnern, in welchem die durch die „Enge“ sich fortpflanzenden Ausgleiche zwischen verschiedenen Luftdichtigkeitsstellen auch bei geringerer Stärke leicht die Bahnen wirklicher Wirbelwinde einschlagen können.

Die leiseste Bewegung der Atmosphäre macht sich bemerkbar an hiefür so empfindlichen Gegenständen, wie etwa dem Segel. An „des segels luft“ zeigt sich nach alter Sprache[2] „des windes luft“, womit

[1] Lf. 451. 507. [2] Parzival 75, 27; 459, 6; 753, 7.

auch **der Luft** in seiner Grundbedeutung erklärt ist. — Man sagt gut grindelwaldnisch „der Luft“, und zwar in beiden Bedeutungen: der eben angedeuteten ursprünglichen von „Wind“ und der daraus abgeleiteten von „Atmosphäre“. (Im Unterbernischen ist jenes „der“ Luft, dieses „die“ Luft.) Man sagt also z. B.: **Der Luft gị^{b}d's ḁ^{l}só hin** (die Windrichtung gibt es mit), **daß 's no^{ch} Schnee gịị^{b}d.** Aber auch: **Vor Entsetzen stotzen ei'm alli Haar i'^{n} Luft. Vor Teịbi i'^{n} Luft springen. Dịr^{ch} ^{d}e^{n} Luft ụụs fleịgen. D's ganz Ziịt**[3] **deụ Grind im Luft haan** (nach etwas ausspähen). **D's Fleisch am Luft derren,** wie d'Walser (Walliser). Doch sagt man jetzt auch: **Frischi Luft i^{n} d'Stuba laan** u. dgl. In der Schwebe zwischen beiden Bedeutungen halten sich Sätze wie: **Der Fëhnd ist am Luft** (oder: **es ist fëhndig**), und: **d's Zwärgli hed gseid: der Luft ist d's Wätter.**[4] An der Doppelbedeutung von „Luft“ nehmen auch „lüften“ und „luften“, sowie „luftig“ teil. **Lịften** ist zunächst: in die Luft erheben, hochheben, aufheben. Man **lịfted** („lüpft“) eine Last. Man denke auch an den grindelwaldnisch werdenden **Lift** des Gasthauses und den **Lift** als Wetterhornaufzug. Von einem in Schwulitäten Geratenen sagt man: **das hed nen duă aa^{n}faa^{n} lịften!** Frohgemut dagegen „lüftet die lêrche ir gedœne“, wie die alte Sprache[5] sagte. Im Einklang mit dem Schriftdeutschen aber **lịfted** (lüftet) man natürlich auch die Stube, obschon dem mundartlichen Ausdruck fühlbar die sachgemäße Vorstellung vom Luftzug mit anhaftet. So ist auch **e^{n} luftiga Chäller, e^{n} luftigi Chällerstụba** infolge ausgiebigen Windzuges von guter, wohlig einzuatmender Luft erfüllt. Und so ist es **luftig** an einer dem Wind ausgesetzten Stelle, **wa 's lufted** und **wa mụ si^{ch} chan^{n} ụụsluften,** bis der Wind zu blasen aufhört: **bis daß's verlufted's heed.**

Zu solchem „blasen“ gehört **der Blaast** als ausgepreßte, ausgequetschte Luft (bei Gotthelf[6] u. a. als heftiger Luftzug, in Zürich als Gewitter). Auch eine weiche Geschwulst heißt **Blaast.**

---

[3] Man sagt gut grindelwaldnisch **das Ziit** auch für die Zeit, nicht bloß wie im Unterland für die Wanduhr. **Är verfolget mi d's ganz Ziit. Är hed es lengs Ziit niid wa 'dorfed** (geplaudert) **u niid g'machd. Hiir** (heuer) **gid's es churzes Alpziit. D's heilig Ziit:** in alter Sprache **d's Hochziit,** wie noch heute auch unterbernisch für nhd. Hochzeit. (Wir verdanken auch diese Beispiele unserm Papa Roth.)
[4] Gemäß seiner Begriffsableitung von „heben“ („lüften) ist „Luft“ ein Verbalsubstantiv, das alle drei Geschlechter haben konnte (Graff 2, 208). Das sächliche ging bald ein, während die beiden andern bis in unsere Zeit um den Vorrang kämpften. Noch Gotthelf läßt „die Luft“ als Sturmwind hausen. (Wer lügt am besten? 33), und „gut deutsch ging die Bysluft“ (Jacob 1, 155; vgl. Dorbach 18.) [5] Mhd. WB. 1, 1051. [6] Z. B. im AB.

Eine der Zugluft, dem Zụụg, Dịịrchzụụg ausgesetzte Räumlichkeit ist zịgig, dịịrchzịgig; da ziehd's! So auch an stark exponierten Bergkämmen und deren Abdachungen, wie auf der großen Scheidegg. Ub'r deṇ Graat ụụs, da ziehd's! Da gibt es Tage, an welchen der Schnee vom Boden aufgewirbelt und rein weggefegt wird: es stịrmed, daß 's den Schnee trịịbd!

Eine Ankündigung solcher Szenen findet der Bergbewohner darin, daß der Wind an den Fensterladen zu rütteln beginnt: der Wind tued dän[7] Balken aber alsó rịdellen; es chunnd anders Wätter! Dies andere Wetter macht sich denn auch bald bemerkbar genug: es enthebt der ebenen Bodenfläche handgroße Schieferplatten, läßt kirschengroße Gesteinsstücke dutzendweise in der Luft wirbeln, hebt solche von einigen Zoll Durchmesser einen Fuß hoch empor, und in ihren Tanz mischen sich ausgerissene Sträucher, die nicht durch kräftige Wurzeln sehr fest verankert sind. Arvenleichen an der kleinen Scheidegg erzählen von der Wucht eines solchen Schneesturm (des „Gux" anderer Berggegenden).[8] Auf exponierten Felsköpfen und Gräten führt er entweder neuen Schnee mit, oder er erfüllt mit dem noch trockenen, körnigen des letzten Falls die Luft augenblicklich bis zur Undurchsichtigkeit. Wohin das Auge blickt: ein dichter Vorhang scheint unmittelbar vor ihm gefallen zu sein.

Von Windwirkungen eigener Art weiß auch der Alpwirt zu reden. Unerfreulich war ihm ehemals etlich'ß verwinded's Leibesübel, dessen Dulder in en Wind choon ist.[9] Willkommen dagegen mag ihm unter gewissen Umständen der Wind sein, der gründlicher als jeder menschliche Wärchmaan d'Alp rụụmd.[10]

In den angeführten, wie in unendlich zahlreichen unerwähnt gebliebenen Zügen erweist sich die Dunsthülle der Erde als ein wirkliches Luftmeer, dessen Wellen und Wogen ein geschultes Auge zu verfolgen imstande wäre, wenn dasselbe i'n Chrịmpen um chënnti g'sehn. Je tiefer und folglich dichter die Luft, desto häufigere und erregtere Szenen würden sich vor solchem Auge abspielen. Als Ersatz für solche ihm versagte Anblicke legen sich dem Alpenbewohner andere interessante Beobachtungen nahe. Am Meere drückt bekanntlich die Luft das Chächsilber im Bärmëter auf die Höhe von 760 mm und läßt bei dieser Schwere das Wasser erst bei 100° sieden. Achtz'g Grad (R) ist erwallens, vierz'g: halb erwallens. Schon in Interlaken aber

---

[7] där, dän = dieser, diesen; der, den (mit reduziertem e): der, den. [8] Tempestates alpinæ: Cool. JS. 234 f.; snow storms: Murray LXXXII. [9] Vgl. Lf. 453. [10] Vgl. „Hirt und Älper".

(567 m) siedet es bei 98°, auf unserer Egg (1155 m) bei 96°, auf Hasli-Alpiglen (1723 m) bei 94°, auf dem Zäsenberghorn (2343 m) bei 92°, auf dem Jungfraujoch bei 88°, auf dem Jungfraugipfel bei 86°.[11] Der Senn auf hoher Alp kann daher mit oder ohne Erstaunen beobachten, wie flugs 'mụ d's Wasser sịịded und brụ̈sled und doch d'Härᵈepfla mid allem Gwaald nid weiⁿ linden uⁿᵈ zerspringen wie unten im Tal. Dem vom Arzte hergesandten Kurgast freilich macht dieser letztere Umstand nicht so schwere Sorgen, daß er etwa um ihretwillen die für ihn wie geschaffene Luft der Vor- und Mittelalpen[12] miede. In dieser ebenrecht dünnen, im Winter trockenen und etwas „derben" Luft, wa mụ mĕcht drịnbịịßen wie in eⁿ sụụra Epfel, da wird dem sonst noch Gesunden vĕgẹllilicht ums Herz. Die Füße tragen ihn auf seinen Bergwanderungen trotz den schwer beschlagenen Schuhen wie von selbst: es ist ei'm, mụ chĕnni fleigen. Die (auf der Eigerspitze vollends bazillenfreie)[13] Höhenluft bringt auch den Lunginen wenigstens Gelegenheit zu richtig abgemessener Trainierung.

Die Beständigkeit der winterlichen Witterung bringt ferner mit sich, daß nicht wie in den übrigen Jahreszeiten beständig konstatiert zu werden braucht: der Bắrmĕter geid dẹs uehi; er g'hịjd; er zịckd ẹs Bitzẹlli. Übrigens würde den Unerfahrnen an höher gelegenen Orten das ohne gleichzeitige Beobachtung von Wind und Bewölkung zu Rate gezogene Barometer täuschen. Auf dem Faulhorn (2683 m) z. B. g'hịjd der Bắrmĕter nịịd, ẹs mag stịrmen wie's wollt.[14] Bloß unterhalb der Luftschicht von etwa 2000 bis 4000 Meter Höhe[15] gelten nämlich die dem Landmann geläufigen Regeln der Luftbewegung unbedingt, und nur hier lassen sich aus der Art, wie d'Winda gägen enandreⁿ spannen, volkstümliche Wetterprophezeiungen ableiten. Ballone und „eilende Wolken, Segler der Lüfte" verraten einen bisweilen heftigen Zug der obern Winde, während der Beobachter im Tal sich völliger Windstille erfreut oder auch einen Wind von ganz anderer Seite herkommen sieht. Es heißt im letztern Falle ganz drastisch: der ober uⁿᵈ der under Luft chriegeⁿ z'sắmen. Das Ende des Streites ist gewöhnlich, nach vielen Queranfällen und Seitenangriffen, die Herrschaft des obern Luftzuges auch im untern Talboden.[16] Wir haben es hier mit dem im Gebirg regelmäßig sich einstellenden „Kampf" zwischen Berg- und Talwinden zu tun. In Tälern und Niederungen bewirkt die Sonnenwärme tagsüber einen aufsteigenden Luftstrom. Da-

[11] Nach Weltall 1, 462. [12] Ebd. 486; Str. BO. 61. 73; König 35. [13] Alpz. Mai 1906, 86. [14] Wirt Bohren. [15] Vgl. Hann 151 ff. [16] Vgl. Tschudi 17; Walf. Sch. 57 f.; Keller 354.

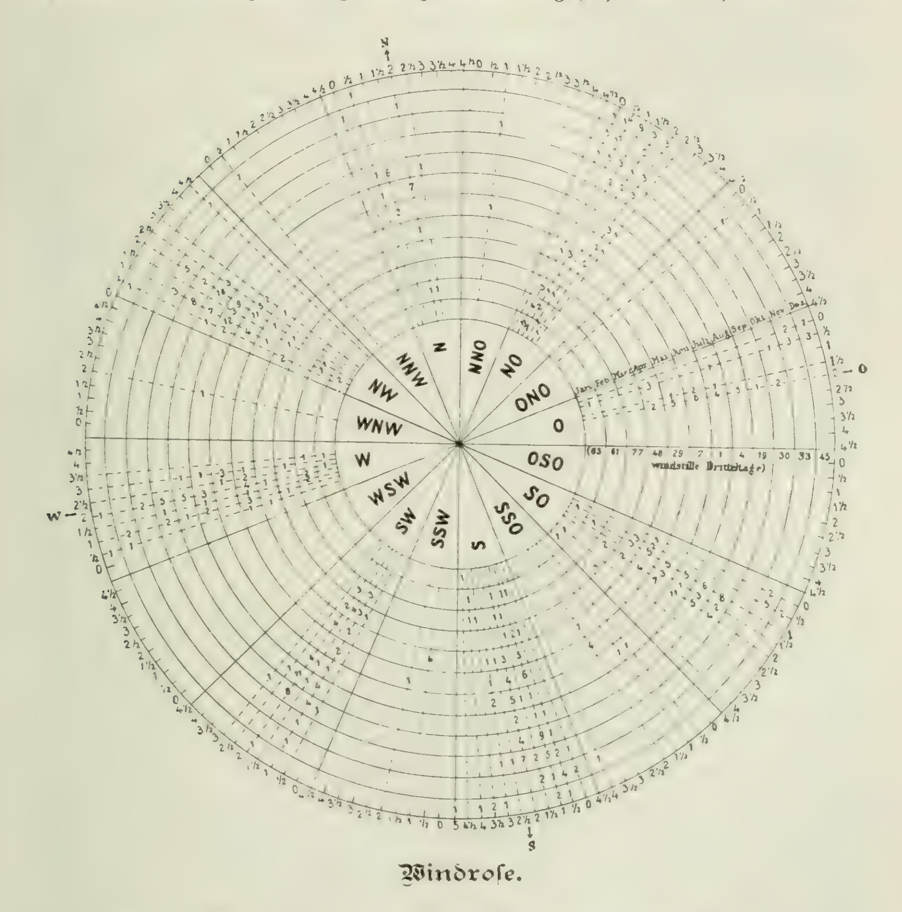
durch verdünnt sich die Luft, und es fließt nun die schwerere, kältere Luft der höhern Lagen über den Boden hin in die Tiefe. Das ist der ober Luft: der Bergwind, der sich von Sonnenuntergang an erhebt und verstärkt. Über den Tag treten bei schönem Wetter Talwinde ein:[17] der under Luft geid. Als speziellster Bergwind macht sich zumal der Gletscherluft sehr bemerkbar. Ähnlich hat das oberste Emmental seinen Bocken. In der Regel[18] weht also der Luft am Tag uehi, d'Nacht ahi. Doch bringen lokale Umstände Abweichungen. Auf dem Thunersee z. B. streicht der Morgenwind abwärts, der Abendwind aufwärts.[19] In höhern Lagen hinwieder, wo überhaupt die höchste Windstärke des Bärglufts den frühsten Morgenstunden eignet, kann der Wanderer durch einen recht rääßen, scharfschneidenden Wind die Morgenbotschaft der bald aufgehenden Sonne erhalten: sie lääj aa^{n}fḁn grïeßen, sie chĕmi deen^{n}!

Von den Windrichtungen nun, über welche die Tafel auf S. 109 uns viele Worte erspart,[20] sei als Kommentar bloß folgendes angebracht.

Feuchte und kalte Sụmmra werden durch West- und Südwestwinde beherrscht, weil alsdann der nordatlantische Ozean namentlich zwischen dem 30. und 40. Breitengrad seine mit Wasserdampf beschwerten Luftströme uns besonders reichlich zusendet. Vom Meer har und grade deswegen für den Grindelwaldner vo^{n} Land nä̆ha (denn beides bedeutet: von Westen her durch die Zufahrtsenge des „Orts") kommt der Wätterwind: der „Wätterluft" oder „Räge^{n}luft" des Unterlandes. Wie ein „Blaast" des größten Kalibers rast er durch das gleichsam gesprengte Ventil der Ortweid daher und gab mit seiner Heftigkeit den Einwohnern hinter Scheidegg das Urbild des Rĕĕtitịịfels. So heißt eine Abzweigung des westlichen Windstromes, der vom Rötihorn her gegen das Wetterhorn weht und natürlich ebenfalls schlechtes Wetter bringt. Ebenso u^{n}schoondliha ist der Wind, der vom Eiger her weht. Dagegen geid von Nordost über die große Scheidegg herüber und zur Ortweid hinaus der Heiterluft oder Heiterwind, auch der

[17] Vgl. Hann 172 f. [18] Pfl3lb. 56. [19] Dummermuth 10. [20] Die Ziffern am äußersten Rand bedeuten die Stärkegrade 0—4½ der sechszehn Windrichtungen N (Nord), NNW (Nordnordwest), NO (Nordost) usw. Die konzentrischen Ringe veranschaulichen die Vorherrschaft dieser Winde in jedem der 12 Monate. Die Zahlen der Dritteltage mit Wind weisen auf die Häufigkeit zumal der Südwinde, indes der für OSO (Ostsüdost) leer bleibende Raum zur Aufzählung der windstillen Dritteltage jedes Monats dient. — Die anhand der meteorologischen Aufzeichnungen von Sekundarlehrer Stump (bis 1900 in Grindelwald) von uns hergestellte Windrose kann als Darstellung eines ärographisch normalen Jahres gelten.

Oberluft geheißen. Als eine Art Fallwind ist dieser Oberluft hier unten warm; dem Faulhorngehänge entlang aber sendet er durchdringende Kälte und macht dem ihm Ausgesetzten gehörig chaalti Wangen! Damit bringt er freilich schönes Wetter: es schooned, wenn där chunnd. Deswegen trägt er zu den angeführten auch die Namen



Windrose.

Schoo^{n}wind, Schoo^{n}luft. Seine Lieblingszeit ist der helle (der heiter) Morgen.

Im übrigen jedoch sind es eben die gegen Norden vorgelagerten Gebirge, welche in hohem Maße den Ansturm der kalten Nordwinde gegen das Grindelwaldtal hin brechen. Damit schaffen sie letzterm den so unschätzbaren Charakter, ja die Himmelsgabe seiner Mildheit und Temperaturruhe. Nur in der Zeit des Laubfalls dehnt die flachländische Biisa ihre gewöhnlichen heftigen Vorstöße über Zweilütschinen hinaus bis ans Wetterhorn hinauf.

Um so frischer und schneidiger geht der Nord ins Zeug da droben auf der Faulhornkette! Er könnte zu Zeiten wohl auch dort den Reiter auf dem Pferd erfrieren machen.[21] Dennoch ist er den Bewohnern hier oben lieb und wert als Nǻbelfrässer. Gerne fegt er, wenn der graue Geselle zu lang 'gröpped hed, mit dem Kehrbesen aus.

Einen ähnlichen Charakter trägt die „Bịịse" im Unterland. Auch hier vertreibt der „Bisluft" zuweilen die Nebel mittelst der schneidenden Schärfe seiner Trockenheit, welche die drollige Redensart „sịben Ell dünner weder Bịsluft" als Bild für einen äußerst dünnen Stoff erzeugt hat. Der Grindelwaldner kennt die Bịịsa nur in sehr abgeschwächter und zersplitterter Bedeutung, welcher wir hier (vgl. S. 100) noch von neuen Seiten beikommen müssen. Zunächt fegt der Ostwind, welcher von der Innerschweiz her als „Brünigbịịse" im Haslital sich breit macht, als die ober Bịịsa hie und da über die Kette zwischen Faulhorn und großer Scheidegg herein, wendet hierseits derselben gegen die Grindelalp um und verliert sich da, indem sie gleichsam ub'r ᵈen Böden eⁿwägg ggraagged oder schnaagged, in dem so mannigfach zerschnittenen Gehänge. Sie wird also in Grindelwald teils als Nord-, teils als Ostwind empfunden. — Zur Ortweid herein, also gleich dem Wetterwind voⁿ Land näha, zieht die Landbịịsa oder die under Bịịsa.

Diese sogeheißene „under Bịịseⁿ" hat bisweilen helles und kaltes Wetter im Gefolge; öfter jedoch ist sie uⁿschoonlihi oder fịịstẹrri: zieht (im Gegensatze zum „Nebelfresser" s. oben) als „grauer Talvogt" mit schwarzem Gewölk einher. Unter solchem Geleite kennt sie ja auch das Unterland. Zumal die „Aarbịịseⁿ" (wie diese westlich der Aare genannt wird) durchfegt schaurig das Emmental, treibt das Quecksilber in die Höhe und täuscht schönes Wetter vor, wo doch bald Regen aus den hängenden Nebeln sich entwickeln wird. Ebensolche Nebel behängen zuweilen an Grindel und großer Scheidegg die schwarzen Tannen wie mit schneeweißen Flocken. Im Emmental schleichen sie grau an den langen, gradlinigen Waldrändern und über das offene Gefilde hin, bis ihre Schwere sie zum Tröpfeln bringt. Drum sagt man dort zu einem, der recht finster und mürrisch drein schaut — rächt sụụr fịrha g'sehd — mit aufheiterndem Humor: „dú laast iez rächt Biiseⁿnäbel aheⁿ!" In Grindelwald spricht man von siᶜʰ undernäblen (S. 101) und betrachtet Nebel oder tiefhängendes Gewölk (die „schwarzi Bịịseⁿ" des Unterlandes) als eine so charakteristische Erscheinung der fịịstẹrreⁿ Bịịsen (s. oben), daß überhaupt der Name Bịịsa fast ausschließlich dem Nebel gilt. Wo (namentlich gegenüber Fremden) die Deutlichkeit es erfordert, hält man

[21] Grun. 3, 207.

etwa Nebel und Nordostwind auch als Bịịsnă̋bel und Bịịsluft auseinander (S. 100).

Diese Begriffsverschiebung ist um so bemerkenswerter, da gerade der Grindelwaldner Sprachschatz den Urbegriff des Wortes noch in lebendiger Anwendung aufzeigt. Das Unterland kann bloß noch in übertragender Rede sagen: „flingg wi's Bịịse^{n}wätter.“ Der Grindelwaldner aber sagt von einem, der aus voller Kraft einherrennt: där bịịsed! Där ist dahar choon bịịsen! Där hed 'bị̆sen! oder: där hed 'bịịsed! — Am Aaben^{d} bịịsen die Gueten, un^{d} am Morge^{n} lị̆ge^{n} s' mid Mueßen. Mit diesem köstlichen Oxymoron meint die fleißige Grindelwaldnerin im Grunde: Wer sich von früh bis spät auf seinem häuslichen Posten finden lassen will, muß mit seinen Kräften derart haushalten, daß sie noch am späten Abend zur Nachholung von allerlei am Tag unterbliebenen und zur Vorbereitung von morgen zu unternehmenden Geschäften ausreichen. — Das für alle Vorzeichen des Witterungswechsels so merkwürdig empfindliche Vieh der Alp aber bịịsed gă̋g' d'Hị̈tta zue schoon en Tag old zween ẹb's es Wätter gị^{b}d. Daher kann es an schwülem Tage heißen: Es ist z'heiß, d'Chï̆eh ụụsz'laan; si bịịseten doch nụmmḁn un^{d} weideten nịịd.

Der Föhn.[1]

In Grindelwald gangi niemmḁ^{n} wan der Weibel und der Fehnd. Dieses für unsern Ort etwas zweifelhafte Kompliment

[1] Behufs Reduktion der Zitate stellen wir die über dies Kapitel uns in der kurzen Sammelzeit erreichbare Literatur, vermehrt durch eine wertvolle Sammlung von Pfarrer Straßer, gleich hier zusammen: ÄFG. XVIII f.; 122; Alpenpost 1873, 1; Alpenwelt (St. Gallen) 1891, 5; Alpina 1901, 155 f.; And. 883—5; AM. 1813, 247; Brand 1892; Bund 1892, 37; 1903, 317; Cronegg; Emment.-Bl. 1896, 22; EvG.; Feuerwehr-Reglement für Gw. von 1892; Fremdenbl. v. Interl. 1900, 39; für's Schweizerhaus 1905, 104 (Ernst Zahnd); Geschäftsbl. v. Thun 1900, 25; Gilbert's Annalen der Physik 1820, 417—422; GlM. (Cronegg); Grube 1, 131; Grun. 3, 197 f.; Hann 213; Herzog; Jerosch 24; JG. Beitr. 355; JG. Brandis 125—7; JG. Geldst. 257; JG. Jakob 1, 151; JG. Käthi 362; JG. Schuldb. 210; JG. Wass. 42—46; Intelligenzbl. d. St. Bern 1896, 241; Kram. 18, 8; 19, 12; Meiringer Nachr. 1895, 24; 1896, 21 f., wozu: Berg und Tal 1896, 281 (Arnold Hohl); MGw.; Naturw. 1819, 75—77; Neue A'post 16, 158 ff.; ÖAZ. 1896, 465; Oberhasler 1898, 48; Oberland 1882, 130; 1892, 24. 30; 1893, 122; Oberl. Volksbl. 1892, 32. 41; Osenbr. 6, 74; Rebm. Vorr., 80; Rosegger, Heimgarten, Okt. 1901, S. 4; Roth 123; Schweiz 1900, 199 (Straßer); 1901, 502 ff. (Hohl); Str. Nj. 3; Tagbl. d. St. Bern 1893, 249; Tschudi 18—20; 199; 405; Wals. Sch. 55—57; Wyß 598; ZdöA. 13, 1—16; Zschokke 21. (Abkürzungen s. im allg. Quellenregister.)

verliert seine Spitze durch die Verbreitung, dank welcher das geflügelte Wort mehr und mehr auch andern Orten von gleicher Kreditfähigkeit und kleinerer Föhnbelastung hängen bleibt. Es ist darauf etwa so viel zu geben wie auf den 1904 laut gewordenen Spott: Der eltist[2] Grindelwaldner ist g'storben, oder: wär hed is denn den Fehnd gnụụn? Der Föhn in seiner volksmäßigen Bedeutung als starker Wind, als Föhnsturm hatte nämlich, als solcher Spott laut wurde, lange nicht mehr aus voller Kraft geblasen. Är hed es lẹngs Zịịt nịịmmeh ụs dem äffäff g'chụụted g'häben. (Äffäff ist das „ff" [fortissimo] der Musik.) Der Leistungsnote 4 oder gar 4—5 der meteorologischen Aufzeichnung hatte er, wie's schien, gar nichts mehr nachgefragt. Es gehört dies zu den Launen des Fehnd, der sich nur mit Widerwillen den Wettstein'schen Gesetzen fügt, wonach z. B. auf den Frühling dreieinhalbmal so viele Föhntage und fast zweimal so viele Föhnperioden entfallen als auf den Sommer. Fügsamer als der Fehnd des Volksmundes unterstellt sich der Föhn der Wissenschaft den Regeln derselben. Nämlich als fehndigs Wätter in allen und namentlich auch den untersten Stärkegraden ließ er zwischen August 1897 und März 1903 folgende nicht undeutliche Regelmäßigkeit erkennen:

1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
			16. Januar			
			2. Februar			
			14. Februar			
			19. Februar			
		10. März			13. März	
			20.—22. März	15.—19. März		
					21. März	
	27. März					25.—27. März
	29. März					
				31. März		
	10. April					
					13. April	
			16. April			
	2. Mai					
		14. Mai	7. Mai			
	16. Mai				29.—31. Mai	

[2] Vgl. A. f. Vk. 9, 208.

1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
1. August						
15. August						
16. August						
			28. Aug.	28. Aug.		
					29./30. Aug.	
		30. Sept.				
		1. Oktbr.				
		5. Oktbr.				
14. Oktbr.						
			20. Oktbr.			
				21.—23. Okt.		
25. Oktbr.						
28. Oktbr.			28. Oktbr.			
30. Dez. bis 1. Januar			2. Dezbr.			
			12. Dezbr.			

Lehrreich wäre gewiß eine länger fortgesetzte Beobachtung an verschiedenen Stationen unserer Talschaft, ausgedehnt auf alle Grade, in welchen es f e h n d i g ist oder f e h n d e d. Die Beobachtung müßte sich bereits den ganz leisen, bloß erst fühlbaren und noch nicht sichtbaren Anzeichen zuwenden, nach welchen d e r F e h n d i m S p i̥ i̥ l i s t oder e̥ s z' f e h n d e n oder e̥ⁿ F e h n d aⁿ r r e i s e d. Sie dürfte den Augenblick nicht verpassen, wa d e r F e h n d u̥ u̥ f i s t: wo er gleichsam von seiner Schlafstätte sich erhoben hat und wa m u̥ m u e s f i̥ r c h t e n, ä r m a c h i Ä r i s t. Sie müßte ausharren, bis er d e nⁿ u̥ u̥ s t ö b e d' s h e d u n d s iᶜʰ u m h i l e i d, oder: b i s e r g' s t e i d.

Die Beobachtungen gewännen noch an Wert durch die Bestimmtheit, womit man in Grindelwald den Föhn als trocken-warmen von den andern Südwinden unterscheidet, während z. B. dem Emmentaler jeder von den Voralpen her wehende Süd ein „Flüeluft" ist.[3]

Und zwar weht der Föhn am kräftigsten, wo er gegen Norden oder Nordosten zieht. Daher gehört Grindelwald mit seiner untern G l e t s c h e r l i̥ c k e n und der gegen die Jungfrau hin halb offenen kleinen S c h e i d e g g

[3] Dem „Süd" entspricht im Wortlaut der „Notos" der Griechen. („Snotos" und ahd. sund, sundwind begegnen sich in der Wurzel snt; vgl. Sommer, lat. Gr. 62.). Der Notos brachte von Südwest her Nebel und Regen. In der Bedeutung entspricht er also in der Tat dem Favonius (oder Zephyr) der Römer, welcher als lauer Westwind um Mitte Februar den Frühling eröffnet. Über die rätischen Formen Favuogn, Fuogn kam der römische Name zu uns als „Föhn", zunächst eben nur mit der Grundbedeutung „warm", sogar ohne Rücksicht auf die Himmelsrichtung. Die ist ja auch für jedes Tal eine verschiedene. Bei Rebmann z. B. ist „fön" immer der Westwind.

zu den Föhnstationen ersten Ranges, wie Bex, Meiringen, Engelberg, Altorf, Glarus, Altstätten, Klosters, Bludenz u. a. es sind.

Häufig ergießt sich über die beiden Lütschinentäler und das Aaretal bis Brienz die eine und selbe Föhnwelle. Trotz Zerteilung ungebrochen, stürzt sie über die Sefinenfurgge und durch das Rottal über die kleine Scheidegg am Eiger vorbei als Eigerfehnd; über die Vieschérwand ghịjd sie ụsi auf Eismeer und untern Gletscher als Vieschérfehnd; über das Lauteraarjoch fällt sie als Gletscherfehnd auf den obern Gletscher oder „den Gletscher“ schlechthin (S.); über das nämliche Joch oder über die große Scheidegg bläst sie hinüber ins Haslital. Aus eben demselben aber kann der Scheiteggfehnd umgekehrten Weges auch wieder nach Grindelwald kommen. Dieses kann also den Föhn von vier Seiten her empfangen. Ja zu diesen gesellt sich eine fünfte, wenn der Eigerföhn quer über das Tal an die Wand der Faulhornkette anschlägt — a^{n}stichd — und von ihr zurückprallt, we^{nn}'s n e̥n da z'rụggrïehrd. Unterhalb dieser Doppelströmung stichd dann die Windsbraut an jeder ihr entgegenstehenden Böschung aan, bläst durch jegliche enge Röhre, dị^{r}^{ch} jelhi Schluecht, jeden Hohlweg mit dreifacher Kraft, während er als zähma Fehnd über geschützte Gelände breit hinwegstreicht.

Als Fallwind (vom Fallen erwärmter Wind) steht der sommerliche Föhn in Verbindung mit fast plötzlicher Wärmesteigerung bis zu dreißig Grad. So am 18. August 1892, wa Grindelwald verbrunnen ist. In solcher Hitze trocknet frischgemähtes Gras sogleich zu Heu. Aber auch im winterlichen Föhn, der (wie am 31. Dezember 1898) das Thermometer auf neun Grad oder (wie am 14. Oktober 1897) gar auf fünfzehn Grad „hinauftreiben“ kann, zerkrümelt Heu, welches der Älpler unvorsichtigerweise ins Freie bringt, zu Gmịlder (Gmolder) oder zu barem Staub.

Auch das Barometer g'hịjd rasch und stark. Schon vor und bei Föhn, der an den Oberländer Seen weht, kann es selbst in Grindelwald binnen wenig Stunden um zehn Millimeter sinken. Dies führt uns auf folgende knappe Erklärung des Phänomens. So bald das Barometer am Südfuß der Alpen bedeutend höher steht als diesseits derselben, so erzeugt das Ausgleichsbestreben einen Luftstrom, welcher oben nach Norden abfließt. Vom Hauptkamm des Gebirges an wird derselbe von den Tälern mit dünnerer Luft angesogen. Er stürzt über die zwei- bis dreitausend Meter hohen steilen Abhänge hinunter, verdichtet und erwärmt sich dabei intensiv (bei je hundert Meter Fall um ungefähr einen Grad) und saugt vermöge seiner daherigen Trockenheit viel Feuchtigkeit auf. Je

tiefer das Barometer diesseits der Alpen steht, desto heftiger dringt die Luft nach Norden vor, um erst beim Austritt aus den Tälern in die breitern Niederungen abzuflauen.

Stellt sich Grindelwald mehr durch Heftigkeit als Häufigkeit seiner Stürme unter die erstklassigen Föhngebiete, so ist daran nebst seiner Himmelslage die trichterartige Talform beteiligt. In der so beschaffenen Ausweitung kann der Föhn, zumal zu kühlerer Jahreszeit, so recht seine wirbelochtigi Natur entfalten, indes die benachbarten Täler ihn eher zum Hinfließen wie durch einen Kanal zwingen. Jene Bewegungsart macht sich in äußerst sinnenfälliger Weise durch Raum und Zeit bemerkbar. Jetzt der unschuldige laue Wind, der leicht und leise mit den Baumblättern spielt — da plötzlich der Sturm, der höhnisch im krachenden Gezweige wühlt. Dieser Baum in heftiger Schüttelbewegung, jener nebenan ein Urbild der Ruhe. Hier vorüberwandelnd, fühlst du dich wie aus kalter Freiluft plötzlich in eine geheizte Stube tretend. Da läßt der Zerstörer ein altes, baufälliges Häuschen unberührt, dort wirft er ein neues, festgefügtes Gebäude über den Haufen. Und wie zum Tummel- so zum Sammelplatz der wilden Elemente gibt der hochgelegene Talkessel sich her. Der wird zum Wetter-, zum Hexenkessel, in welchem Unheil und Verderben gebraut wird. Wenn die Jungfrau zornig in Sturm und Ungewitter sich hüllt, so entsendet sie den Eigerfehnd, der zuweilen mit den andern um die Übermacht ringt. Das tost und wirbelt im Kampf; das drückt und drängt nach dem Ausgang, der einzigen engen Pforte der Ortweid. Beobachten wir den sinnfälligen Vorgang eines solchen Kampfes.

Der Ba̋rmĕter ghịjd aangänds und das teiff; d's Chächsilber wollt i'n Bŏden ahi, es will grăd ụnna ụụs![4] Das Gebälk des Hauses kracht und knackt; es chroosed in allen Fugen: so trocknet der anbrechende Föhn alles aus. Die Holzgefäße zerlächchnen. Blätter und Blüten werden aus nämlichem Grunde welk und schlaff: zoop. Der Tiere bemächtigen sich, da die dünne Luft und die trockene Wärme ihnen zusetzen, unheimliche Angstgefühle. Die Vögel za̋ren an den Federn, baden sich, verbergen sich. „Die Fische springen und das Wasserhuhn taucht unter.“ Bremsen und Mücken, Wespen und Hornisse — Bra̋men und Mụ̆ggi, Wäx̣e̥ni und Hụrnụụßen — werfen sich höchst reizbar — be̋c̆s — auf alle Warmblütler und verfolgen sie als unabtreibliche — anhäärigi — Peiniger. Ganze Schwärme fliegen

[4] Die Ursache als Vorbote. Sprachlich bemerke die beiden aus ursprünglichen Konjunktiven (vgl. Braune ahd. Gr. S. 284) zu Indikativen vorgerückten Formen wollt und will.

bald in aufgelösten Gruppen, bald zusammen: etliха Brääm, etlihi Mụgga, etlichß Wäxi, etlicha Hụrnụụß[5] plaged es Roos, und jetzt wieder fleigen alli[6] wie die wilde Jagd davon. Mit den Ketten rasselt im Stalle das Vieh: es b'langed ab der Seili z'chоon; nach Freiheit einzig dürstet es, Trank und Futter wird verschmäht. Auf der Weide aber schnụụped's: schnaubt es, wirft den Kopf hin und her, schnellt den Schweif über den Rücken, steckt wohl auch den Kopf ins Wasser und steht dann lange da in dumpfem Brüten, die Äsung vergessend. Jetzt schịtted's d'Trịịchla und jagt, wie mit dem losbrechenden Sturm wetteifernd, in wilder Verwirrung dahin. Alpenziegen fallen einander wütend an und suchen sich über Felsen hinauszudrängen: ụfi z'spoisen. Andere räglen (klettern) und steigen wie b'sässen, und der arme Geißbueb mag nid g'choon, die verstellten (verstiegenen) Tiere gaⁿ z'reihen. Auch d's Gemschi bekommt den Föhn in den Leib. Selbst in hilwen (windstillen) Felsennischen eilt es unstät und flüchtig da- und dorthin. Aber auch der Mensch fühlt die „Föhnsucht“ (um urnerisch zu reden) in Leib und Gliedern: sie schlaad 'mụ sich ụf d'Närven. Sie beginnt als allgemeines Mißbehagen, Unaufgelegtheit zu Arbeit und Vergnügen, Ermattung und Schläfrigkeit. Die Glieder drohen einzuschlafen, wenn nicht reißender Schmerz — Wehtaat — sie unliebsam wach erhält und allfällige alte Wunden als die „Wettervögel“ des Urners neu aufzubrechen drohen. Die außerordentliche Luftverdünnung erzeugt Bangigkeit, Atemnot: e̥s ersteckd eineⁿ fast! Der Blutandrang nach dem Hirn bringt Hoiᵖtweh — kurz, alle die Übel, die auch mit der verwandten Bergkrankheit verbunden sind. Aber selbst die unangegriffen bleibende Hausfrau, die noch rasch vor der Untersagung des Herdfeuers e̥ⁿ Ggaffee wollt aaⁿreisen, wird nicht fertig mit Husten und Pusten, mit Schelten und Schalten (Holz zulegen). Kein Wunder: es wollt nid ziehn, der Roich will nid ze'm Chemi uehi, es schlägt ihn immer wieder aus dem Schornstein zurück. Aha, jetz wollt's chon gäⁿ fehnden! Das sagt ihr auch der funkelnde und flämmelnde Ruß am Boden und Rand der Pfanne. „Es chrieget“, sagt der Emmentaler bei diesem Anblick; der Grindelwaldner: es mĕde̥rred, es giᵇd Mĕder, d's Pfanni mĕde̥rred, d'Pfanna glịejd.

Für soviel Unbehagen entschädigt auf Minuten ein Blick nach Himmel und Horizont. Den Bergsteiger entzückt am Abend ein Wätterlịịch (Wetterleuchten) hier, einer dort. Der Alpenkranz erscheint auf

[5] „Etlich“ also = manch ein .... [6] Man hört auch etwa: fleigd alli; vgl. die griechische Konstruktion.

Sekunden in eitel Feuer getaucht. Der Sternkundige erstaunt erstmals, den Stand der Gestirne um etwas heejjer zu finden, wie er denn auch am Tage sonst verdeckte Berggipfel erblickt.[7] Stärker flimmern die Sterne am Abend des Tages, der die Berge von ihrem bläulich violetten Hintergrund zum Greifen nahe und mit allen Einzelheiten sichtbar abgehoben hatte. Allein in der Morgenfrühe verkündet eine leichte rötlichgraue Schleierfärbung des Himmels das Ende der Herrlichkeit. Die letzten Sterne funkeln im Zwielicht, wie Fakeln im Winde flatternd. Gehüllt in einem rötlich farbigen Hof geht der Vollmond unter, bleich und glanzlos steigt die Sonne auf. Das mattfarbige Gelände, die umflorten Berge, die allmählig zum dünnen, halbflaumigen Filze sich verwebenden Federwolken deuten auf Kampf zwischen Nord und Süd: der Fehnd ist ụụf! Wie eine mächtige Kappe legt sich über beide Gletscherlịcken, besonders über den Vieschergrat, langsam das aus Nebeln verdichtete Haufengewölk. Zwischen Eiger und kleiner Scheidegg aber hängt eine seltsam gestaltete, grell beleuchtete Wolkenfahne ins Freie hinaus.

Jetz fehnded's! In den Gletscher- oder Bärglịcken wird's u^{n}-rịewwig. Bald aus pianissimo zum fortissimo anschwellend, bald mit tüchtigem chụụten einsetzend, wickelt sich die Ouverture ab. Des Basses Grundgewalt aber liefert die tosende und tobende Lütschine. Plötzlich schweigt's. Die Totenstille unterbricht nur das Rauschen der obersten Wälder, das Brodeln der fernen Bergbäche. So weit trägt die Föhnluft. Allein für die Talschaft ist die Stille nur der Rückzug des Löwen, der sich zum Sprunge rüstet. Und wie ein Sprung auch nur braucht der neue Ansturm zu sein, der jetzt riesige braune Staubwolken die Gletscher hinunter jagt, sie durch windfeste Türen und Fenster preßt, drinnen die Lichter löscht, Sand und Kies, Föhrennadeln und Wurzelstücke durch die feinsten Ritzen auf Tisch und Bank wirft. Die winterlichen Stöße aber durchsetzen das Wollgewand des draußen Überraschten mit fast unentfernbarem vereistem Schnee. Und der solchermaßen Beschenkte muß noch froh sein, durch rasches Sichhinlegen auf platten Boden dem Schicksal eines Strohhalmes zu entgehen. Kein Hilferuf könnte nützen; denn auf Meterweite verstehen ihrer zwei die lautesten Zurufe nicht. So laut erschallt das Brausen der Stöße.

Die rasende Schnelligkeit und die trockene Hitze räumen aber auch mit Nebel, Wolken und Schnee heftig auf. Der Fehnd, där pfịịffed de^{n} Schnee schon dänna! Nur dem Gewölk und Wind, welche von Südwesten her in hellgrauen, flachen Schichten ihre breite Straße über den Schauplatz des Föhns einherziehen, kann dieser nichts anhaben.

[7] Z. B. den Montblanc von Winterthur aus.

Dies Gewölk pflegt sich in Regen: Fehndrắgen, im Winter in Schnee auszulösen. Der Fehnd lĕ́ĕ́sd ụụs oder laad gaan. Geschieht dies nicht, sụ meind mụ, är g'standi nid liecht, är chemi gären grăd umhi. Der Föhn kann aber auch — im Emmental häufiger als im Oberland — das Heranziehen tiefhängender Gewitterwolken zur Folge haben, und es schlaad gären ịịn. Blitz und Donner haben alsdann Wolkenbrüche mit ihren Verheerungen zum Geleit. Sorgenvoll schaut da der Emmentaler nach dem schwarzen Wägli am Steingrat der Schrattenflühe.

Im Winter dagegen kann der nämliche Föhn über die nämlichen Höhen herein das schönste warme Wetter bringen. Der geringere Unterschied der Barometerstände ist hier im Spiele. Auch in den höheren Alpen herrscht zuweilen, namentlich im Herbst und Vorfrühling, wochenlang das schönste milde Fehndwätter. Solches kann selbst im Dezember und Januar Hịmelbliemlẹ̊ni (Frühlingsenziane) zum Blühen bringen, Mücken zum Tanz und Heidoxen (Eidechsen) zum Spielen in der milden Sonne aufwecken. Aus dichtem Höhennebel tauchen ääbẹ̊rri (schneefreie) Bergeshäupter in prachtvoller Klarheit hervor. Damit kann aber die Landschaft um ihren vollen wirklichen Winter kommen, den der Gastwirt und der Landwirt gleich ungerne missen. Der letztere vergleicht ihn dann mit der Kuh, die es nicht zum Kalben und damit nicht zu dem von ihr erwarteten Milchertrag bringt, und sagt: der Winter hed erworffen[7a] (verworfen). In gleicher Weise kann es aber auch geschehen, daß der Fehnd erwịịrfd. Ein aufsteigender Nebel zeigt an, daß der Föhn zurückgeblieben ist, oder ein Schneefall kann noch während ihrer Herrschaft rasch die Sturzluft „kühlen und klären" (wie man das Verhältnis von Grund und Folge deutet) und eine Reihe prächtiger Wintertage bringen: einen Fehndschoon, dem der Landmann und der Bergsteiger trauen dürfen.

Sind dagegen alle Bedingungen zur Vollentfaltung einer Föhnwelle erfüllt: wehe, wenn sie losgelassen! Alli Wätter wäreⁿ g'nähm, wenn der Fehnd nid chääm![8] So heißt es selbst dann, wenn der alte Talvogt bloß erscheint, um seine tolle Laune an uns auszulassen, „eⁿ chlịịn ị̆s chọn gă z'fụxen;" wie aber erst, wenn sein Regiment mit furchtbaren Zerstörungen verbunden ist! Ein Glück nur, daß auch hier selbst die übelste Despotenlaune Gutes stiften kann. Welche Dienste hat er schon der Liga für Heimatschutz und der Erziehung geleistet, indem er schonungslos mit dem Kehrbesen unter

[7a] Andere Bedeutung im Emmental: Lf. 250. So auch im Oberhasli. [8] Alle Wätter wäre zähm, wenn der Wind nit chäm: Der Zwerg im Wallis S. 102.

die die Landschaft schändenden Schokolade- und andere an Magen und Gaumen appellierenden Reklametafeln gefahren ist!

Folgendes launige Gedicht von Pfarrer Straßer feiert in bestem Grindelwaldner-Dịịtsch[9] den Föhn als Heimatschützer.

So! Bravo, Fehnd!
Diis Lied het 'teend
Fii toll:
Re mi fa sol.

Jetz süg der mengs vergässen,
Was 'boosged hed dii Gwaald.
Das ist vo'n beste G'spässen,
Wa menga Schade b'fahld.
Butz numme mid diim Bäsen
No z'volem furt das Wäsen!

Da lige s' scheen am Boden,
Die Tafelli, botz Schieß!
Mu hätt der nimwe Moden
Scho langist g'winschd flingg Fieß.
Geng zueg'nuun het das Gsindel,
Där wiest Reklameschwindel!

Du hest nid lang duduußed,
Hest g'chuuted us der Seel
Und hellisch toll g'strubußed
Ritsch ratsch! die leide Gsteel
Von Jisen u vo Latten
A Wäägen und uf Matten.

Da lige s' drob und drunder,
Hotäll u Schoggelaa
Und alla andra Plunder.
Schaad is' 's, hest gfägd, ja ja,
Nid o mid diinen Henden
Das Gsch'mier von Muur u Wenden!

So! Bravo, Fehnd!
Diis Lied hed 'teend
Fii toll:
Re mi fa sol.

Sie hein di chenne g'winnen
Drum o zum Heimatschutz.
Du bist im Vorstand innen
Als Ober-Dänna-Butz.
Gued! nummen niid verschoonen
Vom Riin bis zu der Roonen!

Schade bloß, daß der Föhn in lauter Launenhaftigkeit, drum unterschiedslos Gutes und Böses, gierigen Dividendenhunger und ehrlichen Broterwerb durch einander wirft. Oder gehört denn wirklich die bescheidene Ankündigung „Hier werden Bergstöcke gebrannt" ebenfalls zu den Trümmern einer eine Halbstunde entfernten Zaunlatte? Ist ferner die Lücke der emporgehobenen und wieder gesetzten Vorderwand eines Hauses nach künftiger Hausordnung der Aufbewahrungsort für einen Hochzịịtsschlụ̈fi? (Schlụ̈fi = Rock.) Muß fortan die harmlose Tabakspfeife den schön bemalten Kopf in einer Wandfuge verstecken, nur den ordinären Bịịßer nach außen kehrend?

Übrigens gefällt der hohe Herr sich doch nicht bloß in derartigen Schrullen, sondern ab und zu in etwelchen Kraftmeierstücken. Einen Brunnentrog z. B. hat er an Ort und Stelle ụụfglịfted, umg'welpd und umhi ab'gstelld. Daneben ist es ihm ein Nichts, wenn er

[9] Unserer Orthographie angeglichen.

ohne Sach- und Fachkenntnisse Dachziegel ausmustert, Blechbedachungen wie Papier aufrollt und sie samt Schindeln und Ortläden wie Papierfetzen flattern läßt. Mehr besagt es, wenn er das Dach eines eben umgebauten Hauses trotz schmalster Angriffsfläche wie einen Pultdeckel aufhebt, ja in erneutem Anstoß das ganze Balkengefüge samt Verschalung und Belag frei in der Luft schweben macht. So am 10. November 1906, welcher unmittelbar an den 27. Oktober 1882 erinnert. Da warf der Föhn sich von seinen Zerstörungswerken hinter Mühlebach weg auf Burglauenen, Itramen, Wärgistal. Am brävsten Hụụs hinder Iträmen hed er den Abroost aha.[10] (Er hat den Giebel heruntergeworfen.) Am dortigen Schulhaus ụf der Haalten hed er den Abroost und die ober Hë̆ë̆hi (das obere Stockwerk) aha g'riehrd,[11] nachdem bereits am 19. Februar 1843 ein Sturm das so unglücklich mitten in den Jungfrauföhnstrich hineingestellte Gebäude „bis auf den obren Sintzen abgebrochen" hatte. Obwohl nachher durch dicke Eisenstangen bis zu unterst gebunden, wurde es 1882 „emporgehoben und förmlich in die Kreuz und Quere gestreut. Vom untersten Boden blieben noch die nackten Wände."

Auch das jeweils vom Föhn so übel geplagte Elektrizitätswerk versagt in schlimmsten Augenblicken und gefährdet Passanten durch stürzende Stangen, ja durch Kurzschlüsse. Ebenso als Verkehrsstörer warf der Föhn im Oktober 1893 einen Zug der Wengernalpbahn um, warf einem andern den Wagen aus den Schienen und zwang wieder andere zur Umkehr. Die Hausfrau plagt er durch Entführung der Wäsche ab ᵈem G'wandseil; den Landwirt durch vertragen von liegendem Heu, Emd, Buw, durch abrasieren von Rasen, Humuserde, Saatdecke; den Obstbauer durch unzeitiges Hervorlocken und Versengen der Blüte, durch Abzausen der Blätter und Fruchttriebe (Brë̆mer). Am meisten aber hat sich der Waldbesitzer über Schädigungen, ja Verheerungen zu be-

---

[10] Ein gutes Beispiel für die Art, wie der Grindelwaldner die allgemein bernische Manier, leicht ergänzbare Sätze bloß anzuspinnen, konsequent weiterführt. So sagt er auch: Dr' Att ist ab der Alp em aha (choon). D'Litschina hed d'Brigg furt (gnuun). Är hed mer die itlehnte Frankleni no niid em ueha (g'gään). Du chaist jetz ga z'Morgen (ässen). [11] Hier dagegen erscheint das energische Herunterwerfen (aha riehrren) des ausdrücklichen Erwähnens wert. Zugleich sei bei diesem Anlaß auf das genaue Auseinanderhalten des „her" und „hin" vom Standpunkt oder vom ethischen Interesse des Redenden aus hingewiesen. In unsern zwei Beispielen warf zwar der Föhn die Hausteile von seinem „Arbeitsfeld" ahi = abhin, d. i. hinab, hinunter. Im Vordergrund der Erzählung steht aber der geschädigte Zuschauer, der die Trümmer zu sich herunter, herab oder „abher", „abhar", aha, gleichsam vor seine Füße geworfeu bekommt. Es gehört dies zu dem unlernbaren, dem Einheimischen als Schibbolet dienenden Feinheiten aller unverflacht erhaltenen Dialekte.

klagen, die oft jahrzehntelang sich fühlbar machen. Ausgedehnte Bestände werden entwurzelt oder wie Streichhölzchen geknickt. Der grauenhaft wütende Föhn vom 20. Februar 1879 schädigte die Westschweiz um drei Millionen Franken an Holzwert, und in Grindelwald allein fielen am 27. Oktober 1882 38,870 Bäume im Wert 141,530 Franken.

Zum Glück im Unglück hat noch kein Föhnorkan Menschenleben gefordert, wie trotz der Tịfigi (Intelligenz und Gewandtheit) des Oberländers Lawinen und Gletscher es tun. Und doch stand etlichß Lä̋ben auf dem Spiel. An jenem 27. Oktober 1882 stemmte sich eine ganze Familie mit aller Macht gegen die Stubenwand, und ein armer Hausvater hinter Wärgistal mußte seine drei kleinsten Kinder in einer Hụtten aus dem zusammenbrechenden Häuschen flüchten. Mit dem Blewwerstääg, den am 5. November 1905 die von der Föhnschneeschmelze angeschwollene Lütschine wegriß, stürzte ein kleines Mädchen in die reißenden Fluten, wurde aber im kritischen Augenblicke durch den Wagemut des Konditors Arnold Weber gerettet, dem denn auch dafür von der Regierung die große silberne Rettungsmedaille zuerkannt wurde. An einem andern Föhntage band der zehnjährige Sulz-Böhren eine Leitra mid vierz'g Seiglen (Sprossen) an einem Kirschbaum fest. Mitten in diesem Geschäft riß der Föhn den untern Teil der Leiter weg. Allein der am obern Stumpf zwischen Himmel und Erde schwebende Junge gewann als behender Kletterer schleunig über Zweige und Äste den sichern Boden.

Zum größten Glück im Unglück entging alles Lebende dem furchtbaren Brande, welcher am 18. August 1892 Grindelwald und St. Stephan verheerte. — Einmal zwar nur wurde Grindelwald vom Föhn vernichtet, wie Meiringen zweimal, Altorf dreimal, Glarus viermal; doch auch so war des Unheils genug. Mehr als fünfzig Familien im Besitz von 44 bewohnten und 72 unbewohnten Gebäuden wurden obdachlos.

Doch auch hier blühte neues Leben aus den Ruinen; nicht bloß in Gestalt des neuen Dorfes und der neuen Spilstatt, sondern im neuen Feuerlöschwesen mit Hydrantensystem für das Dorf, mit erneuter Obacht auf die unentbehrlichen Tragspritzen für die ụụßendịịrchigen Ortschaften ohne Fahrstraße; in verschärfter und zugleich humaner gestalteter Fehndwacht unter dem Fehndscheff, und erneuter Vorsicht mit Fịịr und Liecht.

Zugleich erwachte ein neues Interesse für das Studium des Föhns. Ein solches kann niemals abschließen, ohne der unschätzbaren Wohltaten dieses Lokalwindes der Alpen zu gedenken. Als gründlicher Luftreiniger ist er für Mensch und Vieh der best Tokter. Und wie gäbe es

ohne ihn einen Alpenlenz und Alpensommer! Wie einen Ųųstäg selbst in der Niederung! Längst weiß man, daß der Föhn als Schneefrässer in vierundzwanzig Stunden mehr Schnee schmelzt als die Sonne in vierzehn Tagen, oder für Grindelwald berechnet: im Tag 56 cm, bei lockerem Schnee beinahe 1 Meter. Vollends einen — noch so ausgiebigen — Früh- oder Spätschnee hed der Fehnd newwag̊ⁿ gleitig eⁿwägg'butzd! Er gefällt sich in der Kunst, Gwäächti aufzutürmen und sie dann als Lawinen talwärts zu jagen. Sie wie die flachen Schneefelder leise und ohne Anhalt durchdringend, macht er sie unmerkbar in sich zusammensinken. Damit entführt er einen großen Teil der Schneelast in die Luft und baut so unzähligen Überschwemmungen vor, so laut auch im Mai innerhalb ihrer Schranken die beiden Gletscherflüsse „des Eises Bruch vom Föhne" verkündigen. Liecht und warm wird dann das Wetter auch in Grindelwald, den Gletschren bịị.

Wollten wir also einmal zwischen Soll und Haben die Bilanz ziehen, mit dem Föhn z'grächtem rechten und rechnen: wär blịịb ųųsi schuldig? Daß nur nicht der Fehnd ịịⁿs deⁿ Weibel schicki!

Der Schall im Gebirge.

Erdrückend wirkt auf den Polarforscher die starre Ruhe der unermeßnen Region ewigen Eises, wohltuend auf den Alpenwanderer die frühmorgendliche Stille des Gebirgs. In ihr überwindet er das ihn auf Augenblicke beschleichende Gefühl stundenweiter Vereinsamung mit dem Ernst des Bewußtseins, was ihn hier hinaufgeführt habe. Er ermannt sich: hed d'Hand uehi und sammelt die Kraft von Auge und Ohr für die tausend Zeugen des Lebens, die nun bald zu ihm reden werden in immer mannigfaltigern Gestalten, Farben, Tönen.

Von letztern allein sei hier die Rede. Wir schreiten am Tschųggen vorüber, an dessen nördlichem Fußgestell bereits die vormittägige Julisonne abprallt. Wie wunderlich! Da obna in dieser Steinöde schallt es genau im Takt unserer Schritte gräd g̊ˡsó, wie wenⁿ eppe̥r en ab'brųųchti Sägisa wetzd. Wir schreiten zur Probe ein Stück hindertsiᶜʰ und wieder eins vordertsiᶜʰ: genau das nämliche tschịrgg! tschịrgg! Am chlắfe̥llen (klirren) unserer paar Silberlinge liegt's nicht; auch haften Sträffel und Zwinga unseres Bergstockes fest, sie lögge̥llen nịịd. Vielmehr ist es, wie leicht einzusehen, der durch unsere Schritte verdichtete Luftstoß, der das zerschlissene und trockenmauerartig aufgetürmte Tonschiefergestein halb klappernd, halb klingend gegeneineinander schlagen läßt. Wo das Gestein fester gefügt

oder gegenteils mit lockeren G'mịlder durchsetzt ist, läßt der Spuk nach. Er sieht auch nur wie ein bloßer Versuch aus gegen die zwei Phänomene, von welchen die Lehrer Ernst und Hans Robs als Besucher des untern Gletschers zu erzählen wissen. Auf der Bäregg ließ sich längere Zeit ein Pfeifen vernehmen in bisher unerhörten Weisen und Stärkegraden. Eⁿ Ghäärza (ein Beherzter) ist z'lest duͦg gän achten. Da stieß er auf eine in Felsstücke eingeklemmte Weinflasche, deren Hals abgebrochen war. An der vielfach zerschlissenen scharfen Bruchkante brachen sich wie an einem ganzen kleinen Orgelpfeifenregister die Windstöße und fanden sowohl im Bauch der Flasche, wie am umgebenden Gestein ihre wirksame Resonanz. Ein Ungeheuer war entlarvt. Aus Gletscherspalten herauf aber dringen bei sehr lindem Wetter mit etwas Föhn in der Höhe, starker Eisschmelze und ausgiebigerm Wasserabfluß in die Schrịnd allerlei sonderbare Klänge. Bald erinnern sie an Mandoline oder Zither, bald an eine Harfe und rufen dem Horcher die Äolsharfe ins Gedächtnis. Bisweilen vereinigen sich die Töne zu tadellos reinen Dreiklängen (ut mi sol), dann verwirren sie sich wieder in ununterscheidbare Dissonanzen. (Man denke an den tiefen Unterton und den hohen Oberton, welchen Musiker aus dem Handeckfall heraushören).[1] Hinuntergeworfene Eisstücke stören den Zauber gänzlich. Dann ertönt wieder so deutlich, daß man sich nach einem Vögelchen umsieht, ein Rufen und ein Zwitschern, ein Stridulieren: es erinnert an die wassergefüllte Pfeife, die den schmelzenden Laut der Nachtigall nachahmt. Diese in unzähligen Arten durch das Schmelzwasser modulierten und emporgepreßten Luftschichten schufen anderwärts die Meerfrau mit der Harfe, schufen mit an den Nixen der Indogermanen und insbesondere an den Gletscherwịịblinen, von denen unter Sagen und Märchen die Rede sein wird.

Auch ohne menschliches Zutun also versteht sich der Wind auf Musik in allen Tonarten und Tonfarben. „Hohl"[1a] braust es durch die Bäume, wenn er in nachhaltigen und mächtig breiten Wellen durch die offene Ebene zieht: www! www! Ist dieses hohle zugleich ein stoßweises Blasen, so chụụted's, chụụted's ụụs. Erhebt es sich zu der vollen Stärke des Föhns, so jụrned's oder tooßed's dem Älpler zum Wetterzeichen: Weⁿⁿ's i'n Hịrellineⁿ fịrha tooßed, so giᵇd's Rắgeⁿ; weⁿⁿ's ob der Mittellegi,[2] sụ tued's nịịd. Brüllt aber der Föhn sein Sturmlied in Tälern und Schluchten tagelang und Nächte durch, so ist er doch rücksichtsvoll genug, einige Abwechslung in seine Stimmübungen zu bringen. Wie eine erhaschte Maus ggịịßed, zwịịggled, quietscht er, wo er sich durch eine enge Röhre zwängt. Mit

[1] Balz. 1, 150. [1a] JG. BSp. 377. [2] Fußnote S. 120.

einem durchdringenden Ton, der an das Pfeifen des Murmeltieres erinnert, fällt bei einiger Heftigkeit der Abendwind in die Schlünde der Faulhornkette hinein.[3] Wieder wie ein in die Schlinge geratener Maulwurf hed er geſter 'pfịịffed (gepfiffen). Oder er tat es, wie der Menſch mit geſpitztem Munde zur Erzeugung ſeiner Fiſteltöne es anſtellt: er wiſpelt, oder wie man altdeutſch[4] ſagte: er hwispalôt, indem er in den keilartig verengten Durchlaſſen oder gangartigen Aushöhlungen irgend einer „Windſpille"[5] ſich verfängt. Zu der Familie dieſer Wörter gehört neben wiſ-peln, wiſ-pern, whis-per und whis-tle auch chịịſ-tig und emmentaliſches chịịſte̥rig, basleriſches ghịſpe̥rig,[6] altdeutſches heisi, heis, heise, lutheriſches heiſch, Leſſing'ſches heiſcher, heiſer und grindelwaldiſches heiſ'raam. Den Gegenſatz zu der hier herrſchenden Vorſtellung bietet das erloſchene[7] und bloß noch in der Beſtätigungsforderung gällt! gällid! gällt ja! gällt neei! erhaltene „gellen" (ertönen machen). Noch nennt der Emmentaler eine ſehr ſtarke Sprechſtimme eine „Gälleⁿ", „Chüejergälleⁿ", und der Grindelwaldner ſagt von einem Knaben, einem Hund uſw.: där hed du̥ d'Gälten aaⁿg'gään! Zu gelſter (laut tönend) gehört: „es Chind ergelſtren" (aufregen, aufſchrecken). So auch „gellt" der Wind am „Galen" und „Galenſtock",[8] am[9] „Windgällen", am Galmifirn, an den Galmihörnern, am Gelmerhorn. So hieß denn auch das Echo in alter Sprache „der „Widergalm". Kyburtz[10] ſchrieb dafür „Widerſchall"; der Grindelwaldner ſagt der oder d's Wịderſchwaal, was man gelegentlich als „Zwiderſchwaal" deutet.[11] In unſerm Grindelwald, da chĕnneⁿ mier iⁿ d's Alphoren blaſen, chĕnneⁿ llöſen wie's i'n Bärgen d's Wịderſchwaal gịịd![12] Und prächtig hallt das wieder an den regennaſſen Wänden der Halsfluh und des Mettenbergs Dreifach antwortet an gewiſſen Stellen das Echo dem Alphorn Burgeners am Wetterhornſträßchen. Die Rieſenwand des Wetterhorns ſelbſt gibt die Läufe wieder, „aber ſonderbar in ſanft geändertem Tone, mehr hell als klingend, wie aus überirdiſcher Ferne."[12a] Ein Widerſchwaal vom Wetterhorn her gilt zudem als ſchoondlihă, während das Ausbleiben von dieſer Seite auf ungünſtigen Wetterumſchlag deutet. Allein ſelbſt hinter dem Reeti

---

[3] Höpfn. M. 24. [4] Graff 4, 1239; Kluge[5] 163. 409. [5] Gatſchet 17; SdB. 1904, 189. An eine Spindel dagegen denkt Prof. Vetter im SAC. 18, 109 unter Erinnerung an den Spillſtand bei Saarbrücken, die Criemhildespil des 14. Jhd. [6] Das eingeſchaltete -er- iſt, wie in luuter, bitter u. dgl. die urſprünglich nur männliche, dann aber mechaniſch durchdeklinierte Werfall-Endung. (Kluge[5] 163. 229. 409.) [7] Vgl. mhd. ich gille, ich gal, wir gullen, ich habe gegollen (WB. 2, 519). [8] Goms 82. [9] Grube 1, 224. [10] a. 5. [11] Vgl. die gegenteilige Decompoſition Wiſchbäächi (S. 9) und Einigen (aus Zeiningen). [12] Gw. Rſ. 5. [12a] Krehbiel 26.

(Rötihorn) hervor hallt die Antwort der Felsen; bis zum Ritzeugrätli dringt der Schall; ja an der Fluhwand der Eigerhöhe klingen die Töne fein und leise wieder, während jedes noch so laute Treiben des Alltags das Menschenohr da oben verschont.[13] Schöner dagegen als ordinäres Alphorngetute widerhallt auf beiden Scheideggen das „Kanonenecho“ der „Echokanonen“. Achtfach *chlepfd* und *chrachched* das wie einschlagende Blitze an den Wänden des Wetterhorns, Wellhorns, Schwarzwaldes.

Von selbst aber besorgt die Bergwelt solches *kanonieren* als Zeichen, daß's *umhi wollt leid tuen*, ja daß sogar ein Sommerschnee zu erwarten steht. *Tă̈tsch* um *Tă̈tsch*, begleitet von verhallendem Rollen, tragen die Lawinen mittelst des sie begleitenden fernen Föhns bis an unser Ohr. Kommt es von Westen her, von „hinter Murten“, so sind es *die Tă̈tscha* des *Murte*^{n}*g'schịtz* oder *Burgunderschießen*, als Nachklang von 1476 her gedeutet. Kommt es von Ost, so ist der Ursprung da zu suchen, wo der Namen *Sä̋gistalschießen* ihn hinverlegt: ins Sägistal, wenn nicht auf die noch nähere Burg.

Die Schneestürze reden aber noch eine geheimnisvollere Sprache. Das dreimalige johlende Jehụụụ! der „Grimselstimme“[14] rettete in der Nacht des 22./23. März 1838 den Knecht des Hospizes, welches von einer Lawine zur Hälfte zerstört wurde. Unglaublich weit und von der verwickelten Gebirgsformation oft wunderbar modifiziert trägt die etwas erwärmte[15] Höhenluft den Lawinendonner. Er dringt von der Jungfrau her sechs Stunden weit nach dem Hohgant.[16] Durch die *Folla* (den Milchtrichter) verstärkt, dringt des Sennen Morgengruß oder Alpsegen vom Brienzergrat ins Unterwaldnerland; ohne solche Nachhülfe unterhalten sich im Sommer die Schwestern Steuri zwischen Hertenbühl und Waldspitz über den trennenden Wald hinüber. Arbeiter an der Berglihütte hörten jedes Wort, das zwei Führer an der Mittellegi, also etwa drei Kilometer entfernt, in gewöhnlicher Redestärke wechselten. Wie schallen da erst Donnerschläge! Da heißt es wohl etwa: *Dás hed e*^{n} *Chlapf g'gään! Dás Wätter hed g'chlepfd! Das hed f*^{r}*ịị n ạ*^{l}*só e*^{n} *Tụụsch (s̊) g'gään! Dás hed rächt 'tõned!*

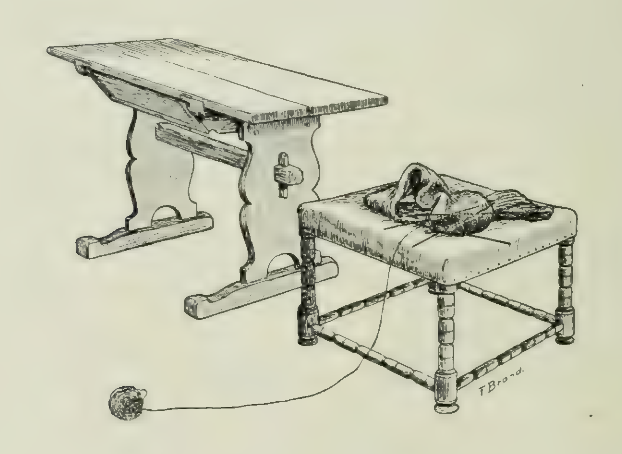
Wie aber muß es zu Mute sein dem in eine Gletscherspalte Versunkenen, aus welcher herauf kein noch so lauter Ruf zu den um Rettung Bemühten empordringt! Er selber vernimmt jeden noch so leisen Schall von oben[17] und kann sich nicht verständlich machen, nichts von seiner Lage

---

[13] ÄJG. 94. [14] Bähler (Mitteilungen über den Grimselpaß ꝛc., Biel 1895) 32 f. nach Gottlieb Studer. [15] Luft von $^{16}/_{0}$ trägt den Schall 341 m, solche von $^{0}/_{47}$ nur 328 m in der Sekunde, (Mohn 371). [16] Stud. T. 16; vgl. P. 221; Rohrd. 28. [17] Tschudi 425; Stud. T. 15.

offenbaren! Zu ihm hinunter dringt der Ton (Knall)[18] neu geborstener Gletscherspalten, das G'rụmpel (Gepolter) abstürzender Felsblöcke und das chnäschle"[19] der vom Anprall getroffenen Tannen. Bis in 's Dorf hinunter, wie dann erst in sein grauses Verließ hinab dringt das chroosen zerschellender Eisklötze, und wie das chrḗḗslen einer knusperigen Brotrinde unter gierigen Kinderzähnen verhallt das tausendfache Hinrollen faustgroßer Stücke über die holprige Fläche. Zwischen hinein brausen die Wildbäche. Dort murmeln die sie nährenden Schmelzwasser, hier hallt es wie Trommelwirbel, heult es, seufzt es wie im schaurigen Gebiet der Rottalherren. Es schäumen und toben die Runsen, es rauschen die Lütschinen. Aus der Tiefe des Gletscherbettes herauf aber vernimmt das Ohr so etwas wie das schụụren eines Bächleins. Es gemahnt ihn an Menschennähe, und noch einmal versucht er, „die Stimme, die rufende, zu schicken". Allein er versteht sein eigenes Wort nicht: d's Bächli nimmd mụ̈'s. Gleichwohl redet es ihm freundlich zu, es seid zue 'mmu. Es weist ihm den Rettungsweg eines Christian Bohren (S. 57) unter dem Gletscher durch.

[18] Vgl. Rebm. 73. [19] Ebd. 396.



Grindelwalds Himmel.

Gestirne.



'hïet dich Ggott, liebs Sunnelli! Ein Dutzend kleiner Mädchen ruft's, und es schwingen zum Abschied die einen ihre Lesebücher, die andern ihre Schreibtäfelchen.

Allemal nämlich, wenn in Burglauinen der Winterschulanfang vor oder auf den 26. Oktober fällt, pilgert die junge Schar in Begleit des Lehrers — oder jetzt der Lehrerin — drüber uuf, hinauf aufs Gïetli. Da streckt sich ihnen vom Männlichen her ein langer, dünner, leuchtender Arm entgegen. Die Sonne sendet mit ihrem mählig erlöschenden Strahlenbündel den Scheidegruß für volle lange hundertzwölf Tage. So lang entbehrt die Jugend des unmittelbaren Lichts. Welch ein Jubel daher, wenn auf dem nämlichen „Gütchen" am 15. Februar der erste Willkomm der Wärmespenderin gefeiert werden darf. Lange vorher freuen sich die Kleinen darauf. Wenn d'Sunna umhi uber mag, denn hein mer frii n en Freïdentag![1]

Wie Klein, so Groß. Auch die G'waxnen sonnen sich griïsellich gääaren noch ein letztes Mal, ehe sie das himmlische Gestirn monatelang nicht mehr zu sehen bekommen: auf der Triihelegg[2] vom 1. November bis 10. Februar; an der Station Lütschental vom 16. Oktober bis 26. Februar, am Luus ebendort vom 11. Oktober bis 3. März, im Tschingelbärg[3] bis 10. März. Das sind ja wohl Orte, wa mu d'Sunua driizähen Maanenda niid heed, oder wa s' drii-

[1] Str. im GlM. 17. [2] F 4. [3] AB 2.

zähe^n^ Maanenda Winter hein u^nd^ zwee^n^ Maanenda Hornụg.

Andern Örtlichkeiten, wie dem Chlụụsi[4] und seiner Umgebung gestattet in den kürzesten Tagen der Eiger doch bei einer halben Stunde den Blick der Sonne und bereitet ihnen kurz vor und nach diesen Tagen das einzigartige Schauspiel eines täglich zweimaligen Auf- und Niedergangs. Besonders anmutig ist alsdann der kurze Scheidegruß der mit ganz eigenem Wertgefühl so geheißenen Aabe^n^dsụnnen. Wie läßt sie da ihre Strahlen in dem kurzen Bogen zwischen Eigerrotstock und Wengernalp blutrot aufleuchten und rasch wieder verglimmen! Schlimmer dran ist die Metropole der Talschaft, die doch gerade fịr a^n^ d'Sunna z'choon die natürliche Hauptverkehrsrichtung längs des Talflusses mied[5] und auf dieser Terrasse des Faulhorngehänges sich ansiedelte. Hier mag der Eiger in manch einem den Wunsch aufsteigen lassen, das[s] mụ n en doch che̋nnti hịnna ahi litzen (nach der Südseite hin umstülpen). Um eine Kleinigkeit praktikabler wäre es, ja vo'n besten wä^r^'s e^n^ Witz, mụ saageti oben ab en Bitz.[6] In hübschem Gleichnis hat die Dichtung[7] den Eiger als Sonnenräuber, Sunne^n^schẹlẹm, der aber doch nach hartem Kampf die Freundin der armen Menschenwelt wieder freigeben muß, dargestellt.

Im übrigen ist das lange Entbehren der direkten Sonnenstrahlung keineswegs so schwer zu tragen, wie der Bewohner nebliger Talzüge und ewig schattiger Gehänge des Unterlandes sich's wohl ausmalen muß. Der und die Fleißige freut sich der aufgespeicherten Sonnenwärme des Ofens bei emsiger Arbeit. Bis d'Sunna uber all Bärga ist, tarf mụ spinnen. Dann geht man im Mai doppelt gerne fịrha, hinaus a^n^ d's Ụụswäärch oder a^n^ d's ụụswäärhen und ist froh, das[s] mụ umhi davór z'tuen heed. Viel mittelbare Besonnung erfahren aber auch die zum Wohnen auserfehenen kleinen Mulden und Tűli, z. B. von Wärgistal, wo sanfte Luftzüge durchsonnte Luftpartien herfächeln und das Gelände äußerst angenehm hịlw machen. (S. 103.)

Wie aber, wo in scharfem Gegensatze zum düstern, ernsten, fast unheimlichen wolkenlosen Bergschatten[8] die volle Wintersonne ihre Pracht und Herrlichkeit entfaltet! Sie macht Grindelwald zu einer der übrigen Welt entrückten Freistätte für Beschwerte und Beladene aller Art und aller Orten.

Auch im Sommer und Herbs^t^ gibt übrigens die Sonne ihre Segnungen erst nach langer und doppelt schmerzlicher Entbehrung zu kosten. In

---

[4] G 2. [5] Vgl. Walf. Sch. 51. [6] Str. a. a. O. [7] Str. GlM. 95 f. [8] Stud. P. 4; Walf. Sch. 50.

den nämlichen düstern Wochen, wo dem Nịderlender Heu und Emd nicht dorren, der Weizen nicht gilbt, der Wein nicht reift, schleppt der Hirte sein niemals trockenes G'hị̈del (Gewand) durch nasse Gräser und tropfendes Gestäud, forscht im Nebel der Trịbbueb nach verlornem Vieh. Da ẹntli^ch, ẹntli^ch e^n Sunneṇglitz! Die liepli^ch Sunna! Eh, wie ist die Sunna heimlihi! U^nd däm loibe Veh, wie s' däm wohl tued! Auf der Seite liegend, alle Viere von sich streckend, das Grasen vergessend, lösd d's Veh der Sụnnen (ist gleichsam „ganz Ohr“ für sie, die jetzt wieder „nach alter Weise tönt“). So schwelgt es im Behagen süßen Nichtstuns, bis die Sonne auch dem G'fleig neues Leben einflößt und dies der Wonne ein Ende macht. Um so länger noch paddelt sich im durchwärmten Sand vor dem Bauernhaus die Henna; wie die si^ch wäled!

Die Pflanze selber bietet all ihre Findigkeit auf, um ihre Äste und Zweiglein a^n d'Heitri z'chehrren. Fast oder ganz grad ụụsi sch^treckd die Tanne im Dickicht ihre Äste, und mosaikartig zertued am Fels, am Gemäuer, am Stamm d's Effei (der Efeu) seine Blätter. Im Trümmerfeld aber nur schon eines Gläckstein oder der Wätterlouiñe^n setzt der Fuß von Stein zu Stein, als schritte er über einen orientalischen Teppich. Woher der Zauber? Von der gleichen kräftigen Belichtung, die die Haut des Älplers bräunt und der Alpenblume ihre Farbenglut erteilt. Und dies geschieht in einer Spanne Zeit, die drunten im Flachland eben zur Vorbereitung eines farbensatten Flors ausreicht. Meien und Braahend sịịn i'n Bärgen, was der Merzen i'^n Tell'ren; denn was bewirken dort die vier bis fünf Stunden der größern Tageslänge! Darum dies reinere, dies blendende älw und wịịß, dies strahlende Indigo, dies glühende und weiche Rot, dies bis ins Schwarze gehende Braun und Orange, ähnlich wie das Weiß und Violett der Polarwelt zum glühenden Purpur erhöht wird.[9] „Kommst du zur rechten Zeit, so gleicht nichts in der Welt dieser wahrhaft berauschenden Herrlichkeit.“ Das zarte Rosa des Cheiserli (Mehlprimel, (Primula farinosa), der Farbenschmelz des Chläbi (klebrige Primel, (Primula viscosa) und des Chlepfi oder Schräpfi (aufgeblasenes Leinkraut, Silene inflata), das kalte Weiß des Geisblị̈emli (Anemone hepatica), das brennende Hochrot der fast zahllosen Habichtskräuter, das tiefe und feurige Blau des Hịmelblị̈emli (Gentiana verna) und des Fingerhuet (Gentiana acaulis), das tiefsamtene Violett der danach benannten Vịjellättlinen: „sie bilden die Haupttöne in diesem

[9] Tschudi 234.

schillernden, mit unzähligen Tautropfen wie mit Diamanten beperlten Teppich.[10]

Es ist, als hätte der Alpenflor von dem ihm so nahen Himmel die unbeschreibbar schönen Farbenspiele gelernt, von denen doch allerwenigstens ein Sonnenuntergang auf dem Hören (Faulhorn) am 13. August 1905 dem Grab unserer Mappe entrissen sei!

Unverwandt schaut das Auge über das Sägisenhören (die Sägishörner) und die Schränni, über das Bëdelli und die Niederung von Thun hin gegen Neuenburg. Sichtbar sind diesen Abend weder die drei Juraseen noch die Gefilde des Mittellandes; bis dicht an die Schiinig (Schynige Platte) heran reicht ein grauliches, doch undichtes Nebellinnen, um den Boden einer Schaubühne abzugeben, auf der sich Wunderbares abspielen soll. Die einzige und zwar unbewegliche Schiebewand bildet ein etwas dichteres Wolkenband, wie absichtlich gerade vor dem gesamten „blauen Jura" hin tiefer gehängt. Von dem gleichfalls eintönig grauen Himmel hat es sich wie scharf geschnitten abgehoben; und nun läßt es die Sonne erst ihren untern Rand, dann in raschem Tempo ihre ganze Kugel hinter ihm durchschieben. Das Gestirn kommt unten wieder zum Vorschein im nämlichen Augenblick, wo der obere Rand verschwunden ist. Und nun gleitet die gesamte Scheibe, nicht von ungewöhnlicher Größe, aber wie von einem nach innen wallenden Feuer ergriffen und doch unversehrt erhalten,[11] über auf das graue, weithin gebreitete Nebeltuch. Dicht über die Erde hin, wie zum Erhaschen mit kindlichen Händen nahe, langsam nur wie der Minutenzeiger einer Standuhr von der Stelle rückend, präsentiert sich dem Beschauer die Sonne in purpurnem Abendgewand. Man wagt kaum zu atmen, um die heilige Halbstunde des himmlischen Schauspiels mit nichts Irdischem gemein zu machen! Dunkler und dunkler wird jetzt das Rot. Über die Ränder der Glutscheibe wallen grauliche Streifen herein, überwallen sie mehr und mehr; in einförmiges Grau eintauchend, fällt der Vorhang über dem Zauberbild. Aber aus ihrem Nachtgezelt winkt die Sonne unter dem Horizont hervor mit weithingeschwungenem gelblich-weißem Flattertuch. Aus feinsten Düften des Abendhimmels gewoben, läßt dieses Reih um Reih die überirdisch feinen Farben des Regenbogens erscheinen in einer Mannigfaltigkeit von Übergängen und in einem Spiele bunten Wechsels, wofür weder der Maler Farben besitzt, noch die Sprache Worte hat.

Am allerwenigsten verfügt über solche der Volksmund. Wie im religiösen Empfinden das echte Volksgemüt keusch und weltscheu sich

[10] Christ 301. [11] Ganz gemahnend an 2. Mos. 3, 2.

schon vor dem Schall der Worte fürchtet,[12] so verhüllt es auch sein ästhetisches Fühlen hinter beredtem Schweigen. Fehlt's etwa an Gefühlen selber? Das Gegenteil beweisen Grindelwaldner aller Alter und beider Geschlechter, die zum Genuß des Sonnenaufgangs auf Faulhorn, Gläckstein, Männlichen in mondheller Mitternacht aufbrechen. Wie sie, unterdrücken auch wir unsere Worte.[13] Ebenso schweigen wir vom Glühen der Gletscher, vom farbig leuchtenden Schnee der Finsteraarhornpyramide, von der magischen Erleuchtung des Viescherg rates durch die unsichtbare morgendliche Mondsichel. Belegt doch alles dies die Erfahrung, wie wenig oft die Tragweite großer Lebensgebiete mit dem volkstümlichen Sprachschatze zusammenstimmt.[13a]

Auch an der Erklärung all des Farbenzaubers beteiligt sich, wie begreiflich, die Volkssprache kaum. Daß die ultravioletten Strahlen als die feinsten im Filter der obersten Höhenluft aufgefangen werden, ist ihr natürlich fremd, so begierig auch die Alpenblüten solche Strahlen aufsaugen und augenfällig machen. Selbst für das Violett hat sie keine entsprechende Bezeichnung, so geläufig ihr auch das Vijellättli: das Veilchen ist. Die volkstümliche Farbenskala beginnt oben mit dem Blaau, wie es der Grindelwaldner Himmel an schönen Februartagen am reinsten zu schauen gibt, und wie es sich im Frühlingsenzian als dem Hịmelbläävli spiegelt. Wie aber die zahllosen Abtönungen dieser Farbe ohne Bezeichnung bleiben, so auch die der intensivsten, mittelst ihrer Wellenlänge und Stoßkraft bis zum Talboden durchdringenden Strahlenbündel. Und doch, wie verschieden das Glühen der Abendwolken vom Purpurlicht (Rot mit Orange) im Alpeṇglịejen des Morgens[14] und Abends.[15] Bloß vom praktischen Standpunkt des Landmanns aus heißt es: d's Morge^{n}rroot ist nid schoondli^{ch}ß (bringt nicht schön Wetter), wie dagegen d's Aabendrroot. Noch mehr Aufmerksamkeit erregt aber der bluetzị̈nte^{n}rroot Hịmel, von welchem z. B. am 17. Dezember 1847 um zehn, ja noch um elf Uhr abends „der Schnee wurde wie feir oder blut“[16], so daß er große Bangigkeit erweckte. Weniger Notiz nimmt man von einem abendlichen Phänomen, wo die Sonne durch grauschwarzes, buchtiges Gewölk bricht und über alle Einsenkungen der Talwände hin den frischgefallenen Aprilschnee mit schwefelgelben — gälwen — oder orangegelben (beiges) — älwen — und bald darauf den Fuß des obern Gletschers mit hellblauen Flecken bedeckt. Als gewöhnlich gilt das vom Gegensatze zwischen kühler Luft und warmer

---

[12] Vgl. Lf. 570. [13] Man lese dafür Stud. P. 66 (Faulhorn); Meyer (1905) 240 (Wengernalp) usw. [13a] „Negative Sprachkunde“ ist eines der erst noch anzubauenden psychologischen Arbeitsfelder. [14] SAC. 40, 100. [15] Grube 8 f. [16] Cronegg.

Sonne bewirkte Schauspiel, daß in der Morge^{n}dsunnen die Eigerspitzen blẹntig (blendend weiß) wie eitel Silber schịịnnen, über den Hị̋re̥llinen aber ein leicht aus Wolken gewobener Bogen sich wölbt, indes über dem Gipfel eine duftige Aureole aus unbestimmbar ineinander überfließenden Farben schwebt. Selten dagegen, und hinwieder deswegen wenig beachtet ist ein Nebelregenbogen, der den tieferhängenden Abendhimmel ziert. Etwas häufiger zeigen sich die Mondregenbogen über den taugetränkten Alpenpflanzen[17] oder an Wasserstürzen, wie namentlich dem Staubbach, der auch in seinem Bassin jeweils zwischen acht und neun Uhr die in den Alpen besonders prächtigen Sonnenregenbogen spielen läßt. Nicht für alles dies, wohl aber für die im abendlichen Wasser ụụfziehn durch die Sonne gebildeten blassen Bogen hat die Volkssprache einen Ausdruck.

Vorherrschend den vulgären Namen Heiterlooch trägt das im Heiligenkapitel näher besprochene Martinsloch, wo Sonne und Mond zu gewissen Zeiten gleichsam mit fein ausgedachten Kabinettsstücken den Beobachter erfreuen. Am 27. und 28. November, sowie vom 13. bis 16. Januar ist der Durchschein durch das Martinsloch in der Nähe der Kirche zu sehen, bald nach Neujahr in der Umgebung des Kirchbühls. Das Schauspiel beginnt (nach mitteleuropäischer Zeit) ungefähr um halb ein Uhr und dauert (je nach dem Standpunkt des Beobachters) drei bis dreißig Minuten. Der Blick auf den glänzend hellen „Stern" ist — trotz dem unentbehrlichen Rauchglas — wundervoll. Auch das Mittaágähịri (S. 168) am Wetterhorn ist ein solches cachet Grindelwalds, das nur wenigen eigentlich bekannt ist. Volkssinn und Volkssprache halten es eben mit den Erscheinungen des Alpenhimmels wie mit den Herrlichkeiten der Bergnatur überhaupt: dem Kampf ums Dasein gebührt das erste Wort. Kenntnis dieser Natur ohne naheliegenden praktischen Wert ist Sache der Gelehrten, auch wenn deren Funde längst durch Schule und Lektüre Gemeingut des jüngern Geschlechts geworden sind. Sie gelten als schätzenswerte, wohl auch recht interessante Kenntnisse, die dem Denkenden ein g'schouid! oder ein nei'^{n}, settigs! abnötigen. Der nicht modern geschulte „Alte" aber verhält sich gegen solche „Funde" noch heute ablehnend — sei es unter Stillschweigen, sei es in lebhaftem Diskurs, der sich in eigentümlicher Schwebe zwischen Ernst und Humor bewegt. Von solchem Gesichtspunkt aus ist das folgende kleine Gespräch — auch schon als Ersatz für die karge Dialektologie dieses Kapitelanfangs — aufzufassen. Es ist aus einem im Emmental wirklich vorgefallenen Disput ins Grindelwaldnische übertragen und behandelt den

---

[17] König 53.

alten, aber volkstümlich gebliebenen Streit über das astronomische Verhältnis zwischen Erde und Sonne.

Guete^n Daag! — „Lohn e^w ch Gott, Herr Sigfried! Heid ẹr e^w ch o^ch umhi ei^n s von Bäsel uehi g'laan? Wa gangid ẹr ụụs?“ — Oh, i^ch gange nur g'schwind dert zu 's Christe^n's gö^n Sịggaare^n kouffe^n. — „Oho, Sịgaaren! Jẹr sịịd äben o^ch eina von der nịwwen Gattug, sụst täätid



ẹr o^ch eppạ ẹs P'häckli Tọbäck fịr i^n d's Pfịịfli aa^n schaffen, wie mier gẹng sịị^n g'wöned g'sịịn.“ — Hé, i^ch bi^n halt no^ch jung u^nd mmach's, wi's der Brụụch ịsch bi de^n Junge^n. — „Ja, ja, mụ merkd eppạ wohl, das^s Jẹr o^ch von der nịwwe^n Meinug sịịd, wie ịịsa Schuelmeister.“ — Warum? was het ẹhne^n dää^r z'Laiid 'too^n? — „Eh, was han i^ch mịeße^n vernään! Geid däär nid das tumm G'läfẹránt[18] gän aa^n stellen und de^n Chinden eppạs ei^n faalts ạ^l só gän aangään, d' Wäld trääj si^ch um d'Sunna um!“ — Jä, worum sott ẹr das ni^d saage^n? — „Lösid, Herr

[18] Geschwätz.

Sigfried, das ist dịṭlich, dịṭlich eppas, das hinnadran g'hěěrd statt fịrha!"[19] — Wi so denn? — „Eh aber! Ịer heid doch d'Sunna mẹn'gist g'sehn hinder dem Wätterhören old ub'r den Eselsgraat[20] ueha choon! Das séllti 'mụ d'Chind nid wellen z'gloịben tuen, d'Sunna standi still und d'Wäld chehrri sich! Wenn sich die tääti chehrren, so lịf ja dem Schwẹndi-Ịelli d'Bschịtti ụs dem B'schịttichaften ụụsi, und d's Wasser lịff allen Lịịten ụs ịhrụ Brunnentrěěgen. Denn brụụchti denn allwääg ịịnsa Wärchmaan ụf Baach d'Alp nịịmmeh z'rụụmmen!" — Aber .... — „Aber är hätti och kein Zịịt meh darfịịr. All Lịịt mịeßten mid Gwaald sich an der Mutten haan, und äär ooch." — Aber... — „Deichid eins: wenn d'Wäld en selbi grooßi Chrugla wäär und sich all vierund-zwẹnz'g Stund séllti chehrren, das täät die Ụßristen raaß abschlinggen!" — Aber, was mainen Sie, wi wotten denn di G'lehrten d'Sunnen- und Moondfinsternissen profizeien? — „Jaa, das steid ja in der Brattug!" — Aber wär macht denn d'Kaländer? — „Jaa, Brattugi hed's g'gään, so lang dass ich mich mag b'sinnen." — Aber passen Sie enmool ụff! Jetz will ich ẹnen auch ẹppis saagen! D' Sunnen ist doch vịl grěěßer als d'Äärden, oder nit? — „B'licht! Mụ seid newwas ạlsó! 's mag sịịn, das hätt noch sịn B'scheid! Aber..." — He nụn, der grěěßer Wältkěrper tuet doch währhäftig der gglaainer regieren. Das goot grad ạlsó, wie wenn en großen greftigen Schwinger tuet der g'gringer z'ringụm schlänggeren. — (Geschmeichelt:) „Jaa, mịị gueta Heer, da mịeßd Ịer abstaan![21] Ịer mịeßd ẹwch ergään[22] mit tịtschgerierren und tischpitierren! Ich han frịejer och eppa eins g'schwungen, und han mẹngist grěěser und mächtiger Kärliga, wan dass ich biin, z'ringend um zwịrbled!"

Wie hier das schwer oder gar nicht belehrbare alt-urchige Denken den Autoritätsglauben des allgemein Gebildeten an die Königin der Wissenschaften aus dem Felde schlägt, so wandelt noch die modern volkstümliche „Astronomie" neben der Kalenderkunde her ihre eigenen Wege. So ist ganz besonders uf den chịrzesten und lẹngsten Tag vịịl z'achten, wie sich da d's Wätter eppa anlääj; denn da „bricht" sich an den Wendekreisen der Sonnenlauf: ẹs ist Sụnnenbrụụch. Viel weniger hein d'Tag- und Nachtglịịheni z'bidịịten; denn da ist d'Sunna nid am umchehrren, (sondern) bloß am zue- old abnään z'glịịhem fụrt. Man weiß zwar us der Brattug, daß am 21. März d'Sunna im Ụụfgang ist, daß sie am 23. September umhi aanfaad abnään, und daß sie am 21. Dezember umhi ụụfrịckd. Allein das bedeutet für die bäuerliche Praxis noch

[19] Verkehrtes Zeug. [20] Große Scheidegg. [21] Den Kürzern ziehen. [22] „Sich ergeben", ablassen.

lange nicht die Anfänge der Jahreszeiten. Vielmehr rechnet Grindelwald seinen Ųųstäg vom beginnenden ųųswärhen an: der Bestellung von Garten und Acker, Wiese und Feld. Der Summer beginnt mit der Alpfahrt, und mit der Abfahrt wird der Herbst eingeläutet. Mit dem ersten haftenden Schnee fängt der Winter an. Fällt demnach, wie 1906, der erste Wintertag auf den 1. Dezember, so gewinnt „der vnholdselig Mann“ [22a] gerade die richtige Vorbereitungszeit zur neuen Erwahrung des alten Spruches:

Wenn de d'Taga aafaa lengen,
Faad der Winter aafaa strengen.

Namen wie Grĕnlender für einen Winter wie 1906/07, und Sibirien für eine Gegend wie die Ortweid, wa mų nįįn Maanenda Winter heed u^nd drįį Maanenda chaalt, oder gar eindlif Maanenda Winter und ei^n Maanend Miesch (vgl. S. 127/8) machen dann der Winteregg über Burglauenen und zwischen Grütschalp nnd Mürren, oder dem Winterhĕlzli eine besondere Namensbedeutung streitig. Immerhin dürfen solche Ausnahmen die Häufigkeit der so außerordentlich lieblichen,[23] weil sonnigen und himmlisch klaren Winter nicht aus dem Gedächtnis drängen. Früh genug kommt dann die Schneeschmelze oder d's Pflatsch (S. 90), mit einem schönern Namen „der Frühling oder Austag“ (1782),[24] in Wallis und Graubünden der „Langsi“ geheißen. Der gut grindelwaldnische[25] Ausdruck in Ųųstägen, z'Ųųstägen hat, in Geschlechts- und Zahlanlehnung an die schriftdeutschen Jahreszeitennamen, frühzeitig den Fügungen „im austagen“ (1797), „der Ųųstägen“ Platz gemacht. („1806 ist später Austage gewesen.“) Einfache Konsequenz setzte dann auch das Dingwort in die Einzahl: „Den Ußtag lang“ (1559),[26] „ein friecher Austag“, der Ųųstäg, z'Ųųstäg. Die besondere Ausgestaltung dieses Jahreszeitennamens ist dem Alpenleben zu danken. Dies unterscheidet nämlich im Grunde lediglich das b'schlössen Zįįt (Frost- und Schneeperiode), und d's Ųųszįįt, wo es ääber ist. „Der Hirte hat das seltene Vergnügen, die Annehmlichkeit des „Frühlings“ bis in den späten Herbst zu genießen,“[27] weil er mit seinen Tieren immer höher steigt bis dort, wo Lenz und Winter in ewigem Streite liegen.[28] Nur tauscht man hier oben den Namen des „Lenzes“ besser an den des Alpensommers als des einzigen Gegensatzes zum Winter. Mehr praktischen Wert als diese Bezeichnungen haben übrigens Älplerregeln wie diese: „St. Jakob

---

[22a] Rebm. 134. [23] Vgl. JG. AB. 2, 86. [24] Tauschakt Moos. [25] Vgl. auch Brienzer-Spruchbriefe 1422, 1623. 1626. [26] Spruchbr. [27] Ortspfarrer Kuhn in Höpfn. M. 4. [28] Tschudi 24. Vgl. dessen herrlichen „Frühling in den Bergen“ 22 f.

mit dem Stab schlägt den Geißen die Milch ab,"[29] oder: Jakob chunnd mit dem Tutel, d's Vreeni mit dem Bräntli u^nd Michel mit dem Stäcken.[30] (Der 25. Juli füllt mit seinem Milchertrag das große Rückentraggefäß, der 1. September bloß noch das kleine Handgefäß, und der 29. September treibt zur Heimfahrt.)

Dem immerhin bloßen Näherungswert dieser Daten gegenüber stellt sich, trotz seiner willkürlichen Ansetzung durch die römische Regierung, als „fester Pol" in den ersten Drittel oder Viertel des Winters das Nïwjahr. Mu nïwjahred und feiert den Altjahraaben^d als Antritt des hïïrigen und Abschluß des fäär^ndrigen Jahres. Man bringt damit auch das bisher vom Schriftdeutschen verpönte „heuer" (aus hiu jaru: in diesem Jahr) in der noch kürzern Adverbialform hïïr ebenso zu Ehren, wie fääre^n und „vorfääre^n" (am vordre^n Jahr) aus altgermanischem „firn".[31]

Es liegt hier die nämliche Bildungsreihe vor wie in hïït, mit „heute" aus hiu tagu (an diesem Tage) gekürzt, und wie in hïnecd (unterbernisch „hïnecht" aus hiu nachtu). Dazu kommen gester[32] und „vorgester" (am vordre^n Tag), welche Formen ost- und z. T. nordgermanisch überhaupt den nächst- oder zweitnächst liegenden Tag, also auch „morgen" und „übermorgen" bezeichneten. Das Westgermanische adverbialisierte für die Zukunftsbedeutung in der Form „morgen", mooren das Dingwort Morgen, welches eigentlich[33] das Duuhel, das duuchlen zu bedeuten scheint. (So benennt ja noch heute der Norddeutsche den Samstag als „Sonnabend".) Wie mooren „demain" umschreibt,[34] so moornist, moornisti, d's moornist, d's moornisti das „le l'-en-demain" der Franzosen. Auf den 2. Januar als Nïwjahrmornist ladet etwa ein Wirt zum Tanz ein. Auf den vergangenen Abend und die daran sich schließende Nacht beschränkt sich das heutige Zeitadverb nächti.

Die nähere Abgrenzung dieses „nächti" wird gelegentlich diktiert durch d'Buebe^nsunna, wie sarkastisch etwa der Mond: der Maan geheißen wird. Altes mâno, mâne bedeutete zugleich dasselbe was die Ableitung mânôd oder mânôt: der Maanend, Monat. Die altgermanischen Nebenformen mêna und mênôth spiegeln sich noch ab im Määndäg (Montag) und finden sich mit der dunkelvokaligen Stammform zusammen im Maanendmäändäg: dem ersten Montag jedes Monats, an welchem Gemeinderat und Armenbehörde Grindelwalds Sitzung halten. Eigen-

[29] Vgl. And. 546. [30] And. 493. [31] Kluge[5] 108. [32] Altdeutsch gëstre und gëster, neben gëstran und gëstern = gestern. Kluge[5] 137. [33] Kluge[5] 261. [34] Auch dies kommt ja aus „mane" = früh morgens und erinnert an die Frühaufsteher sowohl der kriegerischen Wandervölker, wie die der noch heutigen landwirtschaftlichen Bevölkerung.

tümlich erinnert hieran der „Redmonat“[35] (1389): der Hornug (Februar) als Füllmonat der Kalenderrechnung und eigentlich Anhängsel des Jäner als des „großen Hornung“. Die Volksetymologie leitet ihn vom hürniglen ab. Mit solchem „hurniglen“ darf der in der Regel doch schönste Grindelwaldnermonat gelegentlich ungescholten uusch eisten u^nd regierren (wie z. B. im Jahr 1907), da er bekanntlich 's alle^n Liiten cha^nn p'reichen. Der Merzen sodann ist in seinem Ende der Frühlingsanfang; im Merzen nää^n d'Täga uuf wie im Oigsten ab. Jenes geschieht allerdings in Jahren wie 1907 so unmerklich, daß das einem Grindelwaldner untergeschobene Herausreißen des März aus dem Kalender als Zeichen der Ungeduld oder der Verzweiflung aus Heumangel seinen guten Platz in der Seelenkunde hat. Den übrigen Frühlingsmonaten Aberellen und Meien folgen die zum Teil mit „Monat“ zusammengesetzten: Braahend, Hewwend, Oigsten, Herbst-, Wiin-, Winter-, Christmaanend. So alt diese Namen sind, so neu ist die Tageszählung „der erst Jäner“ usw., weil das Bedürfnis nach solcher genauern Datierung erst durch das Interesse geweckt wurde, welches mit dem Aufkommen des gregorianischen Kalenders oder der niwwen Brattug verbunden zu sein scheint. Viel populärer ist indes noch heute für den Landmann, der selbst in seiner Sackbrattug (Taschenkalender) den aalten Mejjen, die aalten Ostri nicht missen mag, die Tagesgruppierung uusgäänds Jäner, Mitta Hornug, aa^nfangs Merzen. Stimmt diese doch noch, so gut es eben geht, mit der uralten Mondrechnung, in welcher der „Monat“ ja eigentlich ausschließlich Bedeutung hat.

Trotzdem nämlich laut Versicherung der Wissenschaft der Mond mit der Witterung nichts zu tun hat,[36] wird z. B. die Seltenheit oder Flüchtigkeit von Schneefall im Neumond u. dgl. die populäre Wetterkunde noch lange zur Annahme eines solchen Zusammenhangs veranlassen.[37] Diese Annahme haftet um so zäher, da sie eine Unterordnung der Wetterregeln unter das gesamte übrige Natur- und auch Menschenleben bedeutet. Die Beobachtung des großen alten Gesner, daß Gemscheni gerade um die Neumondszeit mit besonderer Begierde Salzlecken aufsuchen; das zäh behauptete undergaan der Murwenden im Neumond und uufgaan im Vollmond, parallel dem stoßen der Schären (Maulwürfe) bei Sonnenauf- und Niedergang; die Tradition, daß die nämlichen Murmeltiere bi'ner jelhe^n Liitri, also wenn der Maan uufstiigd vom Niw i^n d's Wädel, si^ch uberwelpen, aufwachen und sich ihr Bett neu zurecht machen: das alles hat zur Sammlung neuer Tatsachen ge-

[35] Reg. 79. [36] Weltall 1, 487; Marti 5 usw. [37] Simm. 364.

reizt und angeregt. Daß gerade um Neumond d'Vĕ̋gel si^{ch} mụụßen, die Landsäugetiere si^{ch} häärren, die Schlangen si^{ch} hị̈ịten; daß die Lụụna (unterbernisch: „der Lụụn") besonders bei maa^{n}sĭ̋chtigen oder maa^{n}schịịnige^{n} Lị̈ịten selbst Verbringung ins „lunatic asylum" (Irrenhaus) veranlassen oder Leute „mit Nerven" vorht-lûnec (blödsinnig)[38] machen kann, gehört ebenfalls zu alten Erfahrungen. Neu ist dagegen die Einreihung der gueten und bĕ̋ĕ̋se^{n} Lụụnen, welche der abnemenden und zuonemenden lûne (des Mondes) parallel gehen sollen, in ein ganzes System „psychopathischer Minderwertigkeiten".[39] (Besonders der schwedische Gelehrte Swante Aarhenius hat solche Parallelen aufgestellt, und in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift"[40] sind sie reichhaltig entwickelt.) Dagegen ist die Unterstellung z. B. des Föhns unter die Vollmonderscheinungen[41] infolge der neuesten Beobachtungen mehr als zweifelhaft geworden. Um so mehr scheuen wir uns, Älplerregeln wie die folgenden einfach unter der wohlfeilen Bezeichnung „Aberglauben" mit den wirklichen Phantasien über die täglichen Himmelszeichen in éin Band zu nehmen.

Uf ^{d}em ụụfgäände^{n} Maa^{n} soll mụ d'Nă̋gel abhauen, sụst waxe^{n} s' i^{n} d's Fleisch ahi. Ist dies bereits geschehen, so hindert das Ausschneiden eines halbmondförmigen Stücks bei wachsendem Mond weiteres Unheil. Haaggihŏren grĕd'red mụ alsdann durch Einsägen dreier Hicken. Kröpfe, Hühneraugen dagegen weichen beim Waschen uf ^{d}em abgäände^{n} Maan. Ebendann ist zu schlachten, damit das Fleisch im Kamin nid z'fast zuehi dorri. Die große Wäsche soll mụ machen in der Lị̈ịtri (S. 139); sie wird in diesem Falle lị̈ịte̥rrer. Kamine rußt man besser im Nị̈w, weil dann der Ruß nicht so stark aa^{n}setz. Nur im wachsenden Mond soll mụ d'Vorpfeister daartuen. Wer dagegen in der entgegengesetzten Phase Brunnen gräbt, old sụst in 'ner Quellen eppa umha stĕ̋ĕ̋rrd, läuft Gefahr, daß 's d's Wasser i'n Bŏde^{n} verschlị̈ịfd, daß es 's ahiziehd. Ebendann ụụs'taanni Bschị̈tti würde zu tief einsickern. Im Wă̋del aber geschehe das Mistbuwwen (die Kopfdüngung)! Dann waxd der Mist schĕĕ̋nn i'n Bŏden inhi. Wird er dagegen im Nị̈w ausgebreitet, so nimmd 's n e̥n ụụf, oder: d's Chrụụd nimmd n en ụụf, und d'Chị̈eh fräſſe^{n} d' Weid nịịd. Heu, welches man im Nị̈w inhi tued (einheimst), wird im Winter selbst dann gut, wenn es mangelhaft getrocknet eingebracht worden ist; im Wă̋del gedörrtes Futter dagegen verliert selbst bei sehr guter

[38] Mhd. WB. 1, 1051. [39] Von Kuhn in seinem „Nervenleben" geprägter Ausdruck für seelische Schwächen, die an Geisteskrankheit grenzen. [40] 1904, 796; 1905, 242 f. [41] GlM. 167 = Cronegg.

Behandlung. Im Wädel hinwieder pflanze^n si^ch Hackfrüchte am vorteilhaftesten, während der Hälem und das Äli (die Ähre) die helle Luft verlangen; drum soll mu in der Lĭĭtri chornen.

Es genüge an diesen Beispielen von Rohmaterial, für dessen Erhaltung eine exakt und feinfühlig forschende Wissenschaft dem Volksglauben einst noch dankbar sein wird. In ältern Zeiten haftete dieser so zäh, daß sein geistiger Besitz des Landmanns „allgemeine Bildung“ ausmachte. Als Typus eines armen unwissenden Tropfes galt damals, wer „weder New noch Wädel“ kannte.[42] Das war freilich bei der volksmäßigen Bedeutung dieser Ausdrücke keine allzuschwere Wissenschaft. D's Nĭw ist nämlich soviel wie uufgäända Maan (wachsender Mond) und nicht etwa bloß der Neumond, der voraan im Nĭw als die eben sichtbar werdende ☽ Sichel am Abendhimmel erscheint. Umgekehrt ist d's Wädel sowohl der Vollmond als der abgäänd Maan; der Name ist eine Umdeutung aus „wadelen“ oder „wedelen“, d. h. hier aus dem „Vorübergehen“ der Sonne an einer neu angetretenen Stelle des Tierkreises.[43]

Auch das viertlen: der Antritt der Mondphasen, also z. B. das nĭwwen: der Eintritt des Neumonds erfreut sich einiger Beobachtung. Wertvoller ist jedoch dem Älpler die Erscheinung, daß der Mond im Summer ganz teĭff am Luft, im Winter ganz hĕĕj am Luft (tief oder hoch am Himmel) unter den Sichelgestalten ☽ bezw. ☾ uufnimmd oder abnimmd. Angesichts der Mondfigur ◡ sagt man: hĭĭt stichd's de^n Maan uuf. Wenn der Mond am Luft und an der Schĭĭben uufnimmd, dann ist es z. B. Zeit, d'Schwanzrĭeba und d'Hören solcher Rinder zu regulieren, um deren Prämiierung man sich bewerben will.

Es hieß oben u. a.: Chorne^n soll mu in der Lĭĭtri. Die Lĭĭtri ist soviel wie Nĭw und bezeichnet den Mond als den dem Vollmondstadium entgegengehenden. Das entgegengesetzte Synonym Fĭĭstri gilt dem Wädel. Da nimmt der Mond an Helligkeit ab, bis das^s er brandschwarza in der Brattug steid.

Die Vorschrift über die Getreidesaat lautet aber noch genauer: Chorne^n soll mu in der Lĭĭtri, und de^nn richtig uf der Waag (und das zwar im Zeichen der Wage). Unter den Verbindungen von Mondphasen und Sonnenstellungen zu Himmelszeichen genießt aber einer besondern Beachtung das Stierennĭw des Mai, weil man diesem die gefürchteten Kälterückfälle des Vorsommers, aber auch besondere Beeinflussung von Arbeiten wie Holzen und Buttern zuschreibt.

---

[42] Rebm. Vorrede. [43] Vgl. mhd. WB. 3, 454.

Soviel über die Mondkunde des praktischen Lebens, die aber an merkwürdiger Einheitslosigkeit und vielfachen Widersprüchen schon innerhalb der Talschaft leidet. Daneben hat freilich auch der Grindelwaldner selbst, wie seine Besucher, Sinn, obwohl nicht Worte, für den in Wahrheit unbeschreiblichen Zauber des über die Talschaft ausgegossenen Mondscheins. „Schöner ist wohl Grindelwald nie geschmückt, als wenn der Mond sein volles, helles Licht auf die weiße, in ihrer Ruhe majestätische Landschaft wirft. Da so recht entfaltet das Wetterhorn seine ganze Schönheit, daß es einem recht eigentlich lieb wird. Da ist der Vieschersfranz mit seinem Gletscherschoß in feenhaftem Wechsel von hellem Licht und feinem Schatten.“ [44] Wer aber erst auf so leicht ersteigbaren Punkten wie dem Gläckstein, vollends dem Faulhorn dem überwältigenden, alle Sinne und Gedanken übernehmenden Eindruck einer winterlichen Vollmondnacht sich hat hingeben dürfen! Da sucht unwillkürlich der Nachbar des Nachbars Hand, um dem Überdrang des Empfindens Auslösung zu gewähren.

Mit diesem Zauber wechselt das Entzücken einer sternhellen Winternacht, wenn bläulich flimmernde Schneekristalle der Ebene und glasige Wände der Eisflächen sich mit den Nüancen des Himmels zwischen Stahlblau, Ultramarin und Schiefergrau und den so nahen und großen funkelnden, oder flimmernden, oder ruhig scheinenden Stärnen zu einer reichen Farbensymphonie vereinigen. Die liebliche Ruhe wird dann aufregend unterbrochen, wenn e^{n} Stärne^{n} schießd, oder wenn gar Splitter eines niederfahrenden Weltkörpers ụs enand're^{n} sprụụsen.[45] Wer freilich von ei'm Stärne^{n} ze'm andre^{n} schaffed, dem entgehen begreiflich solche Szenen auf der größten aller Schaubühnen.

Licht und Wärme.

Auf Höhenorte wie Grindelwald zaubert die Sonne mit verschwenderischer Freigebigkeit die Effekte eines energischen Lichts und die Pracht zusammenspielender Farben herunter. Zugleich aber machen sich in einem so stark coupierten Terrain auch die Gegensätze zwischen direkter und bloß mittelbarer Bestrahlung auffällig geltend. Von wie mancher Örtlichkeit gilt es da: D'Sunna schịịnd drụber, aber nid drụụf und draan; sie uberschịịnd das Erdreich bloß. Solch abschịịnnigs Land, wie

[44] Pfarrer Gerwer in ÄFG. XXVI. [45] Vgl. mit Erscheinungen wie auf dem untern Gletscher (23. Dez. 1808) und auf dem Männlichen die Emmentalermeteore von 1698 (Stud. Lf. 113 und von 1856; NW. 1904, 275 ff.; Blätter 2, 231 über eine „fürige Kugel, groß wie der Vollmond“ am 7. September 1603 abends zwischen 6 und 7 Uhr.

es geheißen wird, nennt sich auch eine Ablitzi oder Ablitza (S. 10) oder e[n] lätzi Matta (vgl. „der lätz Morgen" S. 18). Die starken Unterschiede beider Besonnungen prägen sich denn auch in der Volkssprache in einem solchen Reichtum ab, daß wir hier bloß eine Auswahl bringen können.

Die „Schynige Platte", welche einen so prächtigen Seitenblick auf unser Grindelwald hinunter gewährt,[1] heißt in der Mundart einfach die Schiinig oder die Schiinigi. Das Wort schwebt damit ebenso zwischen beiwörtlicher und dingwörtlicher Funktion, wie bei schîn in dem Schiinbärg, Schimberg.[2] Das beiwörtliche schîn begegnet uns unzweideutig im ältern Ortsnamen „an Grindel ze schinen blatten."[3] Die Bedeutung (strahlend, leuchtend, glänzend, klar, deutlich, offenbar) nüanciert sich im Dingwort schîn (Strahl, Glanz, Helligkeit, Sichtbarkeit, Aussehen, Form, Gestalt, Bild, Ansehen, Anschein) und im Zeitwort schînen (strahlen, glänzen, leuchten, sichtbar werden, so oder so angesehen werden).[4] Welche Abstufungen zwischen dem in Apollo vergöttlichten Licht des Himmels und des Geisteslebens — und dem Schein, welcher trügt! In ersterem Sinne sagt man schiinnen so selbstverständlich von der Sonne,[5] daß es dazu des wirklichen Subjekts gar nicht bedarf. Es schiind = die Sonne scheint; es wollt hiit nid schiinnen. Der Ausdruck lautet also grammatisch gleich wie für den Sinn: es hat den Anschein. Is' 's ächt a[l]só? „Es schiind." Andere glänzende, strahlende Dinge müssen natürlich genannt werden. Einem überglücklichen Menschen schiinne[n] d'Oïgen; d'Oïge[n] hei[n] mu g'schinen. Nur beim grellen Aufleuchten des Blitzes (vgl. S. 153) will die Sprache den Ursprung sozusagen nicht wissen; auch da schiind 's einfach; und wenn man das rasche, gleichsam vorüberhuschende Laufen eines Menschen etwas grell malen will, so sagt man: äs hed numma[n] a[l]só e[n] Schii[n] g'gään.

In viel gehörtem Spaß[6] wird die „Schynige Platte" auf den Kahlkopf, die „Glatze", übertragen. Auch hier liegt ein Beiwort zugrunde. So heißt 1620 ein kahler Berggipfel „bloß und glatz."[7] Die Ablautform „glitz" braucht der Grindelwaldner als Dingwort, indem ihm ein ganz kurzer, aber stechender Sonnenblick der Sunneuglitz heißt. Wenn es in schwüler Sommerszeit numman e[n] Sunneuglitz gii[b]d, so eilen

---

[1] Vgl. das Bild von Compton in der Alpz. Mai 1906, 79. [2] Vgl. dunkel und Dunkel, ernst und Ernst, mhd. zorn (ich bin zorn) und Zorn usw. Wie anmutig sang der Strättlinger: Ir mund ist rot, ir ougen (sind) schîn, din ich sô selten schouwe! (Strettl. XXV.) [3] GlM. 168. [4] Mhd. WB. 2, 2, 143 ff. [5] Als Gotthelf'sches „sonnenscheinen": Schuldb. 71. [6] Schwz. Id. 4. [7] Rebm. 105.

verwöhnte Tiere von der Weide dem Stall zu. (Vgl. S. 111.) glitzen und glitzienen sind Intensivformen zu gliißen, welch letzteres wieder die Sproßform gliißellen erzeugt hat.[8] D'Sunna gliißelled und geid vergold (und entschwindet dem Blick).[9] Zur nämlichen Wortsippe gehört der „Glaast" (Glanz), wie denn auch um 1620 vom „Glast" und vom „Widerglast des Spiegels"[10] die Rede ist, oder von den „hüpsch gelben und glestenden Fädern" des Fasans.[11] Erst am Ende dieser Bildungsreihe stehen glanz — z'glanzem brinnen —, Glanz, glanzen — wie glanzed d's Fiir so lustig![12] und „glänzen".

„Hell" ist heiter, Helligkeit: Heitri. Vom Heiterlooch, als dem Martinsloch, war bereits (S. 132) die Rede. Der heiter Böden ist eine sonnenbeschienene und damit von der Umgebung sich abhebende Örtlichkeit. Ein geweckter Kopf heißt en uufg'heit'reta Puurst, ein Beduselter ironisch en heiterra Puurst.

Gleichwohl stellt nicht „heiter", sondern luuter den strikten Gegensatz zu fiister dar. Wie vom Napf weg die „Trueb" (ahd. truobi, trüb) und die „Luthere[n]" (Luthern) auseinanderfließen, so hat Grindelwald seine Gegenüber im Luuter- und Fiisteraarhören und -jooch, und hat das Oberhasli nebeneinander die „luutri" und die „fiistri Aarschluecht". Das Sprichwort von den stillen Wassern, welche tief gründen, lautet hinter Mühlebach: luuter schiich u[nd] fiister zahm. D'Liitri und d'Fiistri als Doppelphasen des Mondes kennen wir bereits. (S. 139.) Die Idee der gleichmäßigen Helligkeit, welche ein weit umfassendes senkrechtes Gesichtsfeld in alle Einzelheiten hinein von Trübung freihält, dem Auge nichts verbirgt und dem Ungewohnten leicht die Zwangsvorstellung der Absturzgefahr aufnötigt, liegt in luuter mit der Bedeutung: schwindlig tief. Wer von hohem Bergvorsprung ins unverhüllte Blau hinunterschaut, ruft aus: da is' 's luuter! So ist bereits 1409 von der Lauterbrunnen „Luterfluh" die Rede.[13] „Lauter" ist dann überhaupt lichtreich. Wer eine luuterri Nacht durchschwärmt hat, schläft erst, wenn 's aa[n]faad luutren (oder tägen) und schläft dann bis z'luuterrem Tag, indes vielleicht im hellen Sonnenschein de[n] root Chëltsch (Kölnertuch) des Deckbettanzuges in der Stuben no[ch] liiterrer machd und das darunter hervorguckende Leintuch verrät, daß die fleißige Mutter auf luuterri Wësch (šš) halte. Neugierig beschaut sich die Sonne das auf dem Stuhl liegende sommerlich helle Gewand: das luuter Ghidel, das zu dem blonden oder luuterren

[8] Ganz verschieden von altd. gleißen und Gleißner als Bildungen aus g-leich: gleich-s-nen, „der gliihe tue", tuen als ob . . ., heucheln. Vgl. übrigens schwz. Id. 2, 856.
[9] GlM. 18. [10] Rebm. 2, 74. [11] Stumpf 292[a]. [12] GlM. 64. [13] Reg. 85.

Antlitt[14] und Haar des Schäfers so gut stimmt. „Lụụter“ ist aber auch rein, und Lụụterbrunnen empfing seinen Namen von den Quellbächen, die zur Rechten und Linken in den spiegelklaren Fällen zu Tale stürzen, und die ja auch die Übersetzung „ad limpidos fontes“ oder ad clarum fontem veranlaßt haben.[15] Da ist es gut, lụụte̥rri Wĕsch und saubere Gesichter zur Schau zu stellen! Stramm nimmt denn auch wohl die Mutter oder ältere Schwester den Jungen vom härde̥llen oder ähnlichen Zeitvertreib weg unter das Regime des Wäschhụ̆dels und erklärt sodann mit wohlgefälligem Blick auf das neugeborne Gesicht: So, jetz hest den^{n} ei^{n}s g'lụụte̥rred! Die wohlgemute Stimmung läßt es auch nicht zu einem Racheakt für verursachten „Mühwalt“ kommen. Es bleibt bei einem Pätsche̥lli (leichten Klaps), einem Mụpf oder Tschịppi (leichten Stoß), oder der Drohung mit einem Nasenstüber: sol^{l} i^{ch} de̥r ei^{n}s e̥s Pfắchchi gään? Bei einem nahen Rückfall aber chĕnnd's de^{nn} strịịber gaan.

Ein ganz seltenes Grindelwaldnerwort ist das überhaupt nicht urdeutsche, sondern aus clârus entlehnte chlaar. Doch auch das sehr deutsche „deutlich“ figuriert bloß in der Versicherungsformel dịịtli^{ch}. Statt „deutlich sichtbar“ sagt man sich^{t}li^{ch}. Ganz fremd aber ist unserer Mundart „hell“ geblieben, und zwar sowohl in der ursprünglich akustischen Bedeutung („heller Klang“), wie in der erst neuen optischen („heller Himmel“). Denn das gut grindelwaldnische hääl hat damit nichts zu tun.[16] Hääls Wätter und hääla Hịmel sind also nicht etwa „helles Wetter“ und „heller Himmel“, sondern sie bezeichnen eine für Mensch und Vieh angenehme Bewölkung ohne Regen. Drollig erzählt man sich von einem in der Stube sitzenden Jungen, der nach dem Wetter sehen sollte, er habe statt zum Küchenfenster hinaus zum Küchenschranke hineingeschaut, sich dort eine Weile zu schaffen gemacht und dann Bericht erstattet: e̥s ist Bläz[17] hääl und Bläz heiter, und d's Wätter schmeckd na^{ch} Zịger.

Sehr verschiedenartig lassen also der hääl Hịmel und der helle Himmel die Sonnenstrahlen durch. Wölbt sich der letztere über der

---

[14] Mhd. antlütte, ahd. antlutti neben antlitze, antlizzi. [15] „Lauter“ i. S. v. „ausschließlich“ gehört nicht in die Idiomatik des Oberlandes; es wird ungefähr so unpassend zur Namenserklärung herangezogen, wie etwa „sausen“ zu der des „Sausbach“. Adolf Stöbers schönem Gedicht tut dies natürlich keinen Eintrag. [16] „Hell“ ist dem gr.-lat. calare (rufen), „hääl“ dem lat. celare und deutschen „hehlen“ als urverwandt zuzuweisen. Dazu stimmen vortrefflich mhd. (WB. 1, 679) gehilwe = Gewölk, die hilwe = feiner Nebel, leichte Wolken, hilwen = trübe machen, sowie hilw und Hilwi (S. 103), flachländisch hilb und Hilbi. Mit dem Fehlen oder Antreten des Labials vgl. gääl, gälw, gälb, vergilben, Gilberich (Goldammer). [17] Wie „Statt“ zu „statt“, so adverbalisiert sich „Bläz“ zu der Bedeutung „stellenweise“.

reinen Höhenluft, wie rasch entfaltet sich da mit dem Licht auch die Wärme! D'Sụnna schlaad aan (die Felswände reflektieren ihre ersten Morgenstrahlen): und in kurzem fühlt sich der fröstelnde Leib von wohligem Behagen durchrieselt. Am Augustmittag stichd d'Sụnna aⁿ d'Mịị̋ri und prallt von ihnen ab, stichd z'rụgg: welche Stufenleiter kann da der Höhenwanderer binnen zehn Stunden an sich durchleben von kaum erträglicher Hitze bis zu grimmiger Kälte! Bezeichnen wir, soweit die Mundart es zuläßt, in Kürze die Etappen! Der Brenner[18] ist der Sonnenstich. Tị̈ppig und toppheiß bedeutet drückend schwül, indeß topp sich auf die modrige Feuchtigkeit eines ungelüfteten Raumes bezieht. Jị̈nheiß: eindringend heiß, so daß man sich am ganzen Leib unbehaglich fühlt. Dampfig ist dünstig schwül. Es folgt die Wortsippe warẹm (warm), warmen (warm werden), wärmen (warm machen und speziell: aufwärmen), erwarmen;[19] es warmed — es chalted! (du bist nahe — du bist fern! im Spiel zu einem, der blindlings etwas suchen soll). Es ist um 'neⁿ Schlụ̈fi wermer (oder chelter): man fühlt sich hier bewogen, den Rock auszuziehen (oder anzuziehen). „Lau" lautet leew, „kühl" chuel (altdeutsch chuol, kuoli); „kühl werden" ist chuẹlen, „kühl machen": chịẹllen. Von einem Streitenden, der immer wieder mit den gleichen Beweisgründen ficht, sagt man: är mangleti gẹng us däm (Kühlgefäß) ụsa z'chịẹllen. Die heutigen Begriffe von „kalt" und chaald sind vager und schwächer geworden. Die Grundbedeutung dieses mit b'chaalen und mit frz. geler einheitlichen „kalt" war: „gefroren".[20] Diese Spezialbedeutung ist nun eben vertreten durch die Sippe von „frieren". Die Gfrị̈ri bedeutet Frostbeulen; en grịị̈slihi Gfrụst ist große Kälte. Eh, was bist du fị̈r neⁿ Gfrụsti! oder: fị̈r neⁿ Gfrụsthans! ruft man einem zu, der über die Kälte eines Orts klagt: 's ist g'frụstig hie! Über steife Finger beschwert man sich: mi^ch chrụppled a'ⁿ Fing'ren! oder: aⁿ d' Fing'ra! Wer das schmerzhaft stechende Kältegefühl des „horniglens" in den Fingern kundgibt, sagt etwa: mi^ch ú̇nnắgled a'ⁿ Fing'ren.

Derlei Empfindungen erklären sich allerdings sattsam bei Wintermorgen von 0,26° wie am 2. Januar 1905, wa 's Jịsch im Gäldseckel gịị^bd, oder wo der im Freien Sitzende sofort an seinen Sitz ụụfg'frịị̈rd (anfriert), oder wa dem Tubäckler d'Seifri im Bịịßer g'frịịrd, oder wa ụnna an der Pfanneⁿ d'Rḗẽsti aanbraated und obenụụf g'frịị̈rd. Viel empfindlicher ist aber,

---

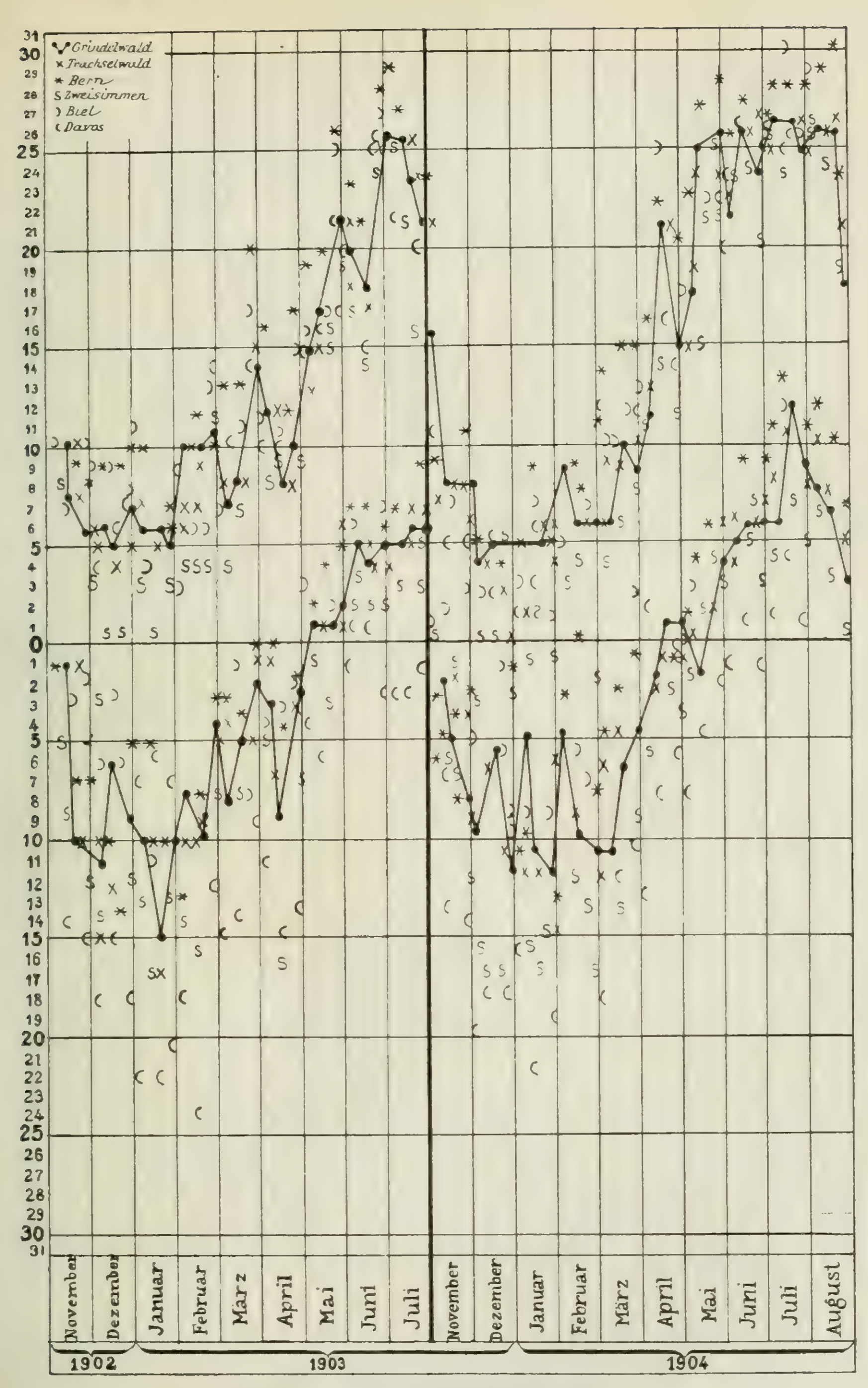
[18] Wyß 89. [19] Sehr schön übertragen auf das Sicheinleben in einen neuen Menschen- und Berufskreis: JG. AB. 2, 28; Käs. 361; an JR. 99. 101. [20] Kluge[5] 182.



Gemalt von R. Münger | Buchdr. Büchler & Co., Bern

Bärbluest.





Temperaturtabelle (S. 146).

wie sich leicht begreift, eine recht kalte Alpensommernacht.[21] Da können bei Nordwind unversehens Glieder, Nase, Ohren, Finger, Zehen erfrieren (vgl. S. 25), wenn nicht der Wanderer trotz aller Ermüdung immer zu marschiert, wohl gar nach Xenophons[22] Methode die Wohltat munter erhaltender Schläge sich angedeihen läßt.[23] An traurige Erlebnisse erinnern denn auch Namen wie die „kalte Herberge“ unten am Rhonegletscher[24] und die „chalti Chindbetti“ am Rawyl.[25]

Eine behagliche Mitte zwischen Wärme und Kälte bezeichnet das aus „hääl“ (S. 143) nun leicht erklärbare hịlw, die Hịlwi. Von hilwen Stellen innerhalb der Talschaft war schon S. 128 die Rede. Allein auch der gesamte Talkessel von Grindelwald erfreut sich im Gegensatze zu exponierten Höhen wie bereits dem Faulhorn, trotz den oben gezeichneten Extremen, im großen Ganzen einer „überraschenden Temperaturruhe.[26] Die hier beigedruckte Wärmetabelle veranschaulicht dies durch Vergleichung mit Beobachtungsstationen vieler Höhenlagen. Wie in einem Trichter fängt das ständig bewohnte Tal die von den himmelhohen Bergen herniedersteigende Luft auf und läßt sie durch Verdichtung sich erwärmen. Mit der nach Süden und Süd-Südost gerichteten Faulhornabdachung aber saugt es die in großem Winkel über die nämlichen Berge fallenden Strahlen an und vereinigt deren winterliche Trockenheit, deren sommerliche Reinheit und Frische mit der vom Lütschinengrund aufsteigenden Feuchtigkeit zu jener Mischung von Milde und „Derbheit“, die sich der Nervenstärkung so dienlich erweist. (Vgl. S. 107.) Dazu gesellt sich noch der doppelte Anteil am ozeanischen Klima, welchen Grindelwalds Talwanne ihrer geographischen Lage (bei 5° 42′ 15″ ö. L. von Paris und 46° 37′ 30″ n. B.) verdankt.[27]

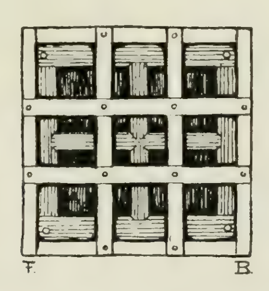
So angenehm lebt sich's an Grindelwalds Sụnnsịịten. Aber auch an der Schattsịịten, wa's gẹng schattmig ist, wa's schattmed,[28] ist die Existenz recht erträglich, wofern nur die geringste Tụ̈la die auf S. 128 erwähnten Vorteile bietet. Ja, daß bisweilen der Schatten vorgezogen wird, ist auch hier nichts Unerhörtes. Obschon da niemand je daran denkt, am Schatteⁿ z'hewwen, empfindet man doch eine sommerliche Hausarbeit am Schatten und Schärẹm als Ausspannung von schwerer Feldarbeit. Bloß wer allenfalls a'ⁿ Schatteⁿ choon ist (eingekerkert worden), hat nur zu viel Zeit zum Nachsinnen, wa̋ders das³ schwärder sịịgi: ab ᵈem

[21] Höpfn. M. 5; Wyß 635. [22] Anab. 5, 8, 4. [23] Cool. JS. 231—3. [24] Wyß 770. [25] AR. 1821, 64. [26] Studer bei Kram. 18, 8. [27] Vgl. Hann. 136. 252 f.; Mohn 61. 87; Berd. 3, 104; Walf. Sch. 43. [28] „Schattmig“ an Platz von „schattwig“; vgl. engl. shadow und ahd. der scato, des scatawes.

Schatten a^{n} d'Sunna z'choon, old ab der Sunnen a'^{n} Schatten.

Aus einem gewissen Gefühl der Überlegenheit sagen immerhin die Itramer, d'Sụnna trooli de^{n} Wärgistaale̥ren uber Itramen inhi. Ja mit dem Wohnen sunnenhalb oder schattenhalb kann sich ein ganz bemerkenswerter Unterschied im Allgemeinbefinden, in der damit verbundenen Lebenshaltung, in der daherigen gegenseitigen Schätzungsweise und in der Tonart der Umgangsformen äußern. „Ich hätte viel zu tun, wenn ich mit allen Bauerntöchtern von Schattenhalb düpfen wollte," höhnt am Ostertag der protzige Michel.[29] So waren auch, als noch kein veredelndes Vereinsleben die tückischen Tendenzen eines landvögtlichen „Teile und herrsche!" durchquerte, die Sunnenhälber und Schattenhälber von Grindelwald geborne und geschworne Feinde. Es war die nämliche Zeit, da auch unten im Flachland die Hinter- und Vorder-, die Ober- und Unterdörfler sich mit Flegeln gute Nacht und mit Flegeleien guten Tag sagten. Da wagte kein Bursche, ein Mädchen der andern Partei zum oder vom Tanze zu führen. Ja kein Grindelwaldner setzte auch nur den Fuß über die Mị̋librị̋gg[30] oder anderseits bis zum Tälhụụs,[31] wenn er nicht den Mut oder die Gewandtheit besaß, den ihm mit Prügeln Auflauernden Aug in Aug gegenüberzutreten, oder vor ihnen auszukneifen.

[29] JG. Michel 132. [30] G 2. [31] G 3.



Küchenfenster mit Holzgitter.

Wetter und Klima.



ls der Fürst des Tales schaut das Wätterhoren in seiner ganzen Stattlichkeit auf das Dorf und dessen Umgebung herunter — vom Fuß zum Haupte ein Paradestück. Aus je größerer Ferne aber der Blick zu ihm hinan schweift, desto mehr wandelt sich ihm die imposante Höhe der Westfront in die Länge des bloßen Oberbaues, der sich behaglich gegen Südost erstreckt und am fernen Horizont sich die kühn aufstrebende, breite Felsenmauer des Bärglistocks aufsetzt. Das Großartige tauscht sich damit mehr und mehr an das Anmutige, das Vertrauliche und Vertraute. Dem Bauern, dem Älpler, dem Hirten zumal des Lütschentals scheint der Berg gerade aus der größern Ferne menschlich näher zu treten und setzt sich mit ihm in enge Beziehung als vielsagender und fleißig beratener Wetterprophet.

Deutlicher als andere Berge redet er schon mit der mächtig ausgedehnten Flanke seines Gletschers, worunter (vgl. S. 56) nicht bloß der obere Grindelwaldgletscher, sondern noch vielmehr dessen ganzes Firngebiet verstanden ist. Wenn dieser „Gletscher“ sich bis zu intensivem Dunkelgrau trübt, de^{nn} cha^{nn} mụ nid määjjen! Denn es ist Föhn im Spiel, und in einem bis drei Tagen würde das Heu verregnet werden. Ebenso bewirkt der Föhn, daß d'Wätterlouina am Morgen niederfährt, worauf es unfehlbar leid tued. Chụnnd s' am Aabe^{d}, sụ schéënneds oder tolled's dagegen. Viel summarischer prophezeit der Eiger. We^{nn} d'Schloßlouina chunnd, sụ tued's schon umhi leid; und wenn die Abbrüche des untern Gletschers über dem Ende der neu eröffneten Lütschinenschlucht bis zehnmal an einem Tage hinunterdonnern, sụ reised's e^{n} Fehnd an.

Ähnlich steht's mit Nebel und Wolken als Wetterzeichen. Ungleich den Voralpenstöcken des Pilatus (2133 m), des Niesen (2366 m) und selbst noch des Titlis (3239 m), deren „Hut“ das Wetter als „gut“ vorausverkündet, deuten Wetterhorn, Eiger, Tschuggen und Männlichen bei Ausstattung mit einem schwarz und dicht vom Gipfel herunterhängenden Tschäbihuet auf ungünstigen Wetterumschlag. Der Eiger en Huet, tued d's Wätter nid gued. Mit seiner Höhe (3974 m) und der Eigenart seines Aufbaues trotzt namentlich er dem Wätterbiitsch des Voralpengebiets. Der Kenner blickt auch schon scharf auf die Nebel oder Wolkenzüge, die den „Hut“ abgeben werden. Wenn vom Tunnelloch der Jungfraubahn her ein Wölklein dirch d'Wätterchähla oder d'Wätterchella (vgl. S. 15) aufsteigt und wenn es zugleich hind'r dem Eiger grad ueha triibd, so hat der Kundige der Anzeichen genug. Am Wetterhorn aber gestalten sich dieselben viel mannigfaltiger, abgestufter, nuancenreicher. Das liegt schon an seiner dem Tal zugekehrten offenen, breiten, weithin überschaubaren Westfront und seiner dem Eiger nachstrebenden Gipfelhöhe (3703 m). Hieher schaut vorzugsweise das forschende Auge und gsehd am liebsten niid: am Wätterhoren soll der Luft stilla siin! Fahren von ihm getriebene Nebelfetzen und am Berg ausgehängte Wolkenfahnen nur leise, kaum bemerkbar, hin und her, so läßt ein Wetterumschlag wohl noch drei Tage auf sich warten; je rascher aber die Bewegung, desto schleuniger der Anzug des Wätters. Auch die Konsistenz der Dunstgebilde redet ihr Wort: dünner, biisiga Näbel ist schoondliha, dicker dagegen rägelliha, oder wie der Lütschentaler sagt: wätterliha. Dazu kommt natürlich die Windrichtung. Wenn der Nebel um die untern Partien der Bergwand alsó gféßled umha schliichd und sich alsó in d'Chrinni inhi leid, so wird das ebenso ungern gesehen, wie wenn sich ein Nebelstreif langgezogen, lengschelocht gegen das Faulhorn hin bewegt. Denn da erhält auch der Wetterhorngipfel bald seine Hueti oder Hieteni aufgesetzt, welche mitten im schönsten Wetter baldigen Regen anzeigen. Auch nur en bschwäärliha Luft, en Fehndluft ist es, der gegen die große Scheidegg hin triibd. Noch zwei, drei Tage kann er schönes Wetter garantieren; aber nachher tued's denn uus oder lééśd denn uus! Scheénn old Wiest kann der jedenfalls immer kalte Wind bringen, der umgekehrt vom Hasli her weht; entschieden schönes Wetter sendet bloß der Wind, der gegen Wetterhorn und Eiger hinweht.

Der so vieles sagende Wetterberg gibt aber die Bedeutung seines Namens nicht bloß solcher vorausrechnenden Beobachtung zu würdigen, sondern auch der eindrucksvollen Erinnerung zu kosten (S. 5). Wegen

seiner Isoliertheit ein rechter Sammler von Ungewittern, hat er mit Blitzschlägen auch Schicksalsschläge in manch eines Führers und Touristen Haus hinein versetzt.

Als Wetterberg deutet man auch das Lauterbrunner Kanzel- oder Wetterhorn (Vorstufe des Tschingelhorns).[1] Ein ihm benachbartes Firnjoch heißt die „Wetterlücke". „Wetterkessel" heißt seit Abraham Roth[2] der oberste Teil des Rosenlauigletschers. Ist indes schon diese Bezeichnung nicht volkstümlich geworden, so drang der etwas zu vollmundige Benennungsvorschlag „Wettereismeer"[3] für das Gletscherbecken der Wetterhorngruppe gar nicht durch.

Grindelwald hat also an seinem Wetterhorn eine imposante Wettersäule. Gleichwohl sah es sich im Sommer 1906 zur Aufstellung einer eigenen, kleinen, aber ebenfalls stattlichen meteorologischen Säule veranlaßt. Vor dem schönen Eigergarten im Angesicht aller drei Riesenhäupter hat der Kur- und Verkehrsverein einen Lambrecht-Apparat aus Göttingen hergepflanzt, dessen fünffache Ausstattung schon beweist, ein wie verwickeltes Ding in Wahrheit das „Ablesen" des Wetters aus seinen Vor- und Anzeichen ist.

Was ist das Wetter? Die Gelehrtenwelt ringt eben heute um eine zutreffende Umgrenzung dieses scheinbar so einfachen Begriffs.[4] Um so weniger steht unserm volkskundlichen Werk ein Definitionsversuch an und zu. Wir wollen das vorliegende kleine Wetterkapitel lediglich als eine Art Zusammenfassung volkstümlich-praktischer Anwendung der Witterungserscheinungen betrachtet wissen, welche nur schon aus den bisher betrachteten Faktoren der Boden- und Wassergestalten, der Windzüge, der Wärmeverteilung hervorgehen. (Ganz außer Spiel müssen wir die „Wetterkräfte" lassen, welche z. B. der Zusammenfall der erdnahen Marsopposition am 6. Juli 1907 mit dem nassen und kalten Vorsommer d. J. so nahe legt.)

„Witterung" ist die grundlegende Bedeutung des mundartlichen „Wetter". D's Wätter ist gęng no^{ch} besser wa^{n} d'Lǖt: so lautet ein ganz gescheidtes ceterum censeo als Abschluß derjenigen Verhandlungsreihe, der bekanntlich am allermeisten Beliebtheit zukommt.[5] Ebenso gescheidt, wie die einzig bleibende Auskunft, ist die Anheimstellung landwirtschaftlicher Maßnahmen an die Witterung: we^{nn}'s am Wätter ist (wenn die Witterung günstig ist). Man frägt sich auch im uneigent-

---

[1] Stud. T. 55 f.; P. 131. [2] 141. [3] Ebd. [4] Berd. 1, 29. 85 ff. 122; 2, 82 ff.; 3, 22. 40. 55 ff. 65—68 (Würdigung Marti's); 113 ff. 130; 4, 94 ff. NW. 1904, 993 ff. 1016; 1905, 242 ff. 285. 576. 592. 1020; Mohn 241; 367 ff. 381 ff.; Hann 116, 186 ff. 208; Untg. 74 ff.; MGw. [5] Prof. Lazarus hat darüber in seinen „Idealen Fragen" eine interessante Art Statistik veröffentlicht.

lichen Sinn, auf Menschenlaunen deutend, ob wohl für dies und jenes Anbringen Wätter si̦i̦g und findet vielleicht: Nein, jetz ist anders Wätter! Denn man hat unterlassen, bei einem Vielmögenden, der gueds Wätter und schlächts Wätter gleichsam in Händen hat und nach Laune verteilt, auch seinerseits gueds Wätter z'machen. Daß man solches, buchstäblich verstanden, bleiben lasse, erklärt ausdrücklich die humoristische Ergebungsformel: es sĕll ni̦i̦d und well ni̦i̦d, und denn bigähr 's grăd sų́st ni̦i̦d (nämlich: in Schön umzuschlagen). Machtlos, ist man also auf bloßes Konstatieren angewiesen: Es wollt umhi mid and'rem Wätter choon. „Ob ächt?" E^{in}mmal wohl! — Es hų̆rni̦gled; e̥s hi̦ĭ̦zd; e̥s chųųde̥rred; es ist Moĭ̦delwätter; es ist e^{n} sųųra wĭesta Tag; e^{n} ghų̆dla Tag; es ist g'hų̆del. (So seid mų, we^{nn}'s ḁ^{l}só nắblig ist und si^{ch} i̦i̦^{n}laad: der Nebel sich senkt). Es wollt umhi leid tuen. Vorderhand schwebt es noch zwischen Schön und Regnerisch: d's Wätter ist ḁ^{l}só moisigs. Jedenfalls ist es zur Heuernte ungeeignet: es ist dų̆se̥m. Doch nein, die Wolken zerteilen sich: d's Wätter tued si^{ch} ųųf! Schon ist es ųųstaa^{n}'s: es wird heiter, es wird schĕĕnn; wohl, es gi^{b}d tolls Wätter![6] Statt schön gilt aber gutes altgrindelwaldnisches schoon wenigstens noch in der Wetterkunde, und zwar ganz im nämlichen Sinne, wie wir über der Schönegg[7] als modernem Gasthof die sehr alte, bereits 1146 verurkundete[8] Häusergruppe Schonegg[9] haben. Die umlautlose Form ist eben (ähnlich wie bei fast und fest, spaat und spät, hart und hert) eigentlich Adverbialform auf o neben der umgelauteten Adjektivform auf i. Sie vermischte sich aber nach Verschleifen der Endungen in der Bedeutung mit „scôni" und verwitterte allmählich zu unserm „schon", „scho^{n}". Neben déjà umschreibt dies dem Grindelwaldner auch das bedingt einräumende „zwar": si̦ si̦i̦^{n} schón armi, aber sie chĕnne^{n}s doch g'machen. Wie aber im Schriftdeutschen doch „schonen" noch die alte Bedeutung „schön erhalten" durchblicken läßt, so hat die Mundart aus der Bedeutung „schön werden" sogar eine

---

[6] E tolli Frau, tolls Wätter, toll heizen: drei Parallelbelege zum Ideengang von brav, welches uns durch franz. brave, ital. bravo und damit aus ml. barbarus (i. S. v. naturwüchsig) zugekommen ist. (Vgl. Körting, rom WB.) Auch „toll" ist „brav" in dem gut bäuerlichen Sinn von urkräftig und zugleich damit stattlich. Die auffällige, aber wirkliche Worteinheit mit schriftdeutschem „toll" wird vermittelt durch die Übergangsbegriffe unternehmungslustig, wagemutig, vermessen, „tollkühn". Ahd. tol war aber geradezu svw. stupid, und dies (vgl. stupor) geht zurück auf das Verb twil, twal, twâlen i. S. v. starr werden oder sein: Mhd. WB. 3, 159 f. — Auch das „sich vertwellen", das „Vertwelli" des Kinderspiels gehört, weil dem ordinären Sinn kindlich, kindisch und töricht durcheinander gehen, hieher. (Ebd. 160.) Ein Stück Bedeutungsgeschichte! [7] F 3. [8] Font. 1, 422. [9] G 3.

ganze kleine Wortfamilie gebildet und lebendig erhalten. Es schooned: es wird oder ist schön. Es schooned gued, denn es schooned us ^{d}em Fehnd; der Fehnd heiterred uus; es gibt einen Fehndschoon, und der ist d's halb besser (noch einmal so gut), wie jeder andere Schoon. Humoristisch sagt angesichts eines solchen der Grindelwaldner, er well gan de^{n} Schoon zerhęglen: aus Leibeskräften darauf los mähen; der Regen werde sich dann zeitig genug einstellen, ihm das schöne Heu zu durchnässen. „Schonet" also der Föhn gut, weil warm, so schooned's us der Biise^{n} chaald und auf zweifelhafte Dauer; es schooned wohl; oder: es schooned schoon, aber nid gued. Da muß man sich zufrieden geben mit dem Mittelding des Halbschoons. Ein noch schärferes Urteil, das dem Biisnäbel (S. 100) gilt, lautet: d'Biisa ist nid schoondlihi; ihr Walten ist nid schoondli^{ch}ß, verspricht nicht schönes Wetter.

Der Erfahrung gemäß nun aber, daß das Unangenehme, Verdrießliche auf den Saiten des Gemüts das Gegenteil weit übertönt, sehen wir den Begriff des Wetters mehr und mehr auf den prägnanten des schlimmen, bösen Wetters sich einschränken. Wär den ganze^{n} Tag am Wätter sii^{n} mues^{s}, bekommt seine Strapazen nicht bloß auf dem verwättreten, abg'wättrete^{n} G'sicht wiedergespiegelt; auch „ein verwettert Maul" [10] legt dann etwa Zeugnis ab von „wettermäßig zorniger" [11] Seele; und es ist nur gut, daß der feinere Oberländer die daherigen Ausdrücke nach der harmlosen Seite hin mechanisiert. Der Baum da ist a'só hägelvolla, daß man ihn kaum leer zu pflücken vermag. Allein die Kirschen schmecken so wättersgued, daß man die Arbeit doch eben gern übernimmt. Wir sehen schon hier „das Wetter" sich noch mehr zum „Gewitter" verengern, das „schlechte" zum „bösen", das unliebsame zum „harten" Wetter. So auch unterscheidet sich vom gewöhnlichen „Regenwetter" sehr bedeutsam das „rägenwätter, welches mit starkem donner und blitzen begleitet" war und „härdbrich" mit sich brachte. [12] In Grindelwald wätterred's, wenn's stark regnet, sei's mit, sei's ohne Donner und Blitz; [13] um so unzweideutiger redet man auch im Oberland wie anderwärts vom großen, starhen, griislihen Wätter. Ja, die Cronegg [14] erzählt: „Mitte Sommer 1679 hat das wäter an Bußalp hinder der Burg 60 Schaf auf Eim Platz erschlagen." So fortschreitend verengert sich der Begriff von der Witterung bis zum „Wetterschlag". Doch weiß hie und da ein Grindelwaldner auch von einem gefährlichen als einem giftige^{n} G'witter zu reden.

[10] JG. Ztgst. 2, 117. [11] JG. Böhneler 192. [12] Cronegg zum 19. Sept. 1740.
[13] Gotthelf schreibt ebenso oft „wettern" wie „wittern", wenn vom Gewitter die Rede ist.
[14] GM. 169.

Und darüber steht ihm wohl ein Urteil zu! „In keinem europäischen Gebirg wie in den Alpen tritt das Walten der atmosphärischen Tätigkeit in so furchtbarer Größe und unter so gewaltigen Kraftäußerungen auf".[15] Wie wechselvoll aber auch die Bilderreihe, „wenn ein zürnend Gewitter übers Tal hin in die schützenden Berge hineinfährt, schwarz und grausig sie verhüllend, und dann bald wieder das in die Gewitterwolken hineinleuchtende Sonnenlicht um so zauberischer erglänzt und ein siebenfarbiger Friedensbogen das unvergleichliche Bild umspannt![16] Den Eindruck der Szenenfolge erhöht ihre erstaunlich rasche Abwicklung. „In zwei, drei Stunden zieht ein Gewitter über Kiental, Sefinen, Lauterbrunnen, Wengernalp, Grindelwald, große Scheidegg, Haslital, wohl selbst Unterwalden und Uri, und scheint wieder die Sonne".[17] Ein anderes entladet sich „blitzschnell", von der Suleck herstürmend, über dem Männlichen. Wirbelnde Wolken hüllen rasch den noch höher Gestiegenen ein; in wenigen Sekunden blitzt es dicht um ihn herum, laute, trockene Donnerschläge rasseln um ihn wie gellende Glockentöne, bis vielleicht ein heftiger Graupelsturm die Luft „klärt".[18] Doch gibt es *Oigste^{n}g'witter*, welche unter unbeschreiblich eigenartigem Grollen und Dröhnen vom Nachmittag des einen Tages durch die ganze Nacht bis in den folgenden Vormittag ohne Unterbruch Mensch und Vieh in Spannung erhalten. (So am 21. 22. August 1905.)

Es „*heimli^{ch}ß*" *Darbịassịịn* in schaurig schönem Gewittersturm auf hohem Gipfel! Da sind allerdings *der Schịịn* und *der Chnall* nahe genug beisammen. „Ein kalter Blitzstrahl, ein Schlag auf den Kopf; Feuer sprüht aus der surrenden Eisaxt, die im Gipfel steckt."[19] Vor solchem Erlebnis bewahrt der Gletscher, weil das Eis die Luftelektrizität absorbiert. Drum gibt es hier keine Blitzschläge, auch kein Singen der Bergstöcke und Eispickel.[20] Über die Häupter hin zuckt der *Blitz*; *es glịtzịned*, aber *es schießd nịịd*: der Blitz schlägt nicht ein. Das tut er um so lieber auf felsigem und ganz besonders auf quarzhaltigem Boden, so daß er geradezu als Verräter von Kristallen gilt. *Wa 's vịịl ịị^{n}schießd, da sịị^n wohl eppa Strahli.* *Schießig* (aufgebracht, aufbrausend) würde dann allerdings, wer auf solche Indizien hin erfolglos grübe. Nirgends größer als hier ist aber auch für einen, der nicht nach erprobter Führer Art gleichsam *d's Wätter schmeckd* (die Blitzgefahr aus der Beschaffenheit der Luft herausriecht), das Risiko, *erschossen* oder *erschlägen* zu werden. Die „Cronegg"

---

[15] Berlepsch 17. [16] Gerwer in ÄFG. XXVI; vgl. Ofenbr. 6, 72 f. (Hochgewitter); JG. BwM. 189 ff.; JG. Wass. 21 f. (Honegg); Täuber 110. [17] Wyß 569. 356. [18] Vgl. ÄFG. 125 f. [19] Tbr. 110. [20] Heß 14.

meldet genug solcher Unfälle an Gebäuden, an Vieh und auch an Menschen: an Grindel (21. Juli 1628;[21] Mitte August 1745); auf dem Faulhorn (11. September 1868 und 28. Juli 1872) vor Anbringung der sechs Blitzableiter; an Itramen (5. September 1880), und ungezählte auf den vom Blitz zerpflügten Gipfeln des Männlichen und Tschuggen.

Gar nicht so selten sind die Fälle, wa 's iⁿ'ds blutt Holz tonndred. (Nicht ganz selten entladen sich Gewitter im Winter und im Frühling, wo die Bäume noch nicht belaubt sind.) Recht manchem Rückenschmerz könnte darum abgeholfen werden, wenn der Patient noch Rückenmark genug besäße, beim ersten Frühlingsdonner vordertsi^ch Totz uber Meiß z'uberwe̊lpen! (vorwärts kopfüber zu kugeln.) Mächtige Märzgewitter (wie 1776) mit Lawinen, und Augustgewitter (wie 1588 und 1649) mit verheerenden Erdbrüchen, führen in der Cronegg die Bezeichnung „die Wätterlihi". Unter dieser Wätterlihi versteht der Grindelwaldner eigentlich ein Tage und Wochen lang anhaltendes Regenwetter mit sehr starken Niederschlägen. Einmal jedoch begegnet das Wort doch auch für den Sinn des „Wetterleuchtens". Solches voⁿ wiitna glitzinen (vgl. S. 142) oder wätterliihen (spaßhaft auch von übel angewöhntem Stirnrunzeln oder nervösem Augenzwinkern gesagt) entzückt oder erschreckt Grindelwalds Bewohner recht häufig. Erhaben stumme Ferngewitter „leuchten" da (nach guter Volksdeutung)[22] jetzt über die Faulhornkette herein, führen jetzt (wie am 1. Oktober 1897 seit acht Uhr abends) an der Vieschenwand eine himmlisch schöne Pantomime auf. Am 11. Dezember 1753 aber „kam ein weterlihe, die wehrt bis zum 26 tag vnd war gantz wie im Sommer."

D'Wätterlihi chunnd, weⁿⁿs an der Pfanneⁿ mĕdred oder Meder giid (S. 116). Solche Prophezeiung eröffnet uns eine lange Reihe von Wetterregeln, aus denen wir, um nicht zwecklos zu ermüden, nur folgende wenige herausheben. Nach der Ortweid,[23] dem Wätterlooch Grindelwalds hinschauend, sagt man etwa: Jetz chunnd's umhi dick im Ort! oder: es hed newwa eⁿ lleida Satz im Ort; es wollt denⁿ umhi anders! Ein anderes Mal heißt es beim Blick an den Himmel: Es ist newwaⁿ da also Hilwi-Ghider; es ist nid sicher, daß's den ganzeⁿ Tag schooned. Die 'bbutzd aus der Dickmilch gezogene Niidleⁿchella deutet auf Schön. Schlechtes Wetter wird kommen: weⁿⁿ's d' Sunna abwischd (wenn die glanzvolle Sonne des frühen Morgens oder späten Abends plötzlich nur noch sehr matt oder gar nicht mehr die Berggipfel bescheint); wenn am Abend

---

[21] GlM. 168. [22] Kluge⁵ 404. Die Blitze „laichen" (springen) in hohem Bogen (wie die Salme) empor. [23] C 1.

d'Sụnna bleihi e̥m inha schịịnd; wenn's am Morge^{n} rĕĕted (Morgenrot gibt); wenn's e̥s hinna ahi laad (wenn das treibende Gewölk nach Nordosten hinter Faulhornkette und Wetterhorn verschwindet); schoondli^{ch} ist's dagegen, we^{n} 's e̥s obe^{n} fịrha trịịbd).

Die lehrreichen Pflanzenorakel[24] ganz übergehend, ziehen wir auch nur wenige Tierbeobachtungen herein. Schlecht Wetter gibt's, we^{nn} d's Gfleĭg bĕĕs's ist; wenn d'Schlangi fịrha chĕmen; wenn d' Räge^{n}möle̥ni nidsi^{ch} ggraaggen (ggraagge^{n} s' obsi^{ch}, sụ chụnnd's umhi gued); we^{nn} d'Spịịri teĭff fleĭgen; wenn d'Henni chrääjjen und frĭej z'Sädel gaan; wenn d'Schneehenna brĭeled. Das kann u^{n}zịịtiga Schnee bedeuten; ebenso we^{nn} d'Amsli[24a] ahi-g'hịjen (sich in Scharen auf die Ebene herunterlassen); besonders aber, we^{nn} d's Veh huested. Auf langen Winter deutet spätes trịịben oder jägen (Begattung) der Gemschinen und frühes Sicheingraben der Mụrwe̥nden (S. 137). Stopfen diese ihre Höhlen dicht zu, so wird der Winter streng. Pfeifen oder kläffen sie häufig, so regnet's bald; hewwe^{n} d'Mụrwe̥ndi, sụ schooned's.

So viel vom Wetter. Es besteht in den Einzelerscheinungen, wie dagegen das Klima in den Gesamterscheinungen einer größern Zahl von Wetterzuständen. Letzteres hat uns bereits S. 146 gelegentlich beschäftigt, als wir die klimatische Ausgeglichenheit der Talschaft gegenüber den alpinen Extremen zwischen der Zähmi und der Wildi hervorhoben. Letztere Ausdrücke sind so charakteristisch, daß sie als Ersatz für die Bezeichnungen „im Talgebiet“ und „im Bergrevier“ sogar in das obrigkeitliche Führerreglement (§ 32) vom 10. März 1902 übergegangen sind. („In der Zähme“; „in der Wilde“.) Die Ortskunde unterscheidet den zahmen und den wilden Andrist südlich von Leißigen. Dagegen gibt es ohne Pendant einen Wildgärst neben dem Faulhorn, ein Wildschloß am Eiger, einen „Wildstrubel“ usw. (S. „wild und zahm“.) Zähmi Alpreviere wie der Lauchbühl bieten willkommene Zuflucht für die Weidetiere, wenn Sommerschnee sie vom Scheidegg-Oberläger treibt. Dort auch beginnt für Grindelwald so recht „der Frühling in den Alpen“. Denn der Ụstag mues von der Zähmi choon. Er beginnt drum auch an sonnigen Gehängen der Talschaft bisweilen überraschend früh. Dies bringen schon die durchschnittlich milden Winter mit sich. Während auf dem Grünhorn ein Ausschlag der Gegensätze zwischen 40,0 und 0,40 Grad[25] konstatiert worden ist, zeigen die im „Echo von Grindelwald“ regelmäßig verzeichneten Wettersäulen-Ablesungen im großen

---

[24] Schwz. Bauer 1905, 35; Emment.-Bl. 1902, 2. Aug. [24a] Wohl: Schwarzdrosseln.
[25] Zschokke 29.

Durchschnitt eine wunderbare Nähe beider Grenzen. Darum zählt es auch zu den höchsten Annehmlichkeiten einer Winterreise ins Gebirg, wenn einer statt von echt bundesstädtischem Nordwind oder von gut limmat-athenischem Nebel wieder einmal von einer fröhlich quietschenden und in hellem Lichte schimmernden Grindelwaldner Schneedecke den späten Morgengruß empfängt. Wie leicht und frei atmet da die Lungina wieder auf! Selbst die anderthalb bis zwei Meter hohe Schneedecke der Talwände im Winter 1906/07 hat die Grindelwaldner nicht geschreckt. Sie vermochte lediglich einem lebhaften Graubart, der trotz bestem Eifer mit dem Reinhalten der Terrasse immer wieder von vorn anfangen mußte, den Ausruf zu entlocken: Das ist bloß e̥s Cheibeⁿ Gflị̈der! Er bedauerte einzig die Gebirgsbewohner, wa nịimmeh heiⁿ ze'r Hụụs-tịịr ụsi chĕnnen, weil gerade da der Wind seine Sperrforts errichtet hatte.

Wie hätte er erst, bei Kenntnisnahme von alten Nachrichten,[26] die alten Grindelwaldner bedauert, welche noch anfangs Mai 1565 bei ihren Häusern den Schnee mannstief vorfanden, am 19. Dezember 1572 eine Anzahl erdrückter oder erstickter Menschen und Tiere ụs ịịⁿg'chrụụteteⁿ (z'sǟmeⁿg'chrụụteteⁿ, ịịⁿ'drĭckteⁿ, z'sǟmeⁿg'rittneⁿ) G'hältren hervorziehen mußten, den ganzen Winter 1576/77 kaum von Haus zu Haus und gar nid ze'm Taal ụụs heiⁿ chĕnnen!

Diese bösen Schneejahre 1565—1580 mit ihrer untern Grenze der beispiellosen Gletscherabschmelzung um 1540 und der obern Grenze maximalen Gletschervorstoßes (S. 53) um 1600 erinnern einigermaßen an die volkstümliche große Idee von „Jahreszeiten höherer Ordnung“. Je weniger sich aber eine solche bis zur Stunde wissenschaftlich unterbauen läßt, desto plastischer ergeht sich die Einbildungskraft in den Vorstellungen einer künftigen schlagweisen Weltkatastrophe und einer vormaligen plötzlichen weitgreifenden Naturverwilderung als Strafe für menschlichen Übermut. Hierauf gründen sich ja die (in anderem Zusammenhang zu besprechenden) Blümlisalpsagen.

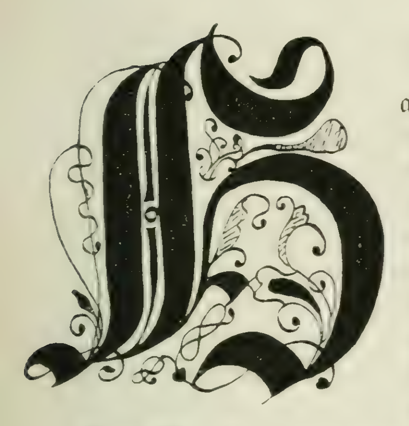
[26] Krebbiel 73.



Drehbarer hölzerner Stallriegel.

Alpenwald und Alpenpark.

Waldbestand.



alben Weges zwischen Grindelwalddorf und Faulhorn findet der sommerliche Wanderer Ausspannung und Erholung auf dem Waldspitz. Ein herrlicher Fleck Erde! Ungehindert beherrscht der Blick gleichsam eine Miniaturausgabe des gesamten Alpenbogens: vom Wellhorn bis zum Riesen eine Ausstellung von Bergketten und tief eingerissenen Talfurchen, von Firnfeldern und Gletscherzungen, von Felswänden und sanften Gehängen. Dort ihre Umsäumung und ihre Konturen, hier ihre Bekrönung und ihre an Kontrasten reiche Belebung finden alle diese Naturgebilde im Wald mit seiner Einheit der Größen- und Farbenwirkung, in den Wäldern als deren gestaltenreicher Auseinanderlegung. Vom Blickfeld ausgeschlossen bleiben links der schöne Schwarzwald und überhaupt die Wääld der Scheideggalp jenseits des Grats. Um so wohlgefälliger überschaut das Auge den Höhwald, den Egriz-, Horbisalp-, Loịch-bịelwald, am Mettenberg den Brand-, den Hals-, Sulz-, Schmallouine^{n}wald. Am Ostfuß des Eiger bettet sich das Erlenwäldchen als Umsäumung der Lütschine hin, teilweise als Ersatz des einst vom untern Gletscher zerstoßenen Chëgelwäldli.[1] Jugendfrisch dagegen streben in Plänklerreihen der Bohne̥rren- und Ällouine^{n}wald bergan, als wollten sie es den imposanten Gebilden des Wärgistal- und des Itramenwaldes nachtun. Weit entfernt nun, durch zwecklose Aufführung aller übrigen sundrigen (b'sundrigen) Nắme^{n} zu ermüden, wollen wir doch durch beispielsweise Spezialisierung des letztgenannten, pracht-

---

[1] UGwGl. 9.

vollen Waldkomplexes ein Doppeltes erreichen. Wir wollen andeuten, in welch inniger Verbindung die kleinen Waldanteile mit dem gesamten Bergschaftswesen stehen, und wollen dem Leser, der die nachstehende bunte Reihe teilweise sehr sinn- und poesievoller Namen auch nur rasch überfliegt, eine Anregung der Phantasie bieten.

Die nächst Wärgistal waldreichste aller Grindelwaldner Bergschaften verfügt über folgende Waldpartien: Bockeⁿtoorwald; Tschingelfluewald; uf ᵈen uußren und innd'reⁿ Stiitzen; im Geisloch, an der Geislöchegg und Geislöchriiseten; am Seewlistutz; bi'm blaauen Glunten; i'n duftigeⁿ Mettlen, wo zahlreiche Quellen herrlichsten Wassers us Duft usa chëmen (Tufflagern entspringen); bi n der Buehen; an Almers Stutz, wo einst ein (längst ohne Nachkommen verstorbener) Almer, der naᶜʰ eppas Holzes hed wellen, mid uⁿverrichteter Sach hed furt miießen, us Teïbi hed deⁿ Schlitteⁿ zerriehrd uⁿᵈ griisliᶜʰ mid mu sälber gflueheb, und zwar so weit herum vernehmbar, daß seither an der Stelle der besagte Name haftet; in der Hell, näb der Hell und bi n der iisnigeⁿ (eisernen) Tiir, nach volksetymologisch witziger Deutung eine sehr chaalti Hell (eine den schärfsten Winden ausgesetzte Schlucht); im Bengelllägerli; hinder der Rajftegg; uf der Güntelliegg (s. Gguntel S. 180); im fiisterren Gräben; im Burstbläß; under der älweⁿ Flueh (vgl. Oberäll, die Ällflueh und Ällouinen, wo der älw Lehm oder Fels zutage tritt); bi'm Färrich (Pferch); bi'm Chnëbelbriggli (aus lauter Tannästen gefertigt, wie ja auch „Brücke" mit „Prügel" verwandt ist); bi n der Engi, der Fallwald, bi'm Fuulblatteⁿschopf (gelegentlich zum Abkochen dienendes Felsstück); im verbrennteⁿ Waald (s. Z. durch unvorsichtige Kocherei teilweise zerstört); die Pfaffenegg (einst den Interlakner Chorherren gehörend; vgl. „Pfaffeⁿtiri" und „Stifterra"). Das alles gehört zum Rajstläger Zum Mittelläger: Im Guntel; im Grueⁿwáld; i'n Grotz'nen (S. 186); der Bohnerreⁿstóck; in der Schneeweid; i'n Aarven; im Tistelböden, aus welchem bloß die oberste Arve sich vereinzelt erhebt; in der Burghalten. Zum Gummi gehören die Partien: Bi'm halbeⁿ Chriiz; i'n Hundstrëgen, in der Hienderteïffi; iⁿ Riglen (S. 186); bi'm Bärhaag; bi n der Waaldhitten; bi'm Looggligräben (vgl. das Löggelmoos, dessen Boden wie ein prall gespanntes Tuch den darauf Tretenden auf und ab wiegt); bi'm Eiⁿschilt, d. h. bei der Hütte mit nur einem Dachflügel; d's Gummeⁿmoos; und'r ᵈem Lägerli; uf der Lischen (ss); uf ᵈem Gräbeⁿsbort; uf Fehndenégg (dem Föhn besonders stark ausgesetzt); im Eggiwiil; uf ᵈem

Chanzel; ob ^{d}em Gummiwääg; bi'm Höhchrääjjenhụbel; an der Sattelegg. Nach dem Rajſt zurück führen uns: der Alprŏswääg; ụf Rịseten; der Hụbelwald; ob ^{d}em Windbrịchchi; im und'ren nnd ob're^{n} Waldspitz; im Aarve^{n}zụụg; im Brandswald; bi'm Brandslegitoor; im Breitmoos; im Chrịịztanne^{n}-wäldli (das Kreuz an der Tanne dient als Waldmark; vgl. vorn „bi'm halbe^{n} Chrịịz); bi'm Schărẹ̊m; im Mettle^{n}paan („Bann"); ụf der Bălẹ̊m; ob ^{d}em Schwand; in der undre^{n} Mettlen.[2] Also en Hụụffe^{n} schḗënna Waald, in Jtramen allein fẹ̊r mẹnga Milionen! Die nicht minder nennenswerten Partien des westlichen Faulhorngehängs: der Dịrrenbärgwald mit dem Oberhụụs-wald, der Mittelwald, Stockwald, Ällfluewald, Seilrichti-wald, Nịderbaach-, der Nódhaalten-, der Hertenbíelwald, das Stei^{n}wäldli seien gleich den Annexen des herrlichen Wärgistal-waldes (wie z. B. Rinderalp und Bụstịgle^{n}wald, d's Alpị-gle^{n}wäldli) bloß noch flüchtig erwähnt.

Einen starken Gegensatz zu dem so reichen Wechsel an phantasie-anregenden Namen und Konturen bietet das eintönig düstere, ernst und schweigsam stimmende Grün all dieser Wälder und Wäldchen. Kein Wunder: es ist die Tanna schlechtweg, das ist die Rottanne oder Fichte, welche unter den Waldbäumen Grindelwalds unbestritten die Hege-monie behauptet; die Wịịßtanna wagt sich höchstens in vereinzelten Exemplaren bis in die Tschingelei und in den Ällouinenwald hinauf. Mit der Tatenlust des Pioniers dagegen überschreitet die Fichte die Schranken ihrer eigentlich heimischen Region.[3] Sie erstreitet sich ihren Standort sogar unter den Lawinen des Wetterhorns, ertrotzt sich unter den Gletscherwänden des Bezirks der großen Scheidegg ihre 1800 Meter über Meer, dringt in geschlossenem Bestand bis an die 1900 Meter des Waldspitzes und des Gürmschbüels hinan, und ersteigt, immer noch als Hochstamm, als wirkliche Picea „excelsa" an sonnigen Stellen des Faulhorngehängs oder zwischen kleiner Scheidegg und Wẹng'renalp ihre vollen zweitausend Meter.

Noch unempfindlicher als die Rottanne ist die Täälla. Darunter versteht man sowohl die gemeine Kiefer (Pinus silvestris), welche im Dürrenberg kultiviert vorkommt, als die Bergkiefer oder Bergföhre (Pinus montana Miller). Diese tritt bald in aufrechter Gestalt baumartig, bald als Legföhre, Latsche, strauchartig auf.

---

[2] Unsere Aufzählung kann Schüler anregen, interessante Waldnamen ihrer Umgebung zu sammeln und (wie hier absichtlich nicht geschehen) nach Benennungsmotiven zu ordnen.
[3] Landolt 46.



Arve an Wärgistalalp. Blick auf das Lauberhorn.



Arven an Wärgistalalp. Blick auf das Wetterhorn.

Bloß kultiviert finden wir in Grindelwald d'Leerchcha oder den Leerchch. Hübsche Anpflanzungen von Leerchen bieten der Dürrenberg und der Grundwald bei Burglauenen. Anderwärts wagt sich Larix decidua auf wildeste und windigste Höhen. Ja bis auf den Boden des Grindelwaldner Eismeeres drang sie in uralter Zeit vor, um allerdings mit ihrem vorschnell entwickelten und allzuweichen Wipfelholz[4] dem nächsten Vorstoß zu erliegen. Noch heute aber gehört die Lärche als Sturmbrecherin auf exponierte Höhen,[5] um denselben zugleich mit ihrem strotzend hellgrünen Sommergewand ein fröhliches Aussehen zu verleihen.

Grollend aber sondert sich von ihren Schwestern ab, adelsstolz zugleich erhebt sich über sie eine entthronte Majestät: die Aarva. Im Doppelsinn die Hochgeborne, wächst die Arve (Arbe, Zirme, Schembra, Pinus Cembra) nur ausnahmsweise tiefer als 1350 m/M. Dagegen stand sie einst an der Stelle des untern Gletschers[6] und strebte als (natürlich nur lichter) Wald bis auf 2069 m die Höhen des Tschuggen[7] und des Männlichen hinan. Dankbar aber für die ihr heute so zahlreich zugewandte Sympathie gedeiht sie nun fröhlich auch in tiefern Lagen als kostbare Zierde manch eines Heimwesens, ja als recht eigentliche Hausfreundin. Bi'r Aarven[8] in der Schwendi standen eine Arve, eine Linde und eine Eiche, bis sie, als dem Wiesboden schädlich, gefällt wurden. Der neue, junge Besitzer des kleinen Heims hat sie in mehrfacher Anzahl neu ersetzt. Gedenken wir hier auch der 1778[9] in den Pfarrgarten gepflanzten prächtigen Arve, welcher durch Pfarrer Straßer ein junger Ersatz für allfälligen Föhnbruch beigegeben worden ist. Im Lauchbühl aber wächst, durch Kreisförster Marti und Oberbannwart Kammer angelegt, eine ganze Arvenpflanzung frisch und fröhlich heran: ist gued im G'reis. Und so sind nun auch die bis in die Gegenwart hinein immer wieder nachgeschriebenen Klagen über verschuldeten Niedergang des Waldes i'n Aarven am Nordabhang der kleinen Scheidegg seit längerer Zeit gegenstandslos. Selbst wer den beachtenswerten Vorwurf erhebt, die Arven schädigen ein Alpläger durch Entzug der Sonne, weiß den Gegenwert der Klimamilderung in den tiefern Lägern zu schätzen. Unter vorwiegender Zustimmung der Bevölkerung ist denn auch in den Jahren 1897—1900 das mächtig ausgedehnte Arvenbereich, das sich wie eine Tirailleurkette dem obern Saum des Wärgistalwaldes entlang bis zu einer Höhe von etwa 2040 m/M. hinbreitet, neu bepflanzt und abgezäunt worden. Und schon gegenwärtig zeigt der Abgang von bloß 1 %, daß unter allen gleichzeitig gepflanzten Nadelhölzern an der kleinen Scheidegg die Arven dem

---

[4] Kasth. 1, 70. [5] Kreisförster Marti im GlM. 121. [6] Wyß 660. [7] AR. 1811 119; Wyß 572; GlM. 110; BOB. 105. [8] D2. [9] Kasth. Hs. 9.



Arve an Wärgistalalp. Blick auf Schwarzhorn und Gemsberg.

Wüten der Föhnstürme und der Macht des so plötzlich sie befallenden Schneedrucks am besten Stand halten. Die etwa tausend alten, von den Forstmännern mit äußerster Sorgfalt und Pietät gefristeten Bäume, deren einer nach Kasthofers[10] Schätzung seine fünfzehnhundert Jährchen zählte und also den heutigen Veteranen am Findelengletscher[11] um vierhundert Jahre übertraf, sehen allerdings zerwettert genug aus. Schon der von Natur nur mäßig hohe Wuchs (18—20 m) macht mit dem aschfarbenen, rissigen, knorrigen Stamm und den wagrecht abstehenden untern, den kronleuchterartig emporgekrümmten obern Ästen einen ganz eigenartig anmutenden Eindruck. Wie aber erst, wenn von diesen Invaliden, amputiert durch Sturm und Wetter oder aber durch die kundig geführte Säge, der eine über wipfeldürrem, gebrechlichem Stamm noch einen einzigen dieser Kerzenträger aufwärts streckt, hier einer gleich vom Boden auf sich in den wunderlichsten Windungen gabelt! Wenn hier ein entrindeter Stamm, dort eine tief unterwaschene Wurzel in gespenstischem Weißgrau das Auge erst schreckt, dann anzieht! Wenn über dem Skelett des korbartigen Wurzelgeflechts die Stämme oder Strünke unter den wunderlichsten Verzweigungen in kurze Krüppeläste auslaufen: „ein Bild des äußersten und letzten Kampfes eines bedrohten und doch mit so viel verborgenen Lebenskräften ausgestatteten Daseins.“[12]

Zu diesem tritt in denkwürdigen Gegensatz das bisweilen an die Eintagsfliege erinnernde, dafür um so regere Kleinleben, das der riesige Tannwald zu seinen Füßen duldet. Halb verborgen zwar phosphoresziert im Schịịnholz das Myzelium des Halimasch (Agaricus melbus oder Armillaria melba)[13] unter dem kärglich sich aufpolsternden Miesch (Moos) des Alpenwaldes. Suchen läßt sich das korallenartig gebaute Lungichrụụd: das isländische „Moos“ (Cetraria islandisca), welches in den Blümlisalpsagen auch als Mụttnẹrra figuriert und in Hungerjahren sogar Menschennahrung gewährt.[14] Nicht so entgehen dem Auge die Strịta oder das Singrün (Vinca minor) und das Effei (Efeu), das Wald-Vịjẹ̊lättli („Veilchen“) und die Vögelärbs (Phaca frigida), die von Ziegen so gern genaschte Geisleitra (Spiræa ulmaria) und die auch den Kindern bis zum gefährlichen Übermaß mundende Vögelspịịs oder Guggerspịịs. (Es ist der so wunderbar empfindliche[15] Sụ̈ụ̈rchlee, Oxalis acetosella). In bunter Reihe begegnen uns ferner: die Gụndrắba oder Underrắba (Gundelrebe, Glechoma hederacea); die Waldglogga (Aquilegia alpina); das Waldbrendli als waldbewohnende Nigritella angustifolia; das

[10] 1, 74. [11] AM. [12] Christ; vgl. Tschudi 228; Marti im GlM. 111. [13] Vgl. Verdr. 5, 107 f.; 2, 207 f.; 1, 175 f. [14] Sterchi N. 92. [15] Verd. 4, 190.

Schattenbl**i̥**emli oder der wild Waldmeister (Waldlabkraut, Galium silvaticum); die volkstümlichen Heilkräuter Sanickel, Tormetill und Bibernälla nebst der z. B. im Gr**i̥**tt wachsenden Tollchirsen. Im Erlenwäldchen gedeihen massenhaft Glu̥u̥ri (Lamium luteum und album), spitzi Steifm**i̥**eterle̥ni, wilda Sänf (Bauernsenf, Iberis amara)[16] und die ehrenwerten Ně߸li, welche nach landläufigem Wortwitz d**i̥**se^n Maanend nid b**i̥**ißen. Hätte die Mundart auch nur so viel Worte für die Kleintierwelt der Insekten und Würmer, welche im Miesch und Treel (Abfällen) des Waldes unter sich ihre Kriege[17] führen!

Alle diese Gastlichkeit gewährt der Alpenwald seinen kleinen und kleinsten Schützlingen dank der wunderbaren Vereinigung seiner Riesengewalt mit seiner sozusagen schmiegsamen Beweglichkeit, welche an die Zwerge erinnert. Wie geschickt fängt er die Schěpf (Blöcke) auf, welche von verwitternder Felswand mit scheinbar vernichtender Wucht ahatroolen und richtet sie hier auf zu stolzen Denksäulen, zu bequemen Ruhesitzen, zu wirklichen Heimstätten für Moos und Strauchwerk.[18]

Die nämliche Doppelseitigkeit rüstet aber den Alpenwald, der sich in seiner Schützerrolle so wohl gefällt, auch mit jener wunderbaren Kampfnatur aus, mit welcher er zumal dem Mettenberg und Eiger unglaublich ungünstige Standorte zu immer noch lebensfrischem Gedeihen abtrotzt. Die Mundart hat leider keinen Ausdruck für die merkwürdige Individualität, in welche zur Anbequemung an einen errungenen Standort die flachländische Geschlossenheit des Waldes sich auflöst. Vorzugsweise im Alpenwald gibt es Baumindividuen oder beinahe gesagt: pflanzliche Persönlichkeiten wie eine W**i̥**rzlitanna am Bäreggweg, oder, wie in jener Bl**i̥**tti (Lichtung) des Wärgistalwaldes unterhalb Alpiglen, über einem als Tisch und Sitz dienenden Fu̥u̥lblatte^nschopf (Schiefertonstück)[19] der zum l**i̥**wwen oder g'h**i̥**rmen (ausruhen) einladende L**i̥**wwigrotzen. Kein Ruhen aber scheint die Bergtanne selber zu kennen. Ein Blick nur zum Mettenberg, zum Eiger hinan: welche Ansätze zum Hinaufdringen! welche Versuche, die trotzig starre Felsenburg zu erobern! welch ein Emporklettern in aufgelösten Kolonnen mit scharf einschneidender Keilspitze bis an die Knickung des turmdachsteilen Gehängs! Da endlich — am End d's Lieds — müssen die Streiter si^ch ergään. Steile Felsrücken trennen sie, und Lawinen brechen schnurgerade breite Straßen durch sie; Schutthalden verweigern den Stand, Bergbrüche und Runsen reißen den spärlichen Ansatz zu Tal.

[16] Gremli 84. [17] Lebhaft geschildert: Berlepsch 80 f. [18] Man denke nur an die Waldpartien zwischen Zweilütschinen und Lauterbrunnen. [19] Leider durch die Bergstöcke einer gewissen Sorte von Touristen bis zur Unkenntlichkeit zerstochert.

In der Wildi endlich zurückgeschlagen, wirft die Hauptmacht des Waldes andere Vorposten, neue Plänklerreihen hinunter in die Zämi. Eine weiter blickende Zukunft wird dieser Tendenz der Natur zu Hülfe kommen durch Verschönerung der Wege zu beiden Gletschern, zu beiden Scheideggen usw. mit Alleen von Kirschbäumen, Linden, Ahornen, oben von Lärchen und Arven.[20] Wie werden diese Baumreihen Stürme brechen, Hitze und Kälte mäßigen, die Vogelwelt vermehren, den Holz- und Streuertrag steigern, die Öde beleben![21] Zu solchen Zierden gehört in hohem Maß auch die freistehende Tieflandtanne,[22] deren ganze unbeschreibbare Schönheit uns der Kurgarten von Interlaken, in Zukunft auch der Eigergarten in Grindelwald vor Augen führt. Ihr naturwüchsiges Gegenstück findet sie an der obern Waldgrenze in der so oft[23] geschilderten, doch nie genug zu bewundernden Wättertannen, Schärm̥tannen. Welche Augenweide, in das mit keinen Worten genügend zu schreibende Astwerk eines solchen zu Trutz und Schutz hingestellten Baumriesen hineinblicken!

Weit zahlreicher ist unter der Waldgrenze der Ahoren̥ verbreitet. So nennt sich kurzweg der Bergahorn (Acer pseudoplatanus), weil neben ihm der Li̦i̦nahoreⁿ (Lenne,[24] Spitzahorn, Acer platanoides) und der Feldahorn oder Maßholder in Grindelwald nur selten, der schneeblättrige Ahorn gar nicht vorkommt. Ist die Arve die Zeder der Alpen, so ist der Bergahorn die Buche und zugleich die Eiche Grindelwalds. Mit seiner äußersten Lebenszähigkeit gibt er das Bild ab für einen allen Stürmen und Nöten gewachsenen Mann, von dem es schließlich heißt: är ist gsi̦i̦n wie n en Ahoren. Wirklich ist der Baum, im freien Stand erwachsen, ein Urbild der Kraft, Gesundheit und Widerstandsfähigkeit. Er zählt seine Dauer nach vielen Jahrhunderten. Auch im hohen Alter noch dorrt er nur langsam ab und sucht äußere Beschädigungen wieder auszuheilen. Wenn auch in einem dürren Ast der Holzwurm einkehrt — wenn Guegen ihn anfressen, ihn stächchen —, oder wenn ein kleiner zermürbter Holzschwamm — Zunder — eine faule Stelle verrät: immer noch grünt der Ahorn alle Jahre aufs neue. Im hohlen Stamm des obristen Ahoren unter Wärgistal-Alpiglen ließe sich durch einen (der Asketik erst noch einzureichenden) Baumheiligen ein ganz erträgliches sommerliches Einsiedlerleben führen.

In trefflicher Anpassung an seinen Standort kann der Ahorn gleich gut als kleines Wäldchen wie in losen Gruppen und isoliert dastehen. Ein liebliches Wäldchen bildet die Umgebung des Heims in Ahornen;[25]

---

[20] Marti im GlM. 121. [21] Landolt 186. 188 f.; Kasth. 2, 79 f. [22] Berlepsch 90. [23] Außerordentlich schön: Berlepsch 87—94; Tschudi 224; Vogel von Glarus: Sänger 169. [24] Ahd. linboum oder lînboum (Graff 2, 218; Kluge[6] 231). [25] F 4.

ähnlich z'Fįschböden; die ober und under Ahornisegg an Scheidegg erinnern an Namen wie Aawangen (Ahorneswangen), Schiers (Aschier) usw. Wäldchenartige, aber losere Gruppen wechseln gerne mit solchen von Erlen an sonnigen Gehängen und Bachufern. In prächtigen Gruppen unter einer schön geschlossenen Krone zusammenstehend, schmücken und beleben sie manche sonst öde Halde und wiegen hier mit ihrem Streumaterial den Schaden ihrer Beschattung auf. Letztere ist zudem dem Faulen allzeit erwünscht; von diesem heißt es ja: dem Fųųlen mag der Chįrsboį̈m nid Schatten g'machen; är mues und'r den Ahoren. Ein Aufräumen mit dem unschönen und schädlichen Überfluß minderwertiger Konkurrenten würde dann einzelnen wirklich prachtvollen Ahorn-Zierden der Landschaft und machtvollen Schützern des Hauses (s. „der Ahorn als Hausfreund" unter „Haus") um so mehr zu ihrem ganzen ästhetischen Eindruck und zu ihrer wahren Schätzung verhelfen. Man denke auch an den aus einem Felsklotz herauswachsenden Ahorn in jener wunderlieblichen Felspartie beim Gasthaus zum Wetterhorn; an den Ahorn in der Lienzweid, der sich in den Verdrehungen eines Schlangenmenschen zu üben scheint; an den mit einem Mehlbaum brüderlich verschlungenen Ahorn bei Duftbach. Am Wetterhorn aber



Der obrist Ahoren.

zeigte vor der mitteleuropäischen Zeitteilung das Mittágáhịri mit seiner Schattenlosigkeit den Feldarbeitern in der Nähe genau die zwölfte Stunde (S. 132).

Ebenso bescheiden wie unentbehrlich belebt halbhoher und kleiner Wuchs das Thal- und Berggelände. Auf seinen Reichtum deuten schon Generalnamen wie i'ⁿ Stụ̈den.[26] An unzähligen Stellen muß der Alpenwanderer, der vieles sehen will, d's Gstịịd oder d's G'hịrsch (ss) auseinanderbiegen: zerhaan oder us enandren haan, was man bildlich auch mit abstrakten Dingen, an Problemen, die es zu entwirren gilt, vornehmen muß. Einförmig für den Fernblick, aber recht vielgestaltig für den Hindurchschweifenden präsentieren sich an Wasserläufen und untern Hochwaldsäumen nịịd wăn Edli. Ein nur wenig unterbrochenes Edleⁿwắsen (Erlenbestand) begleitet die Lütschine vom Sand- und Tonschiefergeschiebe ihrer Ursprungsgebiete bis zu ihrer Mündung im „Untererlenmoos“. Wo das Ufergeschiebe sich ausweitet, gedeihen die Streifen zu ganz stattlichen Komplexen. Einer derselben südlich der Kirche täuscht, wenn Winterschnee oder gelinder Nebel wie graulisches Wasser durch das Stämmegewirr schimmert, dem Beschauer vom Faulhorngehänge aus in ganz zauberhafter Weise einen stattlichen See vor, in welchem die Bäumchen sich wiederzuspiegeln scheinen. Wer dann im Sommer so ein Wäldchen auch nur auf einem Edleⁿwääg durchquert, ergötzt sich hinwieder an dem mannigfaltigen Unterwuchs. Wild Nĕßli (Totennesseln, Taubnesseln), Brunneⁿchressen (Nasturtium officinale und palustre), Mösgoggen oder Moosbluemmen (Dotterblumen) und so viele von der Mundart unbenannte Gäste bergen sich im Halbschatten. Dann stoßen wir auf einen Schopf (Felsstück), auf welchem ein meterhohes Grotzli (Tännchen) tront und wie ein junger König „sich fühlt“: siᶜʰ meind. An den Seitenbächen der Lütschine mischen sich unter den Erlenbestand halbwüchsig bleibende Ahorne, da und dort auch eine Aspa (Espe, S. 185), eine Wịịda (Bandweide).

Was wir vorhin kurzweg als „Erle“ aufgeführt haben, ist die „schwedische“ oder „nordische“ Weißeller (Alnus incana).[27] Diese bleibt, gleich der immerhin zähern Schwarzerle, unter der obern Baumgrenze. Über dieselbe dagegen steigt die Berg- oder Alpenerle (Alnus viridis): die Troosla („Dros“, „Bergdroß“,[28] „Drossel“),[29] wovon die „Trooslen“ zu Neuenegg und Köniz, der Drosistock, -bach und -gletscher zu Gadmen herstammt. Dem Unterland gehören der gleichbedeutende Name „Lütstuden“ und die Alpnamen „Lüderen“ (Sumiswald, Lützelflüh, Langnau) an.[30] Die Alpenerle liefert dem Alpbauern das Bắseⁿrịịs

---

[26] E 4. [27] Vgl. Hoops s/v. [28] Tschudi 231. [29] Kasth. A. 159. [30] Brandst. 19.

für seine Trooslenbäsen oder trooslīgen Bäsen. — Bloßes Hĭenderholz dagegen ist ihm in gelegentlicher Benennung die Alpenrose, welche auch dem Entlebucher „Hühnerblume", den Zeitgenossen Simlers[31] „Hühnerlaub" heißt oder hieß. Die gewöhnlichere Bezeichnung ist allerdings „der Bärgrosen" oder noch älter grindelwaldnisch „die Bắr^{g}bluest". Dabei unterscheidet man die rostblättrige (Rhododendron ferrugineum) als die wild, weil ihre einmal ụụs'broch'nen Blüten kleiner erscheinen als die der wimperblättrigen (Rh. hirsutum), von dieser als der zähmen. Unbenannt bleibt die am Wetterhorn vorkommende Bastardform beider (Rh. intermedium). Gerade auch der Alpenbewohner hat also ein gutes Auge für die purpurne Pracht der so gefeierten[32] Heidepflanze, obwohl bei ihm die den Wildhühnern abgelernte praktische Nutzung in den Vordergrund tritt. Gilt doch Bärgrose^{n}t'hee, verstärkt durch Troosle^{n}schị̈tzliga (Alpenerlenschosse) und gemahlene Räckholterberreni als altbewährtes Mittel gegen Erkältung und Rheumatismen. Wer weiß, wie bald auch die hübschen rotwangigen und fleischigen Alpe^{n}roosenepfellẹni, die dem Pilz Exobasidium Rhododendri ihren Ursprung verdanken, zur populären Medizin herangezogen werden. — Auch die Heidesträucher Erica carnea (Schneeheide) und Calluna vulgaris (Besenheide) werden als „wilda" und „zäma" Brụụch unterschieden („wild u. zahm"). Mit den zarten und lieblichen Blüten der erstern weiß nämlich der Alpwirt weniger anzufangen als seine Biene. Etwas höher schätzt er die Besenheide, trotzdem dieses schädliche Weideunkraut so einen Brụụchhụ̈bel oder eine Brụụchegg gänzlich versäuert und deren Bodenreinigung fast unmöglich macht. Der Brụụch oder „Brụ̈ụ̈sch",[33] wie Calluna vulgaris gewöhnlicher schlechtweg heißt, gibt nämlich — was dem Älpler recht wichtig ist und sein muß — ein vortreffliches Sịwnäst. Denn derselbe laad si^{ch} nid ą^{l}só an e^{n} Tätsch z'säme^{n} (läßt sich nicht zu einer harten Schicht festtreten), sondern tued si^{ch} ụ̆ụ̆fhụụben (bauscht sich immer von neuem auf) und hüllt die Exkremente gut ein, ähnlich wie der Torfmull. Zu solchem verwandeln sich Fäx (s. d.) und Brụụch wirklich auch, wenn sie der Verwesung überlassen bleiben, an ihrem Standort. Mit ihnen stehen in Verbindung die ameisenhaufenähnlichen Hụ̈bla, durch deren Wirrsal der Alpenwanderer sich bisweilen bis zur Ermüdung hindurcharbeiten muß.

Anderwärts als „Arle" oder „Ärle" bezeichnet (man denke an „Arlberg" und den „Ärlenbach" als Zufluß des Handeckfalls), legt sich Pinus

---

[31] Cool. JS. 290. [32] AR. 1811, VIII (der ältere Wyß); Tschudi 234—6; Fremdenblatt 1904, 188; Emmentalerblatt 1907, 57. [33] Lf. 91.

montana in die Spielarten der Legföhre (Bergkiefer, Krummholz, P. m. humilis) und der Zwergföhre (P. m. Pumilio) auseinander. Erstere birgt ihre Samen mittelst des Windes in dem die Schutthalden festigenden Zweigteppich des unscheinbaren haarigeⁿ Manndli: der achtkronblättrigen Silberwurz (Dryas octopetala). Im Legföhren- und Alpenrosengebüsch machen sich auch die rotbraunen Zweige und blau bereiften giftigen Einberre̥ni der blaufrüchtigen Heckenkirsche (Lonicera cœrulea) bemerklich. Meist dem Boden angeschmiegt, liefert die schmächtige Zwergform des Räckholter (Juniperus „nana") die so geschätzten Räckholterberre̥ni, deren unter Kaffee gemischtes Mehl die scharfen und schönen Augen — eben „wie Räckholterberre̥ni"[34] — schafft. Übel riecht Juniperus sabina, deren Name in Se̥viboim, in Sefinenalp,[35] -tal, -furgge, -lütschine, -fall[36] wiederklingt. Als ebenfalls stachlig bewehrt schließen sich an: der Stächchbäle̥m (Ilex aquifolium, besonders im Tschingelberg heimisch) und die trotz dem Sprichwort doch auch dornenlose Alpenheckenrose, deren Name Rosa alpina ehemals[37] auf die Alpenrose bezogen wurde. Dieser wild Roosen, auch der Bu̥ttelroosen[38] genannt, findet sich besonders zahlreich in der „Mi̥limatten", wird aber sowohl in dem so lieblich zarten Schmelz der Blüte, wie in der Verwendbarkeit der Früchte ganz unterschätzt. Die Bu̥ttla, welche doch nach Überstehung eines ersten Frostes eine herrliche Konfitüre liefert, dient seit alter Zeit als Bild für die Nichtbeachtung einer Person, welche, wie z. B. es verpu̥ttreds Chind, „nit einer Buttlen werd" scheint;[38a] höchstens dienen die zähfilzigen, juckenden Bu̥ttleⁿchi̥re̥ni zu Knabenpossen. Mit Dore̥n, „Dorn" bezeichnet die Ortsnamengebung häufig das Dornicht und das damit bestanden gewesene Feld. So erklären sich das Dore̥u̥gäden,[39] das „Dorni" bei Brienz, der „Acker im Dürnlein" (1335),[40] Dornach (dorn-ahi), „Dorfschwummen" zu Hasli bei Burgdorf (1361 „Dorns-wummen", d. i. Dornwiese). Ähnlich ist vielleicht auch „im Spi̥i̥s" aus spinētum (Dornicht) zu deuten. Heggidoren ist der Weißdorn (Crataegus oxycanthus); Schleejja (Schlehe) heißt der Schwarzdorn (Prunus spinosa), dessen Früchte, die Schneefru̥u̥mmi,[41] sich mittelst Veredlung zu Ende Mai erfolgreich durch Zwetschgen ersetzen lassen.[42] An die halbedlen Früchte, die Chriehen,

---

[34] Vgl. Lf. 461 f. [35] Dokumentiert als höchste und beste Lauterbrunnenalp seit 1244: Font. 2, 251 f.; 7, 100; Reg. 47. 48. 55. [36] Entsprechend der Akzentuierung Sabina hört man da und dort „Sefinental" usw. sprechen, etwa so, wie der „Saxetbach" der echten Mundart zum „Saxétenbach" (gemäß lat. saxétum) wird. [37] Cool. JS. 290. [38] Es wird Geschlechtsanlehnung an „der Blumen" anzunehmen sein. [38a] Rebm. 248, [39] H 2. [40] Reg. 66. [41] Auch der Seeländer nennt sie bald Schlehbeeri", bald (volksetymologisch umgedeutet) „Schneebeeri". [42] Schwz.-Bauer 1906, 17.

der Prunus græca erinnert die Kriegsmattalp an der Jungfrau. Unter den Käse gelegte Schwarzdornrinde schützt ihn vor Maden und Fäulnis.[43] Der Sauerdorn hinwieder, der Schwi̊derdoren oder der Schwi̊der, anderwärts die „Ärbsele“ geheißen (es ist Berberis vulgaris), liefert das Rächche"zandholz und wird deswegen auch so genannt. Ebenso bezeichnet man die Schwi̊derberreni, welche einen äußerst starken Essig liefern, auch als Essigberreni. In den Namen teilen sich aber ebenso die Früchte der beiden Zwergmispeln und der Felsenmispel (Sorbus Chamæmespilus, Cotoneaster vulgaris, Amelanchier ovalis). Sorbus torminalis dagegen ist die Else oder Eltsche, wonach „Altels“ und „Wildelsigen“, „Elsenmoos“ (Guggisberg), „Elsenholz“ und „-hölzli“ (Oberfultigen, Brüttelen) benannt sind.[44]

Als vergift gelten, obschon sie gutes Kleinviehfutter und Mittel gegen Kolikschmerzen liefern, die Gi̊rmschberreni, Ggaaggenberreni, Ggaagge"chirsi. Es sind dies die hübschen roten Früchte des Vogelbeerbaumes oder der Eberesche (Sorbus aucuparia): des Gi̊rmsch. Die Gi̊rmscha gedeihen so hoch wie der Ahorn[45] und bringen noch auf dem Gi̊rmschbi̊el (1887 m), im „Gi̊rmschli“ des Urbachtales, im „Gürmschli“ des Kientales ihre Beeren zur Reife. Als äußerst anspruchslose Bäumchen zieren und schützen sie doch manche Umgebung dem Wind ausgesetzter Häuser, auch manch sonst ödes Straßenbord. Der Name „Mälpi“, welchen sie auch etwa führen,[46] erinnert an Sorbus aria: den Mählboi̊m, Mählbeerboi̊m, Mählboozboi̊m, dessen auf S. 188 einläßlicher gedacht ist. Bis in den Winter hinein hat der Hartriegel (Ligustrum vulgare) oder die Bei"wi̊ida, welche ebenfalls als Rächchezandholz dient, die schwarzen Büschel ihrer Tintenberreni hängen.

An diesen Harthölzern wie am Buchsholz, am Bu̧x, der die Bi̊xa jeglicher Art (zumal die Feuerbüchse) liefert,[47] übt sich z. B. die Schnitzlerei in ernstem Kunsthandwerk, indes das weiche Holz des schwarzen (schwarzfrüchtigen) und des rooten Holder bloß noch zu leichtem Knabenspiel dient. Holderbluest und Holderberreni dagegen werden von der Hausmedizin in die bekannten Dienste genommen. In den Dienst der Hotelindustrie könnten einst nach gelungener Veredlung

[43] Kasth. 1, 139. [44] Brandst. 72. [45] Kasth. 1, 49. [46] Cool. JS. 296. [47] Vgl. die Parallele zwischen buscus oder buscum, bosco, bois, Busch, Gebüsch, Büschel — und bucsus, buxus, bosso, buis, Buchs und (die daraus gefertigte) Büchse. Auf buxium, Buxie, Buxe oder Buchsa gehen zurück die beiden Buchsi („Buchsee“): « Buchse ducis » (Font. 3, 428) oder « Hertzogenbuchsi » (1378; vgl. Gatschet 285), wo die Zähringerherzoge eine Benediktinerprobstei unterhielten, und das „Münchenbuchsee“ der Johanniter. Vgl. auch den „Buchsgau“.

die Häselnuß treten und damit den Ausfall an Einnahmen decken, welche einst die so zahlreichen Häsli, Hasle (1358, 1363), Hasele, Hasile, Hasela, Haslach[48] durch fuderweise Ausfuhr von Bulverrueten zu Schießpulver gewährten.

Wie wimmelt es auch noch heute von Namen, welche auf die einst so zahlreichen Weidengebüsche hindeuten! Die Wịịda, das Wịịdli ist noch jetzt auf feuchten Flächen gern gesehen. Hier bildet sie ein ganzes Buschwerk, dort ein stattliches Bäumchen. Oder ein Wịdeⁿstock umrankt malerisch ein Ofenhäuschen, eine Scheune nahe der Wohnung; eine schöne Safranweide schmückt seit langem[49] das Pfarrhaus. Dem hübschen Aussehen steht der Nutzen nicht nach. Im Kamin hängen an Weidenruten Rauchfleischstücke an es anders (eins am andern); gleed (häufig nacheinander) brụụchd mụ es Wịịdli fir flụgs eppạs z'binden, namentlich Besen; heißen doch die Weidenruten meist kurzweg Bäsenbender. Auch die aus Haseln und Weiden selbstgefertigten Körbe und Handhụttlẹni („Steinkrätten") brụụchd mụ gẹng d's hindrista (auch das hinterste, letzte, also alle). Ebensogut weiß man in Grindelwald die Festigung des Erdreichs und der Uferbauten durch die so widerstandsfähige Rute zu würdigen. Unverwüstlich frisch gedeihen denn auch selbst auf ungünstigstem Boden eine große Anzahl ihrer Arten, wie z. B. das Chatzeⁿschwänzli: die stumpfblättrige Weide (Salix retusa). Kein Wunder denn, daß so zahlreiche und weittragende Namen sich sowohl an die deutsche „Weide" wie an die lateinische „salix" (Salle) knüpfen. An das Örtchen bi'm Wịdigäden[50] reihen sich uns das „Widi" am Brienzersee und der einstige Marktort „Wyden" bei Därligen.[51] Ausgemünzt und abgeprägt haben sich „salix" in den zwei „Saali" Lützelflühs und dem „Saalibüel" zu Brienz, „salicētum" und „salicēta", „saucia" und „sauciacum" in „Seuzach", „Seuzi", in Sausmatten, -boden, -berg, -alp, -bach,[52] in Undersaus, in „Saas".[53]

Auf Grindelwaldner Boden liegen die Sulz oder der Ort ụf der Sulz,[54] 1776: „auf der obren Sulz"; under der Sulz[55] oder (1756) „auf der undern Sulz".[56] Hier hausten 1275 Uol. uf der Sulza, wie Petrus und Johannes unter der Sulza als Leibeigene.[57] Hinter Scheidegg breitet sich auch die Sulzweid, im Bachläger gibt es eine Strecke ụf Sulzibịelen, und in der Faulhornkette soll nach alter Tradition[58] das Sulzhören einen ständigen See tragen. An der Grimsel liegt

[48] Font. 2, Register; 8, 234. 271. 520. [49] Wyß 602. [50] A 1. [51] Wyß 313. [52] Der „saust" allerdings (z. B. am Isenfluhsträßchen") in bemerkenswerter Stärke, kann aber gleichwohl mit mitteldeutschem „sausen" nichts zu tun haben. [53] Vallis Solxa oder Solze (1256), Sausa (1297), Sass (1544). Vgl. Saas 80. [54] G 3. [55] H 1. [56] Ger. Gw. [57] Font. 3, 145 f. [58] Reise 2, 28.

die Älpersulz, und auch das Flachland trägt die Orte „ze Sultz",[59] Rheinsultz" (Rheinfelden),[60] „Buttensultz" (1307 und 1317 für Buttisholz).[61] Neben dem Geschlecht der Sauser kommt früh das Dienstmannengeschlecht der Sulzer vor: Rüdger der Sulzer (1310, 1320),[62] Chuonrat und Uolrich die Sultzern (1361, 1380).[63] Leichte Lautvarianten[64] bieten die Namen der Alp Suls (1345),[65] des „Sulssee" unterhalb Mürren, des Suusler: eines Rains in der Wärgistalschwendi.

Die „Schwändi" führt uns auf ein weiteres, in unserem Sprachbuch allerdings kaum leise anzutippendes Thema: den Unterschied zwischen einstiger natürlicher und jetziger künstlicher Waldgrenze.[66]

In einer Epoche gleichmäßigerer Wärmeverteilung, wo die Alpenburg erst aufgebaut wurde, siedelten sich in Südostasien[67] Pflanzen an, die wir für das eigenste Eigentum der Alpen zu halten gewohnt sind: das Edelwiiß; das Rhodo-dendron als wirklicher „Rosen"baum[68] — unser Bärgroosen; der Säfferet (Safran, Crocus sativus) als Bruder unseres Frühlingssafrans (Crocus vernus): des Huetreiffli. So auch sind der wild Bruuch oder die Erika (S. 169) und der Bärgtistel (Alpenmannstreu, Eryngium alpinum) Grüße aus der immergrünen Mittelmeerzone.[69] Dagegen kamen viel später, in einer Zwischenzeit zweier Vergletscherungen, Edli,[70] Häsli, Buechi, Ahorna und die verschiedenen Tanni mitsamt der guten Hälfte der heutigen Alpenpflanzen aus dem hohen Norden in unsere ihm so nahe verwandte Alpenwelt.[71] Umgekehrt wanderten Alpenpflanzen nordwärts und erzeugten in der Tiefe der Steppenländer die „gemischte Heideflora", welche sich teils durch frühe Prachtblüte, teils durch langdauernde Blattgebilde charakterisiert: die Anemonen; das Steiⁿchruud oder Steinbrächcherli der vielen Arten Saxifraga; das Schaf-, Chüeh-, Waldbrendli (Nigritella angustifolia); der Tabäckbluemmen oder die Arnika; der breit oder gälw und der spitz oder root Eⁿziaan und besonders die Berreni: die Beerensträucher.

Der volle Sechstel[72] nun der schweizerischen Pflanzenwelt, welcher die heutige Baumgrenze überstiegen hat[73] und z. B. in dem farbenprächtigen Gletscherhahnenfuß sonst ganz verödete Strecken am Schwarz-

---

[59] Habsb. 1, 222. 311; 2ª, 493. [60] Rebm. 435; hier ist nun wohl eher an „Sulze" (Kluge⁵ 370) zu denken. [61] Habsb. 1, 195; Gfd. 19, 284. [62] Habsb. 1, 336; 2ª, 383. [63] Ebd. 2ª 493. 705. [64] Vgl. „Spieß" und „Spiez". [65] Font. 7, 159. [66] Vgl. die Veranschaulichungstafeln im AM. [67] Jerosch 2. 12. 64 ff. [68] Unter den 64 Arten am Himalaya und den 56 Arten in China wird Rh. Campbelliae 16 m hoch und bietet also einen ähnlich imposanten Anblick, wie bei uns im Frühling der Riesenstrauß eines voll erblühten Obstbaums. [69] B-Heim 1905, 222; Pflzlb. 244. [70] Vgl. H. S. 168. [71] Hoops; Jerosch 45; Grube 39. [72] Genau: 354/1951. [73] Pflzlb. 2.

hören weißrot schmückt, ja bis ans Finsteraarhorn empordringt, läßt schon für sich vermuten, es seien auch die Holzgewächse weit über ihre jetzige Grenze hinaufgegangen. Die Vermutung wird bestätigt durch aalt Stéck, welche sich noch unterhalb des Bachsees vorfinden; durch Lärchenstämme am Fuß von Viescherhorn und Zäsenberg;[74] durch Lärchen, Fichten und Arven im geschiebebedeckten Aarboden;[75] durch Rottannenstöcke auf dem Brienzer Rothorn.[76] Noch in relativ junger Zeit wurde das Chëgelwäldli (S. 157) durch den untern Gletscher verschüttet, und zu Mannsgedenken war die Bohnerra im Mittelläger Bußalp ein — allerdings nur lichter — Wald. Auch der Bohnerreⁿwald am Eiger ist bloß noch ein Rest seines einst hochgepriesenen Bestandes. Was hier Lawinen, Steinschläge, Erdrutsche, Wildbäche, Gletscherschübe, Föhnstürme,[77] elektrische Ausgleichungen, sowie Schnee- und Eisdruck bewirken, vollendet der Böhrer oder Böhrchäfer — nicht sowohl in seinen natürlichen Arten des Borkenkäfers, welcher erst als Nachfolger anderer Schädiger auftritt, als vielmehr im zweibeinigen Bohrchäfer aus der Gattung Homo sapiens. Dieser läßt, die guten Rechte[80] des armen Mannes und des Wittfrouwelli weit überschreitend, die liederlich gehüteten Geiß den jungen Aufwuchs arg schädigen,[81] gestattet verderblichen Großviehtritt, schädigendes strewwinen, ehedem sogar Waldbrände für Dungasche.[82] Zudem setzte der doch so unrentable Hochofenbetrieb auf Eisen und Blei[83] dem Waldstand fürchterlich zu: dás ist uf Iiseⁿ g'liffen! Dás hed viil g'uun! Eigentlich ohne Schädigung nutzt bloß die Schattenseite Grindelwalds ihren Waldbestand, weil derselbe hier größer ist als überall in der Umgegend (vgl. S. 158). Sonst drücken die allerdings hübschen Schar- und Schweiffelheeg[84] und der Bedarf der offenen Fiirgrueben die obere Waldgrenze hinunter[85] und führen schließlich die Alp der Verwilderung entgegen.[86]

In verzeihlicher Weise dagegen wurde die untere Waldgrenze durch Rodung emporgetrieben, bis (1786) verheerende Mißbräuche diese Grenze unter obrigkeitlichen Schutz stellten. Diese Rodung gehörte zuerst zur Römerzeit, dann in den Perioden der Merowinger und Karolinger, besonders aber im ganzen dreizehnten Jahrhundert zur systematischen Kolonisationstätigkeit der Grundherren und Regierungen. Der darauf

---

[74] Grun. 1, 83. [75] Tschudi 222. [76] Pflzlb. 35. [77] Veranschaulicht im AM. [78] NW. 1905, 28. [79] Vgl. „das Winterleid des Waldes" von R. Francé im Sonnt.-Bl. des Schw.-B. 1907, 4—7. [80] Kasth. 2, 100 f. [81] Fankh. 61—78; Marti im GlM. 111. 121; Wyß 834; AM.; vgl. unser Ziegenkapitel. [82] Kasth. 22, 62. [83] Grun. 1, 102. [84] S. „Umfriedung". [85] GlM. 111. [86] Pflzlb. 36.

eingetretene Holzmangel rief gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Grindelwald wie anderwärts der modernen Forstwirtschaft.[87]

Solche *Holzhackẹti* (Waldschläge, Rodungen) sind auch durch grindelwaldnische Eigennamen dokumentiert. Wie die Namen „Schwyz" und „Schweiz",[88] wozu noch der Abelbodner-Ort im „Schwyz" sich stellt, gehören alle die Grindelwaldner-Orte *Schwand* und *Schwendi* zu „schwinden". Denn die Wurzel swi hat sich sowohl zu nordischem swîdha wie zu grindelwaldnischem *schwịịnnen* und schriftdeutschem swin-tan, schwinden ausgestaltet. Bernisches „schwänten"[89] nun ist so viel wie schwinden machen, und *der Schwand* bedeutet den Kahlschlag, das *blụtt hauen* eines Waldstücks. Ein Heim *im Schwand*[90] gibt es hinter Itramen, und „an Gundenswanden" (1356), „Gündliswant" (1368) ist das heutige Gündlischwand. Die jetzige Grindler-Vorsaß im *Schwantwald* war einst ein durch Rodung der Landwirtschaft erschlossenes großes Heimwesen (s. „Alpläger"), und zur nämlichen Bergschaft gehörten die Güter „im geswantem Bodme".[91] Hinter Bußalp liegt das *Sch^{w}andimahd*; *Schwande^{n}matt* ist ein steiniges Bergtälchen, das *Gschwante^{n}mahd* eine Flur an der Haslerseite. Das Örtchen *bi'r Schwẹndi*[92] am *Schrĭndbach* und nahe dem *Schwendibach*[93] erscheint bereits 1345. („Das madd in dür Swendi.")[94] *Schwendibĭel* ist der alte Name des neuen Gasthauses im Lauchbühl.[95] Hinter Wärgistal liegen mehrere *Schwẹndẹlli*, Schwendi und *Schwand*, nahe dabei *Brand* und *Schlatt*. Das vorhin angeführte swîdha bedeutet speziell „brennen", und daran erinnern alle die Örtlichkeiten *ụf ^{d}em Brand*.[96] (Chuonradus in dem Brande", Leibeigener 1275).[97] *Der Brand* mit dem *Brandwald* und das *Brẹndli* sind Stellen heutiger Gasthäuser („Wetterhorn" und „Blümlisalp"). Zwischen Grund und Alpiglen liegt die *Brandegg*. Auf das „Schlagen" des Holzes (die slâchte) deuten jener *Schlatt* hinter Wärgistal, das „Schlatti" zu Brienz usw., auf „schneiden" i. S. v. „aushauen"[98] (mit der Vergangenheitsform sneid, sneit) die Vorsaß *Schneid* am Männlichen. Was dabei (wie in Itramen) zum Einfaulen oder aber zum

---

[87] Vgl. Brückn. L. 24; Hoops 100, 135 f. nach Schwappach und Gradmann; Stat. 05, 2, 105. [88] Triftig erörtert Johannes Meyer (Gesch. d. schwz. Bundesrechts) den im alten Zürichkrieg zu „Schweiz" (mit Geschlechtsanlehnung an „die Eidgenossenschaft") verallgemeinerten Namen „Schwyz" in österreichischer Aussprache. Sowohl „Schwyz" (970 und 1040 «Swites») aus Swito mit lokalem Genitiv (Brandst. Gfd. 26, 319) als z. B. „dz Volkreich Schweitz" (Rebm. 421, 444) bedeuteten erst nur den Kanton, dann auch das Land. Erst mit Johannes von Müller kam die heutige reinliche Scheidung. [89] Lf. 92. [90] D 4. [91] Font. 5, 723. [92] D 2. [93] D 2. [94] Font. 7, 137. [95] J 1. [96] H 2; J 2. [97] Font. 3, 145. [98] Graff 6, 840.

spätern Ausgraben — stocken — im Boden zurückbleibt, bildet das Stockicht oder (in älterer Sprache) das Stocki[99] am Stockibach, die Stockeren usw. Heute heißt eine kahl geschlagene Waldfläche: i'ⁿ Stěcken.

Waldnutzen.

Die Waldungen Grindelwalds sind größtenteils Eigentum der Bergschaften (Alpgemeinden) und gehören nur zum kleinsten Teil Privaten. Staatswälder sind keine da. Das bedingt eine sehr große Ungleichheit an Waldbesitz. Grindel ist hieran so arm, daß ihm Scheidegg sogar für den Alpbedarf mit Holz aushelfen muß, und zwar auf Grund obrigkeitlicher Spruchbriefe. Bueßalp vermag gerade seinen Alpbedarf zu decken. Scheideggs ausgedehnte Waldungen nördlich des Grats gestatten dagegen, trotz den Ansprüchen der großen Grindelalp, den Bärgteillen (Alpgenossen) noch etwas „Bau- und Reparationsholz" für Verwendung im Tal zu verabfolgen. Diese Anteilhaber lassen ihren Bedarf i̧i̧ⁿrödlen und bekommen ihn dann von den Baⁿⁿwarten angewiesen. Baach und Holzmatten verabfolgen kein Reparationsholz, dagegen jährlich jedem Hausbesitzer innerhalb der Bergschaft, sofern er auch Bärgteil ist, ein Holzloos. Itramen und Wärgistal, die beiden waldreichsten Bergschaften, können den Bärgteillen außer Bau- und Reparationsholz noch alljährlich ein Loos verabfolgen, welches eine Familie das ganze Jahr durch hinreichend mit Brennholz versieht. D's Looshölz wird stäänds von der Holzkomission und den Baⁿⁿwarten, wa deⁿ Wald i'ⁿ Fingren hein, aⁿ'zeichned, dann g'grächched (gerüstet) und unter die Berechtigten verlooßed. Diese Loospraxis ist da wa̋ge'm vértẹllen (begegnet Übervorteilungen). Die Anzeichnung des zu fällenden Holzes geschieht mittelst des Baⁿⁿwartenhammers. Wird das Holz nicht rechtzeitig in Arbeit genommen, so wird abg'schnätzed: die Bannwarte schnitzen die Anweisungsnummer weg, und das Holz fällt bis zu neuer Verteilung an die Bergschaft zurück.

Nutzungsrechte auf Holz, Weide, Streue seitens dritter Personen oder zugunsten anderer Grundstücke, aber auch direktes Waldeigentum heißt „Waldansprache": ẹn Aaⁿspraach oder, im Hinblick auf die gewöhnliche Kleinheit: ẹs Aaⁿspraachli. Vor dem neuen Forstgesetz wurden im Oberland auch „Streueren" zum Waldrecht gezählt. Zum landwirtschaftlichen Betrieb gehörend, finden sich solche Strewwẹrri

---

[99] D 1.

auch heute auf privaten Strauchbezirken: G'stįįd, G'strįpp. Da und dort finden sich derlei Nutzungsrechte auf Strewwi (gefallenes Laub) auf Drittmannsboden. Insbesondere wurden ehedem bei Erbteilungen Ahorne als Streuebäume zu einem andern Grundstück verschrieben als dem, worauf sie standen, um jenem ebenfalls Streue zuzuwenden. Lautete dann die Verschreibung nicht präzis genug, so konnte der Bodeneigentümer den Baum fällen und darauf den Streuberechtigten höhnen: Ja, da chajst du strewwinen, so lang du willt; nųmmą̊n d's Holz, das ist mįįs!

Während die Entwendung stehenden Holzes im Wert von über dreißig Franken vor dem Gesetz als Diebstahl gilt, unterscheidet das Volksgewissen [1] viel laxer zwischen (streng verpönter) Schädigung privaten und (nachlässiger beurteilter) Schädigung kollektiven und öffentlichen Waldguts. Drum heißt es auch sarkastisch: ę̊s hed in andrer Lįįten Holz gschlägen (nämlich als Blitzschlag), wo es etwa von unehelichen Kindern zu reden gibt. Wer demnach in Privatwald ein dürres Stämmchen entwendet, stįhld; wer in öffentlicher Waldung dem Bannwart oder der Holzkommission ein Schnippchen schlägt, fră̈vled eppą̊ es Rįgę̊lli (S. 186). Nach besserem Grundsatz hat vor dem Richter g'fră̈vled, wer stă̈hnd's Holz stiehlt, g'stöhlen dagegen, wer g'ră̈chcheds (gerüstetes) Holz mitlaufen läßt. Als Eigentumsgrenze diente im Wald sonst der Marchboim oder, falls dieser gefällt werden mußte, ein ihm entnommener Ast, der als Marchschwįren in den Strunk įįng'schlägen wurde. Eine besondere Art der Grenzbezeichnung: durch Marchsteina mit Zįįgen stammt aus der Zeit, als noch unbehauene — ang'färtig — Steine zu Marchzeichen genommen wurden. Die Zeugen bestanden in der Regel aus drei Stücken Ziegelstein oder Kachelgeschirr mit gut erkennbarem Bruch, welche unter den Marchstein gelegt wurden, um mit ihrer Existenz zu beweisen, daß Menschenhand absichtlich zur Legitimation des darauf stehenden Steines das künstliche, unverwesliche Material darunter gelegt habe. Wenn im Gebirge Felsbänder oder größere Felsblöcke sich darboten, so benutzte man sie gerne, um mittelst eingehauener Fluechchrįįzen einen Grenzpunkt sehr dauerhaft zu bezeichnen.

Sehen wir nun zu, wie das Holzrecht im Gebirgswald ausgeübt wird. Wie beschwerlich und gefährlich ist das Tagwerk des Holzers,[2] der zum Holzen, zum Holz g'ră̈chchen, um eppą̊s Holzes gän z'hauen an den wilden Felsen, an den steilen und oft genug mit trügerischem Glatteis bedeckten Hang ausgezogen ist! Auch der Grindel-

[1] Vgl. Odenwald 158. 216.

waldner Holzrüster geht, wie der an der Lenk, „in den Krieg“; und wir rechten nicht mit ihm um das Gläschen des mit süßen Essenzen verdünnten „Geistigen“, das auch der Solide z'erstist aa^{n}fa̦n nimmd, daß's n en minder gru̦u̦si. Denn ohne Säumen wird nun der zu fällende Baum in Angriff genommen. Mu̦ machd a^{n}fa^{n} Stand, das^{s} mu̦ cha^{nn} zuehi choon. Wo irgend möglich, wird der Höri (S. 85) dicht an den Stamm herangefahren, um auf demselben das auf der abheltigen Seite unentbehrliche G'gri̦st aufzuschlagen. Jetzt wird am Fuß des Stammes auf der beabsichtigten Fallseite e^{n} Chläffa ghi̦wwen: mid dem Biel inhi 'pi̦ckd. An sehr dicken Stämmen wird auch auf beiden Seiten inhi g'chläffed, um d'Saaga chënne^{n} z'ziehn. Diese Waldsäge setzt nun gegenüber der ersten „Klaffe“ und es Aa^{n}wäärd (um ein weniges) über ihr ein. Der Sägeschnitt wird verkeilt, damit nicht der Baum nach unrichtiger Seite haaldi und den Holzer uberg'walti. Denn der simmentalische „Höllenzwang“ (Apparat aus Ketten und Seilen, mit Einhängehaken und einem Hebel mit starker Übersetzung) zum Umreißen der Bäume läßt sich auf Grindelwalds Gebirgen nicht anwenden. Ein scharfes Augenmerk ist darauf zu richten, daß der fallende Baum nicht reiße und damit neben dem unvermeidlichen Strääl (Bruchstelle zwischen Sägeschnitt und Beilanhieb) auch noch ein häßliches Splitterwerk: eine Schi̦fe̥rra zurücklasse. Das würde den Stamm stark e^{n}twäärden (entwerten). Der Sägeschnitt: der Saagmeis, Meis (zu altdeutschem meißen: hauen, schneiden, vgl. Meißel) wird deßhalb so weit als nur möglich geführt. Er gestattet damit auch um so zutreffendere vorläufige Augenmaßschätzungen, die auf die Größe des Stammes schließen lassen: der Meis machd so und so viel cm[2]. Ist hier ausschließlich an den Sägeschnitt über dem Strunk gedacht, so unterscheidet man aber auch an jedem Sägestück ausdrücklich den obren und den undren Meis. Der erstere ist gemeint, wenn man von einem kopfüber gefallenen Menschen sagt, er sei Totz uber Meis gepurzelt.[3]

Die gebräuchlichsten Waldsaagi sind nunmehr amerikanischu̦. Man schätzt jedoch immer noch unter den alteinheimischen so gut wie unter jenen: die Wolfzandsaagaa mit der Krönung \\\\\\\\\\, die Säge mit Dreieckszähnen mit der Krönung \/\/\/, und die Stockzandsaaga mit der Krönung |\/|_|\/|_|\/. Beim fielen (feilen) wird dort Zahn um Zahn, hier Paar um Paar abwechselnd linggs und rächts g'chrëënd; ausgestanzte Li̦chcher im Sägeblatt

---

[2] Vgl. Ofenbr. 6, 113–6. [3] Drollige Verwechslung mit Mais“ s. u. „Herd und Tisch“.

erleichtern das Nachverlängern der Zähne: das nahibrächchen oder ụụsbrächchen der Säge. Drei bis vier Schörzẹnd schaffen mit jedem Zug das Sagmähl heraus, und ein Stück Späckhụụt (Schwarte) erleichtert den Gang der Säge.

Krachend und dröhnend ist der Riese gefallen. Zur Leiche machte ihn die Saaga, die Anatomie besorgt wieder die Saaga: jetzt als Sägemühle, welche wie im Unterland auch die Saagi heißt. Solcher Saaginen, manchmal an irgend einem Saagistụtz[4] oder Saagistụtzli[5] in tunlichster Nähe des Hochwaldes gelegen, da und dort gleichzeitig zu Heimwesen erweitert und modern ausgerüstet, zählt Grindelwald nicht wenige. Den Wirbelsaagen, die in der Regel mit Zirkel- oder Zirkelaarsaagen (Fräsen) bereichert sind, stand bis vor kurzem noch eine Schlĕgelsaagi mid nụmmḁ^n zwee^n Lǖftren gegenüber. Dieses also mit alter Gemächlichkeit arbeitende Werk bildet Grindelwalds Grenze gegen Hasli. Das gab einem jungen Witzbold Anlaß, nach einigem Aufenthalt in der welschen Schweiz heim zu schreiben, är chĕ́nn jetz aa^{n}sḁ^n franzĕ́sisch wie d'Schlĕgelsaagi ändert Scheitegg. — Besonders starke Baumstämme, die sich natürlich gleich gut als Lädholz — zum saagen von Läden, d. i. Brettern — eignen würden, weil sie nicht zu viel Abrendliga (Rand- oder Endstücke als Abfälle) ergeben, werden bei Bedarf zu Brunnentrögen ụụsg'höl'd (ausgemeißelt). Sie halten als solche begreiflich viel länger vor als die aus Brettern gefügten Muelti (Mulden).

Die Holzfällung wird, wo irgend möglich, auf den Winter verspart. Nur wo allzu hoher Schnee die Arbeit im Sommer gebietet, fĕhrd mụ z'ääbe̥rrem Schleif[6] oder z'ääbe̥rrem mit den durch sụmmerauen (Entrinden) zur Saftzeit transportabler gemachten Stücken. Jedenfalls dürfen die Stämme nicht allzulang unentrindet im schattigen Walde liegen bleiben; sie würden wegen Luftmangels ermooggen (ersticken) und den Borkenkäfern zur willkommenen Brutstätte dienen.

Ein interessanter Zug nun aber, der da während des schönen winterlichen Schlittweges einen Stamm uf d'Saaga oder uf d'Saagi ferggeb! Solch eine Holzzị̈gi, solch ein Holz ziehn konnte leider nicht photographisch verewigt werden. Die jeweils zu den Holzzị̈ginen angestellten fünfzig bis hundert Mann ziehn, gaaụ ga^n ziehn jeweils einige Abendstunden; oder sie gaaụ ga^n froonen, leisten eine Froone̥ta während eines halben oder ganzen Tages. Sie tun es unentgeltlich, auf Gegenseitigkeit hin, die man etwa mit den Abschiedsworten in Aussicht stellt: Schĕ́ĕnna Dank! Jetz machid, das^s e̥^{w}che̥s anders Mal

[4] E 2. [5] E 2; E 4; G 4. [6] Vgl. es holzigs Hebiisen u. a. solche Späße.

ó^{ch} g'holffe^n wird! Die Manna lassen sich dazu auch ganz gerne aufbieten, oder, wie man etwa spaßweise sagt, sie laa^n si^{ch} b'strịịhen. Ja, wer beim Aufgebot sich übergangen sähe, würde es unter Umständen zürnen. Mụ meinti, mụ wä^r 'nen nịd gued g'sịịn. Die Holzzịgi ist also ein männliches Gegenstück zur „Brächchete" des Unterlandes[7] und wird, wie diese, unterbrochen und abgeschlossen durch Erfrischungen. Den Abschluß bildete früher e^n währschafti warmi Milchbrochcha, welche nachmals der Kaffee mit Käse und Brot ersetzte. Doch ist zu allen Zeiten zwischen hinein der Herr Schnapps ó^{ch} dårbię gsịịn; nur ist es auch hier der mit Zucker, Zimmet und andern Ingredienzien versetzte scharpf sịeß (d. i. ausgiebig versüßte) Schnaps, welchen nebst Brot und Käse en Bueb in'em Hụttli gęng ụf der Fịehri heed. Da wird also der Täglohn im Bụụch hei^n'tragen; doch sind Kopf und Kehle auch dabei. Hoiren (Jauchzen) ist die anständigere Begleitung des so anspruchlosen Schlußgelages und bleibt neben harmlosem floisnen (spassen) die einzige, bis etwa eine übel genommene Anzüglichkeit das Kleinhirn in Miterregung setzt. Jetzt wein die Starhe^n probierre^n, wie starch daß s'sịigen, und mụ nimmd enandren e^n chlịịn bi'm Chäbęs. Doch von eigentlichen Schlägereien hat man längst nicht mehr gehört. Wie war das früher anders, wa mụ mid Sparrnen und Ggịntlen dri^n gschlägen heed!

Die sind ja auch zu einem ganz andern Dienste da. Der Ggụntel, nach dessen ungefährer Ähnlichkeit in örtlicher Deutung ein Itramer-Waldstück benannt ist und das seinerseits wieder den Ggụntelgräben benennt, ist ein etwa 2 dm langer Eisenkeil.[8] Derselbe wird, we^{nn} mụ d's Holz aa^{n}ggịntęllen wil^l, in den zu schleppenden Stamm eingeschlagen. Er trägt einen Wällring (drehbaren Eisenring), in welchem das daran befestigte und mit Leder eingefaßte Ggụntelseil si^{ch} gęng chan^n umträäjjen und nid zerträäjd wird. Dieses Seil schlägt sich der Ziehende über die Achsel. So schleppen mehrere Dutzend eingehakter Ggịntel die Last nach der Sägemühle, oder zum Bauplatz des Aufbietenden. Zu Alpgebäuden aber muß natürlich das meiste Material getragen werden, was ebenfalls unter Aufgebot und Namen der Froonęten, des froonen zu geschehen pflegt.

Bequemer gestaltet sich der Transport wenigstens kleinerer Stücke, wenn er sich über steilen Hängen mittelst primitiver Mechanik vollziehen kann. So wird an der Lịịmmerei[9] über der Nellenbalm d's Holz

---

[7] Lf. 365. [8] Falls «kunt» (mhd. WB. 1, 858) nicht eine ganz vereinzelte Nebenform zu Komt, Komat, Kummet iSv. «jugum» ist, kann „Guntel" dazu gehören. [9] Aus „Leine" wird auch im Seeland „Leime", „Liimme", und daran hängt sich das neuere Suffix der Einrichtung.

ahiglịịmmed — mụ tued lịịmmen — oder uehi g'wälled. Am einfachsten aber läßt man natürlich die Schwerkraft ohne Zutun walten. Durch Louizịịg und andere Einfurchungen mag das Holz hinuntergleiten. Solche „Holzläßen", „Holzleiten", „Rishalden", „Risinen" heißen in Grindelwald Schleiffa; Einzahl: der Schleif, Holzschleif.

Auf allzuschwierigen Höhen aber umging man vor den Zeiten der Holzteurung Mühsal und Gefahr damit, daß mụ d's gä̋bigista hed drụ̈s g'nụụn und d'Räste^{n} laa^{n} lịgen. Es gibt aber selbst ganze Baumstämme, mit denen man nicht vom Fleck und nicht zum Zweck gelangt: mụ erhähned draan,[10] oder mụ ist draan erhähned. Ein solches überlange Zeit liegen bleibendes Holzstück heißt der Rönen (haslerisch wie altdeutsch[11] „die Röne"), und „ụf enandren umha rönen" sagt man von „merzigen" Katzen. Zuweilen aber führt gerade solches Liegenbleiben zu einem erwünschten Ziel. An Aarve^{n}rönen nämlich erfụụled der Späck (Splint),[12] während der Chitt (das Kernholz)[13] namentlich im Wasser sich gesund erhält und die denkbar besten Holzgeschirre liefert. Denn solches Holz verändert sein Volumen nicht mehr: ä̋s schaffed nịịd, ẹs ziehd's nịịd. Auch aarve̥lled es nicht (riecht nicht mehr nach der Arve) und erteilt der noch so lang in Arvengefäßen aufbewahrten Milch nicht mehr den Biẓ oder die Chụst (üblen Beigeschmack), der aus frischem Zirbelholz so schwer zu entfernen ist. (Man läßt in solchem eine Masse Milch intensiv ersụụren und spült und brüht es wiederholt aus.) Minder geschätztes Windfallholz aber überließ man in alter Zeit sorglos seinem Schicksal; und so gab und gibt es noch „manchen Rein (Rain) voll stein, velsen, stauden vnd ronen"[14] wie das Röne^{n}fäld unterhalb der Winteregg, die „Ruhngüter" zu Brienz, das „Romoos" (Ronmoos)[15] im Entlibuch. Naturgemäß ist der Rönen zumeist ein klotziger und überhaupt unschöner Stamm, so daß daraus der „Röni"[16] als roher, ungeschliffener Bursche sich leicht erklärt.

Um so sorgfältiger wird das so mühselig an seinen Platz geschaffte Bau- und Brennholz verarbeitet und verwertet.[17] Letzteres wird ẹ^{n}t-wä̋rist (quer)[18] und der Lẹngi naa^{ch} zerkleinert: g'saaged und

---

[10] Dies drollige Bild ist vom Verdruß der Hausfrau hergenommen, welcher eine aufwachsende Brut nicht die erhoffte Zahl junger Hennen, sondern allzu viel Hähne liefert. Manch ein Hienkelli entpuppt sich noch recht spät als Hännelli; es erhaned (interessante Inchoativbildung, vgl. Streitberg urgerm. Gramm. S. 278) und „gelangt" damit in den Augen der Züchterin nicht zum wahren „Zweck" seiner Existenz. [11] Mhd. WB. 2, 1, 760 f. [12] Altdeutsch unbelegte Bedeutung. [13] Kitt und ahd. kuti (Leim). [14] Rebm. 321. [15] Habsb. 1, 194. [16] In Stalders Idiotikon. [17] Bern V. 148 f. [18] Vgl. die Wortgruppe Lf. 185; Z. f. hd. Ma. 3, 43.

g'spalten.[19] Für jenes leisten Waldsaaga, Spänⁿsaaga und Fuxschwanz ihre Dienste; für dieses geht man, wo die Ax der Nachhülfe bedarf, mid Schlĕgel uⁿᵈ Weggen ụ́f ị̆s; „auf es," nämlich das Holz, wie in bildlicher Rede ụ́f 'nẹn!, nämlich einen bedrohten Menschen. Gilt es aber, einem „mit dem Zaunpfahl zu winken", so wịịchd mụ 'mụ mid dem Mĕdlig an Itramen, mid dem Zwĕlfischlĕgel an Scheidegg. Jener „Medlig"[20] ist eine große Schlägelart; dieser „Zwölfeschlägel", der gleichsam nach Maßgabe des längsten Stundenschlags im Glockenturme langsam aber wuchtig drauf los hämmert, bis endlich der ins zähe Holz eindringende Scheidiweggen unter Krachen und Knittern eine Wirkung sehen läßt, dient auch zur Bezeichnung eines grobjänischen, klotzigen Menschen. Leichtere Arbeit hat man mit dem Jịseⁿschlĕgel. Das Holz ist in sehr verschiedenen Graden schnäzigs (schneidbar) und spĕligs (spaltbar), wie auch ein Mensch, der sich zu einer Gefälligkeit gern oder aber gar nicht herbeiläßt, spĕliga (im Unterland: „schnịtzig") oder nid spĕliga ist. Ein lang und schmal ausgespaltenes Stück — eⁿ llẹnga schmäla Bitz — Holz ist ein Späli. Das Späli ist aber auch ein ganz schmaler Rest einer Spälte. Späälta hinwieder bedeutet meist eⁿ lẹngi Mị̆sella (S. 183) und ist ein halbes oder ein Viertel-Spaltstück eines Mĕnẹlli (s. unten). Sie heißt im erstern Fall auch Hälblig oder Hälpel, im letztern auch ein Viertel.

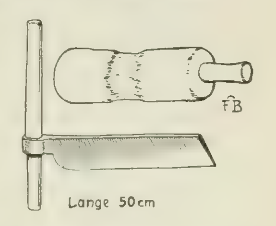
Schauen wir nun dem Zerkleinern eines Baumstammes zunächst im Walde genauer zu. Als Absaal desselben kommt zunächst der Tolden (Wipfel) in Behandlung. „Tolden" heißt spassig auch der Kopf des Menschen; einem Hochgewachsenen mag mụ fast nid ze'm Tolden. Die Tĕlden der Fichten lassen sich hie und da etwa zu Rasen, nur ausnahmsweise auch zu Flẹcken verwenden. Die Flecka ist ein Balken, wie solche die Außen- und meist auch Zwischenwände der Holzhäuser abgeben. Ein noch zu Zaunholz taugliches Schịjmĕnẹlli läßt sich in vier Schịjviertla ausspalten. Was ist nun ein Mĕnẹlli? Der Wortbildung gemäß eine kleine Mĕni. Mĕnẹni aber sind Baumstämme, die der „Holzzīgi" (S. 179) oder überhaupt des Wegschaffens aus dem Walde, also der Fuhr oder „Menne" harren.[21] Eine zersägte

---

[19] Auch dieses Durchgreifen des Simplex charakterisiert das Grindelwaldnerische stark. [20] Aus einer Gruppe, zu welcher in entfernter Verwandtschaft auch meizan (S. 178) gehören kann. [21] Lat. minare heißt eine Miene, besonders eine fuhrmannsmäßige annehmen, antreiben; fz. mener ist: Zugvieh und überhaupt Tiere führen. Aus altromanischem menare entlehnte man ahd. menên und menjan (Graff. 2, 771), mhd. menen und mennen (WB. 2, 1, 135 f.) iSv. Zugvieh leiten und antreiben. Die mene oder menî ist Fuhr, Fuhrwerk und in unserm Fall eben abzuführende Holzlast.

Mēni gibt Mēne̥lle̥ni: Rundholzstücke von etwa anderthalb Meter Länge. An ihre dicke Gestalt erinnert das Aussehen eines wohlgenährten Kindes, von dem man sagt, es habe Arme und Beine wie Mene̥l-le̥ni. Ein noch kürzeres (etwa 7 dm langes) Rundholz ist der Totzen; ist derselbe vierkantig — vierg'schreeta („vierschrötig") — gehauen, so dient er als Tịtschi (man sagt das T.) den verschiedensten Zwecken. Ausgespalten aber, ergibt der Totzen die oben erwähnten Mịse̥lli,[22] insbesondere die schön spaltbaren Schindelmịse̥lli, die man zu gelegener Zeit zu Dachschindeln verarbeitet: schindled.

Diese Eigenschaft erkennt der Waldkundige bereits am stehenden Fichtenstamme. Ein solcher mit stark gewundenem Wuchs ist zu Schindeln nicht tauglich; es gilt von ihm, was von einem querköpfigen Menschen: das ist en U^{n}spēliga, e^{n} Verträäjta, där tued nid schindlen! (Der liefert nicht Schindeln.) Schön gerade gewachsenes Holz dagegen gewährt der Schindelböden.[23]



Schindelpluwwel und Schindeliisen.

Wie prüfe ich eine Tanne, ob s' schindli? Ich schaue zuerst, ob die Risse zwischen den Rindenbätzen dem Tụmmen (Daumen) oder dem Kleinfinger der mit dem Rücken nach mir schauenden rechten Hand folgen. Der erstere Fall deutet auf Sụnnigi: die Windungen sind dem „Sonnenlauf" entsprechend gerichtet; ich habe wahrscheinlich sụnnigs Holz vor mir. Wenn dagegen die Windungen de^{n} Fingren na^{ch} gaan, so habe ich wịdersụnnigs, wịdersịnnigs oder umgedeutet: widersịnnigs Holz vor mir. Ich untersuche ferner die Einkerbungen — Jịnhöhli — vom Boden auf. Folgen sie dem Daumen, so darf ich abermals auf Schindelholz schließen. Ich hole aber noch einen längst erdorreta Ast vom Baume herunter und forsche nach der Richtung allfälliger Spalten, die ich im Bedarfsfall selber hervorrufe. Endlich schrote ich unten am Stock aus einem Wurzelanlauf ein etwa fußlanges Stück zu ebensolcher Prüfung. Diese ungefähren Bestimmungen, ob das Holz linggs old rächts ziej, genügen dem Alpwirt, für den die Unterhaltung seiner Dächer eine so wichtige Angelegenheit ist. Aber auch sonst haben gerade für ihn — im Unterschied vom Zimmer-

[22] Wie lat. «movitare», mūtare (das Federkleid „wechseln") zu grindelwaldnischem „muußen" und emmentalischem „muusen" geworden ist, so kann mutus = mutt und mutz (verkürzt, stumpf, verstümmelt, mutilus) durch ein verlornes „Mußa" u. dgl. zur Verkleinerung «müsel» (mhd. WB. 2, 1, 279) und zum Verb „müselen" (Stald. 2, 222; schwz. Jd. 4), geführt haben. Übrigens gehen nun „Müsele" und „Spälte" durcheinander. [23] A 2.

mann des Unterlandes — die beiden Arten von 'trääjtem oder windischem Holz[24] ihre Vor- und Nachteile. D's sųnnig Holz gräded gęng (seine Windungen werden nach oben schwächer), d's widersųnniga ist wie wįįter uehi wie verträäjter. Dafür bekommt das einmal verarbeitete widersųnnig Holz weniger Spält oder Chleck; es blįįbb b'schlossen̈s oder b'hääbs; das sųnniga dagegen tued's ųųf. Auch gilt letzteres, nach der Überzeugung einzelner Grindelwaldner, gleich dem Arvenholz als besonders empfänglich für Blitzschlag: d's Wätter schießd gääreu i^n d's sųnnig Holz, wįįl das vįįl meh Magnet heed.[25]

Der Erfahrne wird daher zu linksgewundenem Holz für Schindeln nur in der Not greifen und wird an diesen uf 'ner jetwäd're^n Sįįte^n uber Egg zween Egge^n (zwei gegenüberliegende Ecken auf entgegengesetzter Seite) eppḁs b'schnätzen, damit sie weniger verträäjtų oder windischų (s. s.) aussehen.

Übrigens hat der Mensch die Qualität des gefällten Holzes einigermaßen in der Hand durch die Wahl der Schlagzeit. Und was die allgemeine Forstwissenschaft in bezug auf Dauerhaftigkeit zugibt, das dehnen grindelwaldnische Fachmänner sehr entschieden auch auf Festigkeit, Härte und Tragkraft des Holzes aus. Die chįrzista Täga sįien der best Zįimmen: da ist d's Holz am chlįinsten und am beste^n z'säme^nzoge^ns. Da ist d's Saft no^ch sųųfer z'rųgg. Vom letzten Saftlauf im Oigsten-Nįww an bis in den Dezember hinein ist ja der Stamm immer trockener geworden. Wenn dann der Schlag noch in den abnehmenden Mond verlegt wird — denn es tued d's Holz ųųf, we^nn mų's im ųųfgände^n Maan haud — so gewinnt das Material an Gebrauchswert. Im Saft gefälltes Holz dagegen wird g'sprįidels oder graau g'fläckets.[25a]

Auch der Standort übt seinen Einfluß auf die Qualität. Bekannt ist die besondere Güte des „windgenährten"[26] und damit festern, feinern, weißern, elastischern und dichtern — b'schlossneren — Bärgholzes, worauf schon die geschlossenen Jahrḁlli (Jahrringe) deuten. Die Jahrḁlla ist auch der Wachstumsring am Horn und damit ein Symbol des zunehmenden Alters auch beim Menschen. We^nn tú de^n die Jahrḁlli uf ^den Hoornen hest, wa i^ch, sų magst du de^n ó^ch nįi-meh

---

[24] Windisch (sdw. gedreht, zu „winden") ist scharf zu unterscheiden von windsch (sdw. dünn, zu „Wind" aus „wehen"). Windsch ist z. B. auch der Bauch eines Hungernden, dem der Mage plamped. [25] Vgl. über die besondere elektrische Tätigkeit der Nadeln und Grannen: Kram. 19, 44 f.; Kasth. 22, 230; NW. 1904, 552—5. (Blitz als Waldverderber.) [25a] Mit dieser populären Forstwissenschaft vgl. „Echo vom Emmental" 1907, 37 nach der „Natur". [26] Jlias 11, 256.

alls zerschrịịßen! Ja die Jahrella erfährt sonst noch allerlei, selbst komische Übertragungen. Ungebundene Strümpfe z. B., die dem Unordentlichen über die Schuhe herunterhängen und im Wechsel naturfarbene und schmutzige Ringe zeigen, oder die besonders unsaubern Ausstülpungen zwischen den Ellbogenfalten eines Werktagsrockes weisen oder heißen ebenfalls Jahrelli. G'jahrelleds oder g'rippelleds oder rupps[26a] ist das Holz von reiden Ahornen (Ahornen mit quer gestreiftem oder gerippten Kernholz),[26b] welches vormals als Schnitzler- und Möbelholz teuer bezahlt wurde. Die einzelnen Streifen heben sich nämlich nach dem Hobeln farbig ab. Sonnig und hoch gewachsenes Tannenholz zeigt, gleich dem Ahorn, bisweilen Spiegel oder Vogeltritta, ist vogeltrittigs Holz oder Agenholz. Nach hier verbreiteter Ansicht lassen sich aus solchem Holz, wenn es astrein ist, besonders gute Gịigi bauen; es heißt daher auch Tonholz. Treffliches Wagnerholz liefert die Esche (Fraxinus excelsior): der Eesch, welcher zudem in Eschen[27] (Ss), bi'm Steinĕĕsch,[28] bi'm hohlen Eĕsch usw. eine Zierde der Landschaft bildet.

Ohne diese paar Streiflichter in die bäuerliche Forstkunde an Hand der Sprache würde der so häufig angeführte Oberländersatz „Jeder sein eigener Handwerker" in der Luft hängen, und die ebenso zierliche wie praktische eigene Anfertigung zumal der Molkereigeräte wäre ohne so genaue Holzkenntnis nicht zu begreifen.

Nicht so sehr bedarf ihrer die Zurüstung und Verwendung des Brennholzes, obschon es für die Talkäserei, für die Destillation u. dgl. durchaus nicht gleichgültig ist, ob man eben jetzt ein Scheit aus Fichten- Erlen- oder Eschenholz ans Feuer lege. D's Tanniga sprätzled; d's Edliga hinwieder brennt wunderbar ruhig. (Man sagt natürlich auch d's Eerliga, was etwa zu witzig-anzüglicher Vermengung mit „ehrlich" Veranlassung gibt: är brennd nid ehrligs Holz.) Die Aspa aus den Baumgruppen zu Aspen,[29] im Aspi, in Aspinen, bi'r Aspibrigg ist gar grịịsli[ch] linds Holz. Und wie n es aspigs Loib zittert vor einer Hausregentin, die als es bĕĕs's Schịịt, als fịịn es Schịịt bekannt ist und zum Überfluß noch ein Schmeckschịịt (eine überlange Nase) als Charakterzeichen mitführt, wer nicht zeitig für den richtigen Vorrat chlăfeldịrren Brennholzes gesorgt hat. Wohl ihm daher, wenn er in der Abwandlung von schịịden theoretisch und praktisch wohl Bescheid weiß: i[ch] schịịde[n] ja! i[ch] ha[n] schon gester gschịtten! und

[26a] Aus Rippe (verwandt mit „Rebe": „Kluge[5] 303), unterbernisch „Rüppi": interessant abgezweigte neue Stammbildung. [26b] Man denke an die Bedeutung „anordnen" in der umfassenden Sippe von reiten (mhd. WB. 2, 1, 667 ff.). [27] E 2. [28] A 2. [29] D 3. Vgl. Font. 6, 570 (1341).

i^ch schịtti moren o^ch, wenn ... Dann mag sie noch so „zänckisch und Holtzböckisch“[30] sich geberden: er hält selbstbewußt allen Angriffen stand; ja är ist g'so e^n rächta Holzstock, das^s er nịd z'spaalten ist. Ruhig tịsched (ṡṡ) er den respektablen Haufen Scheiter, der sich um seinen Schịịdstock herum angesammelt, an e^n Tịscha (ṡṡ) oder Tịscheta (ṡṡ) oder auch nur vorläufig zum Tịschli (ṡṡ) auf, um dann die Regentin zu überraschen, wie sie eben zum Sondieren en ganzi Tischa Rächchnugi von Halbjahrslieferanten aller Art vor sich hat. Als Niedergelassener hat er selbst in keinem der Reviere, die auf Holzreichtum deuten (vor ^dem Holz,[31] 1275 „ante silvam“[32], Underholz, Holzmatten) auch nur „Nothholz“[33] zu beziehen. Allein er weiß Rat. Die Ahorne des gepachteten Erdreichs vertragen das schneiten oder stịmellen ganz wohl. Noch freudiger treiben die an der Wurzel ụụsg'hịwnen Edli immer neue Schịtzliga, die sich zu Wědellen (Reiswellen) binden lassen. Im Walde zwar darf er im Lǻben nie (beileibe nicht) sich an den Chrịịsnịwwinen (jungen Tannensprossen) vergreifen, muß auch die mittelgroßen Grotzen (Tannen) und die noch jungen Grotzleni, selbst die zwerghaften, buschigen Tschụggergrotzleni und die von Ziegenfraß verchnịderreten Tschụggerra oder Tschụggra respektvoll stehen lassen. Keine Gretza (kleinerer Zweig) irgend eines Waldbaumes ist sein. Allein in der Morgenfrühe, wo die holde Gebieterin no^ch Grĕtzi charred, oder schnarchled, oder rụụẞed, oder „Räspe^n zieht“, oder „Rịebe^n chochet“ (letzteres in Basel für schnarchen), geht er mit dem ältesten Jungen gā^n sälbdịrr Est ahasaagen, gā^n g'räspen oder abgefallenes Gräsp ụụflǻsen. Auch einen da und dort angetroffenen tanniga oder aarviga Rịgel, wa stähnda sälber erdorred ist, darf er beanspruchen. (Rịgel ist auch ein hagerer Mensch.)[34] Ebenso darf der Junge brĕmen: das hier und dort nur hinderlich herausstehende Broom oder Brĕmli, die lästigen Brĕmer von Strauchgewächsen in sein Bündelchen sammeln. Hilft dann unser „kleine Mann“ einem behäbigen Bauer Tannen fällen, asten (entasten) und sie der anhaftenden Ggräfflen oder Aststümpfe (auch Zahnstümpfe heißen so) entledigen, mit dem gertelähnlichen Schnụtzler oder Abschnụtzler die äußersten Zweige abschnụtzlen (abhacken) und die groben Gretzi schịịden, so fällt vielleicht ein guter Teil des Brenn- und Streuestoffes auch für ihn ab. Und in Gesellschaft der Bauernbuben darf sein Junger vor dem Examen zum Schmuck des Schulhauses auf der Chrịsegg

---

[30] Rebm. 596. [31] E 3. 4. [32] Font. 3, 146. [33] Font. 8, 600. 756^a. [34] Die Entlehnung aus regula, was u. a. auch Schiene und Latte bedeutet, macht die Vielseitigkeit von „Rigel“ und „Rieg“ begreiflich.

oder sonstwo mit G e r t e l oder C h r ị̊ s h a c k e r einigen nicht zu empfindlichen Tannen zusetzen und den Mädchen auf Leib und Leben r o o s n e n (Papierrosen anfertigen), c h r ị s s e n und c h r a n z e n helfen. Dieses Chrịịs (Tannennadelwerk)[35]: wie erfrischend c h r ị̊ s s e̥ l l e d oder w a l d e̥ l l e d das im Frühling im Freien und in der Schulstube!

Im Vorsommer sodann bieten die hufeisenähnlichen Fruchtansätze der Bergahorne: die S p i e g l a oder die S c h ä ä r e̥ n i ein artiges Spielzeug; nur der Vater schüttelt den Kopf: w e^n^n' s v ị ị l S c h ä ä r e̥ n i g ị ị^b d, s ụ g i^b d' s w e n i g L o ĭ b. Im Herbst aber gibt's ernste Kinderarbeit: g ă^n t a n n z ä p f n e n, g a T a n n z ä p f e n oder T a n z b ä n z e n[36] (Tannäpfel) als Heizmaterial sammeln. Da und dort gewähren vereinzelte Buchen (jedoch keine Eichen) das A c h c h e̥ r a n d[37] — immerhin so ausgiebig, daß der lustige Vorhalt: „nicht wahr, das hättest du gern, darfst es aber nicht heraussagen?“ sich in die Redensart kleiden kann: h u n g r i g e^n S ị̆ w w e^n t r o ĭ m d v o n A c h c h e̥ r a n d. Mehr interessieren sich Kinder um die Haselnüsse, deren es besonders in knabenreichen und mädchenarmen Jahrgängen viele geben soll, und die sie trefflich unter der grünen Hülle: den H ö s e n oder B r a t s c h l e n hervorzuklauben wissen.



Rubi Aelli.

---

[35] Vgl. das hris (Reis, Zweig) Graff 4, 1178. [36] Drollige Assimilation aus T a n n b ä n z e n. (S. „Bänz“ unter „Schaf“). [37] Das „Acherum“ oder die „Säuweid“ des Flachlandes im Buchen- und Eichenwald; vgl. Lf. 71. 72.

Nichts jedoch geht über die süßen Nißleni oder Nusseni der Aarvzäpfen oder der Zwirblen, wie man in Umdeutung der „Zirbelnuß“ und unter Anwendung auf einen lebhaften, rührigen Menschen auch sagt. Früher waren diese Lieferanten des kanadischen Balsams[38] ein Gegenstand der Ausfuhr; einzig im Jahre 1787 wanderten fünfzig oder sechzig Kilogramm Nüßchen aus Grindelwald nach Bern und Deutschland.[39] Die zweijährige Reifefrist aber, die des Samenkorns harrenden Unbilden, der Vogelfraß und das schonungslose aharichrren der Zapfen von den Fruchtschoßen bringen mit sich, daß es nur alle vier Jahre eine nennenswerte Ernte gibt. Welch ein Glück daher für die Schülerwelt, daß der Mählboim bloß uberjahred und sie also je den zweiten Herbst umhi in d'Boozen oder in d'Mählpiiggra, in d'Mählberreni chaan! Sie kümmert sich dann weniger als die Eltern darum, daß, wenn's viil Mählboozen giibd, es wenig Härdepfla giibd. Sogar die kurzen Schulpausen sind zum mählbooznen lang genug; ja ein pfiffiges Mädchen frägd eppa fir usi (um Lizenz für eine Notminute) und ist im Schwick obna bei solch einem Gabenspender, wenn auch die Frist nicht zu einer Eilfahrt bis gän Mählboim[40] langt. Die Plünderung geschieht denn auch so gründlich, daß jeder, welcher mit allen Mitteln etwas zu erlangen sucht, kurzerhand mählboimed. Einen mählberrinnen heißt: ihn ausbeuten, übervorteilen; und ung'mählberrineta ist eina darvon choon, der einer Prügelei entging.

Solche Liebhabereien erklären sich, ähnlich dem Geschmack, welchen Kinder an den Mädepfle (s. „Bauernbotanik“) finden, genugsam durch Grindelwalds Mangel an Obst. Die im Jahre 1888 gezählten 1643 Apfelbäume, 458 Birnbäume, 2593 Kirschbäume, 342 Zwetschgen- und Pflaumenbäume und 303 Nußbäume[41] gewähren geringen Ertrag, weil die in diesen Zahlen inbegriffenen Halbhochstämme, Spalier- und Zwergbäume nicht das verdiente Übergewicht haben. Diese allein ließen sich durch licht gehaltene Kronen mit wenigen, aber starken Ästen vor dem so gefürchteten Schneedruck und durch individuelle Kultur in des Hauses Nähe vor klimatischen Überraschungen schützen. Die meistenteils traurig verwahrlosten Hochstämme scheinen dennoch in früherer Zeit wenigstens ansehnliche Kirschenernten geliefert zu haben. Die Wiechsla zwar (Prunus mahaleb), häufiger Aammoltra genannt und einmal (1675) auch als „alpbreinli“[42] verzeichnet, gedeiht bloß da und dort als

---

[38] AR. 1811, 120; Kasth. A. 12 f.; 1, 75. [39] Schöpf. M. 5; Wyß 602. [40] D 3. [41] GlM. 60; für Bern vgl. Stat. 02, 2, 90 und für die Schweiz: Bern B. 64. [42] Cronegg laut GlM. 168.

Spalier. Dagegen verdankt das altberühmte Grindelwaldner Chirswasser und das nicht minder nennenswerte Chirsmues seine Güte der sehr kleinen und erst im September reifenden, aber ungemein geschmackskräftigen unveredelten Süßkirsche (Prunus cerasus), welche sich als die unzwiijet oder wild Chirsa definiert. Auf die Derbheit des Fleisches beziehen sich Redensarten wie: Mid däm ist nid gued Chirsi z'biißen! oder: Där biißd da bi mir niimmeh Chirsi! (Den dulde ich nicht mehr im Haus und in meiner Nähe.) Oder: Där biißd an mir niimmeh Chirsi! (Der wagt sich nicht mehr an mich.) Der Ertrag lohnt übrigens sehr oft nicht die Mühe des Einerntens, und Chirsi straapen (plündern) zählt kaum mit als Obstfrevel. Eher noch wird das Chirsharz des alten, apfelbaumartig berindeten Baumes verwendet. — „Der Biren süß Geschlecht" ist bloß etwa in den Stiilbiren (Gruembiren) und Winterbiren Itramens vertreten. „Ei'm en Bira gään" versteht sich denn auch bloß sarkastisch als Kniestoß in den Hinterleib, und die Einrede „das nimmst du bi diinen Biren" (so urteilst du aus deiner eigenen Lage heraus) ist dem Unterland entlehnt. — Schnätz dagegen (die „Schnitz" des Emmentals, die „Stückli" der Ostschweiz) kann auch die Grindelwaldner Hausfrau da und dort als Gabe eines eigenen Apfelbaumes auf den Tisch stellen, als Trost für die Jahre, wa keins Gribschi Obs ward. Das „Gribschi" oder Gigetschi oder Gliißi ist das beim schéénnen (schälen) mitsamt der Schéénni (Schale) entfernte Kerngehäuse und bedeutet überhaupt Nichtigkeit, kaum nennenswerte Kleinigkeit, auch ein abnorm kleines Kind. Im Kerngehäuse steckt der Chäärnen, wie solchen auch die Nuß und der Zwätschgen (bemerke das Maskulinum) birgt. In kleinen Steinfrüchten dagegen, z. B. der Kirsche, steckt das Chääri; das Getreidekorn endlich ist das Chiri. Kernhaus und Butzen heißen gemeinsam das Ggäggi. Ohne Ggäggi und ohne Stiil läßt sich weder ein Epfel noch irgend eine rechte Sache denken. Was „weder Hand noch Fuß hat", das hed jetzen och wäder Stiil noch Ggäggi! Und wer ohne befriedigenden, einleuchtenden Sinn etwas vorbringt, dem ruft man zu: Muest nid eppas Tumms alsó gan sägen, wa wäder Stiil noch Ggäggi heed! Man leitet hieraus auch „ggäggele" im Sinne von spielen, Nichtigkeiten treiben, ab.

Den verschiedenen „Affoltern" des Unterlandes hat Grindelwald bloß eine Örtlichkeit „bi'm Holzachboim"[43] (Holzapfelbaum) zur Seite zu stellen, und der führt uns von den lauschigen Obsthainen, Obstwäldchen des

[43] D 2.

„zahmern“ Oberlandes wieder in den eigentlichen Wald zurück. Da findet Grindelwald für den Ausfall an Obst Ersatz in dem erstaunlichen Reichtum, der Saftfülle und dem herrlichen Geschmack der Beeren. Leider vergaan auch noch heute zahllose Berrẹni mancher Art, trotzdem den fleißigen Sammlerinnen hier oben keine bornierte Behörde es verbietet oder erschwert ga^{n} z'heitinen, ga^{n} z'hintinen, ga^{n} z'griịflen, ga^{n} z'ärdberrinen, ga^{n} z'ramberrinen. Ungehindert darf Groß und Klein in d'Heitẹni (Heidelbeeren), in d'Hintẹni (Himbeeren) i^{n} d'Griịfli (Preißelbeeren), i^{n} d'Ärdberrẹni (Erdbeeren), i^{n} d'Ramberrẹni (Brombeeren) gaan. Das Heiti gedeiht z. B. am Hertenbühl so gut, daß man zum Einsammeln Hụtti (Rückentragkörbe) mitnimmt. Das Hinti veranlaßt mit ebensolchem Reichtum etwa die Neckerei, dieser Wein da sei z'Hintisbärg (so heißt eine Lütschentaleralp) gewachsen. Die Griịfla oder das Fuxberri (die Füchse sind auf Preißel- wie auch auf Heidelbeeren sehr erpicht) gedeiht in verschiedenen Reifestadien lange Zeit auf einer und derselben Staude. Mit ihr wird nicht selten die ebenfalls eßbare Plụ̈dra oder das Plụ̈derberri der beiden Bärentraubenarten verwechselt; letztern Namen tragen auch die Rauschbeeren (Vaccinium uliginosum) und die Moosbeere (Oxycoccus palustris). Demgemäß verallgemeinert sich die Bezeichnung Griịfle^{n}chrụụd. Fataler ist die Verwechslung mit den Sịlamberrinen, welche der Sịland, der Sịde^{n}past (Seidelbast) oder das Häxe^{n}chrụụd trägt. Vorgekommene Unfälle haben die Preißelbeere lange Zeit diskreditiert. Um so eifriger werden bis in den Oktober hinein die Ärdberrẹni gepflückt; ihr unvergleichliches Aroma macht sie denn auch in der Fremdensaison zu einer beträchtlichen Einnahmsquelle. Das Ramberri[44] dagegen findet in Grindelwald zu wenig milden Herbst, um eine große und ausgebildet g'chnịbellẹti Frucht zustande zu bringen. Der Herbst gewährt an seiner Statt bis auf 1900 m Höhe die wilden Wịịnberrẹni. So heißen Ribes alpinum und petraeum[45] im Gegensatze zu den zähmen Wịịnberrinen (Johannisbeeren) des Gartens.

Dem bisweilen rasch sich ändernden Waldbestand schmiegt der Beerenwuchs sich so auffallend rasch und trefflich an, daß man von menschlicher Voraussicht sprechen möchte. Dieser Beobachtung mag der spassige Titel „Prophetenbeeri“,[46] ferner die Bezeichnung einer ụụflihen oder wohlụụflihen Person als „es rächts Berri“, aber auch die Schelte du bist es dräckigs Berri! ihren Ursprung verdanken.

---

[44] Anlautdissimilation als Gegenstück zum „Tanzbänz“ (S. 187.) [45] Pflzlb. 246 ff. [46] Schwz. Jd. 4, 1470.

Nichts dagegen weiß der Grindelwaldner mit den Stickstoffschätzen anzufangen, die auch hier in Wald und Feld als eßbare Pilze — Schwịmm — in großem Reichtum aufgestapelt sind.[47]

„Wald“ und „Grindelwald“.

Wie viel und wie starke direkte Quellen der Wohlhabenheit entfließen also dem Wald! Zu schweigen von den indirekten, über deren Tragweite zu reden der Sprachbestand uns nicht Veranlassung gibt. Erwähnen können wir bloß, daß unter Leitung des Fĕrstners (Kreisförsters) die Aufforstung namentlich so waldarmer Gebiete wie der Grindelalp vor etwa vierzig Jahren ernstlich begonnen hat: in Egriz hed mụ aa^{n}faa^{n} Wald a^{n}setzen. Mit solcher Neubelebung der Forste gelangt auch der Name „Grindelwald“ mehr und mehr wieder zu seinem Recht. Dieses Recht besteht allerdings nicht darin, daß „ze“ oder „in Grindelwald“ die Lebensader der Viehzucht sich unterbunden sehe und „ịịs's („ụ̈ser'sch“, nostrum) Grindelwald“ von der Lütschine bis zum Viescher- und Faulhorn wieder „der Grindelwald“ älterer Zeit in neuerer Deutung werde. Als Maskulin nämlich faßte man insgemein die bis vor etwa sechszig Jahren[1] vorzugsweise geltende Fügung „im Grindelwald“. Zum Verständnis dieser Form ist zunächst anzumerken, daß es in älterer Zeit auch ein „Grindelwald“ im weitern Sinne gab, welches den Bellenhöchst gegenüber Gsteigwyler, die Sulegg oder den Sulhöchst über Zweilütschinen, und das Schilthorn mit umfaßte.[2] Seine Grenzen bildeten also nicht wie heute der Horloui- und der Wartenberggraben im Westen und das bei der Schwarzwaldsäge auf der Haslerseite so stattlich links und rechts am Zauntor Wache stehende Fichtenpaar. Schon jenes weitere „Grindelwald“ deutet aber mit seinen Grenzen an, daß „Wald“ nicht im heutigen Sinne zu verstehen sei. Wozu auch? Eigennamen besagen bei ihrer Erteilung nicht Selbstverständliches, sondern Auffälliges, Rätselhaftes, zu Erklärungsversuchen Anreizendes. Ein Gebiet, das aus lauter Wald in unserm Sinne besteht, heißt in der Umgebung desselben grad deswegen nicht „Wald“, sondern differenziert sich in eine große Zahl von Namen gerade so, wie wir dies zu Eingang unseres Waldkapitels an den so reichen und instruktiven Spezial-

---

[47] Das vom Zeichnungslehrer Fritz Brand uns zur Verfügung gestellte reichhaltige Verzeichnis wird leider durch den Mangel an mundartlichen Namen von diesem Buch ausgeschlossen. Es steht Interessenten bei Bewilligung des Urhebers zu Diensten.

[1] Vgl. die literarische Zusammenstellung Cool. ST. 186 f. [2] Schöpf. 115[a]; Wäber 218 nach Scheuchzer's Stoicheiographia.

namen des Itramenwaldes sahen.[3] Die alte Sprache spaltete unsern für sie allzuvagen Begriff „Wald" z. B. in einen „Hain"; ein Loo[4] (verwandt mit lucus); ein witu (engl. wood), worin der Witthopf (Waldhüpfer) sich tummelt und der Krametsvogel (Kranewitvogel) auf dem Kranawitu (Kranichholz) die Wachholderbeeren liest; ein Timmer (Glarus) oder Zimmer (Stoff,[5] Baustoff, Bauholz,[6] Holzbau, den der Zimmermann errichtet, und schließlich auf viel Umwegen das städtische „Zimmer"). Auch das „Holz" (S. 186) spaltete sich in ein „Eichi" (eichahi Eichengehölz), ein Buechi, ein Ahorni, einen „Tann" oder ein „Taan" (ze Gutentannen[7] [1467] oder Gutenthan[8] usw. für Guttannen); vgl. i'n Arven, i'n Aspinen usw. (S. 162, 185). Man sah vor lauter Bäumen den Wald nicht, und das war in der Ordnung.

Wenn nun gleichwohl schon in sehr alter Sprache (S. 191) von „Wald" die Rede ist, so bedeutet dies etwa soviewie „Talschaft".[9] Die vallis des Latein[10] spielt als „Tal" insofern indirekt herein, als man z. B. auch aus dem Piz Valrhein ein „Rheinwaldhorn" umdeutschte, und als man bei den Schreibungen „Grindelwal" (1259)[11] und „Grandivaux" (so die Bischofskanzlei in Lausanne 1361)[12] an „val" gedacht haben mag.

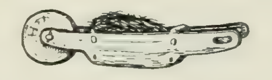
Angesichts der übrigen Schreibungen Grindelwat (1275), Grindelach (1234), Grinderwalt (1349), Gringerwalt (1245), Grindalwalt (1302)[13] neben Grindewalt (1228)[14] ist allerdings auf die Beweiskraft solcher Formen nicht allzuviel zu geben. Als einziges und obendrein bloß summarisches Fazit läßt sich ihnen entnehmen, daß Grindel von jeher der erste Wortteil unseres Namens gewesen ist. Nun heißt Grindel zunächst diejenige Bergschaft Grindelwalds, welche vom Schwarzhorn her an Wetterhorn, Mettenberg und Eiger hinüberreicht und auch die Kirche mit einschließt.[15] Innerhalb dieser Bergschaft bildet der Rücken

---

[3] So kennt der Araber Nordafrikas kein „Kameel", wohl aber benennt er gegen vierzig Arten desselben. Der Chinese trinkt nicht „Tee", wohl aber (europaisiert) Suchong, „Pecco" usw. Der Italienerknabe, welcher Kiesel für Mosaik sammelt, weiß nicht, was „rot" ist; aber seine Sprache benennt eine erstaunliche Zahl feinster Abtönungen der ersten Regenbogenpartie. [4] Pieterloo = Pieterlen u. dgl.; das Gagelööli bei Worb ist ein Galgen-Lööli, entsprechend dem wirklich gestandenen „Galgeli" zu Lützelflüh. (Vgl. uns. Korrektur zu Lf. 41 im „Echo vom Emmental" 1905.) [5] Scaffelosa zimber = informis materia; vgl. Madeira sow. Waldinsel. [6] Font. 7, 105. So deutet sich auch „Zimmerwald". [7] Reg. 97. [8] Stumpfs vierte Landtafel. [9] Vgl. altnord. völlr flache Strecke, Ebene (s. Schade, altd. WB.) mit Zubegriff von „Wunn und Weid" (Grimm, kl. Schr. 1, 134), wozu auch die afz. Entlehnung gualt, gaut (Buschwerk), ferner urverwandtes indisches «valti», vati (Baumgarten) paßt. Vgl. Kluge[5] 395 mit Heyne Wb. III 1326. [10] Vgl. Cool. ST. 51. 186 f.; Gw. 7. [11] Font. 2, 483. [12] F 8, 412. [13] F 2, 140, 258; 3, 145; 4, 105; 7, 406. [14] F 2, 29. [15] Die schwarze Partie GH. des Straßer'schen Plans.

der Grindelwengen einen Teil des Höhenkamms, welcher sich vom Schwarzhorn nach dem Widderfeldgrat und der Gansenfluh hinzieht und gegen das Hochtal der Bachalp sich ausflacht. Am blauen Gletscherli sodann liegt der Grindelkaltbrunnen, zwischen Rosenlaui und Wildgerst die Alp Hasligrindel. Zu ihr wurde 1279 die Alp Willig-grindel geschlagen; als andere Partien figurieren der vorder Grindel (1329) und „an enra Grindel“ (1342). Zur Umgebung des Schwarz-horns gehören auch Grindelfeld und Grindelgrat. Tanngrindel heißt sowohl ein Alpteil an den Holzmatten, als die waldige Kuppe vor der Brienzer Holzmatt, und Buchgrindlen ist ein Gut an der Rigi. Die Grindelspitzen bilden einen Strebepfeiler des Petersgrats gegen Raron hin. Ein Grindel liegt als Bergdörfchen in Solothurn, als Berghof in Zürich. Langnau hat einen Ort auf Grindlen, Walkringen einen in der Grindlachen, das Entlebuch einen Hof Grindelwald.[16] Nun ist altdeutsches grintil, grintel, grindel[17] „ein langes Stück Holz zu allerlei Gebrauch“: Fallenstellholz, Pfosten, Hebebaum, Schlagbaum, Riegel, Pflugbaum (der emmentalische „Grändel“); in Hessen aber ist es ein mit Balken eingezäunter Feld- oder Weideplatz,[18] und auch sonst im Deutschen ein „Holzzaun“ in dessen Doppelsinn als Umhegung und Umhegtes. Zusammengehalten nun mit „Wald“ als Talschaft (S. 191) dürfte „Grindel“ in der letzten der angeführten Bedeutungen zu fassen sein, wobei noch der alte umfassendste Begriff (S. 191) von „Grindelwald“ in Betracht zu ziehen ist. Die ganze, hauptsächlich von der schwarzen Lütschine gebildete Talschaft wäre sonach die der abgezäunten Weideplätze im Gegensatze zum offenen Bödeli, dessen nicht versumpfter Teil die Heugüter des Gotteshauses Interlaken und der von ihm beerbten weltlichen Herren abgab. Ihnen gehörte ja, nach Ausweis der politischen Geschichte, der Großteil dieser ganzen Talschaft mit Land und Leuten; hier standen und lagen Stadel und Stafel für Burg und Kloster.

[16] Weitere Namen im GlM. 47—50. [17] Graff 4, 332; mhd. WB. 1, 576; Schade 1, 352. [18] Wie altnordisch „die“ Grind ein Gatter mit Tor, und die Walgrind das Totengitter zur Walhall.



Aus dem Wildtierleben.

Morgenkonzert in Wald und Heide.



och schweigt der Tann. Kei^{n}s Mi̦xe̥lli unterbricht die Stille des Morgengrauens. Auch der Lauscher hält mit Gewalt an sich. Da ist's, als schlügen im Geäst einer Fichte zwei harte Stecken aneinander. Dem sonderbaren Geräusch folgt so etwas wie ein Glockenlaut. Klappernde und schnalzende Töne gestalten sich allmählich zu einer Art Triller, der leise verhallt, um plötzlich in einem Puffen wie vom Entkorken einer Schaumweinflasche zu enden. Jetzt ein tschirgg! tschirgg! als wetzte man eine Sense. Darauf von unten ein breites, schmachtendes gack! gack! Da quietscht es obna (oben naha), wie wenn ein gehemmtes Wagenrad über Steine fährt; sodann klappt es wie zornig: tack tack tack! Der Geleitsmann chi̦sche̥lled (flüstert) oder er wirsd i̦^{n}s i^{n} d's Ohr: A^{l}só machen d'U̦u̦rhä̋hne^{n}![1] Sie warnen damit ihre Hennen, um dann, in seligem Sichvergessen die Augen schließend, bis nach Sonnenaufgang die Lockrufe fortzusetzen und d'Spargimänter z'machen.

Viel lauter erschallt das grü̦dlen und chrääjjen des Spi̦̇lhähnen (Birkhahn, als Tetrao tetrix vom Auerhahn als dem T. uro-

---

[1] Der Auerhahn: Haacke 83 ff.; „Orhanen": Stumpf 292^{a} und „Ohrhanen": Rebm. 377; ohrnon: mhd. WB. 1, 626 und daraus erschlossen: ahd. orro (Männchen): Kluge^{5} 21 (vgl. „Uurfel", verschnittener Widder). Tschudi 162—7 denkt an das (andersartige) ur- in „uralt" usw.

gallus unterschieden).[2] Im Spịlhahn uehi (unterhalb des Waldspitzes), im Schrooteggen oder am Dräckstutz der großen Scheidegg, auf dem „Spilhähneⁿschopf" über Mürren kann man sein dumpfes Kollern und zischendes Fauchen vernehmen: er spịld.[3] (Einen balzenden Birkhahn s. bei Tschudi.) In Grindelwald findet sich da und dort auch der Päster (Bastard) aus Birkhahn und Moorschneehuhn:[4] der Räggelhahn (T. urogallo-tetrix).[5]

Wie überhaupt der Uṛrhahn erst durch die mächtigen Rodungen der Ebene in die Gebirgswälder hinauf verschlagen worden ist,[5a] so hausen in der Hịenderteịffi und deren Umgegend zu Itramen mehrere Auerhahndynastien. Wo sonst ohne nähere Bezeichnung von Hịendren als Wildhühnern die Rede ist — so im Hịendertäälli, Hịendertẹllti, Hịendertaal am Schwarzhorn, am „Hühnerstock" nahe dem Pavillon Dollfus, im „Hịendertäällistock" der Gadmerberge, an den „Hühnerhörnern" der Gruppe Monte Leone —, ist in der Regel an das Schneehuhn (T. lagopus mutus) gedacht. Spezieller ist unsere Schneehenna das liebliche und freundliche Alpenschneehuhn.[6] Im Dürrenberg war wenigstens früher[7] die niedliche Häselhenna (Bonasia silvestris) heimisch. — Mit dem Schneehuhn verwechselte man vormals[8] die so hübsche Steinhenna oder das Steinfeldhuhn,[9] hier gewöhnlicher die Pérnịịs[10] oder mit seltsamer Volksetymologie der Pärịịser[11] geheißen. Es ist Cacabus saxatilis,[12] nach früherer Benennung aber Perdix saxatilis. Perdix cinerea dagegen ist das Råbhịendli, das gleich der Wachtlen sich gelegentlich hieher verfliegt. Mit ihrem rụụggen machen sich die Wildtụụba (Turteltaube, Turtur communis) und die Holztụụba (Hohltaube, Columba œnas) bemerkbar.

Durch Hühner und Tauben vorbereitet, wird das frühmorgendliche Waldkonzert begonnen durch die Ringelamsla (Ring-, Schild-, Stein-,[13] Bergamsel oder Ringdrossel, Turdus torquatus) und das Hụụsrëëtẹlli (Hausrotschwänzchen, Erithæus tithys).[14] Nun erheben sich auch all die Amsli und die Trëëstli oder Drụụßli des Gebirgs, um den Tagesanbruch und — laut dem Volksmund — zugleich den Frühlingseinzug anzusagen. Sie flịịschen (ṡṡ) gleitig d's Tau ab ᵈeⁿ Fådren

---

[2] Haacke 87—90. Es ist Geßners „kleiner Orhahn". [3] Altes spellen: seine Gefühle (und Gedanken) äußern. Vgl. Kluge[5] 35 unter „Beispiel" und unsere Erörterung zu „Spilstatt". [4] König 108. [5] Zwei Rackelhähne aus dem Haslital (einer aus Gadmen) sind im naturhistor. Museum Bern zu sehen. [5a] Haacke a. a. O. [6] Tschudi 458—462. [7] Faulh. 19. [8] Cool. JS. 304; Altm. 221; Alpina 1, 208—226. [9] König 108; Tschudi 288 f. [10] Parnisse, Parnise: Rebm. 329. 377. [11] Der Grindelwaldner dehnt das germanische Betonungsgesetz nicht bloß auf Wörter wie Phótograph, sondern selbst auf Eigennamen wie Páris, Bérlin, Gráubünden aus. [12] Haacke 584—6. [13] Altm. 225. [14] Tschudi 90.

und heben an zu schmelzenden Einzelsängen. Das schmettert und das flötet in die Lichtung hinein! Selber uf ^{d}em Waldspitz[15] uehi gibt der melancholische Einsiedler, die Blaudrossel, ihre ererbte Scheu[16] auf und mischt in die Vorträge der hier so geheißenen Goldamslen (nicht Oriolus galbula, sondern Turdus iliacus, Weindrossel), des Mistler (Misteldrossel, Turdus viscivorus), des Räckhaltervögels (Krametsvogel, T. pilaris) ihren volltönigen Gesang[17] mit den schalkhaft schnarrenden Übergängen.

Nun machen sich auch die Finken hörbar. Es schlagen der Zịịßig oder das Zịịßli[18] (Erlenzeisig, Fringilla spinus); das Diste̥lli oder Distelzwingli (Distelfink, F. carduelis); das dem Zitronenfink F. citrinella) ähnliche Zịtrịịndli oder Zịprịịndli (Goldammer, Emberiza citrinella). An das emmentalische „Zịperịịndli" als überfeines Mädchen erinnern sehr wenig die häufigern Namen dieses so eifrig auf Getreidekörner fahndenden Vogels: er heißt der Mistfink, der Chöre^{n}plụnz, der Tịliplụnz. Nicht mit dem Rot„kehlchen" kann verwechselt werden der Rootbrịstel, Ggịgger oder Brommbịịßer (gemeiner Gimpel oder Blutfink, Fringilla pyrrhula). Auch der Grịenfink (Chlorospiza chloris),[19] der seinen Namen gelegentlich auf den Landjäger überträgt, hebt sich zu augenfällig ab vom lieblich bunten Buechfink (Fringilla cælebs) oder vom eleganten Schneefink (F. nivalis), der noch im Herbste spät a'n Gräten uehi seinen Standort behauptet.[20]

Zum vielstimmigen Rufen, Trillern, Schlagen gesellen sich die helltönenden Strophen des Rotkehlchens (Ruticilla rubecula). Es ist das Rootbrịste̥lli, die Reekla, das Reeki oder Reeke̥lli, welches, obwohl bis aufs Faulhorn fliegend,[21] auch in Grindelwald sich zutraulich an Menschen hält und ihren besondern Schutz genießt. We^{nn} mụ d'Reekli blaged, sụ gää^{n} d'Chieh rooti Milch.[22]

Mit vịịl Gschäär fịr nịịd machen sich schon in der Morgenfrühe die Meisen bemerkbar. Im Itramenried haust das Schwanzmeisi oder das Pfanne^{n}stịịlti (die Alpenmeise, Parus caudata). Zu Hunderten bewohnen die Edle^{n}meise̥ni (Sumpfmeisen) die Erlengebüsche der Lütschine. Das Tschụụbelmeisi, das Waldstrịịßli oder der Waldhụppel (die Haubenmeise, Parus cristatus) erinnert mit dem Namen an die Waldmeise̥ni, Tannmeise̥ni: Tann- oder die „kleinen Kohlmeisen" (P. ater). Der einheimische Name der eigentlichen Kohlmeise (P. major) lautet dagegen Spiegelmeisi. Wie dieses

[15] Coiffeur Schwerzmann. [16] Berd. 3, 238. [17] Friderich 200 f. [18] Mhd. die zise, seltener der zîseg. [19] Frid. 307. [20] Vgl. S. 79. [21] König 58. [22] S. auch „Charfreitag".

Tierchen durch komische Neugierde sich auffällig macht, so das quecksilberhaft bewegliche Blaaumeisi (P. cœruleus) durch die drolligen Posituren, in denen es an den Zweigen hängt.

Wie eine Maus schlüpft durch den Grünhaag der Zaunkönig (Troglodytes parvulus):[23] das Haagschleifferli. In diesen Dialektnamen teilt sich aber auch das Goldhähnchen (Regulus flavicapillus und R. ignicapillus), das ebenfalls in Hecken wie an den Säumen des Tannwaldes sein Wesen treibt.

Unter den Lerchen macht sich der Pliemdtrittlig (Feldlerche, Alauda cristata) durch das Stöbern nach Heublumen bemerkbar. Er teilt deswegen auch mit der Goldammer die Bezeichnung Tịliplunz. Er hält sich also an die Umgebung der Scheunen, indes die Alpenbraunnelle (Accentor alpinus) oder Flüelerche: der Fliehvögel selbst dem Faulhorn Besuche abstattet. Er heißt anderwärts Häärdvögel.[24] In Grindelwald aber konkurriert dieser Name mit dem der Graasmịgg (Grasmücke, Curruca).

Der Spatz als Feldsperling und Passer montanus muß als Doreⁿspatz oder Schildvẹ̈gẹlli den Fliegenschnäpper (Muscicapa) benennen helfen. In die Monotonie seines Geschlechts bringen als Clowns die Bachstälza (Motacilla alpina) und die Chuehstälza (gelbe Bachstelze, M. flava) Abwechslung. Jene antred (imitiert wie spöttisch) den Lerchengesang, diese treibt sich, Insekten fangend, zwischen dem Weidevieh umher. Der Rinderstaar aber oder die Rinderstrahla (Staar, Sturnus, „Rịnscher") fliegt den Kühen gleich auf den Rücken und treibt als Păjjaß (bajazzo, paillasse) seine Possen. Er miaut wie die Katze, quakt wie der Frosch und antred so fast alle Tiere.[25]

Ähnliche Spaßmacher sind die Häher. Die (tschắgget) Schiltheera oder der Herʳeⁿvogel (Eichelhäher, Garrulus glandarius) und der Nußbrắchch (Nußhäher, Nucifraga caryocatactes)[26] machen sich freilich durch Plündern besonders der Arvennüsse für ihre Künste überreich bezahlt. Unschön wie ihr Gekreisch ist auch das des Wịthopfs (Upupa epops). Immerhin ist es noch erträglicher als das umharắtschen der Agristen (Elstern, Pica caudata), die ja auch als Todesvorboten gelten. Da zudem die Agrista vielen Singvögeln geid gan d'Eier g'schẹnten (rauben), sieht man ihre allmähliche Verdrängung nicht ungerne.

---

[23] Tierwelt 1995, 1. [24] Tsch. 84. [25] Tsch. 95; Frid. 56. [26] In „Nußbräch" bemerke wieder die gute alte Stammbildung (wie in „Steinbrech" u. dgl.)

Wie viel Vergnügen bereitet dagegen wieder das g'wirbig (behende) Volk der Spechte! Da bohren und trommeln der Griensspächt (Picus viridis), der Bluemspächt (d. i. der Buntspecht als Dendrocopus major, minor oder medius), der allerdings seltene Wịịßspächt (weißrückiger Sp., D. leuconotus), der Schwarz- und der Graauspächt. Schildspächt ist ein seltenerer Name für Picus tridactylus: den Drịịzingger, der nur drei Zinggen, Tschinggen, Zääjji (Zehen) hat. Das stundenweit hörbare, bald heller schnarrende, bald dunkler knarrende rwww! womit alle diese „Baumhacker"[26a] unter erstaunlicher Arbeitsleistung in angekränkelte Linden, Kirschbäume, Eschen ihre ellenlangen Gänge schnäbeln, um auf deren Grund ihre Eier in die Hackspäne zu legen, heißt rollen und hat den Spechten den gelegentlichen Gesamtnamen Rollspächt eingetragen. Eine Bezeichnung ähnlicher Art, der erstaunlichen Gewandtheit in dem sich aufstützenden Klettern — chlänen[27] — entnommen, ist Chlään. Der Name gilt speziell dem Baumläufer oder der Spechtmeise (Sitta familiaris). Der „Blauspecht" (S. europaea) aber ist der Blaauchlään, und der Name Fluechlään oder Fluelĕịffer eignet dem ebenso farbenprächtigen wie gescheiten Alpenmauerläufer (Tichodroma muraria, neben welcher Art im Berner Museum eine T. phoenicoptera im Frühlingskleid mit Nest und Eiern figuriert). Welch eine Zierde auch unserer Berge! An diese Kletterer erinnern durch die Gewandtheit der Flügel, mit denen sie anstatt der Kletterfüße die senkrechte Felswand beherrschen, die Spịịrra als der Alpenmauersegler (Cypselus melba) und die groß Spịịrra (Turmschwalbe oder Mauersegler (C. upus). Der Mauersegler heißt auch „Mauerschwalbe"; die Mụụrschwalba dagegen oder die Felsenschwalbe (Hirundo rupestris) ist eine wirkliche Schwalba mit dem Merkmal der nach hinten gerichteten vierten Zehe, während Cypselus einen Klammerfuß, d. h. vier nach vorn gerichtete Zehen hat.

Welch ein Konzert von Stimmen! Und alle wollen gehört sein, die kunstvoll modulierten wie die ungefälligen, wie man auch im Konzert[28] politischer Stimmungen und Stimmen „die andere Partei ebenfalls hören soll": weⁿⁿ mụ nụmmạn éiⁿ Vŏgel g'hĕĕrd pfịịffen, sụ g'heerd mụ nụmmạn eiⁿs G'sang.[29]

[26a] Eben Dendrocopi; vgl. den rätischen Namen des Spechts: picialenn (Holzklopfer). [27] Vgl. „lehnen" bei Kluge[5] 231. [28] Aus it. concerto und dies von lat. concertare: zusammen streiten, wetteifern. [29] Man sagte altdeutsch (mhd. WB. 2, 2, 303 ff.) „der" und „das" sang, aber nur „das" gesang.

Leise Stimmen und stumme Welt.

So laut nun, wie der Vogel rie̥fd und z. B. der Gguͅgger (Kuckuck) sogar brie̥led, die Schwalbe zwitschert, zwitsche̥rren Tierchen wie der Hewstuͅffel (die Heuschrecke) oder die Feldgrille (Grillus campestris) nicht. Weniger noch als dieser Müͅheim, nach dessen Gebahren man einem zögernd und unsicher sein Anliegen Anbringenden zuruft: wolltist müͅheimen? macht sich die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris): das Härdepfelmöli hörbar. Sie gilt lediglich als des Menschen Todfeind gleich dem Meieⁿchä̆fer (Maikäfer, Melolontha vulgaris), obschon dessen Larve, der Enger (Engerling), hier oben nicht so verheerend wirkt wie im Unterland. Mit dem G'speiz (Mḁden oder Grodlen, Einzahl: der Grŏdel an nicht frischem Fleisch u. dgl.) verwechseln Dialektfremde etwa das G'fleig (Geschmeiß) wie z. B. den Oi̥geⁿstächer (Holzwespe, Sirex gigas) oder die Giftmuͅgga (Schnake, Tipula), die Suͅrra (graue Fleischfliege, Sarcophaga carnaria), den Bräām (die Biesfliege oder „Bremse").[1] Hinwieder hält begreiflicherweise die Volkssprache die „Honigwespe" oder die Biene: das Biͅji (welches leider trotz der außerordentlichen Wichtigkeit der Alpenbienenzucht durch Raummangel aus unserm Band ausgeschlossen wird), und das Wä̆xi (die Wespe, Vespa vulgaris) weit auseinander. Wer ziel- und sinnlos herumfährt, fe̥hrd umha wie nes g'stüͅrᵐes Wäxi; und wer wie der Hüͅrnuͅuͅß (Hornisse, Vespa crabro) umhervagiert, ist eⁿ rächta Huͅrnuͅuͅßi. Ein derartiger Junge, der zerzaust und beschmutzt die Stube betritt, wird interpelliert: wa bist je̥tz aber umha g'huͅrnuͅuͅßed! Interessant ist, daß auch die überwinterte Wespenkönigin als Huͅrnuͅuͅß angesehen wird. Man scheut ferner die Ohre̥lla (Ohrwurm, Forficula auricularia) und den Chällerhälblig (die Kellerassel, Oniscus); besonders aber den Spinnen ist der Mensch spinneⁿfiͅjend, wie die Spinni selber es unter sich sind. Einen mit Lippenausschlägen Behafteten hed eⁿ Spinna aⁿg'seichd. Hinwieder ist ein von Schuld und Schulden Gedrückter einer, wa viͅil Guegen heed. Der Grindelwaldner Gueg vertritt ungefähr die Klassen der Käfer und Würmer, bei den Alten sogar auch die Ordnung der Schlangen. Der Schiͅiͅuͅgueg aber ist sehr zweideutig sowohl das Johanniswürmchen (Lampyris splendidula), das im stillen „so für sich hin" leuchtet, als ein heimliᶜʰ feißta Egoist. Heimeliger ist daher auf dieses Tierchen der Name „Hiͅmelgi̥egi" übertragen worden, der sonst auch dem Marienkäferchen (S. 209) gilt.

---

[1] Niederdeutsch, für altes „der" brëmo, brëm (Graff. 3, 303; mhd. WB. 1, 238), zu brimmen = brummen.

Luftmangel infolge allzulangen Frostes, Armut an Wasserinsekten und andere Umstände lassen begreiflich erscheinen, daß die Alpengewässer mit zunehmender Meereshöhe mehr und mehr auch an Fischen erarmen. Daß dagegen z. B. im Hinterburgseelein nnd im Sägistalsee Fische erblinden,[2] wird heute von Kundigen als lächerliche Fabel erklärt. Zahlreich und munter wie im Brienzersee der Eeg (Flußbarsch), tummeln sich noch in den genannten Hochseen das Egli (ĕgli) und die Forelle. Erfolgreicher fischt man allerdings die altberühmten Foorni und selbst die kleinern Férḛllḛni[3] der Lütschinen (nur nicht, wenn sie zum Leich aus den Bödeliseen heraufkommen) mit dem flächsernen „Barren" oder Schöpfgarn. Dasselbe heißt die Härnụta; und da die darin gefangene Foorna lebhaft für ihr Leben si^ch wĕhrrd, sieht sich auch ein in lebhaften Disput Verwickelter oder ein ins Verhör Genommener i^n d'Harnụta g'nụụn.[4] „Einen Zug tun" konnte man jedoch besonders ausgiebig an Seehäupten wie dem „tractus" oder „Zug" oder „Fach"[5] oben am Thunersee und dem ehemaligen Fischer- und Schifferdorf „das Tracht" bei Brienz.[6]

Wie dem Emmentaler,[7] ist auch dem Oberländer der vielfach verschätzte Gropp (Kaulkopf) nid e^n Fịịsch (ṡ), während dagegen alles Lebende, was zu schwimmen pflegt, Fịịsch heißen kann. (So redet ja selbst die Wissenschaft vom „Walfisch", vom „Tintenfisch", und was kann man nicht alles „fischen"!) Etwas naturkundiger unterscheidet man doch Fịịsch und Frĕĕsch (Fisch und Frosch);[8] aber begreiflicherweise so, daß der gemeine grüne Wasserfrosch (Rana esculenta), der auf stehenden Gewässern die Freeschmoltri (Froschlaich) absetzt, die gesamte Froschsippe vertreten muß. Nicht besonders benannt sind der zierliche Laubfrosch (Hyla arborea) und der braune Grasfrosch (Rana fusca), welche das große Reich dessen, was da ggụmped (hüpft) oder ggraagged („kreucht"), eröffnen. Die Doggli oder Chrotti (Erdkröten, Bufo

---

[2] Faulh. 23. [3] Grun. 1. 126; König 19; Kyburtz A 11. Zu gr. perknos (bunt, gesprenkelt) stellt sich westgerm. forchna, ahd. forhana, mhd. vorhen, vorhe, Salmo fario. Die mittelrheinische Verkleinerungssilbe -le schuf die forelle oder (mit mechanischem Accent wie in „lebendig" neben holländ. lévendig, oder in oberhaslischem „usserordäntlich" die «forélle». Vgl. Kluge[5] 115. [4] Vgl. emmentalisches „i d'Hääre nääh": in Behandlung nehmen. „Das hâr" (Haar) hat eine alte Nebenform „der hare, der har" (Flachs). Dazu gehört der harluf (Häärlef) des Webers (Lf. 384), und an nämliches «har» kann man sich altes hnuttên, notten (schwingen, die Hand hin- und herbewegen besonders beim Weben, Flechten, Knüpfen) gefügt denken. Vgl. Graff 4, 982. 987. 1126; mhd. WB. 1, 633; 2, 1, 418; Kluge[6] 148. [5] Reg. 89; schwz. Id. 1, 638; Font. 3, 8; Argovia 3, 350; 4, 65; Kib.-Urb. 2[a], 22. [6] Wyß 863. [7] Lf. 40. [8] Das zum Kollektiv- und von hier aus rückwärts zum Einzahlsinn vorgedrungene Freesch (unterbernisch Fröschsch) erhielt mittelst schwacher Biegung eine neue Mehrzahlform. (Vgl. die Obst- und Beerennamen usw.)

vulgaris) zählen unter ihre Arten namentlich die kleine schwarze Gglogge^{n}chrotta (Unke, Bombinator igneus) mit den eigentümlich anmutenden großen Augen und der ụụfg'hụụbeten (aufgebauschten) Näsen. Sie ist's, welche am Abend jenes sanfte, hochtonige ggụụ! ggụụ! ụụ! zum besten gibt. Wegen ihres Wohnens in feuchtem Steingeröll und in Mauern heißt sie auch die Stei^{n}chrotta, das Stei^n-chrëttli. Unter den Molchen („Mollen")[9] sind auffälligerweise nicht z. B. der gelb gefleckte, gleichsam lackierte Erdsalamander (Salamandra maculosa), wohl aber das schwarze Rä̋ge^{n}möli (Salamandra atra) und der Rootbị̈ịhig (Wassermolch, Triton vulgaris) eigens bekannt und benannt. Wie liebliche Tierchen sind die Bergeidechse (Lacerta vivipara) und die Mauereidechse (L. agilis)! Beide werden als der Heidox zusammengefaßt.[10] Als Schlange wird immer noch der Blindschlịịch selbst von der gelehrten Bezeichnung („Anguis" fragilis) in Anspruch genommen. Unter der ältern Gesamtbezeichnung Wụ̈rem machen wirkliche, und zwar auch giftige Schlangen namentlich die Sonnenseite Burglauenens unsicher. So besonders die rötlichgelbe Chupferschlanga (redische Viper, Vipera aspis)[11] und die schwarze Viper.

Die alte Sprache dehnte übrigens den Begriff „Wurm" auch auf Eidechsen und Molche, auf Spinnen und selbst auf fliegende Insekten aus. Die Biene war der bînenwurm, der Salamander der „Feuerwurm"; der Seidenspinner ist der „Seidenwurm", die nackte Schmetterlingsraupe der Gräswurem. Wurem ohne nähere Bezeichnung bedeutet auch den Spulwurm (Ascaris lumbricoides). (Dás Chind hed Wịrem.) Der Regenwurm (Lumbricus terrestris) dagegen ist der Chärder, mitteldeutsch Quärder, schriftdeutsch Köder.[12] Als solchen spießt man ja Chärdra an das Wịderhäággi des Angels.

---

[9] Stumpf 286a. [10] Bei Rebmann (175) „Heidechs", im Emmental „das Heidöchsli". Die an „Heide" und „Ochse" gelehnte Volksetymologie ist nicht drolliger als die gelehrte Dekomposition „Echsen", womit man seit Oken die „Saurier" (z. B. die vorweltliche Fisch-eidechse: den Ichthyo-sauros oder die Ichthyo-saura) ersetzte. Deutlich hebt sich die Ei-dechse in altem egi-dëchsa auseinander. Die dëchsa ist eine langstielige Art, dihsila die Deichsel. (Graff 5, 123.) Am durchgesteckten dëchsîsen oder dëchsschît hielt, bevor man Breche, Kunkel und Rad kannte, die Linke der Spinnerin den Flachsbündel, die dëchse, zum schwingenden Klopfen (Verb dëchsen dachs gedochsen: mhd. WB. 1, 330) und nachherigen Abspinnen. An einen langgestreckten Kloben oder Rocken gemahnt, wie auch Jakob Grimm (bei Graff 1, 129) fand, das in der Ruhe so starr erscheinende Tierchen, das dann plötzlich in so zierlicher Gewandtheit wie eine Schlange (gr. ophis, lat. anguis, ahd. egi-, vgl. das Egli S. 200, den Egel und den Blutegel: Kluge[5] 85) vorwärts schießt. Seiner Leibesgestalt gemäß könnte auch der Dachs, Tax (gewöhnlich und sehr sachgemäß als „Archi-tekt", gr. tektoon, gefaßt) hieher gestellt werden. [11] Neue A. 171—181 Tschudi 54. [12] Kluge[5] 207.

Keines solchen bedarf der Fischotter (die Fischotter, Lutra vulgaris, Otter), welcher fast gleich der Natter[13] seine Beute beschleicht. In diese teilen sich aber mit dem „schamper boßhaftigen tier“[14] die gefräßige Fischreigla (der Reiher, Ardea cinerea) und die so überaus interessante Wasseramsla (Cinclus aquaticus).[15] Nach dem Mettenberg verflog sich im November 1864 vom Bachalpsee her ein Wasserhuehn (Fulica atra);[16] nach der Lütschine hinunter verirren sich mitunter vom Schwantwaldwịjer her Wildẹnti (Anas boschas). Am Talfluß lụụred auch etwa der prächtig gefärbte Fịschvögel (Alcedo ispida) in komisch stupider Haltung, welche die so äußerst interessante doppelte Schutzfärbung zu studieren gestattet.

Wie sogar die Büchersprache z. B. die Flădermụụs und die Mịịs verschiedenster Gattungen in ein Band nimmt, so werden von uralter Volksvorstellung die so harmlos am Teiche flatternden großen Libellen mit Wespen und Hornissen zusammengeworfen. Nicht nur bedroht das Röswăxi (die „Pferdewespe“)[17] wie die „Weiernaadleⁿ“ des Emmentals — gleich der Fledermaus — den Haarschmuck furchtsamer Zuschauerinnen. Gleich der Hornisse sind auch d'Röswăxẹni aˡsó vergifti, das[s] ihrụ sịbni mĕgen es Roos tĕĕten. Nur die kleinern Abarten oder Exemplare dieser großaugigen Wasser- oder gemeinen Seejungfer (Callopterix virgo), die in augenscheinlichster Harmlosigkeit auf hervorragendem Felsblock eine blühende Wasserpflanze umschweben, dürfen sich des Ehrennamens Wasserjumpfer erfreuen.

Tisch und Bett.

„Froh wie die Libell am Teich“ haben „Aktive und Passive“ sich zur Tafel gesetzt. Und fürwahr, sie mĕgen! Man sieht's, und die im Wortlaut[1] daran erinnernden Mägen erklären es. Kann doch die mit Raupenhaaren gespickte Magenhaut des Ggụggers nach dem Strich gebürstet werden! Ist doch der hinder Hals (Schlund) des Lämmergeiers zum ahirịtschen der Beute im Tempo der Verdauung eingerichtet![2] Hinwieder ist Tieren wie dem Gemschi (der Gemse) die Ausnützung der kläglichen Winterspeise auf bemerkenswerte Art erleichtert. Wie n eⁿ Saaga (Säge) fühlt sich bei der anderthalbjährigen[3] Gemse

---

[13] „Die Natter“ (natrix, gegenüber vi[vi]pera = die Lebendiggebärende) und „die Otter“ (d. i. Wassertier: Kluge[5] 277) glichen gegen einander ihr Geschlecht aus. [14] Stumpf 290[a] [15] Die unsagbar anziehenden Lebensbilder bei Tschudi (156—9) und Friderich (214—7) muß man unausgezogen lesen. [16] Tsch. 63. [17] Vgl. „Roßkur“ u. dgl. Lf. 272.

[1] Kaum etymologisch. [2] Alpina, s. u. Fußnote 20. [3] Zürn 7.

der Unterkiefer an, dessen Meißla (Schneidezähne) mit ihrer löffelartigen Biegung das kürzeste Gräschen unmittelbar über dem Boden abchlempen. Die Mählzęnd ihrerseits zerkleinern mit Leichtigkeit das trockenste Gras, die lederfeste Flechte, insbesondere den Gemschbart (die Bartflechte, Usnea barbata) der Fichten. Außerdem halten die Grattiere es lange Zeit aus, daß siᵉ hungred, und der G'lust nach Schnee läßt keinen Durst aufkommen. Es ist die nämliche Lebenszähigkeit, mit der sie zääjjų wie d'Chatzi von den furchtbarsten Verwundungen rasch genesen oder solche jahrelang durchs Leben schleppen. Sie erinnern an die Aammeißi und die Chäärdra (S. 201), welche noch mit bloßem Vorderleibe fressen und arbeiten.[4]

Vögel, die solche Entbehrung nicht aushalten, gaaⁿ furt. Schier nie sieht man freilich Zug- und Strichvögel über Grindelwalds Alpenwälle ihren meist bequemen Bummelflug[5] vollführen. Nur auf einer Irrfahrt hieng im Herbst 1870 ein Vogelzug fįįf Minųųten an es anders[5a] über der großen Scheidegg. Solchen Wechsel des Brotkorbes ersetzen sich die bekannteu Winterschläfer dadurch, daß sie dem Sparschlaf, diesem Vermächtnis des Eiszeitalters,[6] frönen: sie schlaaffeⁿ wie eⁿ Mųrwęnda (wie ein Murmeltier).

Der langen Ruhe des Murmeltieres geht freilich ein sehr lebhaftes sommerliches Treiben vorauf. Beobachten wir, aber mäuschenstill, eine Kolonie aus der Ferne! Hundeartig sitzt dort auf einem flachen Stein ein etwa hasengroßes Tier. Es spreizt die Beine und läßt ein Junges durchschlüpfen, damit es zu den Bįppinen (Zitzen) gelange. O weh! trotz aller Vorsicht gewahrt uns die Mutter. Sie pfįįffed und ist verschwunden. Das Junge zwįiggled und humpelt nach. Doch ein Nachfolger des Mųrwęndeⁿ-Christen, der bei Mettenberg ein gefangenes Tierchen um Geld sehen ließ, kann uns ein Weiteres berichten. Er weiß zunächst, daß man gut grindelwaldnisch (dissimilierend) die Mųrwęnda sagt, in Dorf und Umgebung aber „die Mųrmęnda", im Haslital „das Mųrmęti"; und wir können ja schon rückschreitend ergänzen: im Tessin: la mure montana, bei Plinius:[7] mus alpinus, neulateinisch: Arctomys marmota, im Unterland: das Murmeli.[8] Vielleicht ein Dutzend Jahre bringt unser Mann das nämliche Tier durch mit Löwenzahn und Kohl, Brot, Milch und Wasser. Daß die dem freien Alpenleben entzogenen Mųrwęndi immer so gut fortkommen, ist damit nicht gesagt. Sogar

---

[4] NW. 1905, 273. [5] Verd. 1, 206. [5a] Weitere Einkürzung des bereits brachylogischen „aneinander": so daß ein Stück des Ganzen sich je „an ein anderes" knüpft. [6] Gilberts Annalen der Physik 40, 348; 41, 361; dtsch. Arch. f. Physiol. 1816, Heft 4; Verd. 3, 202—4; NW. 1904, 403—7. [7] 8, 37. [8] Rebm. 481: das Murmelein.

unter der rooteⁿ Flueh am Eiger suchte man umsonst Murmeltiere aaⁿz'pflanzen; kein Wunder denn, daß die Kolonie im Berner Hirschpark einging. Wie schon die Murmeltierknochen beweisen, welche man[9] zu Dutzenden im eiszeitlichen Gletscherschutt um Bern gefunden hat, will das Tier sein Freiland zwischen den Grenzsäumen des Waldes und des ewigen Schnees haben. Der kleine und der große „Murmetenstock“ sind Wahrzeichen seines Aufenthaltes. Nur besonders zutrauliche Familien wagen sich in die Nähe des „Murmeltiersteins“ bei Monthey oder suchten ehemals sogar Unterkunft[10] in der Mụrwẹndeⁿschịịr[11] Grindelwalds. „Das fröhliche Murmeltier“[12] kann also ohne gewaltigen Zeitaufwand nur unter den Händen eines so kundigen Pflegers wie Stumpf[13] in seiner „wunderbahrlichen art vnd natur“ beobachtet werden. „Nidertrechtig“ ist sein Wuchs, zottig sieht es in seinen „schlotterhosen“ aus, bärenmäßig sind seine „tapen“; „umb d'nasen vnd das ober maul (d's ober Mụụl) hat es schwartze rauhe bürsten als ein katz, mit aller gestalt vnd lydmaß aber ist es einer maus oder ratzen nit vngleych.“ Und doch wird das Tierchen uns sehr sympathisch wegen seiner seelischen Eigenschaften. „Ist es des menschen gewonet, schimpffet (scherzt, g'spassed) es gantz freüntlich, vnd mit den zenen lauset es den menschen gleych wie ein Aff. Fleisch, brot, gmüß, obs (Obs) usw. nimmt es in seine vordern kläwlin (Chrắwla) wie ein eychorn (der Ei^{ch}hören) vnd sitzt darmit auffrecht wie ein Aff. Es gadt auch etwan auff den zweyen hindern füssen wie ein Bär. Sy schimpffend vnd gopend (ggoolen) miteinander vnd murrend vnd bällend (bịllen) darzu. Sy mögend jr phantasey vnd abentür nid lassen. Mit strauw, höw, lumpen und der gleychen tücher schoppend sy das Maul voll und schleppen, was nit dareyn mag, in jr nest“ usw. Darin verschlafen sie auch in Gefangenschaft und unter guter Pflege den Winter. Im Freileben chrụ̈gẹllen oder chrịgẹllen (kugeln) sie sich dabei zusammen, zehn bis zwanzig in einer Hẹ̆hli (Höhle) ringsum gelagert, um möglichst wenig Leibeswärme zu verlieren. Ze'm alteⁿ Michelstag (19. September) gaaⁿ s' under und verharren in ihrer Lethargie bis zum Georgeⁿtag (23. April), ja bei schlechten Sommern fast das ganze Jahr. Im vollen Mond sollen sie sich welpen, um auf der andern Seite zu schlafen (S. 137). Schlafend aber — hieß es ehedem — steckeⁿ s' d'Nasa iⁿ d's Hindra und laan den Aaten grad umloịffen.

Von weitern Alpentieren gilt der Steinbock als hierzuland ausgestorben. Doch brachte der seither in der Ferne so tragisch verunglückte

---

[9] Vgl. Naturf. 1891, VII. [10] SdB. 1904, 190. [11] H 1. [12] So betitelt sich eine Straßer'sche Liedersammlung. [13] 288 f.; vgl. Sebastian Münster 349 f.

Dr. Streun im Sommer 1902 ein prächtiges Steinbockhorn von der Strahlegg herunter. Sonst figuriert das Tier bloß noch symbolisch als Amtswappen von Interlaken und daher auch häufig als Wirtsschild.

Bist z'Interlache, bis nid blind:
Der Steibock het e herte Grind

lautet denn auch der Spieß'sche Vers zum Interlakner Wappen im Berner Kornhauskeller. Auch der Hirz (Hirsch) hinterließ ein Geweih als letzte Spur seines Daseins in den Späätinen am Männlichen. Dagegen gibt es, seit einigen Jahren dort darg'schlagen, im Itramenwald einige Rehe. Sonst reden von diesem Edelwild bloß noch die Örtlichkeit Rehhaalta[14] hinter der Kirche, sowie der Rehhuesten als Keuchhusten, falls dieser wirklich (nach hiesiger Deutung) an das hustende Reh erinnert, und nicht vielmehr altdeutsches râhi, ræhe, altbaslerisch „rääch, reehig" zugrunde liegt.[14a] An dieses „Rehtier" (rahdeor) der Angelsachsen[15], das „Reech" des ältern Deutsch[16] könnten auch die „Thierberge"[17] über dem Rhonegletscher erinnern, wenn nicht bei ihnen wie schon beim „Dammastock"[18] vielmehr an die Gemse zu denken wäre. Deswegen heißen auch andere Tiere mit ähnlicher Färbung wie der der Gemsen: tierfarw; ja statt e^n^ tierfarwi Geis sagt man auch nur kurzweg e^n^ Tiera. Nur auf die Gemse kann sich der Tierstein an der Bǻregg beziehen, wo die Gemsjäger in ihr Mettenberg-Jagdgebiet einzudringen[19] und ihre Tierbi̦xa in Bereitschaft zu setzen pflegen. Auch der Tierwang am Westgefälle der Burg hilft den Satz bestätigen: „Die Gemsen sind unsern Bergbewohnern (auch den Wallisern) Tiere im ganz ausschließlichen Sinn des Wortes. Daher das „Gsü̦ü̦r" im Adelboden, dies unzugängliche Gemsenasyl, eine Mutter aller Tiere genannt wird."[20] Es begreift sich dies auch aus der Grundbedeutung von „Tier". Es ist das auf der Flucht hörbar „atmende"[21] Hauptjagdwild einer Gegend, in und um Grindelwald eben das „Gemstier",[22] in alter Abkürzung: „das Gems".[23] Es war dies die umfassende Bezeichnung für den Gemsbock oder den gams („gamuz")[24] und die Gemsziege oder die gemse („gamiza")[25], etwa so, wie z. B. „das" Huhn als „der" Hahn und „die" Henne sich differenziert. „Das Gems" bildete aus sich die kosende Verkleine-

---

[14] G 3. [14a] Mhd. WB. 2, 1, 548; Seiler, Basler Mundart 236; schw. Id. 6, 91. [15] Kluge[5] 298. [16] Rebm. 139. 428; vgl. den Rechberg („Reechbärg") in Zürich. [17] SAC. 40, 90. 297; vgl. Stud. T. 81. [18] Arch. f. schwz. Gesch. 3, 271 aus dem Jahr 1487. [19] Wyß 663. [20] AR. 1819, 331. [21] Kluge[5] 376. [22] Höpfn. M. 6. [23] Altm. 184; Grun. 1, 103; Reise 2, 31. [24] Kluge[5] 134; vgl. Graff 3, 207, wonach eine Wienerglosse des 12. Jhd. mit gamz den Steinbock bezeichnet. [25] Hieraus floß it. „die" camozza, wie aus gamuz „der" chamois der Franzosen und Engländer.

rung Gemschi mit der Mehrzahl Gemsch̥eni.[26] Die auch hier vergessene Deminutivbedeutung muß, wo man ein kleines junges Tier bezeichnen will, durch Gemsch̥elli ersetzt werden. „Das Gems“ der ältern Schriftsprache bildete die regelrechte Mehrzahl „Gemse“,[27] welche nach so häufiger Analogie in die Einzahl vordrang und der neuen Mehrzahl „Gemsen“ rief.

Die Gemse ist heute Grindelwalds Wappentier; und ihm würde die Ortschaft wohl längst einen Park, ähnlich dem in Interlaken und dem Fluhpark zu Brienz erstellt haben, wenn die Mittel zu besserm, als zu jenen traurigen Gefängnissen langten, wie sie da und dort außer der Talschaft zu sehen sind. In solchen Verschlägen kann höchstens etwa (an den vier Strịichen oder Zitzen u. s. w.) die Antilopenart unserer „gewundenhornigen“ [28] Rupicapra tragus [29] veranschaulicht werden. Die Spezies der Gemse entfernt sich also stark von der der Ziege, mit welcher dennoch tatsächlich[30] äußerst muntere Blendlinge erzeugt worden sind. Nur Fabeln dagegen erzählen von Mischungen zwischen der Gemse und dem ihr so widerwärtigen Schaf,[31] so daß en Bänz e̥'nem Gemschi nachg'schlägen hätti.[32] Unmittelbar veranschaulichen läßt sich in der Gefangenschaft etwa noch der dunkelfarbige Gemschistriich über dem Rücken der hübschen Gemschgeißen. Sonst aber läßt sich die wahre Natur des Tieres nur erforschen in dessen wildem Heim an den Gemschbärgen nahe dem Schwarzhorn und dem Rötihorn, in der Gemschilịcken oder auf dem Rothornsattel der Finsteraarhorngruppe[33], auf der „Gemsenspitze“ der Dossengruppe,[34] auf dem glarnerischen „Gemsistock“ nahe dem „Zuetreibistock“, auf Unterwaldens „Gemsispịil“. Auf Grindelwalds Faulhorn-, Wetterhorn- und Schreckhorngruppe kommt dann und wann eine Häärd von vielleicht dreißig Tieren in Sicht, in Graubünden aber laut eidgenössischem Oberinspektoratsbericht für 1906 bis zweihundert Stück. Ein sechszighäuptiges Rudel im Neßlerntale bei Saxeten[35] und ein achtzighäuptiges im Kiensuldtal bilden

[26] Es ist die aus „Meidschi“ u. dgl. bekannte Vergröberung des noch im Wallis erhaltenen -ji, des holländ. -je (bankje usw.) [27] Altm. 28; Reise 2, 48 usw. [28] «Strepsiceros»: Stockhornias 58, cf. Cool. JS. 27. [29] Haacke 563—570. [30] Keller 153—173. [31] Ebd. 223. [32] Der „Verschlag“ (die „Hürde: Joh. 10, 16 nach Luther) zur Sönderung der Schafe kann allenfalls die Ausdrücke „Schlag“ (Rasse), einem naa g'schlaan oder „nachschlagen“, aus der Art „schlagen“, von Hause „schlagen“, vom Näst g'schlaan, darschlaan (S. 205), ung'schlacht, «gislacht» (edel geartet), „Geschlecht“ erklären helfen, wenn man nicht an Spezifika wie das „beschlagen“ durch den Hengst denken will. (Vgl. Kluge[5] 136.) Man denke aber behufs ersterer Deutung aus „schlagen“ auch an ahd. slëcht = gehämmert, daher eben, gerade, glatt (vgl. schlichten), schlicht, die slëchtî und slëchtida = Ebene, die worolt-slichtî = Erdoberfläche. [33] Cool. BO. 42; SAC. 40, 77. [34] Cool. BO. 177. [35] Oberländ. Volksbl. 1905.

hübsche Bruchteile der beiläufig dreizehnhundert bernischen Gemsen.[36] Das nun zumeist preisgegebene Wildheu (S. „Seil und Sense") mit Kräutern wie der Gemswurz — Gemschichrụụd —, sowie der obrigkeitliche Wildschutz könnten wohl die ehemals gewöhnlichen hundertköpfigen Rudel[37] wieder anwachsen lassen, wenn nicht durch Bergsport und Flinten von allerhand Eigentümern die Grattiere immer schịịher gemacht würden. Immer losere und kleinere Rudel sehen sich veranlaßt, Standorte wie das ober und under Wäxel über dem Milchbachlooch, die ebensolchen „Wechsel" am obern Eigersattel, in der Engi und im obren Gang des Wetterhorns, an der Wandellen u. s. w. „ein- und auszuwechseln". Es ist also doch nur bittere Not, aus welcher z. B. am 25. April 1887 drei gehetzte Gemsen „die Flucht in die Öffentlichkeit" bis nahe zur Grindelwaldner Kirche wagten, oder welche sie in dem fast beispiellosen Schneewinter 1906/07 bis in die Nähe menschlicher Wohnungen trieb. Die gewöhnliche Zumessung der weißen Erddecke bereitet dem Grattier, welches sich als das alleinig rächt Gemschi in der Lebensweise (nicht als Spezies) von der Waldgemse unterscheidet, eitel Luft. Unter irgend einer schützenden Balm wird kurzer Nachtschlaf gehalten. Den Tag über läßt das Tier mutwillig sich den Schnee um die dargebotene Schnauze wirbeln, nur hie und da energisch ein zu groß geratenes Häufchen abschüttelnd. Stallwärme aber wäre bereits der Jungen Tod.

So auch mues[s] der Steinbock chaald haan, sụst wird er blinda.[38] Acht Tage läßt die Schneehenna sich einschneien und streckt nur zum Aate[m] ziehn ein wenig den Kopf fịrha. Wie Eskimos hüllen der hübsche Schneefink (Fringilla nivalis) und der wịịß Haas (Lepus variabilis, S. 210) sich in das Flockengewand. Ohne Unterbruch verweilen an der Schneegrenze die Schneekrähen (Pyrrhocorax alpinus) — Tähi — und die Steinkrähen (P. graculus) und machen Jagd auf Schneemilben, Tausendfüßler, Spinnen. Unter diesen ist es besonders auf den Weberknecht abgesehen: den Lengscheichler (Phalangium parietinum) oder Geishirt, der ja doch so wịịt mag g'choon. Auch Pfịịffoltren (Schmetterlingen, z. B. dem kleinen Fuchs, Vanessa urticæ) und ihren Raupen sächche[n] s' naa[ch]. Zu den Murmeltieren hinwieder gesellt sich die Schneemaus.

Für unterirdische Lebensweise sind wie diese eingerichtet[39] und graben sich demgemäß ihr Bett[40] der Blindschlịịch,[41] die Aammeißi und die Chlempi (die gemeinen roten und die großen Waldameisen).

---

[36] Bern V. 152. [37] Wyß 603. [38] Grun. 1, 127. [39] NW. 1903, 101 ff. [40] Vgl. Kluge[5] 38. [41] Tschudi 53.

Auch hier versteht man den Aammeißengeist als Mittel gegen Gliedersucht zu gewinnen; man weiß aber ebensogut, daß, wer Aammeißenhǖbla und Chlemphįįffeⁿ zerrẽhrd und verruinierd oder verruụschenierd, mit dem Veh im Stall Uⁿgfeel heed. Mit der nämlichen Feinfühligkeit, die dem bessern Oberländer eigen ist, wird auch das so kunstreiche und wissenschaftlich interessante Schnäggenhụụs geschont. Die Schnecke selber kommt freilich auch hier lediglich um ihrer Langsämi willen iⁿ der Lįįteⁿ Mįįller. „Eile mit Weile" lautet grindelwaldnisch: Der Schnägg hed gseid: įllen tue ᵈekein gued.

Gerade solch feinere Veranlagung könnte für bösere Zeiten einmal den Gedanken an rationelle Schnecken-, Ameisen-[42] und Mehlwürmerzucht[43] nahelegen.

Nicht so viel Schonung findet trotz seiner enormen Nützlichkeit der Schäär (Maulwurf),[44] weil er d's Land zerggörd (den Rasen zerwühlt) und so viel Frühlingsarbeit mit Schărhįįffen brächen verursacht. Findet der Maulwurf an Regenwürmern das ganze Jahr durch Nahrung genug, so soll der Igel — sowohl der Hunds- als der Sįwįgel, wie nach der Schnauze unterschieden wird — sich im Fallobst wälzen, um solches aufgespießt in seine Höhle zu schleppen. Plinius, der dies erzählt,[45] hat auch die Fabel vom Murmeltier, das sich als Heuwagen hergebe, in die Welt gesetzt. Der wirkliche Sachverhalt ist kurz folgender: Sụụfer wie g'määjd beißen die Murmeltiere heißhungrig im Vorsommer besonders die zarte Muttnerra (Liebstock, Mutellina) ab, an schönen Augusttagen aber auch Murwendengraas: das zähe Borstengras (Fäx, Nardus stricta) als winterliche Lagerstreu. Sie dienen mit letzterm dem Älpler als Wetterpropheten: weⁿⁿ d'Murwendi hewwen, sụ giᵇd's b'stendigs Wätter. Zum Einheimsen sodann stecken sie sich Büschel um Büschel Heu in den Mund, formen diese durch Hin- und Herschieben zu ordentlichen Ballen, klemmen solche zwischen die Beine und brauchen den Schwanz als Bindbaum. Schließlich nehmen sie noch es Mụụl volls oben drụụf und wandern, so gut es geht, mit der Last der Höhle zu. Fast alle Rückenhaare sich ausreibend (daher die Fabel vom Heuwagen) schleĩffen, schlüpfen sie durch den sehr engen Eingang der Höhle. Diese ist im Winter vermachti mit einem der Umgebung angeglichenen Schįbel oder Zapfen

---

[42] NW. 1899, 16. Apr.; Frid. 40. [43] Frid. 45 f. [44] Berd. 2, 237 f. An „graben" knüpft sich ebenso mhd. tëlben talb tulben getolben (WB. 3, 37; Graff 5, 420), wie lat. fz. talpa, taupe. Das deutsche „Schäär" gilt der vermeintlichen Schädigung der Pflanzenwurzeln. [45] Vgl. Tschudi 122.

von Heu und Erde. Vom Schattlooch her führt ein bisweilen meterlanger Gang in einen Kessel, dessen größte Abteilung als Winterschlafraum mit mehr als einer Mannslast (bis fünfundsiebenzig Kilogramm) Heu ausgepolstert wird. Für den Sommer zweigen sich vom Kessel einerseits eine Fluchtröhre, anderseits ein Wohnraum mit eigenem Abort ab.

Ein besonders suufers G'liger läßt sich der (an der Lütschinen und bis in die Vorsaße hinauf hausende) Dachs angelegen sein. Der Jäger unterscheidet — analog wie beim Igel — den Schwiiⁿtäx und den Hundstäx. Nach einigen soll jener d's Wiibli, dieser d's Manndli sein. Auf wirklichem Sachverhalt beruht die Unterscheidung, daß der Hundsdachs graaua ist, der Schweinsdachs meh uf d'Rëëti ziehd.

Der schwerfällig-harmlose und doch so arg verfolgte Einsiedler bildet einen scharfen Gegensatz zu dem ebenso graziösen wie blutgierigen „Nagetier" Eichhören (Eichhörnchen), in dessen perfide Vogelfalle Meisen und Goldhähnchen ahnungslos geraten.[46] Diese Falla ist der Außenteil des Nestes, das also hier funktioniert wie die Wïpper (Gewebe) z. B. räuberischer Spinnen und Wickler, wie die ab'zog'nen Hemmleni des Ämdwolfs (der langhaarigen Raupe, z. B. der Bärenraupe), des Gräswurems (der nackten Raupe, z. B. des Kohlweißlings). Sonst nästen (nisten) ja die Tiere, zumal die Vögel, unter zumeist peinlicher Vermeidung jeder Unordnung, jedes Vernästens (Verlegens) einer Sache, zwecks sicherer Wohnung.[47] List im alten und neuen Sinn findet sich hier allerdings in allen Graden abgestuft. Gleichsam ein Hübelnäst[48] legen unvorsichtige Tiere sich auf dem Erdboden an, und häufig werden auf entlegenen Mähdern Häsennäst uusgmääjd. Wie kunstreich und schlau hinwieder bauen Schneefinken,[49] Mauerläufer,[50] Felsenschwalben,[51] Alpenflühvögel[52] ihre Nester, und wie heben sich von ihnen die rohen Räuberhorste eines Geiers, eines Adlers[53] ab!

Putz und Schutz.

Wer kennt nicht das „Sonnenkind",[1] das „Himelgüegeli", das Marienkäferchen, den „Siebenpunkt" (Coccinella septempunctata), welcher um seiner Gestalt und Färbung willen der Liebling kleiner

[46] Verd. 3, 201; 5, 201. [47] „List" ist eines Stammes mit lehren und lernen; vgl. Kluge[5] 239. [48] A 2. [49] Tsch. 453—8. [50] Frid. 281—4. [51] Ebd. 162 f. [52] Haacke 577. [53] Neue AP. 428.

[1] Sünkind: Lüneburg 21.

und großer Kinder ist! Als eifriger Blattlausvertilger und damit indirekt als Schädiger der Ameisen erfreut sich zudem das Tierchen des Schutzes aller Gartenfreunde. Nicht so gut haben es die teils um ihrer Schädlichkeit, zumeist aber um ihrer Farbenpracht[2] willen verfolgten Alpenschmetterlinge,[3] welche nicht etwa bloß das Faulhorn,[4] sondern das Ewigschneehorn[5] und die Eigerspitze[6] erflattern. Die Mundart benennt unter den Prachtfaltern etwa das (Tag-) Pfaauenoǧg (Vanessa io) und den Sämetmantel (Trauermantel, V. antiopa), wendet aber die Hauptaufmerksamkeit einem Schädling wie der Chabeͦspfịffoltren (Kohlweißling, Papilio rapae) zu. Komisch hinwieder ist ihr der Nachthụ̈bel nicht bloß der „Müller", der im Freien das Licht umschwärmt, sondern gleicherweise der sehr haushälterisch gekleidete Alpenwanderer und der jugendliche Nachtschwärmer. Bursche letzterer Art heißen aber verblümt auch Pfịịffoltri. „Die Pfịịffoltra" entspricht altdeutschem „fîfaltra", in dessen Reduplikations- und Ablautspiel einer (wie in „papilio") leicht das Farbenspiel der Schmetterlingsflügel symbolisiert sehen könnte. „Die lebende Alpenrose" wird der Fluechlään (S. 198) geheißen; „aus allen Farbentöpfen des Schöpfungsmorgens" wurde das Distelzwingli (S. 196) gemalt.

Wie vielen Tierarten aber würde Schönheit zum Verderben und Untergang gereichen! Belangreicher als die Putz- ist drum die Schutzfärbung. Man denke an die die Wärme sammelnden und aufspeichernden Pigmente der dunkelfarbigen Rindviehhaare, an den Farbenwechsel des Gemschi! Die Gemsenhaare variieren von ihrer Spitze gegen die Wurzel hin, vom Frühling an gegen den Winter, von der Jugend an gegen das Alter zu derart, daß allmählig die Rostfarbe sich an Braunschwarz austauscht.[7] Regelmäßigen Farbenwechsel vollzieht das Häärmli (großes Wiesel, Hermelin, Putorius ermineus). Vom rötlich-grauen rooten Haas (Tal- oder „Grundhasen"),[8] nach welchem das Weibchen des Chịụgels (Kaninchens) die Häsa genannt wird, unterscheidet sich gleich sehr in der Färbung wie an Schlauheit und Wildheit der Alpenhase (Lepus variabilis). Es ist dies der (winterlich) wịịß Haas (S. 207) in der Doppelspielart des sommerlich dunkelgrauen Waldhasen und des sommerlich lichtgrauen Höhlenhasen.[9] Der letztere wird spezieller Schneehaas oder Bärghaas geheißen. Auch die Schneehenna hat Anteil an dieser trefflichen Schutzfärbung des winterlichen Weiß. Als Krank-

---

[2] Vgl. Tschudi 252 f. [3] Für Grindelwald haben sie aufgeführt: Meisner in Naturw. 1817, 25—31; 1818, 4. 77 f.; König 122 f.; Faulh. 43. [4] Vgl. Schubert 28 und 259. [5] ÄFG. 47. [6] Ebd. 96. [7] Vgl. die Gemsenmontre im AM.; Keller 11 ff.; Rebm. 141. [8] Altm. 210. [9] Höpfn. M. 6.

heit dagegen muß der Albinismus betrachtet werden, der zuweilen einmal e^{n} wịịß'a Schäär, vieḷ seltener e^{n} wịịßa Ei^{ch}horen und so selten e̥s wịịßes Gemschi hervorbringt, daß die Existenz des letztern gänzlich ins Gebiet des Zelli[10] verwiesen worden ist.

Zu entschiedenem Vorteil gereicht hinwieder z. B. dem Alpenhasen gleich sehr seine „Saisonfärbung“. — wie seine Schlauheit, die das Gerede vom Häse^{n}chopf als dummem Menschen so gründlich ad absurdum führt. Ohne solchen Doppelschutz würden ihm die unveränderlich breiten Talpen bei dem rapiden Schnee- und Gesteinswechsel hundert Mal zum Verderben ausschlagen. Was es damit auf sich hat, zeigt aufs augenscheinlichste der gegenteilige Bau der Gemsenschale. Wie können diese Tschäggen, die doch vor Härte bei schleuniger Flucht wie ein Pferdehuf aufschlagen, jetzt mit ihren scharfen Kanten und Rillen einen spitzen Stein erfassen, jetzt mit ihrer feinen Gliederung sich zu Schneeschuhen ausbreiten! — Dazu kommen die „stahlharten“ und gleichwohl höchst elastischen Närven (Sehnen), die ebenso festen und zähen, wie äußerst dehnbaren Muskeln (d's Fleisch). Der leiseste Wind trägt der Näsen die Witterung eines Feindes zu, und das stark gewölbte Oïg mit der dreikammrigen Linse[11] unterscheidet auf den ersten Blick den Holzhauer und den Wïrzer (S. 240) vom Jäger. Alle diese Ausstattung hilft mit, der Gemse den Preis der Gewandtheit einzutragen. „Gleitig wie d'Gemscheni“ bezeichnet das Ideal der Behendigkeit; und der Federkraft, Tragfähigkeit und Sicherheit des Gemschisprungs kommt nichts gleich.

Zur Tịffịgi im vollen Sinn dieses Grindelwaldnerworts gehört aber die von straffster Aufmerksamkeit beständig geübte seelische Beweglichkeit. Wie widerwärtig der Anblick einer in engem Stall gefangenen Gemse! wie unschön selbst der eines sorglos weidenden Grattiers! Unter dem unförmlichen Pụggel scheinen die plumpen, schief angezogenen Bein in lauer, schleppender, ja fauler Gangart nur so zu hängen. Da — ein Knall! und im Nu steht ein völlig anderes Tier vor uns. Wie aus dem Boden geschnellt, wächst die Gestalt im Freien auf doppelte Höhe, und weit vor streckt sich der so erstaunlich biegsame Hals. Mut und Kühnheit blitzt aus den Augen. Alle Fasern des Leibes geraten in Spannung, die Läufe setzen sich in stramme Haltung, jede Sekunde zum Sprung bereit.

Besonders auffällig ist dies an der Matrone, welche (anolog wie bei Hirschen und Rehen, Wildenten und Rebhühnern[12]) eben jetzt in ihrer Reihe dem Späherdienst der Wachtgeis oder Fuehrgeis obliegt. Ein schneidend heis'raams (heiseres) pfịịffen durch die Vor-

---

[10] Wallis 58 ff. [11] Keller 14. [12] Ebd. 99—103.

derzähne — ähnlich wie beim Murmeltier — warnt in bekannter Weise das gesammte Rudel schon vor der fernsten Gefahr.

Bloß für seine Familie oder gar nur für die eigene „Person" hält der Haas, hält das Murmeltier Wacht. Sie tun es, indem sie vor der Höhle oder dem Nest sich stịtzen oder sprịịzen: das Männchen machen. Solche Wacht ist natürlich auch ihnen nur am Tage möglich. Daß der Hase mit offenen Augen schlafe, gehört seit Xenophon[13] ebenso zu den unausrottbaren Fabeln,[14] wie Lampe's angebliche Feigheit und Dummheit. Die Schlauheit, womit dieser gleich dem Fụx in absonderlichen Kreuz- und Quersprüngen jede Spur zu seinem Lager meidet, erinnert an den Fluechlään, der weit entfernt von seinem Nest an- und abfliegt und dasselbe auch auf lauter Schleichwegen erreicht.[15] Schlaue Einfalt hinwieder könnte es genannt werden, wenn die Spịịrri um Pfingsten bei ihrer Sammlung zum Südzug auf dem Grindelwaldner Kirchturm sich fallen lassen,[16] um erst so des Aufflugs mit ihren kurzen und schwachen Beinchen fähig zu werden. Welch lockende Beute! Aber im Nu sind sie fort. Einen Augenblick zwar flätzged (flattert) das bloß; dann aber entfalten die Fäcken (Flügel) ihre Meisterschaft, die unsere Tierchen in blitzartigem Zickzack oder in einer graden Linie von fast fünfhundert Stundenkilometern entführt. So darf es auch bei einem Menschen heißen, der trotz enormen Schwierigkeiten ein großes Unternehmen durchzusetzen hofft: i^{ch} mag das schoⁿ g'fäcknen! Dazu gehört freilich nach anfänglichem Aufschwung eine fortwährende, nur durch kurze Ruhepausen unterbrochene Emsigkeit. Auch diese kann das Wildtierleben dich lehren. Ein Blick in diese groß und kleine Welt: wie das wimmelt und sich regt! wie das wịmsled, wie das graamsled!

Kinderstube und Schulbank.

Zieht der Ammeißenhụ̈bel[1] mächtiges Interesse auf sich durch seinen Einklang mit dem Staatswesen dieser wunderbaren Tiere, ist die Wäxnẹ̊rra der Schlupfwespe ein aller Beachtung wertes Gebilde und zeugt das Ụmmelnäst (die „Ummlereⁿ") wenigstens der Steinhummel von viel Ausdauer und Geduld,[2] so erscheint z. B. das von andern Hummeln ohne weiteres in Beschlag genommene, weil verlassene Mụụsennäst als ein Muster liederlichster Vorsorge. Was kann hier

[13] Jagd 5, 11. [14] Zell 68—73. [15] Frib. 382; Tsch. 273. [16] Tschudi 77; Berd. 2, 246 f.; Haacke 580 f. gegen NW. 1905, 200.

[1] Prächtig veranschaulicht in der alpinen Sammlung des Schulhauses Interlaken. [2] NW. 1904, 299; Tschudi 246 f.; Naturf. 1820, 50.

aus den Jungen werden? Die Hausmaus aber (Mus musculus) logiert sich als die „Näscherin“[3] auf der verlassenen Alp kurzerhand in einer Hütte ein, wie's e̥s gräd 'bbreichd, ohne die geringste Baukunst. Wie müßten da die Jungen fịr d'Chatz gued sịịn, wenn auch diese als Mauserin sich hier hinauf verirrte? Und doch gibt gerade die Maus ein drastisches Bild ab für ruhelose Muttersorge und mit ihr verglichene anderweitige Emsigkeit. Ein Mensch, der kaum je zu rechter Ausspannung gelangt, hed z'tuen, wien e^n Mụụs in der Chindbetti. Der Kuckuck aber gar gilt als Vögel, wa vom Näst gschlaad. Man weiß ja, daß der Ggugger nicht brütet. Da liegt nun freilich das Muster einer Verleumdung auf Grund liederlicher Orientierung vor. Das Weibchen muß seine in sehr langen Abständen reifenden Eier notgedrungen in die Näster jeweils brütender Vögel legen und tut dies unter sehr sorgsamer, mitunter gefahrbringender Wahl der Pflegeeltern. Die schon dem künftigen Jungen zugewandte Mutterliebe ist hier nicht geringer, als wo das kunstvollste Nest gebaut wird, in welches nachher die Alten unermüdlich von früh bis spät traagen (den Jungen Futter zutragen. So traagen z. B. auch die Bienen).

Daß fast durchweg im Tierreich einzig die Mutter mit ihrer Liebe das Leben der Nachkommen verbürgt, das Manndli nur selten an solcher Fürsorge sich beteiligt, ja zuweilen die Jungen vor diesem geschützt werden müssen, charakterisiert in denkwürdiger Weise die Welt der „niedern Triebe“. Häsin und Hindin legen sich gegen ihre brutalen Männchen für die wimmernden Kleinen tapfer ins Zeug. Wo Auerhahn, Rebhuhn- und Wachtelmännchen vor dem Fuchs Reißaus nehmen, stellen ihre Wịịblẹni sich lahm, lĕĕken und zĕĕken damit den lüsternen Räuber langsam von den Jungen weg hinter sich her, kehren auf langem Umweg blitzschnell zu diesen zurück und locken sie in entgegengesetzter Richtung ins Sichere. Da ggörd d's Mĭeti en Aammeißenhụbel ụụf, durchwühlt Laub und Moos nach Insekten und Würmern und weist den Jungen das leckere Mahl.[4]

Ausführlicher lassen wir hier Fachmänner[5] das unvergleichlich reizende Bild der erziehenden Gemsenmutter entrollen.

Im Meieṇ gịtzled d's Gemschi. Es setzd eppa under 'ner Bälẹ̊m es Gịtzẹ̊lli, säältenerwịịs o^{ch} zwei. Das sịịn uberụụs loibi, härzigi Tierlẹni! Sie miggẹ̊len grad wie die jungen Geiß, und mụ cha^{nn} si o^{ch} an e'r Geis z'wäglēgen.[6] Aber die Alt nimmd i̊hra Junga lieber sälber a^n d'Milch. Das ist aber o^{ch} e^n starchi, g'wĭrzhafti Milch!

---

[3] Bemerke den Zusammenhang von „Maus“ und „mausen“. [4] Vgl. Frid. 755—761. Keller 82—86; AM. 1811, 122; Alpina 1, 916; Wyß 592. [6] Aufziehen.

D'Jęger wissen's wohl, und etliha[7] trachted fi̊r Gemschmilch z'uber-choon, wenn er nid darf es Tier tě́ćten, fi̊r us dem Bluedbächer das g'fi̊i̊rig Blued z'trịihen. Das soll 'mụ Chraft gään, daß's 'mụ nid g'schwindi und das[s] er nid's hinfallend Weh uberchě́mi.[8]

Schoon in der ersten Viertelstund fecǩ d's Tierli ụụfz'räglen und uf sịin Gnǻglęni z'staan. Am zweiten Tag chann's das schon gued, und es loifd und springd dạrvon, daß mụ's nịi-meh mag b'siehn.[9] Aber d'Mueter wollt schon jetz, daß's das noch besser lehrri. Es ist grad, wie wenn s' wißt, wie unsicher ạ̊lsó es Gemschiläben ist und wie alls uf d's springen und fliehn aanchunnd. Drum nimmd si's uf' nen ặbęnna gri̊enna Platz und ggoiggled und gganggled und het i̊hra Vertwelli mid mụ. Sie machd aller Gattug Spri̊ng und Tänz vor'mụ, fi̊r das[s]'s geng und ggeng gleitiger naahichě́mi. Z'erstist geid s'nụmmạn ganz chlịinni churzi Blätzlęni. Aber denn uf eins Mal nimmd sie en groẞa mächtiga Ggụmp gặg'nem Hụ̈bel zue. D's Gitzęlli g'sehd, wie wịit das ist und versuechd naahi z'choon. Das g'raated 'mụ nati̊i̊rlich nịid, und jetzen tued's gar gri̊i̊sellich mi̊ggęllen; es chlägd und jaamm'red und tued sich g'haan, wie wenn nịid meh gueds wäär. Aber d's Mi̊eti tued nịid d'rum und blịibd uf sịim Höger anhi̊; es chě́tted bloß dem Jungen mid 'nem teiffen, schwachen, mi̊ggęlligen Ton. Aber das wollt um kein Prịis anhi̊ chchoon! Es laad sich in d'Chnew und mi̊ggęlled, was us sịim Mi̊i̊lli ụsa bringd. Entlich, entlich chunnd die Alt ęm anha und ggumped und satzed um d's Junga umha, bis dás entlich willigs ist, naahi z'choon.

So tued's Mi̊eterli sịins Chindschi b'schuelen[10] all Tag eins old zwi̊ren, bis daß's aanfạn ordęntllich chann Ggi̊mp nään. Dẹnn geid s'wịiters und nimmd eppạ en Schopf[11] ze'm Zịil. Sie machd 'mụ en Ggụmp vor, old zween; denn blịibd s'obna und g'sehd ganz g'späßig ze'm Jungen ahi, wie wenn s'sägen wellti: chụ̆m, probier's ooch! D's Chlịinna probierd's, und rrichtig fähld's 'mụ. Duạ laad's es sich umhi uf d'Chnew und mueled an es anders ze'm erbarmen. Aber die Alt laad nịd lụgg! Sie ggumped ahi und ęm uehi, ahi und ęm uehi, und nóch eins, bis d's Gitzęlli ęntlich zue 'mmụ sälber seid, das wärd wohl eppạ fi̊r ihn's och z'machen sịin. Ja, äs faad aan, sälber Spri̊ng z'undernään, und das g'falld der Alten ganz ụụsnǻhmend wohl. Mid grě́ě́ſ'rem Stolz chan kein Mueter uf ihra Chind ahig'sehn. Und das machd 'ra Mued, geng grě́ěser Spri̊ng z'undernään: uf chlịinderi Schě́pf und uber Grặben uberhi. Und d's Chlịinna uberchụnnd och geng meh Ggụraasch. Äs ggụmped und rrǻgled und rrǻbled in Schě́pfen umha und wird

[7] Manch einer. [8] Kyburtz A. 39 f.; Wyß 585; Ofenbr. 6, 134. [9] Einholen. [10] Unterrichten. [11] Steinblock.

etlich'ß Mal ganz wild's darbiig; äs vergißd eppa gleed,[12] daß's noch Lehrbueb ist; es schlaad's an em Schopf ganz leid aan. Denn chunnd die Alt zue'mmu und läcked's und flattierd 'mu und machd 'mu Bisi Bäsi und Tiiri Tääri und bipääperled 'mu, bis's alli Wehtaat vergäßni heed und umhi ganz loib's ist und z'friden und um d's Mieti umha ggoiggled, als wenn 'mmu niid g'scheh'n wäär.

Siin die jungen Gemscheni drii Maanenden alti, su chëmen s' der Mueter schon naahi uber die g'fährlihiste Flieh, wa's lengsten und llengsten kein Stääg und Wääg meh giibd.

Aber d's Briederli old d's Schwesterli vom färndrigen Meien hilfd der Mueter ooch, d's Chliinna naahiz'ziehn, und sie hein bi n allem ggumpen und springen gar griiselich Sorg zue'mmu. G'heeren s' en Amsla pfiiffen old en Schiltheera[13] brielen, old wenn en Steinhenna riefd, old en Blägrapp,[14] old wenn s' gar en Adler g'sehn i'n Liften dahar choon: aangänds[15] nään s'd's Chliinna in ihru Mitti. Old das schliifd der Mueter gräd eins zwissen die vord'ren Bein underhi und hed sich da still wie n es Miisli; chuum, daß's eppa umhi eins firha ggiggelled und gleitig umhi d's Grindli zuchi zickd und sich zipfd.

Es anders Mal gaan s'zämen uber n es Felsennäst, wa's Steinschlag giibd. Was machen die greesren Tier von e'r ganzen Häärd? Sie gaan vorab ánhi und tien die chliinnen hinna z'warten, bis d'Steina verggumped's hein. Und wenn s'nid merken wein, um was es z'tuen ist, su stächen[16] sie sa mid den Hirinen dert anhi, wa s'sellen staan old gaan.

Das Tier ein Schrecken dem Tier.

Der Sommer vergeht unter Jugendspielen, possierlich und lehrreich in einem. Da gibt's Rutschpartien, Hörnerkämpfe — d'Gemscheni stächen —, listige Scheinangriffe, Überrumpelungen, mutwillige Herausforderungen![1] Auch die jungen Murwendi treiben Kurzweil: stitzen sich und marschieren auf den Hinterbeinen, „umarmen" sich, tanzen und vertwellen sich, um bald auf dem nächsten Steine sich zu sonnen.

Aber blëtzlich (in kurzem) tuuchled's, und sein dunkles Treiben beginnt das niedere Raubwild. Einen höllischen Chor lachender, wimmernder, schnarrender Töne erheben der Huww (Uhu) und die Nachtvëgel (Käuze); die Wiggla (Steinkauz, Athene noctua) und das Hoiri. Die letztere Bezeichnung umfaßt das Uhu („kleinen Uhu",

[12] Häufig. [13] S. 197. [14] Kolkrabe, S. 217. [15] Sofort. [16] Stoßen.

[1] AR. 1811, 123—5; Keller 92—95.

gemeine Ohreule, Otus vulgaris)[2] und das groß Uhu (große Ohreule, Otus Bubo,[3] wohl auch die Waldohreule, O. silvestris).[4] Ihrem wenig erkannten Wesen entspricht aber die schwankende Geltung ihrer Namen. So gilt die Wiggla zuweilen als das Weibchen des Hoiri. Mit dem Hoiri vergleicht man übrigens ein ungekämmtes, unordentliches, zerzaustes Mädchen. Ein ebensolcher Junge ist etwa durchs Gebüsch gekrochen und rechtfertigt sich: Vor den Hoirinen mues mụ sich tịịßen, si brïelen gar verfluecht wïest. Auch die Bestimmung der Wigglen schwankt zwischen dem Steinkauz (s. o.), dem Waldkauz (Syrnium aluco), der Schleiereule (Strix), der Zwergohreule (Pisorhina scops). Mehr oder weniger können ja alle das Bild von einem leidenschaftlich Klagenden veranlassen: är tued wie n en Wiggla. Still dagegen schleichen durch Busch und Baum der Goldmarder (Edel- oder Baummarder, Mustela martes) und der Steinmarder (Hausmarder, Mustela Foina). Drollig schlau schleicht sich hinwieder das Häärmli (Hermelin, S. 210) in Vorsaß- oder Alphütten, leckt den Rahm weg und sucht das verräterische Loch mit Erde, Steinchen und Halmen unsichtbar zu machen.[5] Ein unheimlicher Geselle ist dagegen wieder der Tääs (Iltis, Putorius fœtidus) und zwar sowohl der wịịßflụụmig Silbertääs als der gelbe Goldtääs einerseits mit seinem tǟsen (stinken, was auch der Name besagt), anderseits mit seinem tääßẹllen („tịịßele", einherschleichen). Geradezu eine stehende Plage des Gebirgs ist der Fuchs, trotzdem seine Mäusevertilgung ihn vor der Hand noch fast unentbehrlich macht und sein Balg oder Flụụm manch schönen Batzen gilt. Man unterscheidet als Hauptspielarten den schwarzbäuchigen und schwarzkehligen Brand- oder Chohlfụx, und den Gold- oder Buech- oder Bärgfux.[6] Man kennt aus der Tierfabel auch den Namen „Reinegg".

Welch lange, bange, angstvolle Nacht also wieder für das kleine Vögelchen im Walde! Den Kopf ins kuglige Gefieder gedrückt, gewahrt es der Eule leisen Flug durch die Zweige, bemerkt es des Raubzeugs Heranschleichen. In der Luft, auf dem Baum, am Boden lauert hundertgestaltig das Verderben. Doch auch für diesmal wieder verbergen es ein kleines dichtes Gezweig, ein paar von Feuchtigkeit schwer herunterhangende Blätter; und in der Morgenfrühe hüpft es hervor, dankt für die Sicherheit des Lebens und lobt den Schutz des Lichtes.[7]

Wo will man übrigens den wahren, nicht willkürlichen Begriff „Raubvogel", „Raubtier" abgrenzen? Nach Katzenart überfallen schon

---

[2] Schubert 28. [3] Frid. 488—496. [4] Ebd. 490 f. [5] Tsch. 275. [6] Vgl. Haacke 51—57; Tsch. 365—373. [7] Viel schöner sagt dies die ergreifende längere Stelle Tschudi 112.

die Wentelli (Bettwanzen, Cimex lectularius), Spinni (Spinnen), Wirem old Schlangi ihre Opfer. Vom Eichhoren als Vogelmörder war bereits (S. 209) die Rede. Dagegen soll der Tax als outsider der puren Klassifikationsnot zulieb ein „Raubtier" sein. Katzenartig beschleicht auch die Chuehstälza (S. 197) ihre Opfer, ohne doch als Vögel unter die „Raubvögel" gerechnet zu werden.[8] Ein rechter „Vögel" war dagegen der Lammerggiir (Gypaëtus barbatus), welcher z. B. an der „Vogelfluh" über Isenfluh hauste, nun aber auch hier ausgerottet ist. Der Vögelstein,[9] der Vogelbälembach[10] und die Vogelbälem hinter Wärgistal reden vom Hiendervögel oder Hienderggiir, Ggiir, worunter gewöhnlich der Habicht (Astur palumbarius), aber auch etwa das Geschlecht der Ggaaggen: der Krähen verstanden wird. Denn sorglich beschützt die Grindelwaldnerin ihr Geflügel vor allem vor dem Ggaagg: dem gemeinen Raben (Corvus corone). Schlauer und kühner als dieser ist nur der Kohl- oder Kolkrabe (C. corax), der sogar uf Murwendi stichd und von dem ein Exemplar auf dem Faulhorn erst nach zehnjährigen Versuchen geschossen werden konnte. Er heißt Rapp, Bärgrapp, aber auch Blägrapp (Aasrabe) wegen seiner weitreichenden Sanitätspolizei. Von dem ehemals viel ausgebreiteteren Hausen dieser Schwarzröcke zeugen die „Kramburg" („Krähenberg") des 13. Jahrhunderts,[11] die mehr als zwanzig bernischen Chrääjjenbiel (Krähenbühl) und die speziell nach der Nebelkrähe (C. cornix) benannten „cornicularii montes": der Gurnigel, das Gurnigeli. — Nächst verwandt der Alpenkrähe (Pyrrhocorax graculus),[12] bildet eine außerordentlich charakteristische Erscheinung des Faulhorns und der Talschaft Grindelwalds die Alpendohle oder Schneekrähe (P. alpinus). Es ist die Tăha;[13] der Mehrzahl Tăhi entsprechen die „Däfi" des Simmentals, die „Chäfen" des Oberhasli. Im Tähenlooch am Itramengrat, im Burglooch und andern Wonneplätzen für die Nase halten sie ihre Guanolager einem unternehmenden Ausbeuter ohne Entgelt offen. Eine wirkliche Augenweide aber bietet eine Schar scheinbar unbeweglicher lang gestreckter Kreuze, die als ein dichtgeschlossenes Ganzes hoch durch die Luft schwebt. Solches Aufgehen des außerordentlich gescheiten Individuums in einer noch viel intelligenteren Gesamtheit macht sich auffällig in allerlei Einzelzügen. Wie auf Kommando findet eine Anzahl sich zusammen, um

[8] Namen sind eben nicht Definitionen. (Schleicher.) Sie halten sich an den — selbst auch oberflächlichen und ungenauen — Augenschein. Das lehrt ebenso Raubtier" wie „Vogel". Letzteres Wort bedeutet den hervorragenden „Flieger" (Kluge[5] 391), wie auch gr. ornis (Vogel) eines Stammes ist mit arn und aro (im Wallis), Aar, Adel-Aar = Adler [9] D 2 [10] E 3. [11] Font. 2 (Register). [12] Frid. 423. [13] Haacke 581; AM. 1812, 181; 1814, 77.

mit angesetzten Schnäbeln eine Felsplatte zu welpen, unter der sie reiche Beute wittert. Und von welchem Solidaritätsgefühl beseelt, schi͘eßd die Schar in wiederholten Anfällen zischend und fauchend auf den Jäger los, der mit oder ohne Erfolg zue 'nneⁿ gschossen heed!

Dem diebischen und geschwätzigen Dohlenraben (Corvus monedula) eignet die Bezeichnung Tṳ̃la. — Zahlreich wie die Krähe hat auch der Häbch[14] oder Habich,[15] Habicht Eigennamen veranlaßt. Das Häbcherbächli oder Hägkerbächli ist ein Nebenfluß des Bärgel. Grindelwalds g'wirbigi und tapfere Gemüsefrau (Frau Wenger), welche mit Unrecht sich durch den Zunamen d's Häbchi verunehrt fühlt, kommt aus Habicherron (1308), Hapcheren, Habkern. Habsburg, „Haptsburg" (1497)[16] ist Habecheshurg usw. Als „Habicht im Kleinen" bezeichnet Tschudi[17] den Sperber (Astur nisus). Der grindelwaldnische Spa̋rwer[18] aber dehnt gleich wie der Stächcher oder Stächvogel und der Wanner oder das Wannerli seinen Namen auf alle die Habichte und Falken aus, welche in ganz besonderem Maße der panische Schrecken der kleinen Vögel sind. Wie wenig diese volksüblichen Namen sich mit zoologischen decken, geht aus dem alten Volksglauben hervor: Wenn der Gguͅgger uͅufhe̋e̋rd bri̋elen, suͅ gi^{b}d's eⁿ Spa̋r-wer old eⁿ Wanner us 'muͅ. Wenn der Kuckuck sich nicht mehr gewahren läßt, so ist der Vorsommer so weit vorgerückt, daß die Hühner sich dauernd ins Freie wagen und damit richtig ihre Räuber anlocken. Vom Kuckuck heißt es aber auch: Der Gguͅgger chann nid briͅelen, eͅb er siͅiͅn Hals mid Vogelei'ren g'salbed heed. Besser als die derart Fabelnden kennen die bedrohten Vögel selbst ihre Feinde. Starr vor Entsetzen bleiben sie sitzen, wenn der Finken- oder Hühner- oder Taubenhabicht, der rotfüßige oder Lerchen- oder Turmfalke die Flügel wie eine Wanne (Getreideschwinge) scheinbar regungslos ausspannt und derart dahar wanned.[19] In ähnlicher Abweichung vom Schriftdeutschen bedeutet Wij (Weih) den Mäusebussard („Moosbuͅtz"), und unter Ggiͅiͅr sind die S. 217 genannten Vögel verstanden, seit der Lämmergeier (S. 217)[20] nicht mehr als Kinderräuber[21] der Schrecken der Gegend ist. Wie auf diesen „bärtigen Geieradler", könnte wohl (wie

[14] So schon Stumpf 219ª. [15] Ebd. [16] Strettl. 184. [17] 102 f. [18] Sperwer: Stumpf 291ª; Rebm. 142. Altdeutsches sparw-âri, d. i. Sperlings-Aar oder „von Sperlingen lebender Adler" (Kluge⁵ 353). [19] Aus dem „Wanner" machte die gelehrte Zoologie einen „Wanderfalken" und übersetzte diesen als « Falco peregrinus ». Ähnlich wurde aus dem „Wannenweher" (Cerchneis tinnunculus: Frid. 476—8) bei Stumpf (291ᵇ) ein „Wand-wäher". Wie „Wanner" zu „wannen", gehören „Habich-t" zu „happen" (capere) und „Falke" zu falx (Sichel). [20] Tsch. 274; Altm. 211 f.; Alpina 1, 176—207. [21] Auf Mürren: Wyß 452; Stud. P., 195; das Gyren-Anni von Habkern: König 75—77.

im Giire^n^schitz, s. unten) der Name „Geier" sich auch auf den Steinadler (Königsadler) ausdehnen, wenn dieser König der Lüfte nicht mehr über Grindelwald thronte. Aber immer noch zieht der seine Spiralen von den Schrattenflühen und Brienzergräten her über die Faulhornkette gegen Wetterhorn und Eiger hinüber bis zur Waldisklamm im Lötschental und den „Adlerspitzen"[22] des Hohgleifen.

Der Mensch als Quäler und als Schützer.

Was der Geier in der Luft und der Wolf auf der Erde, das ist der Maulwurf im Boden. Kein Tier vereinigt, wie er, Gefräßigkeit und Bosheit.[1] Das büßt er aber auch, trotz seinem enormen Nutzen, mit bitterer Feindschaft des Menschen. In ein Band nimmt dieser den Schäär mit der Schärmuus oder Stosmuus (Arvicola arvalis), der Gliirmuus (d. i. Haselmaus) und dem harmlosen Mitzer („Schmützer", Spitzmaus). Allesamt sollen sie von Grindelwaldner Knaben gefangen und dem Schäre^n^vogt jeder Bergschaft abgeliefert werden; und der am Jahresschluß fällige Preis von fünfzehn Rappen für jeden als Beleg vorgewiesenen Schwanz ist für die angehenden Gewerbsmänner der Gegenstand eines regelrechten Börsengeschäfts, wohl auch eines echt kommerziellen Check- und Giroverkehrs.

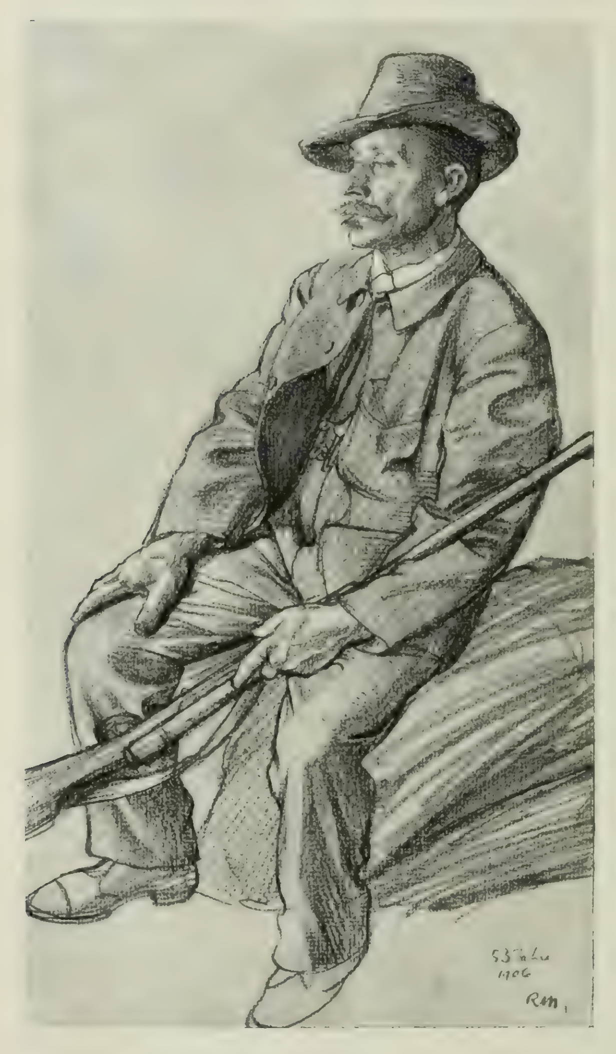
Männlich ernstes Waidmannswerk gilt dagegen der Gemse, dem Hasen, dem Murmeltier, dem Fuchs, dem Wildhuhn. Dazu locken schon das murw Fleisch der nach Volksetymologie danach benannten Murwenden und der Schmutz dieses Tieres, der gleich dem Fux- und Gemschischmalz im Rufe hoher Heilkräfte steht. Die Bildnerra (das Zahnfleisch) zahnender Kinder wurde ehemals mit Häsenhirni eingerieben,[2] während genossenes Geierhirn „die gedechtnuß" stärkte.[3] Gemschiballi aber (unverdaut zusammengebackene Wurzeln, Haare u. s. w. im Gemsenmagen) benahmen als Amulet Angst und Schwindel, machten als eingenommenes Pulver für einen Tag wundfrei und treffsicher.[4]

Ungleich dem ehemaligen Giire^n^schitz (Adlerjäger s. oben) und Bärentreiber, welch letzterer bloß Kopf und die rechte Tatze abzuliefern hatte,[5] muß nun der Jeger d's Pädänt nään. Unterläßt er dies, so läuft er täglich Gefahr, als Schliichieger 'trappierd z'wärden. Nun wird er nach dem Jegigräätli am Mettenberg u. s. w. berufs-

[22] So seit Edmund von Fellenberg: Stud. Ü. 4, 111.

[1] Vgl. die Schilderung Tschudi 125 f. [2] Stumpf 290^a^. [3] Rebm. 347. [4] Kyburtz A 33 ff.; Keller 64 ff. [5] Habsb. 1, 508.

mäßig z'Jagd gaan oder wenigstens als Dilettant (hoffentlich doch nicht als Sonntags- und Aasjäger) eppḁs i̥egerlen. Er geid i^n d'Spi̥lhänen, i^n d'Mẏrwe̥ndi; und hat er es bär Mẏrwe̥ndi g'reichd („geholt"), so geht's na^{ch} de^n ghornete^n Mẏrwe̥nden: den Gemsen. Er geid gän gemschinen, wie ein anderes Mal gän häsnen und gä^n fuxen. Dabei gilt es eine Reihe hoher seelischer Eigenschaften zu entfalten,[6] worunter die Verwegenheit eines Michel und Baumann,[7] die Schicksalsherausforderung eines Zurflüh,[8] eines Hans Lauener,[9] eines Jonathan[10] nicht zu gehören brauchen. Die Gefahren der Jagd sind ohnedies groß genug.[11] Die Jagdmethode gründet sich auf Überlistung des Wildes in unzähligen Formen. Die Lüpe̥rtscha (Eisenhut) weist auf das ehemalige lë̈ken (ködern) der Füchse, die man einfach vergiften wollte. Ist es, wie heute, auf das Fell dieses Räubers abgesehen, so lockt ihn en Beizi, Fuxbeizi, z. B.



Bernet-Jossi.

[6] Keller 199 ff.; Tschudi 324—361; Ofenbr. 6, 129—133 usw. [7] GlM. 150. [8] Roth 126. [9] Tsch. 350. [10] Ofenbr. 6, 131 f. Feierabendkalender zu den Emmentaler-Nachrichten 1905. [11] Vgl. Kuhn's „Gemsjäger", sowie Straßers „Grab des Gemsjägers am Wetterhorn": Sänger 217 f.

e^n 'bratni Chaz. Mit dem verstreut Daliegen desselben vergleicht man das umhablägen oder umhablëgren eines Tagediebes, eines fụụlen Blëgers. Von einer eingegrabenen Fuxhịtten aus sucht der Lauernde dem Tier uf d's G'spoor z'choon; sei nun diese Spur ein zusammenhängendes Treib oder bloß ein hie und da leise eingedrückter punktartiger Tụpf. Hat der Jäger die Spur erlịckd, so muß er verstẹckta sịịn (sich verborgen halten) und als geduldiger, oft halb erfrorner Glịịßẹler halbe Mond- oder Sternennächte lang glịịßẹlen, speziell dem Fux lozen. Nach selten gewordenem Ausdruck lụụßed mụ auf irgend ein Jagdwild, z. B. auf der Lụụsegg über dem Scheidegg-Oberläger, auf dem Lụụshụbel über dem untern Grindelläger; vielleicht auch an dem seither umgedeuteten Lụụs zu Itramen[12] und Bußalp, dem „Lus ze ober Wenggwalt" (1334)[13] oder dem (masc.) „usser Lus" zu Beatenberg (1359).[14] (An „Loos" zu denken, verbieten wenigstens für Grindelwald Lautstand und Sachverhalt.) Solches lụụßen und lozen kann allerdings[14a] schließlich zu den müßiggängerischen Gewohnheiten eines grindelwaldnisch gedeuteten Lụụsbueb, Lụụser, Umhalụụser, zu nichtsnutzigem umhalụụsen führen.[15]



Einäugiger Jäger.

Streng berufsmäßig dagegen übt der richtige Gemsjäger seine Beobachtung mit Hülfe des Spiegels, Fernrohrs, Rohrs, Feldstechers von seinem Lueg aus (man sagt das Lueg), hinter dem Luegloch hervor. Solche Lueg, Mauerstücke mit Ausguck, legt sich aber auch das Murmeltier vor seinem Bau an. Unter tausend Listen nun sucht

[12] C 3. [13] Font. 7, 70. [14] F 8, 308. [14a] Emment.-Bl. 1904, 84. [15] Richtiger denkt man freilich an Lauser, Lausbube nach Lf 444.

der Jäger sich anzuschleichen. Er plaudert natürlich derartige Geheimnisse nicht aus, sondern gibt an ihrer Stelle allenfalls klassisches Jägerlatein zum besten, das selbst ein gelehrter Professor[16] für ehrliches Deutsch halten kann. (Ein solch aufgebundener Bär ist das platt Niederliegen und Bestreuen des eigenen Rückens mit Salz, damit der Jäger in Gesellschaft nahe weidender und den Gemsen vertrauter Ziegen in Schußnähe gelange.) Der Spilhahn wird durch ant'ren (nachahmen) seines gruudlen auf einen vermeintlichen Nebenbuhler und damit aus seinem Verstecke gelockt. Steinhühner sucht man zu erloïssen (einholbar müde zu jagen), was freilich schwer genug ist; denn sie loïssen unerchännt. Verhieted hinwieder werden die Gemsen, indem man sie über blendendes Eis, in eine Engi, eine „Gemsenklemme" treibt.

So gelingt es schließlich, das Wild z'uberchoon (in der Grundbedeutung „unterkriegen").[17] An das „fangen" erinnern die Fangisalp am Faulhorn, die Fangweid u. dergl. Es spielt aber auch in dem eingangs angeführten Sport der Knaben seine Rolle, wie schon ihre beliebten Verse anzeigen:

> I u du wei z'sämestaan,
> Mir wei z'sämen huusen:
> Du chajst denn ga Schäre faan
> Und i will ga muusen.

Auf solches faan verstehen sich einige von ihnen meisterlich. Sie wissen eine Miiseⁿzanga oder Muuseⁿzanga (als Ersatz der ehemaligen Schwingen) mittelst spitz (knapp) eingeschobener Steinlineⁿ so spitz z'richten, daß die Maus in der Regel flugs (bald), der schlimmer Maulwurf doch nach einigen Tagen iingeid, iⁿ d'Richti geid. Die Disziplin der Solidarität verhütet, daß einer dem andern uber d'Richti geid; und auch die frechsten Jungen stehen unter dem Bann der Überzeugung, daß, je mutwilliger eine Schädigung der Kameraden geschehe, desto geringer das eigene Glück sei.

Von Richtinen ist auch die Rede im Gemsenrevier, wo zerklüftete Absätze — Setzleni — gleichsam Fallen bilden. In einem Bäreⁿfalli hat einmal ein Bär „den Rest bekommen". Im Fuxiisen oder in der Fuxtrucken fängt sich Reineke, im Sprengghölz (Schlagfalle) das Hermelin, früher auch das Murmeltier. Heute sind Murwendeⁿfalli ebenso streng verboten, wie das Ausgraben der Winterschläfer und das entsetzliche Anbohren mit Schrauben.

Aufgegeben ist auch die barbarische Gemsjagd mit Hunden. Bloß der Stutzer oder die Bixa, früher der schwerfällige Fuxpöler mit

[16] Wyß 589. [17] Vgl. overcome.

G'schrẽẽt setzt den Jäger in die Lage, daß er cha^{nn} g'schießen. Ist das Grattier gued 'troffe^{n}s, so wird es gleich ausgeweidet. Anders steht die Sache beim Fuchs, der vielleicht noch der Waidtasche entspringt, oder, die Nacht durch an den zusammengeketteten Hinterbeinen hängend, noch am Morgen durch Schwingen des Vorderleibes frei zu werden sucht. Dem Fux ist nịịd z'truwwen, bis sịịn Balg 'beizta ist. Belebt sich das scheintote Tier wieder: das gi^{b}d e^{n} Fucht! Das gi^{b}d es z'sä̋me^{n}sä̋gen mit dem Bịxe^{n}cholben, bis der Jẹ̊ger mụ ụụsg'wịschd's[18] heed, daß 's nịị-mmeh a^{n} d's verspringen (für immer entweichen) teichd!



Wildhüter Stoller.

Als Beispiel individuellster Jagdmethode mag folgendes Grindelwaldnerstị̆ckli die Fachmänner interessieren.

Da wä^{r}[19] e^{n} g'schẹntiga Fụx gẹng de^{n} Lịịten newwḁ^{n} uehi i'n Hị̆enderstall ịị^{n}'brochen. Da hed alls beizen und llotzen nịịd abtragen; só hei^{n} s' dä^{n} Pụrst nid chẽnnen uberchoon. Hei^{n} s' 'mụ g'lotzed, sụ ist er nid choon; und wenn s' ẹ̊m zuehi[20] sịịn und d'Beizi hei^{n} la^{n} lị̆gen, sụ

---

[18] Das „Lebenslicht ausgeblasen"; damit stimmt im Ideengang extinguere, éteindre, extinguish. [19] Dieser so beliebte referierende Konjuktiv wird in unserm Buch noch häufig begegnen. [20] Heim.

is' s' am andre^{n} Tag g'wịị^{s} furt g'sịịn. Das ist ḁ^{l}só g'gangen, bis daß 's de^{n} Lị̈ịten ei^{n}s ist lẹngs gnueg g'sịịn, und das^{s} 'nen d'Hị̈ender aa^{n}fḁ^{n} starch g'schwịnen hein.

Du̥g ist Bernet's Hänsel z'wääg. Das ist däm chị̈nd's g'sịịn, där hed mụ g'wịßd z'tuen! Sie hein e^{n} Chrịsnaadelhụtta g'nụụn, und Hänsel wä^{r} da drịịn. Dḁrna^{ch} sịị^{n} s' ze'm Schị̈ịdli,[21] wa s' dem Fux g'lotzed hein. Dert hei^{n} s' d'Hutta ụụsg'läden. Hänsel ist im Schị̈ịdli 'blịben; und der Pụụr, wa n e^{n} 'tragen heed, ist mid der Hutten abg'schöben.

Der Fux hed däm Zị̈ịgli wie geng zueg'sehn und hed g'meind, jetze^{n} sịịg d'Stụba g'wịschti.[22] Är ist, wa 's 'tụụchled heed, ụf d'Beizi z'wääg. Aber éb e̥r rächt hed chennen anbịịßen, hed mụ der Hansi eina g'steckd, das^{s} mụ d'Hị̈enderg'schentigi fị̈r gẹng vergangen ist.

Jagdabenteuer und Jagdleidenschaft stehen in bekanntem Zusammenhang. Daher wäre unsere Bergwelt längst verödet, wenn es nicht bereits zu Stumpfs[23] Zeiten einen eidgenössischen Hochwildbann gegeben hätte. Alt ist im Oberland auch der Begriff der „Schonvẽgel". Das beste in der Sache tut aber der Wildschutz, wie er u. a. in den vier oberländischen Bannbezirken geübt wird. Als Wildhị̈eter des Bezirkes „Faulhorn" vollführt der zweiundachtzigjährige Stoller im Lütschental noch heute seine zweihundert jährlichen Gänge. Zum Wildschutz sollte freilich noch die winterliche Gemsenhege kommen,[24] wie tierfreundliche Leute uf der Sulz sie im Bereich der Pfingstegg übten. Welche Aufforderung bieten hierzu so schneereiche Winter, wie der von 1906/07! Da ist die bündnerische Regierung mit trefflichem Beispiel vorangegangen.

---

[21] Scheuerchen. [22] „Das Feld rein"; vgl. Lf. 232. [23] 288^{a}. [24] Keller 199 ff.



Bauernbotanik.

Pflanzennamen als Spiegel der Beobachtung.



iin Edelwiiß-Stärnen,
Bärgrose wie Blued,
Wildi Wärmieta darnäben
Uf em Huet: das machd si gued!

Aber sälber si gan brächen,
Das g'herd drum darzue!
Der Garten, wa s' waxen,
Ist heej an der Flueh.

Hundert Chlafter geid's ahi,
Hundert Chlafter u no meh;
Heid Sorg eimel, Bueben.
So jung z'stärbe tued weh!

Eis an em Alpsunntag
Sii s' d'Nacht o scho z'wääg —
Zwe Frinda —. Dert anhi
Bi däm Band geid e Wääg.

Scheenni Bluest hei s' da g'wunnen
Und hei g'hoired vor Freid.
Loib Schätz hei s' beed g'häben,
U das wääger nid leid!

Sie wissen: die Meidscheni,
Die chemen hiit o
Us em Taal zu 'nen uehi;
U drum hoire s' eso!

Scho ragle s' jetz nidsi.
Da g'seh s' an 'er Wand
No scheenn Edelwiiß-Stärnen —
Flugs druuf mid der Hand!

E jetwädra mecht si.
Da hed's nen grad zick'd,[1]
U z'Tood sii s' beed 'trooled;
Hilf hed si niid g'schickd.[2]

Die arme zwei Meidscheni —
O du Jammer u Weh!
I vergiß es mi Läbtag,
Mi Läbtag nid meh.

Heid Sorg drum, ihr Bueben!
Bärbluest machd si gued;
Aber g'fährli is' s' gwaxen,
Und hitzig ist d's Blued.[3]

[1] Er glitschte aus. [2] War unmöglich. [3] Straßer BO. 50 f.

Sommer um Sommer fordert das Edelwịịß seine Menschenopfer. Und nicht immer ist es irregeleitete Ritterlichkeit, die zarte Bande jäh zerreißt. Die Modeblume als Erwerbsartikel lockt manch eine Familienstütze an Tod bringende Fundorte, bevor sie an Bahnhöfen und in Kramläden dem Heerzug touristischer Nomaden[3a] zu wohlfeilen Triumphen verhilft. Leichter machte sich's der renommierlustige Edelweißmarder, bis das tatkräftige Einschreiten einsichtiger Alpenfreunde unter dem Schutz bestehender und noch zu erlassender Gesetze der Erödung unserer Flora Einhalt zu tun begann. Denn immer noch gedeihen an Stellen z. B. hinter Grindel oder in den Fettwiesen von Zermatt[4] die Edelweiß so massenhaft, das[5] mụ s' chĕnnti määjjen. Da lohnt es sich noch, gä^{n} z'edelwịịßen, i^{n} d's Edelwịịß z'gaan! Es ist drum auch keine unerhörte Ironie, daß man einen abgerackerten Schimmel als Edelwịịß betitelt, und daß ein findiger Kopf aus Abfällen des Alpenkräutermagenbitters Edelwịịßler destilliert. So gemein macht die Herrschaft der Mode eine Blume, die doch gerade mit ihrem Namen[5] als die „feine, zarte", darum seltene von der gesamten Kinderschar der Flora sich abheben will. Der Widerspruch wiederholt sich auch zwischen der genauern mundartlichen Bezeichnung zähms Edelwịịß (vgl. S. 235) und dem gut botanischen Namen „Löwenfuß" (Leontopodium) und weist abermals auf den Zug der Mode hin, die das Veredelte nicht etwa im Feinen und Zarten, im zierlichen Bau und in der harmonischen Farbenabtönung, sondern im abnorm Großen, Riesigen erblickt. Den handflächengroßen Pensées moderner Gärten entsprechen als Ideale eines Edelweiß die nicht kleinern Blắchchi (Einzahl: die Blächcha). Lassen solche selbst im Garten sich nicht zustande bringen, so gibt man sich mit sonst recht augenfälligen Tschinggnen („Zinken") oder auch nur Tschingginen (das Tschinggi) oder Tschingge̥llinen (das Tschinge̥lli) zufrieden.

Die Richtung der Benennungsgründe, welche wir im schriftdeutschen „Löwenfuß" eingeschlagen sehen, setzt unsere Mundart fort im Chatze^{n}tälpli. So heißt im Berner Oberland häufig das zweihäusige Katzenpfötchen (Antennaria dioica), in Grindelwald aber insbesondere noch der Wundklee (Anthyllis vulneraria), sowie gelegentlich die Rapunzel (Phyteuma). Doch sondert sich letztere lieber als Chatze^{n}chrắwel („Katzenkralle") oder als Ggaagge^{n}chrắwel („Krähenkralle"), aus solchem Namensverband. Sie gerät aber durch letztere Bezeichnung in

[3a] Schopenhauer, Aphorismen 9. [4] Fankh. 19. [5] Der èdel wais (Edelweiß) des Tirolischen (Luf. 244) erklärt sich wie die èdle earde (feines und damit fruchtbares, darum hochgeschätztes Erdreich).

Kollision mit dem Storchschnabel (Geranium), der daher mittelst des Synonyms Ggaagge^{n}schnăbel ausweicht. Doch entsteht hiedurch abermals Konflikt mit der Scheuchzer'schen Glockenblume. — Hübsch sind die Namen Chatzenoịg für den Gamander-Ehrenpreis (Veronica chamædrys) und Mụụsĕịgi („Mäuseäugelchen") für den Alpen-Ehrenpreis (V. alpina). Für die soeben erwähnte Scheuchzer'sche Glockenblume steht der häufigere Name Matte^{n}gglĕggli oder Glĕgge̥lli ein. Um die einfache Bezeichnung Gglogga konkurrieren die gehäufte Glockenblume (C. glomerata) und die gelbe Narzisse (Narcissus Pseudonarcissus). Als blaaui Gglogga wollen u. a. die ährige (C. spicata) und die Glockenblume vom Mont Cenis (C. cenisia) gelten, als blaaui Gglĕggle̥ni aber der stengellose und der ausgeschnittene Enzian (Gentiana acaulis und excisa). Den Namen Roß- oder Geisglĕggli erhielt das so äußerst anmutige, als Frühlingsbote so willkommene Alpenglöcklein (Soldanella alpina), indes es seine anderwärtige Bezeichnung Schneegglĕggli dem gut botanischen Schneeglöckchen (Galanthus nivalis) überließ. — Ein rechter Zankapfel ist wieder der Titel Fingerhuet. Da die Giftspenderin Digitalis hier kaum vorkommt, streiten sich um den Namen verschiedene Enziane, worunter namentlich wieder der stengellose, dann die bärtige (Campanula barbata) und abermals die Scheuchzer'sche Glockenblume. Letztere will zudem auch der groß Fingerhuet heißen, um als solcher auf kleinere Schwestern hinunterschauen zu können: die niedrige (C. pusilla) und die rautenförmige Glockenblume (C. rhomboidalis) als chlịịnn Fingerhĭet, wohl auch auf C. barbata als den wịịße^n Fingerhuet. Eifersucht ist das Salz der Schönheit. Und wie viele fremde Damenhände werden durch letztere gereizt, sich auf unsern Talwiesen mit Fingerhüten zu bewaffnen! Fragwürdig allerdings wie die praktische Brauchbarkeit der letztern ist auch die der Fraue^{n}schueh und Fraue^{n}schịehlinen, welche unsere Berggehänge in reicher und verführerischer Auswahl zur Schau ausstellen. Ebenso schön wie selten und leider auch hinfällig blüht unter ersterm Namen, der ja an „unsere liebe Frau" erinnert", das Cypripedium Calceolus am Ẓịschpfad in der Nähe des obern Gletschers. Gälwa und wịịßa Fraue^{n}schueh aber sind gewisse Arten des Wachtelweizens (Melampyrum). Den Titel Fraue^{n}schịehli beanspruchen: die buchsblättrige Kreuzblume (Polygala Chamæbuxus), der schopfige Hufeisenklee (Hippocrepis comosa) und eine Art Läusekraut (Pedicularis). — Ist „Nelke" (verkürztes „Nägelchen") die niederdeutsche Bezeichnung erst des nagelähnlichen Gewürzes und dann der gleich aromatischen Garten- und Feldblume, so entspricht ihr in der Bildungsweise unser Nägge̥lli des Gartens, unser Hew- und Blattennägge̥lli der Wiese

und Weide. Ersteres ist sowohl die Tagnelke (Lychnis diurna) als das nierenblättrige Weidenröschen (Epilobium alsinefolium), letzteres die blaugrüne und die Waldnelke (Dianthus cæsius und silvestris). — Die Erdscheibe (Cyclamen europæum) heißt Haselbliemli. — Huetreiffli ist ein in den Hintergrund gedrängter Name (vgl. S. 231) für den Frühlingssafran (Crocus vernus), Zǻren für den Samenstand der Herbstzeitlose (S. 229, 231).

Massenhaft wie im Frühling und Herbst die letztgenannten Pflanzen, überkleidet im Sommer die mehlige Primel (Primula farinosa) unsere Halden und kleinen Ebenen. Äußerst anmutig nimmt sie sich auch als Beeteinfassung hochgelegener Gärten und Gärtchen aus. Die bei der Kleinheit der einzelnen Blüten doppelt stattliche blaßrote Blütendolde hat den stolzen Namen Cheiser, Cheiserbluemmeⁿ, Cheiserli veranlaßt. Cheis'ra heißen freilich auch etwa die Schaumkräuter Cardamine pratensis und amara. (Vgl. „Kaiserkrone" und „Königskerze".

Gegensätzliche Gefühle erweckt der Name Trụụrblịemli für die Akelei (Aquilegia vulgaris). Ein anderes Einzelmerkmal haftet an der im Kronschlund bepuderten klebrigen Primel (Primula viscosa). Das Chlǻbi teilt übrigens seinen Namen etwa mit der langblütigen Primel (P. longiflora). Chlǻbeni winken z. B. über dem Waldspitz als éin prächtig violetter, hängender Garten vom Felsen herunter und laden mit ihrem herrlichen Duft zum Pflücken ein. Daneben breitet sich die Chlǻbra: das so anhäärig (unabtreiblich) über jegliches Gestein kletternde Labkraut „Kleban" (Galium aparine).[6] Hinwieder dient der Samenträger des aufgeblasenen Leimkrauts (Silene inflata)[7] im Kinderspiel als das Schräpfi (Schröpfhörnchen), welches beim schlagweisen Aufsetzen auf den Handrücken platzend chlepfd. Die Pflanze heißt darum gleicherweise das Chlepfi, der Chlepfer, das Chlepferli, teilt aber den Namen mit gewissen Arten der Miere (Alsine). Ein noch anderer Name für das genannte Leimkraut ist Tụụbeⁿchnopf (im Unterland: Tụụbeⁿchropf). Tụụbeⁿchnĕpf sind aber auch die Hundsveilchen (Viola canina, collina und silvestris), wa nịd schmecken (welche nicht riechen). Volleⁿchrụụd oder auch Bịxeⁿsteina (Flintenkugeln) endlich heißen verschiedene Arten der Flockenblume (Centaurea).

Nach der Farbe benennt sich zunächst das Hịmelbläämli oder Hịmelbliemli („der Himmelstengel").[8] Damit ist vor allem der Frühlingsenzian (Gentiana verna), das „Herrgottsstịfeli" an der Lauenen, gemeint. Allein nicht wenige andere dieser lieblichen Gentianen nehmen gelegentlich an der kindlich anmutsvollen Bezeichnung teil. Mit dem

---

[6] Schinz und Keller 486. [7] Ebd. 163: «venosa». [8] Cool. JS. 292.

Namen „Schwärzlein" (Nigritella) wechselt den Namen das verbreitete mundartliche „Bränderli". Das Grindelwaldnische jedoch stellt der einen botanischen Art (schmalblättrig, angustifolia) zwei entschieden getrennte volktümliche „Arten" entgegen: das Schaafbrendli, welches am Wege zwischen Mettlen und Wengen in besonders schöner, hellroter Färbung auftritt, und das Chiehbrendli oder Chiehbriindli mit den oben helleren, unten schwarzen Köpfchen. Diese „Arten" entsprechen damit wenigstens in der Zahl den Spielarten N. a. rosea Goire[9] und suaveolens Vill.[10] Die Genauigkeit der Mundart wird freilich wieder illusorisch gemacht durch Gemeinsamkeit der Namen Chiehbrendli oder -Briindli mit gewissen Arten Männertreu. — Ein rechter Günstling fremder Damenhände, der sich freilich durch massenhaftes Vorkommen und durch sein intensives Gelb als solcher geradezu aufdrängt, ist die europäische Trollblume (Trollius europæus), das „Trooli" der Brienzer, die Ankballa, das Ankbälli, das Butterbliemli, das oder der tĕnigälw Tĕni (S. 231).

Ungefähr gleich häufig erscheinen die bereits genannten Matteⁿgglĕggleni, die Blotten- und Hew-Nägelleni, seltener nunmehr die Chorenbluemmen (Centaurea Cyanus). In welchem Gegensatze zu ihrer Schätzung steht aber die des gälwen und des rooteⁿ Fluebluemmen (der Flüebluemeⁿ des Emmentals)! Dieser Konkurrent des Edelweiß auch in der volkstümlichen Ballade umfaßt eine Reihe Primelarten (P. auricula, longiflora, viscosa, hirsuta, Oenensis), wenn auch die Aurikel allen voransteht.

Wie der Standort, gibt auch die Blütezeit Benennungsmotive ab. Als ungewohnt fällt die letztere auf an dem Ziitlosen. So heißt bisweilen sowohl die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) mittelst Entlehnung aus dem Schriftdeutschen (S. 230), als gut mundartlich der oft schon mitten im Winter an sonnigen Halden einen Frühling vortäuschende Huflattich (Tussilago farfera). Denkbar ist hier allerdings auch eine Umdeutung des unterbernischen „Zitrööseli." — Im Mai dagegen verbreitet, zumal gegen die Pfingstegg hinan, das Meieⁿrriisli (Maiglöckchen, Convallaria majalis) seine intensiven Blütendüfte.

Um Ostern blüht der Eierbluemmen, diese größere und hellere Abart der hohen Schlüsselblume (Primula elatior), zahlreich in feuchtem Boden, auch an späten Rainen, z. B. im Fischboden. Das tut er natürlich lediglich den Kindern zulieb, um zu ihren Ostereiern ebenso das unentgeltliche Gelb zu liefern, wie das Eierchruud (gemeine Mohrrübe, Daucus carota) der Wiesen die anmutig bäumchenartige

[9] Fischer BOB. 110. [10] Schröter AF. 18.

Zeichnung abgibt. Welch ein tröstlicher Gegensatz zu den bösen Tagen, wo das Ruehrchrụụd, Ruhrkraut (Gnaphalium) und alle die an ihrem Ort (S. 240) zu nennenden Heilkräuter ihre Dienste leihen müssen!

Damit haben wir den Punkt erreicht, wo Mundart und Schriftdeutsch in ihren Namensformen sich berühren, ohne für die Priorität des einen oder andern Idioms immer Anhalte zu liefern. Das schon als „Cheiser" mitaufgeführte bittere Schaumkraut (Cardamine amara) stellt sich mit seinem so ersehnten ersten Grün, das als Brunneⁿchresse̥t oder -chressen wie Salat gegessen wird, neben die Brunnenkresse (Nasturtium silvestris). Drollig dagegen wird (wie der Skorpion als Storpion) die Scabiosa (Krätzkraut) als der Stabioosen oder G'stabioosen nachgeahmt und damit das sonst so geschmeidige Grindelwaldnisch als ungelenk, „gstäbelig", der es Sprechende als Gstäbi (als „Signore Gstabiente") hingestellt. Übrigens nennt sich das Krätzkraut, zusammen mit der Waldwitwenblume (Knautia silvatica) und der Prachtnelke (Dianthus superbus), auch Flockenbluemmen, womit sonst Centaurea gemeint ist. Hinwieder beschränkt sich der Name Schlusselbluemmen auf einzelne honigreiche Primelarten, speziell die langblütige (P. longiflora), welche auch genauer der root Schlusselbluemmen heißt; dagegen nimmt am erstern Namen auch der Gletscherbeifuß (Artemisia glacialis) teil. — „Die Lilie" wandelt im Grindelwaldnischen bloß das Geschlecht; der Türkenbund (Lilium Martagon), welcher dem Mühlebach entlang einen prächtigen Wiesenschmuck bietet, ist der Matteⁿllilien oder der wild Lilien. — Stärker weicht vom „Veilchen" das Vịje̥lli oder das Vịje̥llättli (die Vịje̥lle̥ni, die Vịje̥llättle̥ni) ab, und es umfaßt nur wenige Arten der Viola. Das gespornte Veilchen (V. calcarata) heißt Bärgvịje̥lli oder aber Steifmïeterli. Den letztern Namen trägt auch das Ackerveilchen (V. tricolor), sowie das vom Mont Cenis (V. cenisia). Daneben gibt es ein spitzes Steifmïeterli (das zweiblütige Veilchen, V. biflora); ebenso ein wịịßes (V. alba), ein gälws (V. lutea), ein blaaus (das wohlriechende Veilchen, V. odorata, und der strauchige Ehrenpreis: Veronica fruticans oder saxatilis). — So nahe endlich das mundartliche Vergịsmeinnicht sich mit dem schriftdeutschen berührt, so gänzlich gehen ihre Bedeutungen auseinander. Die verschiedenen Myosotis ausschließend, umfaßt jenes als wịịßes Vergịsmeinnicht die Alpengänsekresse (Arabis alpestris), als blaaus Vergịsmeinnicht verschiedene Arten Ehrenpreis, das himmelblaue Sperrkraut (Polemonium cœruleum) und den Zwerghimmelsherold (Eritrichium nanum), welcher bloß in der Schneeregion heimisch ist.

Die letztgenannten Namen führen uns schließlich auf Verewigungen von Personennamen. Wie anmutig klingt Márgrịịtschi oder Mar-

gritschi! Solche Margritscheni sind vor allem die Maßliebchen (Bellis perennis) und dann eine Art Sternliebe (Bellidiastrum Michelii); das Alpenberufskraut aber (Erigeron alpinus) ist das root Margriitschi. — Dem Namen Tëni sind wir bereits S. 229 begegnet. Im Unterland ist „Töni" Bezeichnung des (intensiv gelbschnäbligen) Enterichs, welchem als Führer seiner Schar ebenso ein häufiger und darum halb appellativer Personenname (Anton) zugeteilt wurde, wie der Widder als Leithammel Bänz (Bendicht) heißen mußte.

Einheitsbegriffe.

Welch eine Verschiebung, e̥s wietigs näben enandre^n fi̦i̦r zwischen volksüblicher und gut botanischer Pflanzenbenennung tritt uns aus den Beispielen des vorigen Abschnitts entgegen! Und noch vor einem Menschenalter wäre uns ein Herauslocken echter Volksnamen ebenso leicht geworden, wie es jetzt nur mühsam auf tausend Um- und Zickzackwegen gelingt. Wie vielmals erzielten wir den bloßen Ausruf: We^nn jetz mi̦i̦n Ätti no^ch da wää^r! Wenn doch die N. N. noch lebte!

Bei nicht wenigen jener Diskrepanzen ist äußerst oberflächliches Anschauen, das durch die Schule noch in strenge Zucht genommen werden muß, im Spiel. Fast unglaublich und doch weit verbreitet ist eine Kräuterkunde, welche den Frühlingssafran (oder das mitunter so geheißene Huetreiffli) mit der Herbstzeitlose (dem mitunter so geheißenen Zi̦i̦tloosen) als die eine und selbe Pflanze auffaßt. Der beiden gemeinsamen Merkmale gibt es ja allerdings so viele, daß man hinter der Oberflächlichkeit handkehrum ebensoviel vergleichenden Scharfsinn suchen könnte, wie hinter recht mancher gelehrten Abstraktion. Es liegt der Vermengung wenigstens ein gut Teil praktischen Verstandes zugrunde, und auch der Irrtum zieht seine Konsequenzenreihe. Sowohl das Huetreiffli wie der Zi̦i̦tlosen heißt in der Regel die Chalberschi̦i̦ßa, wobei an die weite Kluft zwischen bäuerlich unvoreingenommener Redeweise und städtisch sich übernehmender Prüderie zu erinnern ist. Wenn nämlich im Mai hungrige und noch wenig erfahrene Jungrinder vom Winterstall weg auf die Heugüter zu weiden kommen, machen sie sich etwa gierig auch über die saftig schwellenden Blätter her, welche allmählich aus ihrem unterirdischen Versteck zutage treten, und holen sich einen gefährlichen Durchfall. Das Hervorrufen solchen Mißgeschicks haftet daher als Hauptmerkmal an der verhaßten Pflanze. Nun schiebt die Herbstzeitlose ihr Blühen gelegentlich vom Spätherbst auf

schneefreie Wintertage und sogar in den Frühling hinaus, so daß ihr (prächtiges) Farbenspiel zwischen Violett, Blau, Rosa und Weiß sich gleichzeitig und sehr ähnlich am Frühlingssafran wiederholt. Damit ist die gemeinsame Benennung beider schon sehr nahegelegt. Gänzlich scheint dann der Unterschied zu schwinden, wenn nach dem Abblühen des Safrans dessen Blätter erst recht augenfällig vom Boden aufragen und alsdann an die ebenfalls frühsommerliche Fruchtform der Herbstzeitlose erinnern. Der Name der letztern: der Stiereⁿzǟren, Zǟren, Hundshöden (im Emmental: Munihöden) trägt sich jetzt auf die Pflanze im dermaligen Stadium selbst über und liefert ein zweites Motiv zur gleichen Benennung des Safrans, eben wegen jener Blätterform. Ja selbst das abgeblühte Stadium des Huflattichs gibt eben deswegen Anlaß zur nämlichen Bezeichnung, neben dem bereits (S. 229) erwähnten Namen Zịịtloosa, welchen die Blütezeit veranlaßt.

Zwei Namengebungen kreuzen sich also hier: Gleiche Benennung sehr verschiedener und dennoch als einheitlich angesehener Pflanzen, und verschiedene Benennung verschiedener Entwicklungsstadien einer Pflanze, als gehörten diese nicht zusammen. Für letztern Fall seien noch folgende Beispiele angeführt. Die schlauchartig sich einbiegenden jungen Blätter des Schlangenknöterichs (Polygonum Bistorta) lassen die Schlụụha als eine Frühlingspflanze erscheinen, die mit dem (besonders Kindern auffälligen und sie zum Spiel einladenden) Bänz des sommerlichen Fruchtstandes nichts zu tun habe — wofern nicht doch die Zusammensetzung Schlụụhenbänz Kenntnis des Sachverhaltes verrät. Andere Merkmalsgruppen lassen den Wundklee sogar als drei verschiedene Pflanzen erscheinen. Dem „Wundklee" und der Anthyllis „vulneraria" entspricht der rasch (gääj, „gaach", gâho) heilende Gäheil. Die Blütenköpfchen, welche mit ihrer rundlichen Gestalt und ihrem weichflaumigen Kelch an die Pfoten der Katze erinnern, veranlaßten den Namen Chatzeⁿtälpli (vergl. S. 226). Die fiederschnittigen Blätter endlich machten den Wundklee als Lə̆weⁿzand zum Namensvetter der Gattungen Leontodon und Taraxacum.

Männli und wiipli. Wild und zahm.

Hochstenglig emporgeschossen wuchert im Bauerngarten auf fettem Erdreich ein Exemplar der Malva neglecta; neben ihm kriecht über hartgetretenen Boden hin ein Individuum der nämlichen „vernachlässigten" Art. Allein das so demütig sich ausnehmende Lebewesen trägt unbewußt einen anziehenden Schmuck mittelgroßer, zahlreich es übersäender Blüten, welche sich zu ebensoviel Mụtschlinen als Früchten zu entwickeln ver-

sprechen. Auf Zier und Nutzen scheint dagegen jener stolze Gefährte nicht viel zu geben; sind doch seine Blüten viel zäärter, d. h. kleiner, und halten sie sich unter den Blättern halb verborgen. Kein Wunder! Die beiden Exemplare gelten als e̥s Manndli und e̥s Wịịbli und verhalten sich zueinander etwa so wie unter Naturvölkern der Herr der Schöpfung zu seinem als tatsächliche Sklavin erkauften Weib.

Wie hier d's männli(ch) und d's wịịpli(ch)[1] Chäslichrụụd nebeneinander ihr eigentümliches Wesen pflegen, so „weiß“ man, daß auch die Hirze(n)zunga (Scolopendrium vulgare) ein entschiedenes Paarchrụụd ist. Nicht weniger gibt es unter den Chlä̆bren (S. 228) beeder Gattug. Das Tannmarg (der gebräuchliche Baldrian, Valeriana officinalis) ist das sehr offenkundige Gä̆ge(n)teil zum Baldrian (nämlich dem zweihäusigen, V. dioica); und der Vogelpick gilt ebenso entschieden als d's Manndli der Vogeläärbs, sowohl der gälwen als der blaauen, wenn auch die botanische Feststellung der beiden „Gattungen“ für uns bisher unmöglich gewesen ist.

Ist solche Zwiegeschlechtigkeit etwa ein vereinzeltes, willkürliches, daher halt- und grundloses Phantasiegebilde? Für das Gegenteil reden noch heutige Ausdrücke der botanischen Terminologie. Diese nennt z. B. den Tierliboim (Kornelkirsche) Cornus „mas“. Weit häufigere Exempel dieser Art bietet uns aber das Kräuterbuch des Basler Medizin-Professors Theodor Zwinger von 1686. Die breit und die spitz Linda, beide in wenig Exemplaren bis zu Grindelwalds günstigsten Lagen vordringend, hießen damals noch lange nicht Tilia grandifolia und parvifolia (als Sommer- und Winterlinde), sondern Tilia mas und Tilia foemina.[2] Es entspricht dies einer Unterscheidung, welche der gelehrte Zwinger an einer sehr großen Zahl seiner Gattungen durchführte. Fast ein Jahrhundert also vor dem großen Linné (1707—78) und ganz verschieden von dessen Klassen XI—XXIII entfaltet sich hier eine Art Systematik, die uns wie eine Ruine eines vormals konsequent durchgeführten Lehrgebäudes anmutet. Wie ein ihm enthobener und als Erbgut geretteter Lehrsatz klingt es dem Nachforschenden noch zur Stunde aus dem Mund ältester Grindelwaldner entgegen: Vo(n) jelhem Chrụụd gi(b)ds gęng zweier Gattug: e̥s Manndli und e̥s Wịịbli. Daß es dem schlichten und vielbeschäftigten Mann des Volkes zur Erhärtung eines solchen Lehrsatzes von jeher an Zeit und Material gefehlt hat, ist selbstverständlich. Wozu aber auch die stringenten Beweise, da ja die durchgehende Zwiegeschlechtigkeit der entwickeltern Tierklassen ein so naheliegendes Analogon bietet? Wenn hier alsbald vom letzten

---

[1] Mhd. wîplich. [2] 201.

Schöpfungstage an „Starkes sich und Mildes paarten", warum sollte das nicht schon zunächst im Pflanzenreich als der „Kehrseite" der tierischen Welt geschehen sein? Daß die beiden Reiche als Gabelungen der organischen Urwelt auch in der Sexualität ihr eigenes Leben führen, ist erst neuere Erkenntnis.[3]

Weniger anfechtbar sind die Aufstellungen volkstümlichen Nachdenkens da, wo nicht Aussehen und Gestalt, sondern das Verhalten zum Menschen zu einer Art Pflanzensystem führen. Da begegnen uns zunächst Früchte und Pflanzenleiber, die als Speise oder Medizin nid fịr ịịⁿser eina, sondern allenfalls für eine „Roßnatur"[4] taugen. So ist die Alpenbärentraube eine Roßfrụụmma;[5] der Kälberkropf (Anthryscus silvestris) heißt Roßchịmi („Pferdekümmel"), die Wiesensalbei Hölenderchrụụd oder Roßsalbina; die Wasserminze (Mentha aquatica) nennt sich Rösmänta.

Letztere wird jedoch häufiger wildi Mänta genannt; und dies wild eröffnet mit seinem Gegensatze zu zahm eine viel weitergehende Systematik. Der erstere Ausdruck begegnete uns bereits S. 20 in seiner Anwendung auf einen schwindelfreien Menschen, der voll Mut, wohl auch Wagemut oder gar Waghalsigkeit jeder eingebildeten oder wirklichen Gefahr des Gebirges stand hält, ihr trotzt, wenn nicht spottet. Gemäß weitgehendem Sprachgebrauch nun objektiviert sich der Begriff, indem er auf die die Wildheit herausfordernde Berghöhe (Wildstrubel, Wildhorn, Wildelsigen) und das auf letzterer sich bewegende Leben sich bezieht. Wild und darum menschenscheu — schịịch — tummelt sich hier die Gemse; ihr ähnlich geberdet sich eⁿ wilda oder en erwildeta Bänz (Weideschaf) und eine ebensolche (von der Wildkatze artlich verschiedene) Hauskatze. Von hier aus geht „wild" auf Tiere und Pflanzen, welche den Menschen und ihrer wohnlichen Umgebung von Natur und auf die Dauer entfremdet bleiben, in keiner Weise zu Rate gezogen werden, daher sich nur weniger Beachtung und Beobachtung erfreuen. Solch „wilde" Wesen widersprechen darum auch gerne dem zur Norm erhobenen Begriff einer Sache und werden daher mit dem Makel des Unächten behaftet, gleich wie „wilde" Einrichtungen (Parteiungen u. dgl.) der Autorität hergebrachter Kulturzüge widerstreben. Im Gegensatze zu all diesen Begriffsabtönungen ist zahm schon gemäß seiner Wortgeschichte[6]

---

[3] Vgl. besonders Berd. 5, 111 ff. [4] Lf. 272. [5] Bemerke das Unterbleiben der Erleichterung des r (lat. prunum) zu l, welche in „Pflaume" zugunsten des erschwerten Anlauts eingetreten ist. Der letztere hat auch mittelst Fernassimiation n in m verwandelt, welches m — nebst dem l in „Flumme" — der Lehnform verblieben ist. [6] „Zahm" gehört durch Urverwandtschaft zu domus (Haus); vgl. Kluge[5] 413.

das Häusliche, das dem Menschen und seiner Umgebung Vertraute, Gewohnte. In je eine oder mehrere dieser Schattierungen stellen sich die folgenden, in bunter Reihe aufgeführten Beispiele.

Bereits auf S. 226 begegnete uns das zähm Edelwịịß[7] im Gegensatze zum wilden (verschiedenen Gnaphalien, Ruhrkräutern). Die gewimperte und die rostblättrige Alpenrose (Rhododendron hirsutum und ferugineum), deren letztere tiefer herabsteigt und etwas größere Blüten trägt, werden als der wild und der zahm Bärgroosen oder als wildi und zämi Băr^gbluest unterschieden. Der Brụụch schlechthin ist die Besenheide (Calluna vulgaris), welche als Streu gesammelt wird; wilda Brụụch ist die hiezu untaugliche, dem Freunde zarter Blüten um so liebere rote Heide (Erica carnea, Schröters „Schneeheide"). So ist Flăx Linum usitatissimum, wilda Flăx Linum alpinum. Onobrychis sativa ist Ăschbersetta, wildi Ăschbersetta der Süßklee (Hedysarum obscurum). Die als Speisefrucht gesammelte Grịịsla ist die Preißelbeere (Vaccinium vitis idaea), zum Unterschied von der wilden Grịịslen: der buchsblättrigen Kreuzblume (Polygala Chamaebuxus, auch Frauenschiehli geheißen). Das „Zahmchịịrschi" des Flachlandes ist die zähm Chịrsa, als in Grindelwald nicht kultivierte auch die fremd Chịrsa geheißen; die wild ist die dem Wald enthobene und unveredelt bleibende Süßkirsche (Prunus avium). Von Artemisia Absynthium unterscheidet man die wild Wărmieta: die freilich ebenfalls als Teekraut geschätzte Edelraute (A. Mutellina). Wilda Mejjeran (Majoran) heißen gewisse Verwandte des Mụttenchelem (des wilden Quendels, Thymus serpyllum). Wilds Schlusselbliemli nennt sich das immergrüne Hungerblümchen (Draba aizoides), wilds Steifmịeterli das dreifarbige Veilchen, wildi Neßla die Taubnessel (Lamium); wilds Waldmeisterli ist Waldlabkraut (Galium silvaticum). Die zweiblättrige Schattenblume (Majanthemum bifolium) heißt etwa wilds Meienrrịịsli. Als Namenskonkurrenten von Gartenblumen seien noch aufgeführt: der wild Lilien (Türkenbund, Lilium Martagon); der wild Granium oder Ggaaggenschnabel (Geranium silvaticum, sanguineum, pratense); das wild Margrịịtschi (Michels Sternliebe, Bellidiastrum[8] Michelii).

---

[7] Zahm, lahm u. a. gehören zu den Adjektiven mit einsilbigem Stamm, welche in der mehrsilbigen Biegungsform und Ableitung die Länge des Vokals an dessen Kürze tauschte. Man sagt zahm, aber: där (dieser) Bär ist zama, die Amsla ist zami, das Gemschi ist zams (Flexionsanalogie!), in der Zemi. Die hierin sich zeigende Wortrythmik ist in der Grammatik zu erörtern. [8] Also auch neulateinisch als (verschätzte) Abart des Gänseblümchens (Bellis) hingestellt mittelst der Endung astrum = fz. âtre (blanchâtre usw.).

Pflanzenteile in ihrer Wertung.

Der gut botanische Löwenzahn heißt grindelwaldnisch das Sĭwchrụụd, der Sĭwstịịdẹller. Wie hausbacken klingt der Name, und wie groß ist neben dem Nutzen die Belehrung, die die Pflanze bietet! Von Natur der Ebene angehörend, steigt sie dennoch in Höhen bis zu dreitausend Meter, wobei sie in denkwürdiger Formenwandlung sich dem so andersartigen Alpenklima mit seinem Naturkummer[1] anpaßt. Der Oberleib verkürzt sich wohl um die Hälfte, während in noch größerm Maßstab die Wurzel sich verlängert und verästelt.[2] Besonders interessant aber ist, wie der Löwenzahn in den Hochalpen den Sommer über, unbedrängt von gedüngten Futterkräutern und Gräsern, den freien Raum zur Ansetzung immer neuer Blütentriebe ausnützt.

Einen andern belehrenden Anblick bieten die Ggraaggẹllipfanzen, wie halb komisch die Polsterbildner geheißen werden. Wo in kahlem Begrevier das Ggool (Schuttgeriesel) nur irgendwie — ẹb wie lịicht — ẹs Schịịmmẹlli Häärd („ein Schäumchen Erde") niederschlägt: flugs (bald), wenn nicht angänds (sogleich) ist eine das Auge erfreuende Vegetation da. In zahlreichen Arten breitet Saxifraga, der Steinbrech, das Steinbrächcherli oder Steiⁿchrụụd, sieghaft die lieblichen Blütentellerchen zum Bewundern hin. Auf Kalkfelsen bettet sich das wild Schlusselblĭemli (immergrünes Hungerblümchen, Draba aizoides), hinanreichend an die Urgesteinreviere des Gletschermannsschildes (Androsace glacialis), an die am Schwarzhorn mächtig ausgebreiteten Beete des Gletscherhahnenfußes. Noch viele ihrer vom Volksmund nicht benannten Genossen sehen wir den gewaltigen Schneedruck des Gebirges sich zu Nutze machen. Sie lassen sich von ihm als einem Wärmeerhalter den Winter über innig an den ungefrornen Boden wie an einen mütterlichen Schoß anschmiegen, und wie ein Schwamm behalten sie sich den regenarmen Sommer über die Schneefịechti zu langsamer Zehrung auf.

Auf dem winterlichen Schneedruck und der sommerlichen Nötigung, allzustarker Verdunstung zu wehren, beruht auch die Ausbreitung holzigen Astwerks flach über den Boden hin, wie wir sie namentlich bei Wịịdlinen (Salix glacialis, retusa, reticulata) und selbst bei der krautigen Weide (S. herbacea) beobachten.

Gerade solche scheinbar sehr zarte Gewächse zeigen auch ihre in der Erde steckenden Stengelteile als ungewöhnlich konsistent, hart: hert,

---

[1] Von Tschudi (9) geprägtes Wort. [2] Veranschaulicht im AM. an Hand von Pflzlb. 2.

weil das felsige Erdreich zu stärkern Schutzmaßregeln nötigt. Da sehen wir die verholzten Wurzelstöcke — Stẹ̆ck — zugleich ein reich verschlungenes — gräffelochts — Geflecht in die Tiefe senken, um mit erstaunlicher Kraft Felsstücke zu durchsetzen, oder über Felsplatten hin eine kompakte Filzdecke wirken, damit jene mụrwen: mürbe werden. — Eine andere Form des unterirdischen Stammes finden wir in den Mụ̈tschẹllinen: den im Gebirg zu Zwiebelknollen verdichteten Zịbẹllinen (Zwiebeln) der Niederung. Von ihrem Werte wissen schon Knaben zu reden, welche sich im Spätherbst die im Hịeterfịịrli gebratenen Mụ̈tschẹllẹni des Frühlingssafrans schmecken lassen, während der Tod von Schweinen, welche sich an den hervorgewühlten Knollenzwiebeln der Herbstzeitlose erlabt hatten, vor gefährlicher Verwechslung warnt. Im Haushalt der Alpennatur ist freilich dieser Wert des Mụ̈tschẹllis ein anderer: Wie namentlich der Stock, hilft auch es die säftezehrende und dennoch wegen der kurzen Sommer häufig erfolglose Fruchtbildung umgehen und damit die große Mehrzahl der Alpenpflanzen aus einjährigen zu ausdauernden Gebilden umwandeln.

Aber wozu dann noch die Blüte? Sie steht im Dienste verstärkter Anstrengungen zur Erreichung des Ziels: angesichts der Ungunst des Alpenklimas auch noch durch Anlockung von Insekten, dadurch bewirkte Fremdbestäubung und kräftige Samenbildung den Fortbestand der Art zu sichern. Dieser Aussage der ernsten, strengen Wissenschaft steht immerhin die Antwort des sinnigen Volksgemütes nicht im Wege: Eh, fịr daß d'Lịịt Freid dran heigen! Daß s' an es anders[2] mịeßen sägen: Eh, was fịr n en schẹ̈ẹnna Bluẹmmen! Und wie n er so wohl schmẹ̆ckd (riecht)! Ja, wie um den Menschen diesen „Selbstzweck“ der Blüte recht lebhaft vor Augen zu stellen, tragen nicht nur die intensiven und stark wechselnden Lichtwirkungen der Alpenhöhen (S. 131) die Farben recht tief und satt, mitunter grell auf; auf dem verkürzten Pflanzenleib sitzen auch scheinbar um vieles vergrößert die „sinnigen Blüten, in des dunkeln Gesteins schützende Tiefen gedrückt“.[3] Und ist einmal der Alpensommer da: wie eilig hat es die Natur, den Bluemmen, d's Blịemli, d'Bluest fịrha z'trịịben, fịrha z'zeeken! So hervorragend ist denn auch der Anteil der Blüte am gesamten Pflanzenleib, daß sie vermöge des von ihr ausströmenden Duftes (G'schmack) geradezu die Qualität der ganzen Pflanze und danach die Güte eines gesamten von Nutzpflanzen bestandenen Feldes bezeichnet. Man sagt angesichts einer Wiese, die gutes Futter liefert: der Bluemmen ist da gued. Dies Futter hier ist hinggägen von Bluemmen nid d's besta! ẹs hed

[3] Ein Mal über das andere.

da nid rächt gueta Bluemmen! Jenes andere Hewstëckli wä^{r} vo^{n} Wätter gued, aber von Bluemmen nị̣ịd. (Man hat es bei günstiger Witterung eingeheimst; allein der Futterwert ist gering.) Der Bluemmen ist auch in übergetragenem Sinn das Beste, ja das den eigentlichen und ganzen Wert Verleihende in einer Sache, einer Menschengruppe usw. Neidlos rühmen nette Töchter von einer Schwester, die nicht mehr unter ihnen weilt: Sị ist von ịị^{n}s der Bluemme^{n} g'siin. So ist der Bluemmen auch eine Schützenprämie:[4] der „Preis" im Sinn seiner Herleitung aus prētium (Wert).

Sachlich wie lexikalisch steht nach dem vorigen „Blume" in enger Beziehung zu „Frucht". Der letztere Ausdruck ist der Mundart bloß noch als schriftdeutsches Lehnwort eigen, da seiner echt mundartlichen Bedeutung „Getreide" als nachgeschlepptem Sprachgut[5] mehr und mehr die sachliche Grundlage fehlt. Um so treuer hat sich im Grindelwaldnischen das wortverwandte brụụhen[6] im Ursinn erhalten. Mi^{ch} hungred und dịịrsted, i^{ch} mues eppḁs brụụhen. Sụ să̋, da hest e̥s Fränkli; brụụch eppḁs. Mieran (meinetwegen, eigentlich: was „mir an" oder an mir liegt) chaịst z'Inderlachen drịị Fränkle̥ni verbrụụhen, we^{nn} dd'uf ^{d}em Märt eppḁs rächts ụụsrichtist. Wie aber Eß- und Trinkbares, kann man auch z. B. Vorteile „genießen", welche Herkommen, Sitte und Brụụch mit sich bringen; anderseits löst die Vorstellung des bisher Genossenen die Vorstellung dessen aus, was man auch in bevorstehenden Fällen haben sollte: was mụ brụụchti (oder mangleti). Ein Stück Bedeutungsgeschichte.

Bildet im alpinen Haushalt die Fruchtbildung eine Ausnahme, so fällt damit auch die Selbstbesamung und Versamung, das säämlen oder ụụsrịịsen nur seltener in Betracht. Daraus erklärt es sich, daß noch zu Kasthofers[7] Zeiten, also vor nicht hundert Jahren, die Neuerzeugung von Alpenpflanzen aus Samen unter die unglaublichsten und lächerlichsten Fabeln verwiesen wurde. Als völlig zweck- und wertlos mußten also damals Fruchtansätze und Fruchtformen erscheinen wie die Pụttla (Mehrzahl: Pụttli) der Heckenrose, wie das sammetweich anzufühlende Bịịßi (Kätzchen) oder der mehr klumpige Bänz („Schäfchen") gewisser Gehölze (vgl. auch S. 232), wie das Haarmanndli der Alpenanemone, der Sieversia u. dgl.

Der Stẹngel differenziert sich als der Acherstorden, wenn von der abgeschnittenen Kartoffelstaude die Rede ist, als Acher- oder

---

[4] Z. B. 1583 bei Gläwi Stoller. [5] Hildebrand. [6] Frucht = lat. fructus und frux (frug-s) spezialisierte sich schon in der Schwesterform fru(g)-mentum, froment als Weizen (das Hauptgetreide) und stellt sich zu fru(gv)i = ahd. brûchan (brauchen iSv. genießen). (Weiteres bei Kluge[5] 52.) [7] 22, 38.

Chöre^{n}stụffla, wenn es sich um Getreidestoppeln handelt. Der Stụ̈ffel ist aber auch ein Kind, welches zu gehen anfängt, umha-stịffe̥lled. Der einzeln sich abhebende Grashalm ist ein Häle̥m, Hälmli, Hälme̥lli.

Die ganze Pflanze heißt die Stụụda, so daß die „Staude" sich ihr unterordnet. Ist sie erst im Emporsprießen begriffen, so nennt sie sich der Tschịnggen („Zinken", vgl. S. 226) oder der Chịịden[8]. Man beklagt es, wenn, wie im „Frühling" 1906 oder 1907, Schnee oder Frost immer noch alle Vegetation in Banden hält: e̥s ist no^{ch} kei^{n} Tschingge^{n} fịrha, no^{ch} kei^{n}s Chịịde̥lli ueha. Stengel und Blüte der Futterpflanzen, Stengel und Frucht der Kulturgewächse heißen zusammen d's Gwäx, während im Unterland „G'wächs" Synonym zu mundartlichem „Frucht" (Getreide) ist.

Ehedem hieß die gesamte Pflanze die wurzi, die wurz,[9] die gesamte Pflanzenwelt „das Gwürz",[10] wie übrigens aufs deutlichste schon das altdeutsche orzôn lehrt. Dies (aus wrd entwickelte) Wort verhält sich zu wurz wie „pflanzen" zu „Pflanze".[11] Heute bedeutet G'wịrz, weil mit „Wurz-el"[12] vermengt, bloß das unterirdische Unkraut.

Chruud und Gjätt.

Selbst dem Bewohner beider Lütschinentäler ist es ein nicht ungewohnter Anblick, bis weit in den Dezember hinein den fußtiefen, schwellenden Anschwemmungsboden smaragdenes Grün hervorzaubern zu sehen. Allein daß es grueneд an einer grịennen Egg des Hiendertaals, am Grịennenwang des Mettenberges, am Grịenhören (bei den Gemsjägern: am grịennen Hören) der Vieschergruppe, das findet auch die Sprache mit ihrer Hervorhebung des Auffälligen der Benennung wert.

Dem volkstümlichen Zug zum Praktischen folgend, hebt sie aber aus dieser Gesamtanschauung des schwellenden Grüns die engere des nutzbaren heraus und umfaßt letzteres mittelst der Benennung Chrụụd: einer Schwesterform zu „grün." Eine zweite solche ist „Gras".[1] Die Nebeneinanderstellung von Chrụụd und Gras kennt natürlich auch das

---

[8] Lf. 117 f.; 438. [9] Vgl. Würzbrunnen u. dgl.: Lf. 42. [10] Z. B. bei Rebm. 43; vgl. Kluge[5] 412. [11] Aus wurt-walu (Krautstock): Kluge[5] 412. [12] Kluge[5] ebd.; Graff 1, 477.

[1] Mit gr. bryein (schwellen; bryon Moos) urverwandt, spiegelt sich die Wurzel gru in engl. grow (wachsen), in ahd. gruoni = grün und frisch (vgl. grüens Fleisch als nicht geräuchertes), und in ahd. krût = Kraut. Die Ablautform gra ergibt lat. grâmen und deutsch „Gras". (Vgl. Kluge[5] 147. 214. 144.)

Grindelwaldnische. Wer z. B. sich in Unvermeidliches (unterbernisch speziell: in den Tod) schickt, bịịßd i^n d's Gras; er läßt sich gleichsam vom Schicksal Ungenießbares, ihn Anwiderndes als Speise vorsetzen. Dabei ist (vgl. auch Haar, Moos u. a.) „Gras" ebenso kollektiv verstanden wie Chrụụd. Letzeres gilt jedoch im heutigen Grindelwaldnischen häufiger als Oberbegriff, welchem sich „Gras" unterordnet. Demgemäß ist Chrụụd so viel wie Grünfutter. Geht solches der Schnittreife entgegen, so waxd d's Chrụụd i^n d's Hew, was Dürrfutter bedeutet. Das Sịwchrụụd, welches sowohl ein vortreffliches Viehfutter, als in seinen ersten Trieben ein geschätztes Gemüse liefert, bildet den Übergang zum frịejjen und spääte^n Chrụụd als Spinat und als Mangold. Eingesäuert, liefert letzterer das Sụrchrụụd, einen Rivalen des Sụrchäbes (Sauerkraut, choucroûte) auf dem bäuerlichen Tisch. Sorgloses und „uneigeligs"[2] verchrụụten (écraser) führt zum Übernamen „Krauteri"[3] usw.

Den Kategorien der Speisekräuter und der Futterkräuter (mit Einschluß also der Futtergräser) stellt sich in Alpgegenden, für die der Arzt und Veterinär oft so schwer erreichbar ist, als ebensowichtig das Heilkraut zur Seite. Nicht umsonst gehörte denn auch ehedem zu den charakteristischen Erscheinungen des Alplebens der „Wurzelgraber", der Wụrzer:[4] der Kräutersammler, welcher mit Wịrze^{n}pịckẹlli oder Chärstli und Spitzmesser, mit Seckli und Hụtten ist ga^n wịrznen. Unzertrennlich gehört zur Praxis dieses an die Zwerge gemahnenden Männchens die Gelehrsamkeit des Kräuterbuches (Vgl. S. 233). Noch langt bedächtig die zitternde Hand eines Siebzigjährigen nach dem sorgsam geborgenen Spịịherschlussel, um für einen vertrauenswürdig erfundenen Frager oder für den winterabendlichen Familienkreis das Chrịịterbuech seiner sorglichen Verwahrung zu entheben. Es aufschlagend, begegnen wir zu allernächst einer feierlichen Beglaubigung, daß „dieses" oder „deises Kreiterbuch" dem Inhaber, ja wohl schon dessen Änigroosi (Urgroßvater) „in erbs weise" zugefallen sei. Den Inhalt aber, den ein solch mächtiger Folioband aus dem 17. oder 18. Jahrhundert zu bieten pflegt, dürfen wir hier nur in knappster Kürze skizzieren.

Billig beginnen wir mit der „Mädchenschule" der Medizin: dem Zauber. Ihm dient noch in altgetreuer Weise der Allermannsharnisch oder die Siegwurz (Allium victoriale). Es ist die „Sibenhämmleren"[5] oder Nịịnhẹmmlẹrra mit ihren so leicht sich ablösenden Zwiebelhäuten. Sie wurde und wird gegen Hexen und Gespenster in der Tasche

---

[2] Lf. 428. [3] Schwz. Id. 3. [4] And. 829 ff.; Ofenbr. 6, 82 ff.; 112 f.; Wyß 330; Kasth. 2, 146; Keller 444. [5] Cool. JS. 290.

getragen, gegen Krämpfe und Zahnweh in einem Tüchlein auf dem Leib.[6] Ihre bekannte Rolle spielt die Siebenzahl auch in den an einer Wurzel gewachsenen Mäbẹpflen. „Mahdäpfel“ heißen die Blütenteller der stachligsten Kratzdistel (Cirsium spinosissimum). Ihre erwähnte Vereinigung hat das Nachtschattengewächs Mandragora anthropa seines deutschen Namens „Alraun“ beraubt. Wer eine solche Alrụụna (álrụụna) in der heiligen Nacht zwischen elf und zwölf ausgräbt, findet mittelst ihr jeglicherlei Schatz. Ist letzterer hier als Ding verstanden, so bezieht sich auf ihn als Person die Anwendung der Mannstreu (Eryngium alpinum) und der Fraue^{n}trään (d. i. Orchis).[6] In die Suppe der Begehrenswerten praktiziert, werben beide um deren Neigung. (Eine sehr gewöhnliche Degradierung feiner oder hoher Gemütsäußerungen.)

Die magischen Mittel bedürfen freilich kosmetischer Nachhülfe. Solche leisten z. B. die zypressenblättrige Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias) oder das Eiterchrụụd und die scharfe Fetthenne (Sedum acre), das „Mụ̈ụ̈schechoren“ („Mäusekorn“) der Oberwalliser.[7] Sie räumen nämlich mit den Wäärzen (Warzen) auf. In Ziegenmilch gesottener Erdrauch (Fumaria officinalis) vertreibt die Trịesen (Drüsenanschwellungen am Hals), und das in der Tasche getragene Eiße^{n}chrụụd (knotige Braunwurz, Scrophularia nodosa) ist gut gegen Abzesse. Wunden heilen der Wundklee als Gäheil (S. 222), der Aaronsstab (Arum maculatum) als Aroona oder Aroone^{n}chrụụd, die Malve als Chäslichrụụd, der spitz Wägerich womöglich im Verein mit zwei andern Kräutern. Gar fịrnǟhma („vornehm“ i. S. v. ausgezeichnet, vortrefflich) ist für Wundenreinigung wie auch für Heilung der „Lung- und Lebersucht“[8] der Sănickel oder Sărnickel (Sanicula europæa); ebenso der Stăbiooſen (S. 230) und natürlich die Arnica (S. 243). Auf giftige Bißwunden des Viehs wird Bitzwurz (Alpen-Anemone) gelegt.

Geschätzte Augenheilmittel sind: der Oĭge^{n}trost, womit aber nicht bloß die als Gib ĭ^{n}s nịịd verschätzte Euphrasia officinalis, sondern auch der Gauchheil (Anagallis arvensis) gemeint ist; ferner die behaarte Augenwurz (Athamanta hirsuta) oder das Wasserchrụụd. Den Preis als

---

[6] Die Trään für sich ist die Mehrzahl zu „der Traan“ (= die Träne). Am Grab einer ungeliebten Person haben Angehörige kei Traan vergossen. Wenn nun der Grindelwaldner statt Knabenkraut der Fraueträän sagt, so ist dies, wie der Lilien, der Bärgrooſen u. dgl., eine Geschlechtsanlehnung an „der Bluemmen“; vgl. lat. „der“ flos und it. «il» fiore. Die Zahlform selbst aber weist auch hier, wie öfter, auf den Kollektivbegriff als Brücke zwischen Ein- und Mehrzahl: viele als Trään (Tränen) der Mater dolorosa oder als „Marienträn“ (Rebm. 149) gedeutete Blüten (vgl. auch die „Marterwerkzeuge“ der Passionsblume) stehen vereinigt auf einem Pflanzenindividuum: dem Fraueträän. [7] Goms 51. [8] Kyburtz A 5.

Augenstärker erringen aber der offizinelle Baldrian[9] und die Räckolterberre̥ni.[10] Hoi^{p}tweh (Kopfschmerz) bekämpft man mit dem Ịịse^{n}chrụụd (Aconitum Anthora). Brụnä̋lla (Brunella vulgaris), zu welcher auch der Günsel (Ajuga) gerechnet wird, dient gegen Halsweh. Zịịtloosen, d. i. sowohl Huflattich (S. 229) als Pippau (Crepis pygmaea und aurea) geben geschätzte Hustenmittel. Ja, wer die drei ersten Huflattiche, die er im Frühjahr erblickt, ganz schlị̋ckd, uberchunnd nie Halsweh. Die etwas seltene Engelbrustwurz (Angelica archangelica), sowie besonders der Brunne^{n}chresset (Cardamine amara) sịịn grị̋ịsli^{ch} gued fị̋r ụf der Lunginen ụụfz'le̋e̋sen. Schon mit dem Namen stellt sich auch hieher das Lungichrụụd, jedoch nicht als Pulmonaria, sondern als das (nicht selten gefundene) isländische Moos (Cetraria islandica).

Besonders glücklich weiß der Älpler sich und sein Vieh gegen Witterungseinflüsse und andere Störungen des streng geregelten Tagesdienstes geborgen durch Astränza (Thalstern oder Sterndolde, Astrantia major) und Bịbịnélla, Bịbernäll oder Bimpernäll (Pimpinella magna). Große und kleine Sterndolde (A. major und minor) heißen gemeinsam auch der Stärnen; in Konkurrenz mit ihnen und den Namen Meisterwurz, d. i. Besiegerin der Pest,[11] trat der Haarstrang (Peucedanum struthium). Geschätzt sind in ähnlichem Sinn immer noch der Torme^{n}tịll (Potentilla Tormentilla) und das Wasserschwä̋bi (Frauenmantel oder Silberklee, Alchemilla alpina). Um ihrer prächtig schimmernden Blätter willen erhalten beide sehr oberflächlicher Weise auch etwa den Namen des Hahnenfußes: Glịịßi. Gegen allerhand Magenübel hilft die Schafgarba oder Schăgarba[12] (Achillea Millefolium), gegen Blasenkatarrh der Chatze^{n}schwanz oder Chatze^{n}stịịl (Equisetum arvense), gegen Blasen- und Gallenstein der Abguß von Sị̋wbluemme^{n}re̋hrren. Als Blutreinigungsmittel für Vieh, wie vormals aber auch als Futterkraut und sogar als Gemüse,[13] dient der Rams oder die Ramse̥rra (Bärenlauch, Allium ursinum), wonach eine Alp bei Leißigen und ein Bergmaad am Brienzergrat benannt sind.

Viele Heilmittel bieten zugleich einen erfrischenden Tee. So für Bergreisen der Mutte^{n}chele̥m (S. 235), für nicht an Auszehrung Lei-

[9] Ein Goldschmied nahm jeden Morgen eine Messerspitze voll Baldrianpulver ein und vermochte in Folge dessen mit unbewaffnetem Auge auf den Stumpf einer zerbrochenen Nadel einen Löwen mit allen Gliedern kenntlich einzugravieren. (Kräuterb. 524.) [10] Lf. 461. [11] Kyburtz A 18; Rebm. 150. [12] Die Pflanze heißt ahd. garawa, mhd. garwe, selten schâfgarwe (mhd. WB. 1, 484), was allenfalls zu „gar“ (bereit u. dgl.: Kluge[5] 127), keineswegs aber zu „Garbe“ (ahd. garba, la gerbe) in Beziehung steht. [13] Hoops 351. 466.

dende das **Chatzenoig** oder der **Chre^{n}prịịs** (Veronica Chamaedrys). Phthisikern dagegen hilft das **Tannmarg** (S. 233),[14] dessen Absud so **wohl schmeckd** (so gut riecht) und gar **grịịsli^{ch} gued ist**.

Eine Reihe Heilpflanzen dienen so vielseitig, daß wir sie keiner Kategorie von Übeln zuteilen können. So vor allem die edlen Enziane. Mundartliches **Enzian**, **Eziaan** gilt aber fast einzig dem (z. B. auf dem Hertenbühl vorkommenden) Schnee-Enzian (Gentiana nivalis) und dem **vergiften** Schwalbenwurz-Enzian (G. asclepiadea). Die Samen des **Dịr^{ch}wäx** (G. pannonica, früher[15] Perfoliata, fz. percefeuille) werden bei Brüchen angewendet. **Bitterwurz** (zarter E., G. tenella) hilft bei allerlei Tierschäden. Die fleischigen Wurzelstöcke der **Jänzinen** oder **Jänzenen**, d. h. des gelben, des minder üppigen purpurnen und des an der Krone schwarz gesprenkelten Enzians (G. lutea, purpurea, punctata) werden zu dem bekannten **Jänziner** destilliert. Da der Enzianbranntwein Land auf Land ab für so außerordentlich **gsunda**, **gsinda** gilt, sind die Pflanzen fast nur noch mit Lebensgefahr zu erreichen, und ungefälschtes Destillat ist höchstens als Erweis außerordentlichen Wohlwollens zu erlangen.[16]

Den Enzianen (von denen viele Arten auf S. 227 als **Himmelblääwli**, **Ggleggleni**, **Fingerhiet** verhandelt sind) folgt in Vielseitigkeit der Anwendung die **Arnika**. Darunter versteht man aber nicht bloß den Bergwohlverleih (Arnica montana), sondern gleicherweise Gletscher- und Skorpions-Krebswurz (Aronicum glaciale und scorpioides), verschiedene Arten **Gemschbluemmen** (Gemswurz, Doronicum), und einige Arten Kreuzkraut (Senecio). In Alkohol ausgelaugt, **ụụs'zögen**, dienen diese „Arnica" gegen alle möglichen Beschwerden. Vor dem Bekannter- nnd Billigerwerden des Rauchtabaks[17] wurden sie zudem als **Tobäckbluemmen g'roikd**. Selbst die Nelkenwurz (Geum) und die Berg-Siversie (Sieversia montana) waren zu solchem Dienste gut genug.

Nicht weniger wichtig war und ist der Beifuß (Artemisia). Trug ihn der Alpenjäger als Diener der Artemis (Diana) „bei dem Fuß" (d. i. gemäß der Urbedeutung von „bei": um den Fuß gewickelt), damit er ausdauernd bleibe, so muß noch heute — je nach der Wortdeutung — die **Wärmịeta** (alt wermuota, wermüete) „Wärme" oder „Mannesmuth" das Leibesinnere anspornen. Dies geschieht mit furchtbarer gegenteiliger Wirkung in dem nun so energisch bekämpften Absynthkonsum. Welch harmlosen, freundlichen Gebrauch findet die nächstverwandte Arte-

---

[14] Danmarco: Stumpf 258^{a}. [15] Kräuterb. 935. [16] Zu 3 l Branntwein braucht es 50 kg Wurzeln (Kasth. 22, 40), und im Sommer 1814 wurden einzig um Gletsch 1060 kg verbraucht. (Wyß 737. 790; AR. 1814, 277.) [17] Des „peruvianischen Bilsenkrauts": Kräuterb. 985.

misia glacialis als wildi Wärmịeta oder „Übermuth", wenn wir sie neben Bergrosen und Edelweiß den Hut des Sennen schmücken sehen! (S. 217.) Schon um dieser Zierde willen lohnt es sich, wie „i^{n} d's Edelwịịß", so auch i^{n} d'Wärmịeta z'gaan, ga^{n} z'wärmịetnen. Aber auch andere Arten wie die wịịß Wärmịeta, d. h. die bis zum Schneehorn an der Jungfrau emporsteigende Gäbụụsa oder Edelraute (A. mutellina), und die schwarz Wärmịeta: der ebensohoch sich wagende ährige Beifuß (A. spicata) sind liebliche Pflanzen.

Kürzerer Erwähnung bedürfen: das Tụụsigguldeⁿchrụụd, was aber nicht Erythræa Centaureum, sondern das glatte Brillenschötchen (Biscutella lævigata) ist; die Mondrụ̈ta (Botrychium Lunaria) auf den Felsen der Lütschinenschlucht; die Sịeßle̥rra: die bittersüß schmeckende Wurzel des Engelsüß (Polypodium vulgare);[18] der Bịberchlee (Menyanthes, Bitter- oder Fieberklee, aus welchen beiden Namen „Biberchlee" gemengt scheint); die Germe̥rra (Veratrum) als Feindin der Läuse und Mäuse.

Die Fịde̥rtscha (eisenhutblättriger Hahnenfuß) kann ebenso an die „gefiederte Welt"[19] erinnern wie die Schwalbenwurz (Vincetoxicum officinale),[19a] deren „Schötlein, wenn der Same darin zeitig ist und sie sich auftun, einer fliegenden Schwalbe ähnlich sind."[20] Der eingekürzte Name lautet Schwalme̥rra. Nach dem häufigen Vorkommen dieser „Gifft-Uberwinderin"[21] benennen sich auch der liebliche Berg bei Interlaken und eine Alp bei Därligen.

Wie poesievoll diese letztern Namen und wie prosaisch ihre Gesamtbezeichnung durch den praktischen Landwirt! G'jätt schilt er sie: Pflanzen, denen man ebenso handgreiflich auf den Leib zu rücken hat, wie einem Feind, den man erjätted. Denn was er nicht fruktifizieren kann, das sieht der Bauer als Unkraut an — als „Wuest", der dem Zürcher Feld und Garten verunstaltet.

Am Eingang aber dieser großen Welt des wirtschaftlich Bösen steht, gleichsam als schwarz-weißer Grenzpfahl, eine ebenso geschätzte wie verwünschte Pflanze. Es ist der Gänsefuß oder die Hundsmelde (Chenopodium bonus Henricus). Wie sehnt sich im Frühling der Grindelwaldner, aaⁿsḁn e̥ntli^{ch} ze n eppḁs Grịennem z'choon, und wie willfährig kommt unsere Heimina solchem Wunsch und Verlangen entgegen! Als wilda Spinnḁt deckt sie, die an Wegen und in feißtem Felde so reichlich sprießt, den Tisch sogar des Feinschmeckers, bis der erste Spinat des Gartens ihn ersetzt. Und was für ein treffliches Heilkraut ist sie! Alte und frische Wunden, „alte, böse, faule Schäden",

[18] Schmeil 301. [19] Nach Schinz und Keller 405. [20] Kyburtz A 45. [21] Ebd.

gichtartig erkrankte Füße der Menschen und Tiere bringt ein Heiminenbad oder doch eine Reihe solcher Bĕder wieder zurecht. Mit Grund heißt also die Pflanze guter Heinrich, bonus Henricus, la toute bonne u. s. w. Wir finden sie aber zugleich als „bösen Heinrich" gescholten.[22] Es liegt dies an der Kehrseite ihrer wohltätigen Triebkraft: wo sie ungepflückt bleibt, folgt sie ihrer „Sucht" zum Ranken und Wuchern bis zum Durchwachsen von Wänden und Mauern.

Der Name Heimina dehnt sich auch etwa auf die Mălwe̥lla: die ausgebreitete Melde (Atriplex patula) aus, was schon am vereinten Massenwuchs z. B. im Loịchbīel liegt. „Lauchbühl" aber erinnert, gleich der Loĭche̥rren oder dem Laucherhorn in der Faulhorngruppe, der Lauchernalp bei Leißigen u. s. w. an den wildeⁿ Loĭch (oder die Rịịnhemmle̥rra, S. 240) und an den wildeⁿ Schnittloĭch. Letztern Namen trägt sowohl eine wilde Spielart des Gartenschnittlauchs (Allium Schœnoprasum), als die nordische Simse (Juncus arcticus). Alle diese „Lauche" aber, die sich zuweilen in den Lischgräsern verstecken, werden von jungen Kühen und namentlich Ziegen gierig genascht. Sie erteilen dann der Milch und der Butter einen starken Beigeschmack — en Biß — von Knoblauch. Auch die Sịland- oder Sịlamberre̥ni des niedrigen Kellerhalsbusches (Daphne Mezereum), vielmehr aber noch das Holz dieser Pflanze, schaden durch Blähen des Käses, vor dessen Bereitung sie in die Milch geraten sind. Ähnlich wird an der Lauenen die Männertreu „Chäsbläjjere" gescholten. Aber selbst das so gefeierte Bre̥ndli (Nigritella) bläht den Käse, erteilt ihm und der Butter seinen an sich sehr angenehmen, aber nicht sach- und sachgemäßen Vanillegeruch, färbt auch schon die Milch bläulich und hält sie sogar im Euter zurück.[23] Ähnliche Wirkungen üben die verschiedenen Arten Fraueⁿträän (S. 241), auch Schlangeⁿchrụụd geheißen, weil die Staubgefässe der Orchisarten gleichsam zu züngeln scheinen.

Als Verdränger besserer Pflanzen müssen ebenfalls Unkräuter heißen: der Klappertopf (Rhinanthus major) oder die Chlăffa, deren reife Samenkapseln chlăfe̥llen und an chlăfeldịrrs Holz erinnern; das Täschlichrụụd (Hirtentäschchen, Capsella bursa pastoris); das Zịgerchrụụd oder die Zịgerbroosmi (Alpengänsekresse, Arabis alpina); die Eglụụra (gemeiner Ackerhohlzahn, Galeopsis tetrahit und ladanum).

Als vergift gemieden sind, wie Herbstzeitlose und Sịịland (S. 190), die Alpenwindblumen (Anemone alpina); der Moosgŏgg oder der Mŏsbluemmen: die im Frühling und Herbst blühende Sumpfdotter-

---

[22] Kräut. 456 nach Gesner hist. anim. 16 (de quadruped. 43). [23] Tschudi 514 Höpfn. M. 1, 228; Wyß 534.

blume (Caltha palustris); das Ankbälli (S. 229) u. a. Die weißgelbe Fịdertscha (S. 244) leitet über in die Gruppe der der Alpwirtschaft so außerordentlich nachteiligen Ammoniak- oder Lägerpflanzen. Als erste solche ist zu verzeichnen die Lụppe̥rtscha: der echte Sturmhut oder Eisenhut (Aconitum Napellus), welcher der Fịde̥rtschen bisweilen seinen Namen leiht und auch in deren lateinische Bezeichnung (Ranunculus aconitifolius) eingeflossen ist. Auch das gelbe oder feinblättrige Giftheil (Aconitum Anthora, S. 242), sowie der „Wolfstödter“ oder die „Wolfswurtzen“ (A. Lycoctonum)[24] nehmen teil an der Bezeichnung Lụppe̥rtscha. Ein gleichbedeutender Ausdruck ist Flụ̈ge̥rtscha, in der zweiten und dritten Silbe gebildet wie „Lupertscha“, in der ersten an die Bedeutung von „Fịde̥rtscha“ und „Schwalme̥rra“ (S. 244) erinnernd.

Den Brienzernamen „Bööschrụụd“ verdient die ebenfalls verhaßte Lägerpflanze, welche grindelwaldnisch Blụtzga und schriftdeutsch herzblättriges Kreuzkraut (Senecio cordifolius) genannt wird. Harmloser sind die übrigen Senecio-Arten, sowie die Gelbsterne, Kälberknöpfe u. s. w., sogar nützlich einzelne Blacki. So der krause Ampfer (Rumex crispus): die Schmeizblacka, welche z. B. am Hertenbühl in großen Massen erscheint, und der Alpenampfer oder Mönchsrhabarber (R. alpinus). Letzterer heißt der Chịlen, welche Einzahl jedoch zu gunsten der Mehrzahl Chịlen fast ganz vergessen ist. Eher sagt man im Singular die Sịịri oder die Blacka. Blacki sind aber überhaupt sehr große Pflanzenblätter, wie z. B. an der Pestwurz (Petasites alba): der Bueſtolterblacken, Roßblacken, auch Parisólchrụụd geheißen. Letzterer Name ist eigentlich nur ein Ausdruck spielender Kinder, welche aus den Pestwurzblättern sich die Regenschirme für ihre Puppen formen. Der Name „Chilen“ hat der Diemtigeralp Chiley ihre Bezeichnung erteilt; und im Bidemläger gibt es einen Chịlenböden. Das schmutzig (fett) anzufühlende, saftige Blatt gibt gekocht ein gutes Schweinefutter, sogar ein genießbares Gemüse;[25] und mit Recht sieht man es z. B. in Gimmelwald massenhaft zum Trocknen für den Winter unter dem Dachvorsprung hängen. Auch die im Läger so üppig wuchernde Nĕßla (Urtica) würde eine schätzenswerte Zutat zum Spinat liefern, der bei besserem Eigentumsschutz sich da oben erfolgreich anbauen ließe. Wie sehr überhaupt

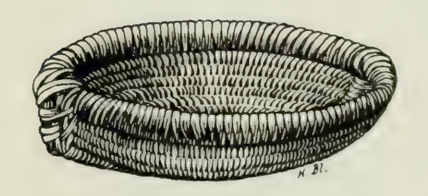
[24] Cool. JS. 290. Luppertscha besagt dasselbe wie „Wolfswurz“ und ist wahrscheinlich Übersetzung davon; denn die Formen „Luppritschen“ aus den Gegenden von Interlaken und Gadmen (AR. 814, 876) und „Lubertschen“ in Österreich (Hartinger s. Aconitum) führen zurück auf hybrides lupi-rhiza od. dgl. In der Sustengegend sagt man auch „Fuchswürzen“ (AR. ebd.). Der Wölfe wie der Füchse erwehrte man sich nämlich ehemals, indem man mit Aconitum vergiftetes Fleisch im Wald verstreute. (Kräuterb. 901.)

„das Läger als Krautgarten“ [26] eines ersten Versuches wert wäre, lehren mit ihren überraschenden Ergebnissen die gar nicht unter günstigern Bedingungen angebauten Gasthausgärten der beiden Scheideggen und der Wengernalp. Eine gute Zahl heller Köpfe wären denn auch einverstanden, in dieser und anderer Weise ungezählte Jucharten ertraglosen Lägerbodens aus einem toten zu einem zinstragenden Kapital umzuschaffen — „wenn nụmmạn epper aaⁿfieng!“

Hier, wie auch im pharmazeutisch richtigen Sammeln und Kultivieren von Heilkräutern, im Trocknen und Arrangieren von Alpenblumen[27] u. dergl. könnten theoretische und praktische Botanik sich in schönster Weise die Hand reichen.

---

[25] SdB. 1904, 190. [26] And. 847; vgl. dazu St. Sch. 10. 15 und AM. 1811, 108.
[27] Demme 29.



Das Gehege.

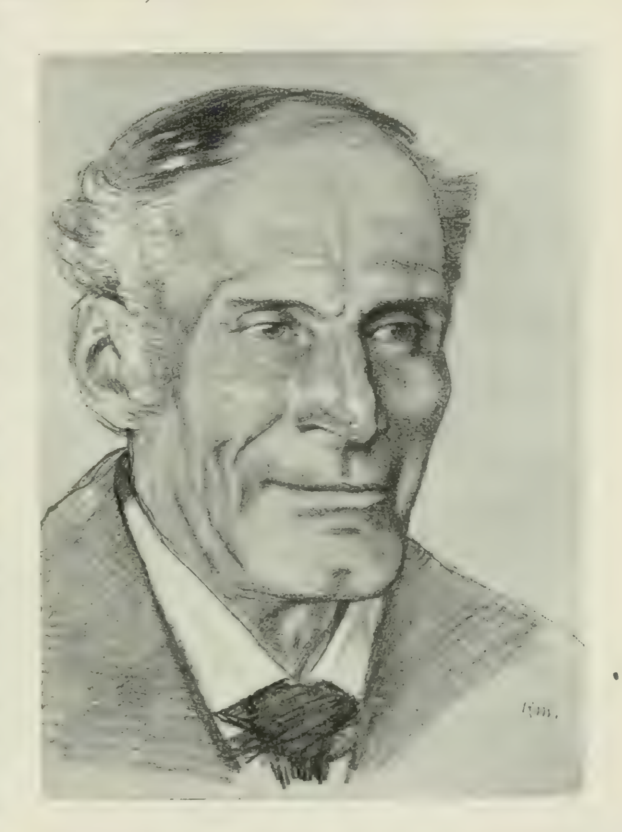


einen Nutz, dank welchem der Grindelwaldnerbauer ụụsa mag (Geldanlage und Arbeitsaufwand sich rentieren sieht), erblickt derselbe zu einem immer geringern Teil in Kulturpflanzen, zu einem immer größern in selbstgewachsenen Gräsern und Kräutern. Dieses Chrụụd (S. 239 f.) wird wie im Unterland auf drei Arten g'nutzed: durch Weidebetrieb, durch Einheimsen von Grünfutter und durch Verwandlung desselben in Dürrfutter. Im Alpengelände tritt jedoch die zweite Nutzungsart vor den andern ganz in den Hintergrund. Weidebetrieb und Dürrfutterbereitung aber lassen den Grindelwaldner die gesamte Rasenfläche in folgende vier Arten einteilen. 1. Die Hewgïeter, wozu auch die Heimwesen zählen; die geben den Grundstock der Winterung ab. Sie werden g'hewwed und meist auch g'äämded. Nur in Zeiten der Futternot werden sie im Frühling auch abg'weided oder aber ịị^{n}g'määjd. 2. Die „Weide" oder die Vorsäß; sie wird im Frühling abgeweidet und liefert im Spätsommer noch einen Schnitt Dürrfutter. Ihre Nutzungsart und auch schon ihre Lage macht sie zu einem Mittelding zwischen Hewgued und Alp. 3. Die Alp, die nur beweidet wird. Die Sense kommt dort lediglich in Gebrauch für das Älplerbett und das Tierlager. 4. Das Maad, ein unbeweidbares und geringwertiges Grundstück, dessen spärlicher Heuertrag abgeführt und als Nachferggfueter auf die Heugüter aufgeführt wird.

Die Alpen sind in Grindelwald genossenschaftliches, Heugüter, Mäder und Vorsaße persönliches Eigentum. Die Verteilung dieses letztern ist auch in Grindelwald interessant. Bauernmillionäre wie im bernischen Unterland gibt es hier oben keine. Dagegen fehlt es nicht an

Pụụren, die auf dem Komplex eines Seeländergemeindchens zwanzig und mehr Stücke Vieh ferggen (besitzen und besorgen). Schon die hein e^n tolli Mittel,[1] es tolls Mittelli, e̥s tolls Sachli! Und was solchem Vermögen Wert verleiht, ist die damit verbundene ebenso tüchtige wie bescheidene Arbeit, die sich vom übertriebenen Selbstbewußtsein einzelner bemerkbar abhebt.

Noch lebt um des letztern Charakterzuges willen der alt Goorni (Gorner) in aller Mund. Ein Taufrodel von Grindelwald verzeichnet ihn 1615 als Städhalter (Statthalter, Gemeindspräsident). Als solcher gab er den Kollegen im Chorgericht mit seinem gewalttätigen Wesen viel zu schaffen. Der Landvogt von Interlaken beschied ihn endlich vor sich, um ihm anzukündigen, das^s är n e̥n dărvo^n ghij (vom Stădhalter ghij). Dem von solcher Demütigung Überraschten und Übernommenen schoß eine Träne ins Auge, und die Lippen zuckten;



Blewwi Hans im Moos.

rasch aber rang sich der Besitzesstolz oben auf. Breitschultrig stellte der Mächtige sich vor den Mächtigern hin; auf dem Tisch dröhnte die krampfhaft geballte Faust, und eine Löwenstimme rief: Heißen i^{ch} nịịmmeh Städhalter Gorni, so heißen i^{ch} no^{ch} Hansi Gorni! I^{ch} han nịịste^n sắchzähe^n jung Meischchĭeh[2] im Stall und hundert mụtti[3] wịịßi Schaaf, z'Trutz g̥^{l}so e̥'nem Landvĕgtli.

---

[1] Beispiel von immer noch lebendiger Umwandlung des Plurals in die weibliche Einzahl. [2] S. „Gedeihen und Sterben" usw. [3] Ungehörnte und damit um so wertvollere.

Der also Angeredete behielt den Trotzigen in Haft, um ihn freizulassen, falls seine Behauptung sich bestätige. Er ließ nachzählen, und es fanden sich der Schafe hundertundeins: ein Lamm war noch in der Nacht zuvor angestanden.[4]

Sympathischer berührt mit seiner tragischen Größe das folgende Seitenstück vom riịchen Horbi (vgl. S. 313).

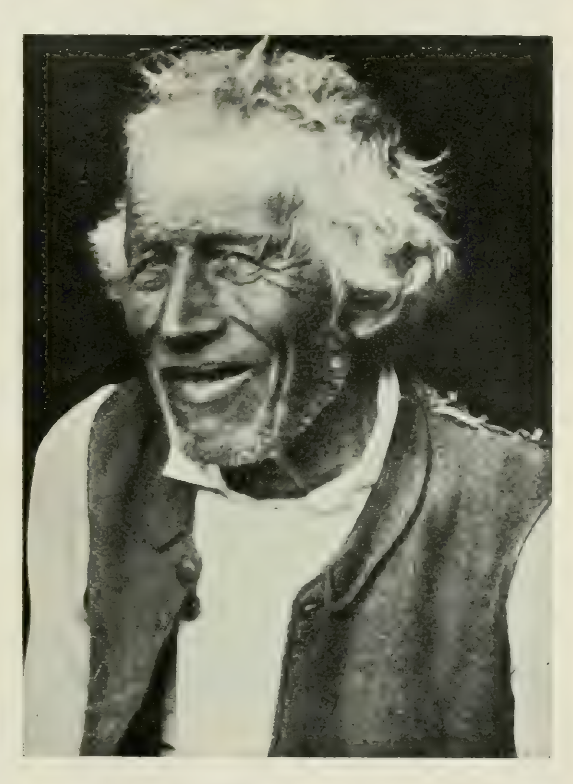


Kibelli-Peter.

Zue d's riịhen Horbis Ziịten ist ei^{n}s en groſzi Hewnood gsiịn. Der Ụ̈ụstäg hed nid wellen un^{d} nid welle^{n} choon, und mit dem Hew si̥^{n} d'Liịt ụụf gsiịn. Horbi sälber ist o^{ch} niịd besser dra^{n} g'siịn wan die andren; är hed o^{ch} niịmmeh g'hǟben. Duḁ hed er ei^{n}s Tägs en Gäldseckel volla Gäld g'lăden und ist uf d'Hewchoiffe̥ta, old ei^{n}mḁl uf d'Hewsueche̥ta. Aber är hed niena kein Häle̥m g'wiſzd z'uberchoon. Duḁ wan er selha[5] umhi ist hei^{m} choon, hed er deṇ Gäldseckel und'r ^{d}en Ofen under g'rĭ́ehrd und hed g'schnăwwed: Gäld ist keis Gued! Spiịs und Hew ist Gued! Dḁrna^{ch} hed är vo^{n} siị'm halbverhungrete^{n} Veh sächz'g vo'^{n} gg'ringsten Hoi^{p}ten la^{n} z'Tod riehrren und i'^{n} Wande̥llengräben ahi schlaan; und mit dem Răsten, wa no^{ch} hed mĕ̋gen de^{n} Wääg uberschliịhen, ist e̥r in Ällouine^{n}wald ụber und hed 'mụ

[4] Vgl. Festzeitung 1899, 2. [5] Solcher (tel) = als ein so Beschaffener, in dieser Situation Befindlicher.

da d'Hälftra uufg'schlägen:[6] schlääd e^{w}ch sälber (dir^{ch}hi^{n}),[7] i^{ch} han e^{w}ch niid z'gään! Ander Liit hei^{n}'s o^{ch} a^{l}só g'machd. Dert hed d's Veh eppas Chriis und Rraag[8] uberchoo^{n} z'frässen und hed ei^{n}mmal nid gräd mießе^{n} verhungren. — Entli^{ch} und entli^{ch} hed mu dua ei^{n}s Tägs aa^{n}fan ei^{n}s e^{n} Stier g'heerd liejjen. Dua heig en alta Maa^{n} gseid: Sooo! jetz sii^{n} mmer erlē̋ẽsd! Jetz ist der Uustag da! Und dua heig's e^{n} wwarma Luft uberchoon und siig in e^{m} par Tänge e^{n} Stoos[8] Chruud gsiin.[9]



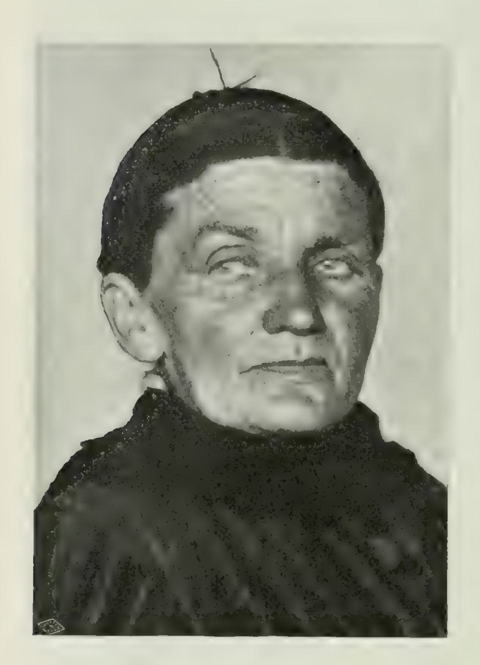
Jossi's Christen († 1907).

Im Emmental und anderwärts ist der Puur in solch stolzem Wortsinn undenkbar ohne Besitz eines großen arrondierten Guts, das den ebenso stolzen Titel Hof, „Pūre^{n}hof" trägt. Es stimmt dies trefflich zur Grundbedeutung des Wortes: Umschwung.[10] Derselbe kann an sich mit oder ohne in ihm stehende und ihn beherrschende Gebäude gedacht werden.[11] Ersteres ist der Fall z. B. beim Pfarrhof, zu welchem alljährlich das von Staat und Gemeinde gelieferte Hofholz in halb festlichem Zuge geführt wird. Ohne Gebäude — also ähnlich wie die area (Platz, Fläche, Hofraum, Tenne) und die an sie erinnernde iinhohli Partie im Arni des Scheidegg Oberlägers — kennt auch Grindelwald den Hof z. B. in der Hofstatt und im Itramer Hofstattli, obwohl dies nun ein Heimwesen — am Höstattli[12] — ist. Aber mehr. Gemäß der frühesten Ansiedlungsart in der Höhe sind für

---

[6] Das Vieh sich selber überlassen (vgl. die „verhängten Zügel" und das „Verhängnis"). [7] Schlagt euch selber durch! [8] S. 285. [9] Aufgezeichnet durch Roth. [10] Vgl. Kluge[5] 170. [11] Vgl. Habsb. Pf. 352. [12] D 4.

das Alpenrevier dort auch die ältesten „Höfe“ zu suchen. So erklärt es sich, daß wir noch 1272 die Alp Hinterburg am nördlichen Faulhorngehänge als „Hof“ oder „Gut“[13] verzeichnet finden. Als dann mit der Wanderung talwärts die Zweiheit des Grundbesitzes als Talgut und als Alprecht (s. „Bärg und Bsatz“) sich gemeinrechtlich ausgestaltete, konnte es nicht fehlen, daß der Begriff des „Hofes“ von demjenigen des persönlichen Eigentums an Grund und Boden sich auf den des ideellen Anteils, eben des Bergrechts, übertrug. Daher hat noch heute jeder Alpberechtigte siin Hof, worunter der Inbegriff seiner Rechte und Pflichten gegenüber der Alpgenossenschaft verstanden ist. In neuem konkretem Sinn heißt dann „Hof“ auch der Raum, der dem „Bergteiler“ im Seybuch angewiesen wird[14] und sich einigermaßen mit den Soll- und Haben-Rubriken des kaufmännischen Hauptbuchs vergleicht.



D's Aellis Griitli.

Wie bescheiden nun nehmen sich neben solchen Puurnen die Puureⁿwiibleni als Witwen aus, welche gleich dem sich so nennenden Grindelwaldner-Puurli mit dem Humor des vielbesungenen Brienser-Puurli (Brienzer-Bäuerlein) mid eᵐ pär Geißeⁿ g'schäftren! Reich ist also ihnen gegenüber bereits der Einer, der für eine stattliche, gute und sorgsam gepflegte Kuh die Mittel besitzt. Gewerbsleuten aber mit kleiner Landwirtschaft besorgen Tägwanner die immerhin weitläufigen Feld- und Waldarbeiten. Sie verfügen daneben über kleine „Tawnerg'schickli“ oder noch kleinere Pachtstücke. Im Jahr 1888 z. B. waren 23 Tagwannern 1818 Aren Pflanzland lehensweise zugeteilt.[15] Doch können auch größere Besitzer in verschiedenen Bergschaftskreisen kleine Landparzellen mit zugehörigen Gebäudeanteilen liegen haben. Auf den Briggmĕhdren z. B. und

---

[13] Gusset 8. [14] Ebd. 12. [15] GlM. 60.

den Bortmĕhdren gibt es Zweitels- und Drittelsanteile an kleinen Scheuerchen.[16]

So wenig wünschenswert ein Überhandnehmen solcher Zersplitterung wäre: etliha alta Wittwig, etlihi Wittwa und sonst eine „wirtschaftlich schwach" gewordene Person wird durch ihr kleines Talgütchen und damit verbundenes Alprecht immer wieder für Scholle und Haus interessiert; das Eigentumsrecht wird zur wohltätig anregenden und rege erhaltenden Eigentumspflicht.

Die Zerstückelung der Güter veranschaulicht bis zur Aufdringlichkeit die Umfriedung, an welcher freilich auch die Alpläger in hier gleich mit zu behandelnder Weise teil haben. Was für das gesamte Grindelwald die kleine Scheidegg und die große Scheitegg,[17] der Scheid- und der Marchgraben (Wartenberggraben) und der Marbach, für kleinere Komplexe der Rein (Rain) und das Bort[18] (z. B. das Brandsbort an Grindel) sind, das bedeuten für kleinste Umfänge die distanzenweise in



Bäuerin in sonntäglicher Haustoilette.

[16] So weit wie im Oberwallis (Goms 64. 74) ist freilich diese Spaltung nicht gediehen. Dort gibt es Bauern, welche an mehreren Dutzenden von Scheuerchen z. B. Dreißigstel-Anteile haben; und die Parzellierung des Landes hat dem Witz gerufen, es müsse einer, um sich mit einer Heubürde zu beladen, den Anstößer um Erlaubnis fragen, auf dessen Grundstück niederknien zu dürfen. Ein Fremder aber soll die Marchpfähle eines offenen Feldes für die Anbindestöcke eines Viehmarktes gehalten haben. Ähnlich im Bergell (v. T. 84); und auch im Berner-Oberland kann es vorkommen, daß ein halbdutzend Familien sich in den Besitz eines Nußbaumes teilen. Im aargauischen Siggental aber zersägten zwei Brüder einen Fuhrschlitten, eine Stande, einen Grasbogen und eine Schwarzwälderuhr, um redlich teilen zu können. (Emment.-Bl.) [17] Ein für alle Mal sei bemerkt, daß wir gelegentlich der Kürze wegen die „große Scheidegg" als Alp, gemäß deren gut mundartlicher Benennung, einfach als „Scheitegg" aufführen, die kleine als bloßen Touristenweg dagegen mit dem Schriftdeutschen als Scheidegg. Die alte Sprache (z. B. Font. 2, 176. 351 ff.) weist freilich auch für die letztere (z. B. 1238. 1252) die Form «Scheitecca» auf. Früher (z. B. bei Wyß 70) diente „Scheidegg" als Appellativ, und man sprach auch von der Sustenscheidegg (Alpina 2, 185 u. ö.), Grimselscheidegg (Wyß 794) usw. [18] Lf. 24.

den Boden gesteckten Schwịren Pflöcke) und Zịltẹni (Gerten). Grund und Boden der Privaten sind zerschwịrned, sind „eingezillet“ (1662). Geben diese gleich dem Marchstein nur die Ecken und Richtungsweisungen der Eigentumsumfänge an, so schützen die geschlossen verlaufenden Häge und Zäune zugleich vor dem Betreten der eingefriedeten Stücke und halten das Weidevieh innerhalb derselben gefangen. Selten dient hiezu eⁿ llǟbenda Haag, Grïenhaag (vgl. den Grïenhaaggräben)[19] aus Stụdenbuehen (Hagebuche) oder dgl. Lieber erstellt man, wo nicht die Holzteuerung zur Hut des Weideviehs nötigt, „tote Zäune“. In Grindelwald gibt es noch heute drei traditionelle Arten Heeg, deren Abbildung uns vieler Worte überhebt. Die einfachste Art heißt (pluralisch) die Schranki (Einzahl: die Schranka.) Man schrankeد den Straßen und Wegen entlang. Es werden paarweis gewöhnliche, aus dicken und geraden Tannästen gefertigte und durch Schweiffel unter sich verbundene Hägstäcken nahe nebeneinander in die

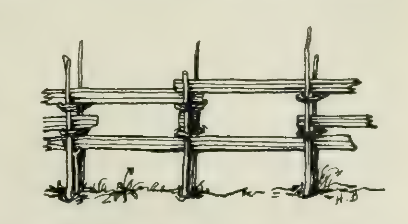


Eine Bauerntochter.

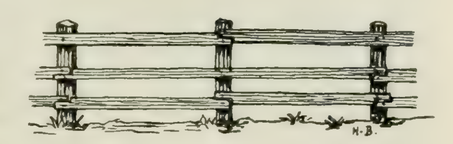
Bodenlöcher getrieben, welche das Stäckịịsen als Vorarbeiter hinterlassen hat. Damit sie lieber ahigangen, spitzt man sie auf zähem Klotze unten zu. Als solcher Kloß behandelt zu werden, weigert sich einer, der eine Unbill von sich abwehrt: Iᶜʰ laaⁿ mmẹr denn da nid Hägstäckeⁿ spitzen ụf ᵈem Grind! Die Schranki werden nunmehr, gleich den übrigen Hägen, mehr und mehr in unterbernischer Art ersetzt durch den Lattenhaag, bestehend aus Stịdlinen (Pfählen) und daran genagelten Latten. Zwischen die Pfähle hinein kommt bei der Schranki ein kürzerer, oben gegabelter Stecken: die Staagla, Haagstaagla. Diese tragen die wagrecht darg'leiteⁿ Latti (schmale Bretter) oder die sie ersetzenden Schwaarti (Sägebaumabfälle). — Die zweite einheimische

[19] A 2.

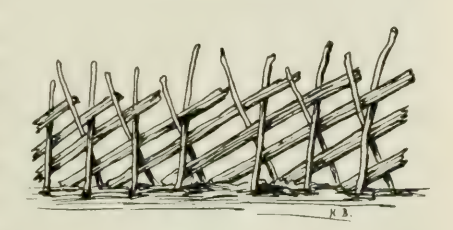
Zaunart heißt Scharhaag. Die Hägstäcken stehen hier in wenig entfernten Paaren kreuzweis und also schaar, d. i. schräg[20] gegeneinander. (Man sagt auch sonst von zwei Dingen, die sich in ihrer Richtung kreuzen: das geid schaarswịịs uber n enandren. Um auszudrücken, daß ein Weg oder eine March sich schräg aufwärts erstrecke, sagt ein älterer Grindelwaldner etwa noch: e̥s tued sich ḁˡsó uehischääręn.) Der Kreuzungspunkt der beiden Pfähle bildet die feste Unterlage für die kurzen, schräg liegenden, am andern Ende auf dem Boden aufliegenden Latten, welche Schịịji (Einzahl: die Schịịja[21]) genannt werden.[22] Bei einigermaßen sorgfältiger Arbeit kommt ein solcher Hag sehr zierlich heraus, braucht aber viel Hĕgi, d. h. zum hägen erforderliches Material. — Noch größere Ansprüche an Stoff und Arbeit erhebt aber der freilich äußerst elegante Schweiffe̥lhaag. Hier werden je zwei Hägstäcken einander gegenüber senkrecht eingerammt und durch vier bis fünf über die Höhe hin verteilte Schweiffla fest verbunden. Diese Schweiffla oder Zaunringe tragen die schräg über sie hingelegten Schịịji, soweit nicht diese in dichter Aufschichtung einander selber stützen. Der Schweiffel besteht aus einem jungen Tannast, den man



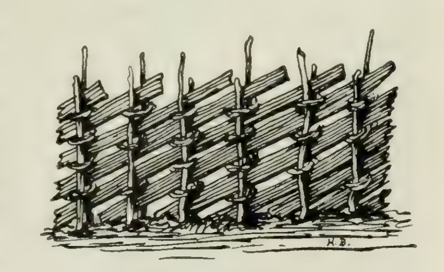
Schranki.



Lattenhaag.



Schaarhaag.



Schweiffelhaag.

[20] Zu dem ungemein reichen Bedeutungskreis des mhd. schir schar schâren geschorn (WB. 2, 2, 148—159), wovon u. a. schor, schuor (schor), geschorn (151) und unser „scheeren" sich ableiten, gehört auch: durch Scheren in der Längsrichtung unterbrechen, durchschneiden, woraus der Begriff „quer", etwärist (S. 58), „schräg" sich etwa so herleitete, wie idg. skel (spalten: Kluge[5] 316) zu „scheel" und „schielen" führte. [21] Lf.: Scheie. [22] Wurzelhafte Grundform zu „Scheit".

über offenem Feuer bääjd, damit er schön biegsam werde und sich winden (sweifen)[23] lasse. Da es also der Schweifflen eine Menge bedarf, gehen die Älpler gruppenweise in den Wald gäⁿ schweifflen. Während die einen Tannäste schneiden, lesen die andern das zum anhaltenden Feuer nötige Abfallholz, die Brenni, vom Boden auf. Dann geht's an die bei allem Brennen der Finger doch gemütlich gepflegte Kunstübung, welche sonder Hast und Überstürzung an einem Tage bis vierhundert und mehr Ringe z'wägen bringd.

Noch in freien Stunden der hohen Alpzeit sieht man etwa plaudernde Gruppen zu friedlicher Einfriedungsarbeit sich begeben: sie gaan gän[24] hägen, „ein Hag schlachen",[25] oder sie ṳịịn am Haag ṳṳf z'gịgẹrren (zäunen). Sie wissen auch warum. Zu solcher Arbeit bestehen bestimmte und peinlich genau umschriebene Verpflichtungen. Jeder Bärgteil (Alpgenosse) soll die seinen Kuhrechten entsprechende Strecke Haag bis zur Alpfahrt in guten Stand gesetzt haben. Wer dies versäumt, hat zu bezahlen, was die durch die Pfander angeordnete Instandsetzung kostete.

Es wundert sich nach alledem niemand, noch heute ganz Grindelwald wie jede andere Alpgemeinde und wie ehedem[26] auch die Gehöfte des Unterlandes beinahe von oben bis unten abgezäunt, abg'hägeds zu finden. Die Vorsaßen und Alpläger sind umzäunt. D'Alpi und d'Vorsassi sịịⁿ von Ort und End ịịⁿg'hägetṳ, damit man nicht bi naller Gattung Wätter mieß dem Veh vor ᵈem Grind staan und erfrieren und vernassen. Aber noch vor einem halben Jahrhundert waren auch Heugüter und Pflanzplätze im Tal ịịⁿg'häged. Bis zur Stunde deuten auf Stellen, wa ist Haag gsịịn und noch ist, Namen wie „Hagscheur" (1789, eine Vorsaß); wie z'en Hägibodmen[27]; wie under der alten Hägstatt. „Am Haag" war man auch einmal zwischen Gsteig und Wilderswil; und so hat Appenzell sein Gais[28] usw.

Geradezu malerisch überkleiden sich in Burglauenen Umfassungsmauern — Mịịri, Mịịrẹni — der kleinen Weidebezirke und Pflanzplätze mit Steinbrech, Farrenkräutern, Gräsern, unterbrochen von Haselsträuchern, Weiß- und Schwarzdorn. Vgl. auch den Ort uf der Mṳṳr.[29]

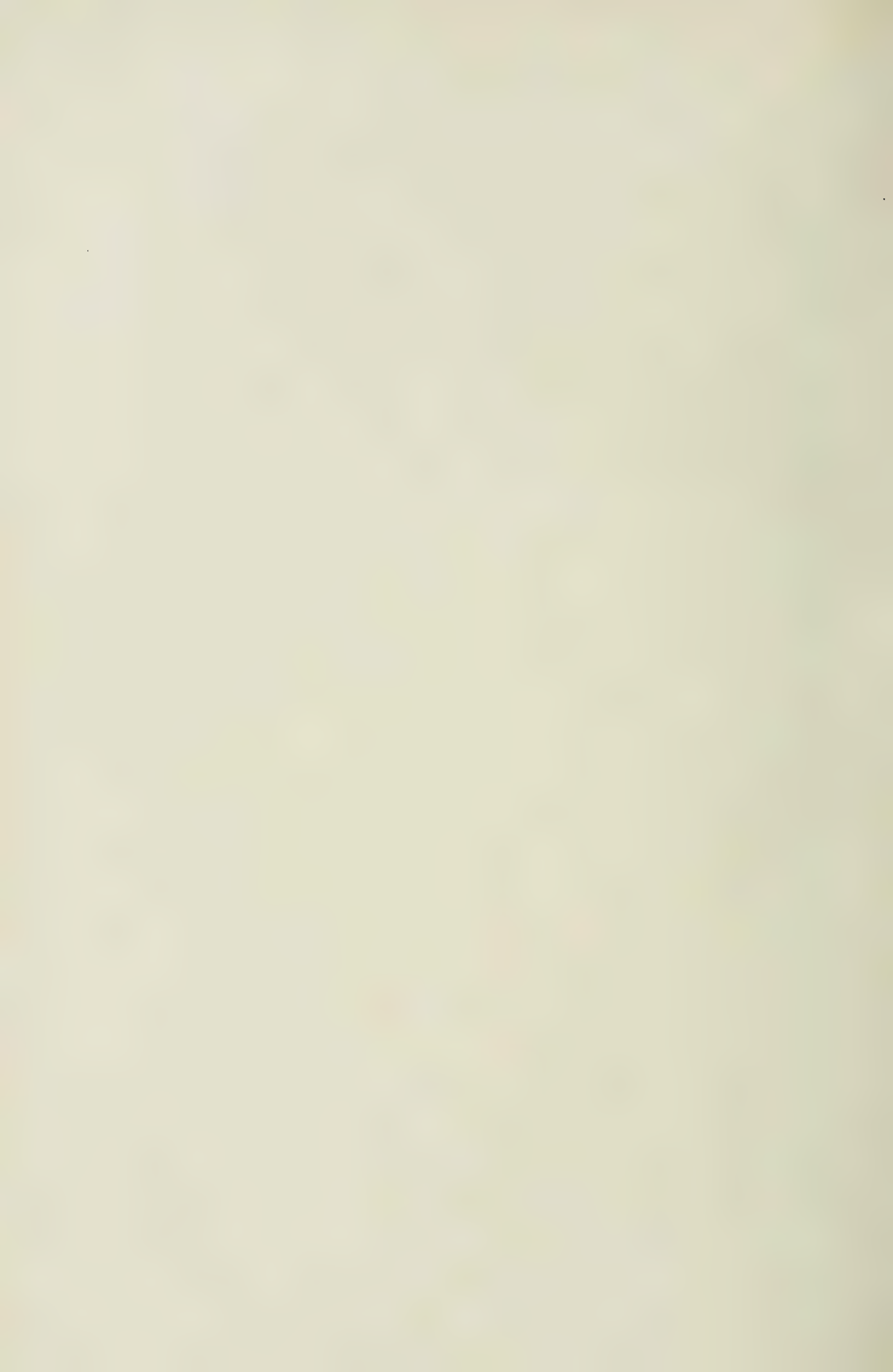
Ein durch Haag eingefriedetes Stück Land ist ein Zṳṳn.[30] Damit hebt sich der heutige Grindelwaldner Begriff des Zauns an Bestimmtheit vor allen andern[31] ab. In alter Zeit freilich waren „Haag" und „Zaun"

[23] Mhd. WB. 2, 2, 785. Vgl. „Umschweif", „ab- und ausschweifen" und die daraus abstrahierte Stammrückbildung „Schweif". [24] Bemerke die syntaktische Einstülpung. [25] Spruchbr. 1559. [26] Vgl. JG. AB., GG. [27] E 4. [28] Mlat. gahagis aus ahd. gahag. [29] E 2. [30] Lehrer Roth. [31] Auch dem in Lf. 109 f.



Gemalt von R. Münger. Buchdr. Büchler & Co., Bern.

Eine Bauerntochter.



sinnverwandte Ausdrücke für Einfriedung wie für Eingefriedetes. Gut mundartlich aber unterscheidet der Grindelwaldner heute den Gartes-haag als bloße Umzäunung z. B. vom Zịịndli oder Sịwzịịndli, auf welchem sich das Schwein als auf seiner Frühlingsweide vor der Alpfahrt tummelt. Und so verstand man einst als Umhegtes die Ortsnamen im Zụụn,[32] Baalizụụn, Burginers Zụụn,[33] Feịzeⁿzụụn, der Duftlizụụn bei der Schleifbahn zum Eiger, das Haalteⁿzịịndli,[34] der Chrụụdzụụn (eine Vorsaß beim Lauchbühl) und noch so viele Zịịn, die etwa als Chabẹ̊sbläʒ, Seʒbläʒ dienten.[35]

Einen Schritt weiter führt uns der Ịịschzụụn.[36] Der erste Wortteil, der ebenso im Namen der prächtigen Voralp Ịịschböden[37] und im einfachen Ịịsch[38] (auch zu Iseltwald) vorliegt, verführte durch seinen Gleichlaut mit mundartlichem Ịịsch für „Eis" die Kartographen zu der sonderbaren Verschriftdeutschung „Eiszaun". Die Mundart hat freilich, indem sie das zu erwartende ị an ị tauschte, diese Wortmischung längst zuvor vollzogen,[39] indem sie nach bekanntem Vorgang ein verdunkeltes Wort an ein lebendig erhaltenes anlehnte. In Wahrheit handelt es sich um eine Schwesterform zu „Ösch", „Esch" und „Etsch". Alles geht zurück auf altdeutsches ezzisc, ezzisch, esch und dies wieder auf „essen".[40] Der Esch bot also abwechselnd für Mensch und Vieh „Aas" (âz, Speise) oder z'ässen im noch heute erhaltenen Sinn, womit ein Grindelwaldner zu seinen Stalltieren nach vollzogener Fütterung sagt: Weⁿ ẹ̊r nịm-meh äsjeⁿ weid, sụ mẹ̈gd ẹr jeʒ trịịhen.[41] Wie also auch das Vieh ißd, so „äʒt" es der Hirte: macht oder läßt es essen. Ebenso ẹʒt er (nach so geläufiger Objektsverschiebung[42]) auch die Weiden und speziell die Alpen[43] als „Äʒweide",[44] als „ethzweida".[45] Von einer

[32] F 3. [33] H 2. [34] E 4. [35] S. 264. [36] G 2. [37] J 1. [38] G 2. [39] Vgl. „der Eyßboden" 1789 (Ger. Gw. 20) und bereits 1275 « Rudolf de Yse » (Font. 3, 145) mit dem „Ischboden" S. 14 u. dgl. [40] Mhd. izze, az, âzzen, gëzzen (WB. 1, 759 bis 762) und g(e)-izze, wozu unser ge-g-essen, erzeugt u. a. „den" ezzesch oder den esch, Esch, d. i. „ein Ganzes von Äckern, welche aneinander liegen und gleichzeitig entweder als Saatfeld bebaut oder als Brachfeld beweidet werden". Neben mhd. aezen ferner, welches in heutiges „ääzen" ausgewichen ist, weist die alte Sprache die schwachen Verba atzen und etzen auf, deren ersteres das grindelwaldnische Partizip g'aʒt abgibt. Vgl. ahd. „ich" azju und ezju (Graff 1, 527). [41] „Fressen" kam erst durch Pressen seiner Bedeutung „ver-essen" = aufessen zum heutigen Gefühlswert, zu welchem das im Unterland parallel gehende „saufen" hier oben noch lange nicht gesunken ist. „Saufen" bedeutet ja im Grund eine spezielle Art des Trinkens (schlürfen; vgl. das mit engl. to sup auf gleicher Lautstufe stehende „Suppe", und so auch mhd. sûft = Seufzer neben „seufzen"). Erst die unkritische Vermischung von Schriftsprache und Mundart diskreditiert nun auch unser Wort. [42] Vgl. wie man z. B. erst das Zug- und Schlaggewicht der Wanduhr, dann diese selbst und schließlich sogar die Taschenuhr „aufzieht", auch fz. « monte », dagegen engl. « winds up ». [43] Font. 8, 600. [44] Gatschet 6. [45] Font. 2, 447 mitten in lateinischem Text.

unnutzbar gewordenen Stelle sagt man etwa: da hein die Alteⁿ g'ätzt, wie man auch von g'atztem Hew nach der Frühweide redet.[46]

Wie die Tiere von Weid und Brache, aßen die Menschen u. a. vom Eesch, vom Ööſch,[47], vom „Eetsch",[48] vom Jisch[49] als Saatfeld. Das Schicksal veralteter und bloß im Eigennamenschatz wie in einem Museum aufbewahrter Ausdrücke teilt ja mit dem „Jisch" auch unser die ganze Gemeinde umfassender Name Grindelwald — zunächst mit seinem ersten Teil. (Vgl. S. 192 f.) Zugrunde liegt all den verhandelten Ausdrücken schließlich der Sinn des Schutzes. „Schutz und Sicherheit" ist aber auch die Urbedeutung des spezifisch germanischen Wortes „Friede".[50] Ganz konkret liegt sie vor in einfachem altem vride im Sinne von Zaun, und in êvride als vorgeschriebener Einhegung der Wiesen und Felder, in den Verben umbevriden und vervriden (umzäunen, verzäunen, iinhägen). Neben dieser Stammform „fri-thu", fridu, vride bietet aber noch eine verwandte Form, welche im Verb frî-djan, frî-ten (hegen, schützen) vorliegt, für unsern Begriffskreis Anknüpfung. Der „Friedhof" (Kirchhof) heißt nämlich gut grindelwaldnisch wie althochdeutsch Friithoof. Friithoofroosen heißen sarkastisch die nichts Gutes verratenden dunkelroten Wangenflecke eines angehenden Phthisikers, und sein verdächtiges Hüsteln wird als Friithoofjuuᶜʰzer gedeutet.

Dementsprechend ist nun auch der „Fridehag" der bernischen Geschichtsquellen[51] von 1364 zu verstehen. Die Umfriedung oder Einfriedung der Alpweiden schützt an gefährlichen Stellen das Vieh vor Sturz oder Rutsch; durch Abzäunung der einzelnen Läger wird vorgesorgt, daß „das Vieh sich nicht verlaufe" und unter unbeschreiblichem Verdruß vielleicht ganze dunkle Nächte lang unter Ungewitter, Regen und Sturm gesucht werden müsse. Die Einhegung der Voralpen und Heugüter, sowie der Gärten, vormals auch der Gemüseplätze und der Saatfelder schützt gegen Eigentumsschädigung durch Mensch und Vieh.

Rechts und links der Straßen, Wege und Fußsteige sieht sich also der Passant durch Heeg in die Gassa gewiesen. Wo er diese durch jene gesperrt sieht, darf er durch Öffnen eines breiten Toors oder eines

---

[46] Vgl. Note 29. [47] Vgl. die Flur- oder Öschprozessionen der Walliser, sodann Ortsnamen wie Brandööſch (Trub) und Übertragung des männlichen Geschlechts auch auf den Ööſch = die Esche. [48] Vgl. den Saanen-Etsch = Sanetsch nach Gatschet 4. [49] Wie altes ezzesch zu êsch und, mit Auffassung des ê als Entrundung, zu Ööſch wurde, so konnte es sich auch zu Etsch kürzen. Gleichzeitiges ezzisch aber, zu izzisch assimiliert, ergab ebenso unser Jisch. Auch dieses sollte also männliches Geschlecht tragen; allein die ständige Fügung „im Jisch" mit der Doppeldeutigkeit des „im" läßt heute eher das sächliche Geschlecht des Homonyms Jisch = Eis anklingen. [50] Kluge[5] 119. [51] Font. 8, 600.

schmalen Tịrli und unter Beachtung der dringenden Bitte an gedanken- und rücksichtslose Bummler: d's Gatter zue! sich Durchtritt verschaffen. Solche Töri und Tịrleni sind zuweilen verewigt in Eigennamen wie: das Hoochtụ̈ụ̈rli und der Hoochtụ̈ụ̈rlipaß zwischen Lauterbrunnen und Kandersteg; das Bocke^{n}toor, welches seinen Namen mit einer ganzen Vorsaßwaldung an Jtramen geteilt hat; der Stei^{n}torwald; das Brandstoor. Die Tore und Türchen erhalten in der Regel genügend feste Anlehnung durch die Toorstị̈di zur Linken und Rechten. Zuweilen aber müssen sie dennoch behufs strengerer Abschließung ersetzt werden durch eine Lĕgi: Haglücke, welche durch wagrecht gelegte Stangen gesperrt wird. (Das Wort mischt sich mit der Lägi in „Ruehrlĕgi“, „Mittellĕgi“: S. 13.) Wer durchtreten will, muß die Stangen Stück um Stück durch ihre Tragpfähle zur Seite und nachher wieder zurückschieben. Wird auch dies letztere zu häufig unterlassen, so hilft eine primitive Doppel stiege: die Stäpfa (seltener wie im Emmental[52] die Stäpfe̥ta). Nach ihr mögen die Rinderalpen an Grindel: die ober und die under Stĕpfi benannt sein.

In der kultur- und weidelosen Zeit bleibt die Lịcka (Lücke), Toorlịcka, Winterlịcka offen. Man hat den Durchgang e^{n}tmachd, um ihn im Vorsommer wieder z'vermachen. So z. B. bei der gefährlichen Chehrlịcken in den Chehrbĕden am Chehrhụ̈bel auf dem Scheidegg-Oberläger, wo das Weidevieh nicht weiter kann und daher erchehrd, ja wo, ob sie wollen oder nicht, auch „die frächste^{n} Chüeh erwinden“.

[52] Lf. 112.



Das Familiengut in Tal und Vorberg

Ein Blick in den Garten.



n der Stube beginnt, wie die Emmentalerin, so auch die Grindelwaldner Hausfrau und Tochter ihre Blumenpflege. Eine Jị^{n}stelli (ein Blumenstrauß im Glas) hier und eine dort zeugen von natürlichem Schönheitssinn. Damit sie sich ausleben, hat eine zarte Hand sie auf dem Tisch z'frische^{n} taan und versellted sie gleichsam, wie man sonst Kinder und Kranke versellted (pflegt). Es sind der Hauptsache nach Loibennä̋ge̥lle̥ni oder Vorzugnä̋ge̥lle̥ni. Sie sind wohl dem Gesims der Sommerlaube entnommen, wo sie an den Hausseiten oder an der Hausfront (siehe „Grindelwaldner Haus") malerisch herunterhingen. So häufig freilich wie im Emmental oder auch im Lötschental sieht man leider diese heimlihi (heimelige) Zier in Grindelwald nicht mehr. Häufiger etwa prangen der Hausfront entlang vom Gärtner im Schịịbersböden erworbene Topfpflanzen. Hier herbergt ein Meienhä̋fe̥lli einen Graniumstock, dort eine Jakobee, eine Fụxiaan, eine Heilzị̊be̥lla (Meerzwiebel, Scylla maritima). Von hier schweift der Blick nach dem Garten, auch wenn dieser sich nicht überall wie im Unterland so vorteilhaft unmittelbar vor dem Hause hinbreitet. Ein paar Schneeballi (Fliederbäumchen) haben das Auge dorthin gelenkt, um freilich dem verwöhnten Emmentaler zunächst eine neue Enttäuschung zu bereiten. Denn die ihm gewohnte altmodisch zierliche (oft auch kindisch geschnörkelte) Beet- und Banden-Einteilung findet er dort ganz selten. Die günstig gelegenen und tiefgründigen Gartenplätzchen sind im Alpen-

tale zu rar, als daß man in ihnen nicht die einzige Stätte intensiven Pflanzenbaues schätzen und bis in das letzte Winkelchen hinein ausnützen sollte. Drum figuriert denn auch kein Bux hier als anspruchsvoller Abteiler breiter Haupt- und Nebenwege, wie da und dort im Garten eines fremden Besitzers; nur selten sieht man ihn als zugeschnittenen Zierbaum. Hier schaut der Grindelwaldner etwa zu, wie der Gärtner das zähe Holz mit der Scheere schnellend knipst; und er leitet von daher (wenn nicht vom buxigen Holz als Stützseite der Astaxe) Redensarten wie: zääj wi Bux; es hed en g'nuun wie Bux; der Luft hed mu den Huet g'nuuⁿ wie Bux. Eher würde das farbige Streifgras, die Herreⁿlischa (§§) allenfalls eigene Bluemenbett einfassen, in welchen allein oder in buntem Wechsel folgende Ziersträucher und -kräuter zu treffen sind. Vor allem der Roosen, unter welchen Namen auch der Parilleⁿroosen oder Parillen (Klatschrosen) und der stiihend Roosen (Klatschmohn, Papaver rhoeas) unterschlüpfen. Die Atälia (Dahlie). Das Immerfrĕhlich, das Zigerchruud oder die Zigerbroosmi (S. 245). Das gefüllte oder dick Margritschi („Garteⁿbürsteli", Bellis perennis flore plenus). Der sehr wohlriechende Bisam. Der Resibaát (Reseda). Das Viäändli (Levkoje). Die Gidult (der „Fuchsschwanz" oder „Demuet" und „Hochmuet"), von Frauen zum Kirchgang in das Weßli gesteckt, wie im Emmental das „Wiiⁿchrut". Der Stärnenbluemmen (Narcissus poeticus). Das Meieⁿrriisli (Majanthemum bifolium). Das Bimpli (eine Balsaminenart). Das Jerusalämmli oder die brennig Liebi (Lychnis chalcedonica), deren Staubbeutel am Abend phosphoreszieren, bis der Tau die Blüten befeuchtet und die selbst für Röntgenstrahlen empfindlichen Nachtfalter zum befeuchtenden Schwärmen heranfliegen.[1] Der Stiguuser, Mehrzahl: Stiguüs'ra („Stig-üüserli", Kapuzinerkresse). Der Rösmarii. Die Bluemenäärbs (Lathyrus odoratus). Der Schlusselbluemen in Rot, Weiß, Gelb. Der Liljen (altgrindelwaldnisch: der Filjen), diese feine Blume, muß, in Truesenbranntawiin ausgelaugt, in Form von Liljenbranntawiin als naher Ersatz der Arnika herhalten. Zu ähnlichem Dienst werden die Gartennägelleni herangezogen.

Diese herrlichen Gartenzierden leiten damit über in das Gebiet der Heilkräuter, deren wichtige Rolle im Garten des Alpentals sich von selber erklärt. Ihre ebenso bunt hergezählte Reihe möge eröffnet werden mit dem Ringelbluemmen, der als Zinnia noch in die Kategorie der Zierkräuter gehört, als Calendula officinalis aber ein wichtiges Haus-

[1] Berd 2, 223.

mittel abgibt. Liefert er doch gleicherweise gruusam e[n] g'sinda T'hee, wie ein heilsames Bad für wunde Glieder! Die zahm Wärmieta und die Mänta (mentha, Minze) helfen Magenbeschwerden ab; gegen Halsleiden dagegen sind wirksam der Halsbluemmen, Halsroosen, Stockroosen oder das Chääslichruud: die Malve. Ähnliche Dienste leisten die Chinigscherza (Verbascum Thapsus) und die Jibscha (der Eibisch). Allerlei Unterleibsleiden heilt die Goldmelijsa. Zum Trockenauflegen auf Wunden kultiviert man als eppas gar firnähms die Osterluzija. Ziegen, welche geltigi (kranke) Milch geben, reicht man im G'läck (Salz) gedörrten und zerkrümelten Loibstäcken (Erzengelkraut, Archangelica officinalis), der übrigens auch wild z. B. an der Pfingstegg vorkommt und durch sunderbar starha G'schmack (penetranten Geruch) sich schon ferne kenntlich macht. (Angelicasäure bildet einen Bestandteil der Chartreuse.) Fir d's Veh vielfach gebraucht wird auch der Rei[n]faaren, welcher an die Kamille erinnert. Wer fände nötig, erst noch diese Kamilla anzupreisen! Der Älpler schätzt ganz besonders das Kamille[n]salb fir sehri Uter (Euter mit wund werdenden Zitzen). Zur Bereitung dieser Salbe werden Kamillenbliemleni in siedende Butter geworfen, die, so bald sie vergänglich (im Schmelzen begriffen) ist, im kalten Wasser b'chaaled, worauf man sie obenab schöpft.

Den Löwenanteil des Gartens und Gärtchens beschlagen aber wie billig die Nährkräuter. Den Übergang zu ihnen bilden die Würzekräuter: Mejjeraan, Peeterlig (Petersilie), Sillrich (Sellerie), Schnittloich und neben den gewöhnlichen Zibellen da und dort einmal die Schálotta (Allium ascalonicum).

Dem Garteshaag entlang gedeihen — bis in die Nähe des Wetterhorns hinauf — Chroosli (Grossularia, Stachelbeeren) und Wiinberreni. So heißen dem Grindelwaldner zunächst die Johannisbeeren und erst in zweiter Linie die Beeren des Triibel: der Weintraube. Die herrliche Rhabárbera weiß man ebenfalls zu schätzen.

Gedeihen sogar auf dem Großen St. Bernhard (2478 m) Rüben und Rettige, Zwiebeln und Salat:[2] wie wollten sie nicht in Grindelwald fortkommen, dessen Pfarrgarten den Spargel früher als in Bern[3] zu stechen gibt! Sonst muß freilich, wer seinen Gemüsebedarf ausschließlich mit selbstgepflanztem, spät und dafür sehr rasch gewachsenem, darum ganz vorzüglich mundendem Garte[n]ziig decken will, wohl bis Ende Mai auf den ersten Salát warten. Noch später ist der erste Nißler (kultivierte Ackernüßchen, Neslea paniculata) zu holen. Dann

[2] Pflzlb. Tab. III. [3] Tschudi 32.

kommt der erste Spịnnạt, gewöhnlicher frïejs Chrụụd geheißen im Gegensatze zum Schnịịdchrụụd oder Mangold als dem spääte[n] Chrụụd.

Sobald aber möglich, gelangt auch der Fịịsel zur Anpflanzung. In Grindelwald hat sich „Fịsel" derart verallgemeinert, daß darunter die beiden Leguminosenarten Phaseolus vulgaris (kurztraubige Bohne) und Pisum sativum (kugelige Erbse) verstanden werden. Man unterscheidet hier den Trääjäärbsfịịsel oder die Trääjäärbs oder die Trääjbohna (Stangenbohne) vom Äärbsfịịsel in dessen beiden Spielarten der Zuckeräärbs (Auskernerbse) und des Chịfel (pois mange-tout, „Fräsäärbs"). Die erstern müssen für die Küche enthülst werden; man muß Äärbs fịslen: d'Äärbslẹni (die Samenkerne) ụs [d]e[n] Chä̋be[n] (Hülsen) machen. Die Äärbschä̋bi und Boh[n]-chä̋bi oder -Chä̋bẹllẹni geben Schaffutter. Die Kerne aber liefern mit Saaße[n]rïeblinen (Carotten) oder auch mit Kirschen gemengt ẹs fii[n]'s Äịssen. So früh als tunlich, jedenfalls bevor sie ạngrịịffen oder bereits a[n]g'grịffens hein (Ranken bilden und Anhalt suchen), müssen Stangenbohnen und Erbsen g'stịchchẹlled werden. — Die Stịchchella dient, gleich der Staaglen, nebenbei als bekanntes Bild für einen überschlanken Menschen (S. 254). Auch Gartenzäune und Säume von Weizenäckern weist man den Erbsen gerne als Anhalt an. Sogar die Buschbohne: das Hocki oder Groppẹlli liebt einen kurzen Pfahl zu gelegentlichem Aufranken.

Alte Eigennamen wie Wabern, Pfäfers[4] und Böhnẹrra[5] (so heißen ein Alpstück am Röthihorn und ein Waldstück mit ehemals kaum umklafterbaren Fichten) deuten auf die Sịwbohna (Acker- oder Pferdebohne, Vicia faba), gewöhnlich einfach Bohna geheißen. Früher (1309 ff.) Gegenstand der Besteuerung durch Habsburg,[6] sind sie auch noch heute im Oberland eine hochgeschätzte Kulturpflanze und geben, wenn sorgfältig bereitet, eine herrlich schmeckende Zukost (vgl. „Herd und Tisch"). Die Boh[n]stengla oder Bohne[n]stengla werden als Einstreu benutzt. Die Pflanze will aber früh besorgt sein. Im März gesteckt, gibt sie Bohni, im April: Bĕhndlẹni old Bĕnẹllẹni, im Mai: nịịd. Es gibt übrigens — gerade z. B. auf den Bohnerren — ein Sedum purpureum, welches als ganze Pflanze zum Auflegen auf Knochenbrüche Verwendung findet; es ist die wild Bohna oder der Wịderwax.

Was aber überhaupt nicht vor [d]em lẹngste[n] Tag 'pflanzeds

---

[4] Fabarium oder Favorias: Rebm. 375. [5] Prata que dicuntur Bonerra (1252): Font. 2, 253. [6] Font. 4, 384. 388

ist, hat in der Regel keine Aussicht auf Gedeihen mehr. Nach den Hülsenfrüchten kommen deshalb die Kreuzblütler: Kohl- und Rübengewächse, rasch an die Reihe. Zum „glatten oder schlechten Köhl (Brassica lævis)“[7] zählt sich in Grindelwald bloß etwa der Butterchĕhli, Schnịịdbutterchĕhli. Gut gedeiht in der Regel der Bluemchĕhli; und der Friej- und der Mittelchĕpfler bringen es, wo nicht der Chropf oder eine andere Krankheit den Pflänzling bloß einen verkümmerten oder ausgearteten Tschụ̆der werden läßt, zu etlihem (manchem) ganz respektablen Hĕi^{p}tli oder Grindschi. Einen Grind oder ein Hoi^{p}t sogar, Chäbe̥shoi^{p}t, bringt der Weißkohl zustande. Man hält darum streng auf die Zucht von eigenem Saammen. Den liefert ein vorjähriger Strunk: der Chäbe̥sstị̆rzel. Wie hilft denn auch neben dem sĭeße^{n} Chäbe̥s der Sụụrchäbe̥s durch den langen Winter! Vor ihm noch gelangen aber die Sụ̆ụ̆rraavi auf den Tisch. Das Einpöckeln bewahrt die Raavi davor, daß sie bei zu langem Lagern im Keller wĕschịgụ̆ (s)[8] oder „wĕse̥m“ werden. Die rächt Raava (oder gelegentlich Raawa)[9] ist die nach dem Gespinst gepflanzte Flaxraava, sowie in mildern Lagen die „Bụ̈ụ̈ne^{n}rüebe“.[10] Es ist Brassica Rapa im Unterschied zu Br. Napus: der Chabe̥sraaven oder Chöhlraaven (Bodenkohlrabe), welche als sehr geschätztes Gemüse gebaut wird, da und dort wohl auch die hier seltene Rụnggla (Runkelrübe) als Ziegenfutter ersetzt. Die Verbreitung der Rübe bis zum „Rebennollen“ über dem Grimselhospiz hinauf macht begreiflich, daß einst auch von den „Räfen“ (z. B. 1343)[11] der „räfzehenden[12] erhoben wurde. Wenig Zehnden hätten dagegen jederzeit die Rĭeble̥ni (Daucus carota) und die rote Rande: der Räätig, „Rääte̥ch“, Räät'rịch eingetragen. Denn für ausgiebigen Anbau all dieser Kreuzblütler bedürfte es ausgedehnter Gärtnereien, wie sie wohl in einem Gartenböden[13] und Zwịgarten,[14] nicht aber etwa in Hopfis Garten auf dem Mettenberg möglich wären.

---

[7] Kräut. 443. „Schlecht“ ist „schlicht“, im Gegensatze zu kraus. Vgl. „schlichten“. [8] Weschig lautet im Unterland und auch teilweise im Oberland „wesem“. Ihm liegt idg. wis zugrunde, aus welchem sich sowohl ahd. wësanen (welken: Graff 1, 1064) und nhd. „verwesen“, als lat. virus aus «visus» (Gift, Selbstzersetzungsgift, Selbstgift) ableitet. [9] Als Wanderwort (vgl. Schrader, idg. Reallexikon) ist gr. rapys, lat. rāpum mit der nachmals singularisierten Mehrzahl rāpa sowohl direkt als rāba und rābe, als Raava und sogar Raawa (nach fz. rave), wie vokalisch gebrochen als ruoba und ruobe und umgelautet als rüebe, „Rüebe“ ins Deutsche gelangt. [10] Beunderübe: Kyburb A 18.[11] Reg. 69. [12] Font. 8, 14. [13] E 4. [14] G 3.

Bläß und Achchi.

Beinahe als anmutige Spielerei zwischen den Ernst der alpwirtschaftlichen Arbeit hinein könnte, wie der Gartenbau, so auch die Bestellung der kleinen Gemüsefeldchen — Bläßen und Bläßlinen — und der Miniaturäckerchen dem Unterberner erscheinen. Welchen Gegensatz nur schon gegen ein emmentalisches offenes Getreidefeld, wie dann erst gegen einen dorfgroßen Kartoffelacker des Flachlandes bildet so ein Oberländer- oder Walliser Achchi oder Achcherli, an sonniger Halde mitten in die weite grüne Flur hineinversetzt, allenfalls von einer malerisch begrünten Trockenmauer umfriedet! Als schurzgroß oder liin-lachchengroß bezeichnet auch der Grindelwaldner selbst solche Äckerchen; und seinen Gweren-Enti läßt er auf die groß Flaxnerra, d. i. den Thunersee das Augenmaß anwenden: iis's Triini hätti niinund-niinzg Mal chönnen den Schurz drüber spreiten. Wer dann freilich zusieht, wie mu sich ábled ze'm wärhen (sich tummelt), wie rasch und behend in der erstohlenen Spanne Frist diese Feldchen in Angriff genommen werden, um ja mit der Hauptarbeit nicht in d's Trääch (Rückstand) zu geraten, der redet schon nicht mehr von Spielerei. Er begreift ja wohl, wie wenig Achra (Äcker), selbst auch ein heutiger „Steinachcher“[1] oder „Bödenachcher“,[2] sich zumal in Grindelwald mit den Ansprüchen der Viehzucht vertragen. An sich wäre ja die Verwitterungsschicht der Kalk- und Tonschiefergebirge für den Ackerbau keineswegs ungeeignet. Wie leicht läßt sich mit der Zeit der von Natur mägerlochtig wild Häärd zu einem Feißtenböden,[3] in wieda Häärd umwandeln, worauf wied's Gwäx (üppige Pflanzen) an die strotzende Kraft eines wieden (bis zum Übermute muntern) Stieres erinnert! Auch gibt es nur wenige Pflanzen, welche nach Art des Flachses, wenn sie brav gedeihen, den Böden mägerren. Dazu ist der Grindelwaldner ein Landwirt, der auf einen suuferren Bläß etwas hält und dem es g'jättigs Achchi ein Dorn im Auge ist. Das häufige Knien der Frauen und Töchter zum jätten hat denn auch das Witzwort erzeugt, d's Wiibenvolch und d'Geiß heigen gliihi Chneww.[3a] Sogar das Getreide wird von Unkräutern wie namentlich dem Turt (giftigen Taumellolch), der Ggluuren (Ackerhohlzahn), der Rösmänten oder der ruppen (rauhen) Mänten, dem Chatzenschwanz (Equisetum) u. s. w. befreit. Mu tued d's Chören jätten, und zwar bevor es spueled (in Halme schießt) und Äälęni ansetzd oder in Ääl geid. (Das Ääli: die Ähre; das Ääl kollektiv: gleich-

[1] H 2. [2] E 3. [3] A 2. [3a] Beide seien mit Mäschren (Schwielen) behaftet.

sam „das Geähre".) Da schnaagged mụ d'Achcherlẹni ụụs und jịtted d's Gjätt ụụs. In Nebentälern des Simmentals, dieses ehemaligen „halben Kornlandes",[4] wurde oder wird zur Erleichterung dieses Geschäftes das Getreide nicht vertaan (breitwürfig gesät), sondern 'zịịllet g'sääjd (in Reihen), oder sogar g'setzd (gesteckt).[5]

Zu solcher Bekämpfung der innern Feinde kommt die sorgfältige Pflege der Pflanzen durch die Hausfrauen während der bloß etwa vierteljährigen, in dieser knappen Frist aber außerordentlich geförderten Vegetation. Schon das aⁿpflanzen (auch z. B. Murmeltierkolonien werden aⁿpflanzed) geschieht unter kundiger Vermeidung des uⁿwaxigeⁿ Wätters, während dessen nichts anwächst, die Pflänzlinge vielmehr zoop, lampig, plịgg, wie mutlose Menschen „die Köpfe hangen lassen". Hat man im Getreidefeld und sonstwo versääjd's (die Saat fertig[6] bestellt), so verscheucht der Chörenbooz oder überhaupt der Achcherbooz unerwünschte Gäste. Gemäß der üblichen Gestalt dieser Vogelscheuche sagt man von einem häßlichen Menschen: är ist eⁿ lleida, är gääb en Achcherbooz.

Daß auf so kleinen Äckerchen der Pflug keine Verwendung finden kann, leuchtet ein. Bloß auf das Gehöfte des „Adler" hat sich um 1870 für einige Zeit ein solcher verirrt.[7] So sehr der Unterberner einen tüchtigen Selbsthalter auf manch einen verwilderten und versäuerten Rasen hinaufwünschen möchte: das Auswintern fast jedes neugepflanzten Rasens schreckte bislang vor jedem solchen Versuche zurück. Daher kennt Grindelwalds Mundart den Pflug nicht. Umso interessanter ist die Redensart: mid ei'm pfluegen, d. h. mit einem zu tun haben, mit ihm geschäftlichen Umgang „pflegen".[8] Den Pflug ersetzen völlig der Chärst (der „Grịbel" des Oberhasli) und die Jịseⁿschụụfla oder Stǟchschụụfla. Auch die können so breite Furchen schaffen, daß die Beschwerde „da wird wieder einmal tüchtig über uns losgezogen" sich etwa in das Bild kleidet: da geid aber eiⁿs eⁿ Fụ̈hra uber ịs!

Gegenstand der Hauptkultur ist der Härdepfel, Härepfel, Hääpfel, Hääpel mit den Verkleinerungen das Hääpẹlli, das Hääpi. Jenes bedeutet auch ein wenig leistendes, weil langsames und unanstelliges Weibspersönchen und ist das „Hääŗpeli" des Unterlandes. Da die Hǟrepfla

[4] Simm. 270. [5] Kasth. A. 139 (1818). Das im Unterland als Beweis höchster Dummheit verlachte „Chornsetzen" (JG. AB. 2, 471) ist also gar nichts Unerhörtes. [6] Dieses „fertig", „vorüber", „abgetan" wird im Oberländischen durch das neutrale Geschlecht des Mittelworts der Vergangenheit bezeichnet. Das wahre „Perfekt"! [7] Vgl. ÄFG. XXX. [8] Vgl. die schon von Wackernagel (altd. Leseb.) vermutete Verwandtschaft von „Pflug" und „pflegen" (d. h. sich einer Sache oder Person sorglich annehmen, ihre Besorgung sich zur „Pflicht" machen). Vgl. „üben" und uob, verwandt mit «opus».

bis ungefähr 1600 m/M. hinauf gedeihen, lohnt sich in guten Jahren (wie 1870) der Kartoffelbau sehr wohl. Dagegen setzen ihm Frühfröste (1813) und Frühschnee (1905), Sommernässe (1816) und Pilzkrankheit (1845—54) auch hier oben verhängnisvoll zu. Gä̋ge^{n} d'Sị̈̈ch am tu̦u̦rhaftiste[8a] ist der auch in seiner Qualität unvergleichliche Irlender, dessen an einem Stock (Staude) e^{n} Stị̈cker[8b] zwë̆lf old meh a^{n}-setzen. Er verdrängt denn auch mehr und mehr den Brienser oder den Wịịßen, den Tschä̋ggler, den ebenfalls ausgiebigen aber rübenartigen Roosner oder Roosenhärdepfel und den Imperator. Auch der aus Samen gezogene wild Härdepfel wäre bekannter, wenn zu seiner Pflege die Zeit langte. Denn das setzen oder stecken muß rasch geschehen. Schleunig werden also behufs Erzielung vieler Stecklinge Kartoffeln zerhị̊wwen. Meist allerdings werden sie bloß g'chapped: man enthebt aus großen Saatkartoffeln d'Chappa („Nase^{n}": die Keimpartie mit den Oi̋gen) und siedet das Grịgel, d'Stị̈cklḙ̊ni oder den Abrẹndlig (den „Abbrand", Rest) für die Schweine. Vielfach ohne den so empfehlenswerten Saamme^{n}wäxel benutzt man seit vielleicht fünfzig Jahren ohne Unterbruch als Härdepfelblätz das immer gleiche Achcherli. Vielleicht hat aber doch Getreide oder Flachs einigen Kulturwechsel gebracht, oder es wird sogar ein Ụụ̈fbrụụch („Neulis", Wiesenstück als Kulturland) ụụ̈f'brochchen. Hier wird dann mit der Ịịse^{n}schụụ̈fle^{n} Mutta um Mutta abg'stochen und zerhacked. Sonst aber wird nur mit der Haue^{n} Fụ̈hra um Fụ̈hra fị̈rhag'schlägen. In die Furchen kommen d'Bitza oder der Härdepfelsaammen und gleich daneben der zugemessene Mịst (Stalldünger), der dann auch für die allfällig nach-

---

[8a] Tuurhaftist ist sowohl tuurhaft-ist als tuurhafti(g)-st. Tuurhaft, duurhaft oder tuurend (das ist e tuurenda!) bedeutet: Stand haltend gegen Anfechtung und Gefahr (vgl. S. 25) und gehört zu erst neudeutschem (vgl. Kluge[5] 67) „dauern" aus durare, frz. durer, zu durus, dur. Tuurhafti(g) dagegen bedeutet: überrascht, verwundert, befremdet, etwas unglaublich findend. I bi dessen tuurhaftig, i bi 'sen tuurhaftig = dessen tuured mi, mi tuured 'sen, mi tuured's dran: das kommt mir befremdlich, seltsam, unglaublich vor. Es handelt sich hier um eine alte Ablautstufe zu „teuer" (Kluge[5] 67. 375), altem tiure, tiuri (mhd. WB. 3, 39 ff.; Graff 5, 449), welches nicht bloß kostbar, wertvoll, wünschenswert, sondern auch eigenartig, eigentümlich, ausgezeichnet bedeutete. Wenn ich auf etwas besondern Wert lege, „ein Wesen damit mache", es „hoch aufnehme", so sage ich in alter Sprache: mich nimt des tûr. Mache ich mir dagegen nichts daraus, so sage ich: des nimt mich lützel tûre, mich nimt des untûre; lützel mich des tûret; daß es mir entgeht oder mich nichts angeht, „dauert" mich nicht; ich „bedaure" es nicht. Dieser letztere ins Schriftdeutsche hinübergerettete Splitter eines großen Bedeutungskreises findet sich natürlich in unserer Mundart ebenfalls: mi tuured 'sen däm = mi tuured 'se siiner: ich bedaure ihn, habe Bedauern mit ihm. [8b] Ungefähr. (Denkwürdige Singularisierung eines pluralischen Schätzungsausdrucks, als Gegenstück zu „drei Mann", „zwei Pfund", „vier Paar" usw.)

folgende Getreidesaat vorhält. Schließlich wird das Feldchen mid der Gäble[n] gg'ä̆bned und noch g'steined (der größern Feldsteine entledigt). An die Ränder und wohl auch dịr[ch] d'Fụhri ụụs kommen Bohni (Ackerbohnen). Den Boden erhält man locker und das Unkraut zerstört man im Keime durch drei- oder doch zweimaliges Behacken mit dem Chräwwel: dem leichten, kurzzinkigen Kärstchen. Dasselbe hat, damit man die keimenden Pflanzen möglichst wenig betreten müsse, einen sehr langen Stiel. Zu solchem hacken kommt, wenn irgendwie die Zeit langt, das hị̆fflen oder aber wä̆glen old walmen (Heranziehen von Erde an die Stauden oder an die ganzen Pflanzreihen). Nun bleibt das Feldchen sich selber überlassen, bis mụ gräbd. Da nehmen drei bis vier schief hintereinander aufgestellte Handhụttlẹni die sofort sortierten Knollen auf: die großen zum schḗnnen (schälen); zum sieden die kleinern bis zur Größe des Ei[n]schneller, für welches „einsilbige Wort“ man den Mund nur einmal zu öffnen braucht;[9] die ganz kleinen gesunden Sịwwra (Einzahl: der Sịwwer) zu späterer Schweinemast, und die ebenfalls „im Boden gewachsenen“ zerschlägnen, sowie die a[n]gsteckten, a[n]g'griffnen oder schlächten zu sofortigem Verbrauch.

Muß der Kartoffel und überhaupt der Häärdspịịs doch immer ihr unverkürztes Plätzchen auf dem Heugut eingeräumt werden, so sieht sich dagegen das Chören (Getreide) mehr und mehr aus dem Gutsbetrieb ausgeschaltet. Die Zeiten, wo selbst Oberwallis[10] und Obwalden[11] Getreide ausführten, wo auch in Grindelwald en Boge[n]chorb volla Weißen zu den üblichen Patengeschenken gehörte und wo Habsburg (1309 ff.) sich die Lehenzinse in Hafer und Gerste entrichten ließ,[12] sind für immer vorüber. Heute kommen Mahl- und Backlohn teurer zu stehen, als das entsprechende Quantum Brot. Es mag's ei'm nid umha gään.

Und doch wagte sich einst in Grindelwald Getreide bis wenige Schritte an den untern Gletscher hinan.[13] Da gedieh der Häber, der nun bloß noch weiterlebt in der Häberdarren unterhalb des Hotels Jungfrau, sowie im erhäb'ren (gründlichen Ausbeuten) eines Menschen, der zur Selbstverteidigung nicht genug Grị̊tz („G'grütz im Chopf“) heed. Ja im Herbst des Korn- und Weinjahres 1811 ist vorzeitig „das winter Kohren in äll Gangen“[14] (in Ähren geschossen, S. 265) um dann wohl doch die Ernte und die Ährenlese: das äälịnen, für das nächste Jahr in Frage zu stellen. Solches Wintergetreide pflanzt man seit einigen

[9] Spassige Erinnerung an die alte Schulgrammatik. [10] Goms 77. [11] Gfd. 21, 144. [12] Font. 4, 384. [13] Altm. 17. [14] Cronegg.

Jahrzehnten in Grindelwald selten mehr, wie dagegen im Wallis und zwar sogar im Lötschental noch heute regelmääßig.

Die Bezeichnung Chören gilt nun kurzweg dem Ụụstägchören: mụ chörned meist nur noch im Frühling. Und zwar ist der Chäärnen oder Dịịhel (Dinkel), dessen Anbau doch als „Leitfossil" für die Erforschung der alemannischen Wanderungen gilt,[15] so gut wie ganz dem Weißen, d. i. dem Sommerweizen gewichen. Ungefähr gleichzeitig mit ihm: zu Ende September gibt es auch eppạs Rogge^{n}s zu ernten. Zehn bis vierzehn Tage vor diesem schnitt man ehemals in besonders reichem Maße Sommergerste: Gäärsta, um das Mehl selbsteigen oder durch den Gäärstenbeck zu den sehr wohlschmeckenden gäärstige^n Chuehinen zu verbacken. (Mehr über diese Chuehẹni unter „Herd und Tisch".) Wie sehr — im Einklang mit der allgemeinen Kulturgeschichte [15a] — auch in Grindelwald die Gerste die führende Rolle im Getreidebau spielte und bildlich geradezu so viel wie Vermögen bedeutete, zeigt die Rede vom Verschwender: Är hed sịị^{n}s Gäärstli alls drụffg'machds. Von



Behangene Chorennägel.

einstigen Gerstenfeldern reden noch Flur- und Bergnamen in der Umgebung des Faulhorns, wo zur Zeit eines milderen Klimas der Gassenboden die ersten Ansiedlungen trug. Unter dem Waldspitz liegen die Vorsaße im Ertschfäld, welches Wort an „Erstfelden" (1258: Orzeveld) erinnert.[16] Unentschieden muß bleiben, wie weit auch alle die Gäärstegg, Gäärsten, Gäärsti, Gäärstenhören oder Garzen,[17]

---

[15] Hoops 435 ff. [15a] Ebd. 279 f.; 361 ff. [16] Hordeum ist it. orzo frz. orge; das « Ursaria villa » von 1052 leitet Gatschet 75 wohl glücklicher auf « orzaria » zurück als Orzeveld auf ahd. « orzon », welches pflügen (also sdw. erren = arare) bedeuten soll, aber in dem spärlich belegten « kaorzòt » (Graff 1, 477) bloß die Bedeutung excolere (sorgfältig bearbeiten) aufweist. Die italienische Form orzo konnte samt der enetbirgischen Sennerei (vgl. „Fischelen" u. dgl. unter „Milchwirtschafte") hieher gekommen sein. [17] Faulh. 3. [18] Auf idg. ghrs (Kluge[5] 135) geht sowohl „Gerste" wie hordeum (vgl. horrēre, horribilis, auch hérisson Igel u. a.) zurück.

Wildgäärst noch an wirklichen Gerstenbau denken lassen, oder aber bloß noch das Emporstarren[18] der Agnen (Grannen) als naheliegendes Bild auf jene so steil und wild aufragenden „Hörner“ übertragen.

Zur Saatbestellung des Chören[19] wählt man am liebsten ein letztjähriges Kartoffelfeldchen. Da werden zunächst zum Anfurchen[20] des steilen Gehängs Hụtti vollụ Häärd uehi 'traagen und die Hị̈ị̈ffleni obennaha zermachd. Ein tieferes Umwenden des locker gebliebenen Bodens ist weder nötig noch ratsam. Man zieht, wenn die dem Brand (Mutterkorn) günstige Schneefĭ̈echti drụụs ist, mittelst Haue oder Karst meterweit entfernte Chrịtzen (Rillen) mit der Anfangsfurche gleichlaufend. Dann wird der Same zertaan (breitwürfig g'sääjd) und mit Haue, Karst oder Chräwwel fingertief ịị^{n}g'hacked. Darauf wird g'ă̈bned (S. 268): die Chnụbla oder Häärdtschollen, Tschollen oder Tscholliga (Schollen) werden schĕ̈ënn und zart g'machd (fein zerkrümelt); schließlich steined mụ. Das mit der Sichlen geschnittene Getreide hängt man büschelweise — in Chöre^{n}schĕ̈ïben — an die Chorennă̈gel unter den Vordächern. Was hier die Chöre^{n}plụnzen (Goldammern) und andere gefiederte Näscher übriggelassen haben, wird bei gelegener Zeit mit dem ahornenen Nị̈tscher (einhändigem Knüppel) abg'nị̈tsched (abgeklopft). Größere Ernten drischt man jedoch nach unterbernischer Weise mit dem Pflĕgel, doch niemals „z'achten“ oder „z'sächse^{n}“, sondern meh z'eim wa^{n} z'zweien. Dafür hat man auch keine Not, si^{ch} an dä^{n} Tị̈ị̈fels T'hakt z'gwennen.[21] Gleichwohl standen noch bei Mannsgedenken im Speicher alle verfügbaren Geschirre voll Getreidekörner: alli Fässer volli Chören, 'trescheds (šš)[22] und g'wanneds.

Späät's und 'Bbuwwe's.

Kurz und mager, aber äußerst kraftvoll und gehaltreich wächst auf Grindelwalds fruchtbarem Erdreich das Alpengras in dickem (dichtem) „Raasen“ oder Wäsen.[1] Letzteres Wort bildet denn auch Flurnamen wie: der Wäsen am Männlichen, die Wäsenegg zu Lauterbrunnen, der Wäsen als ausgedehnte Emmentalergemeinde. Ein ausgeschnittenes Rasen-

---

[19] So heißt im Oberwallis (wie in Teilen Deutschlands) bloß der Roggen als vorherrschende Brotfrucht. [20] Vgl. Lf. 105. [21] Gw. Rf. 6. [22] Also schwach flektiert, wie „pfiiffed“, „griefd“ u. a.

[1] Die Doppelartikulation wr (in mittelniederdeutsch wrase) spaltete sich idiomatisch zu „Rasen“ und oberdeutschem „Wasen“; beide Spaltprodukte können aber auch, wie hier, sich nebeneinander halten.

stück (auch ein Mensch mit starkem Sitzteil) heißt der Wäslig, Rasenstück und Erdscholle auch: die Mu̜tta. Wer einander mit Erdschollen bewirft, mu̜ttned.

Durch jahrhundertelang Sommer um Sommer betriebene Azung erarmt aber begreiflich auch die schönste Rasendecke und verliert namentlich die wertvollen Schmetterlingsblüten. Soweit die Gefahr des Auswinterns es zuläßt, kann dem Schaden durch aⁿsääjjen („aⁿblüemmeⁿ") von Roggen, Hafer und Bbli̊emd (Heublumen) vorgebeugt werden. An Gehängen, die der Abspülung und dem Erdrutsche stark ausgesetzt sind, geschieht das Rasenschälen und Besäen streifenweise: iⁿ Zii̜ßen, z'Zii̜ßeⁿ-wii̜s. Sehr vorteilhaft würden freilich die Heublumen durch die Samen so viel gepriesener Kräuter wie des Berg- und Alpenwegerichs (Plantago montana und alpestris) und des Alpenliebstockes (Ligusticum Mutellina)[2] ersetzt; unbeschäftigte Kinder könnten die Samenköpfe leicht g'winnen (pflücken). Die erstere Pflanze teilt sich etwa mit der Flechtenart des „isländischen Mooses" (Cetraria islandica) in die Bezeichnung Adelgras („Nadelgras"). Obwohl dies gerne auf den überdüngten Sennhüttenplätzen gedeiht, steigt es doch in der alpinen Art bis auf den Zäsenberg und kommt sogar im dürren Granitsand der Alpenstraße fort. Der Alpenliebstock, aber in vereinzelten Fällen auch wieder das isländische Moos, nennt sich die Mu̜ttne̥rra, Muete̥rra, Mŭ̜ttri̜̊na, Muttern, Mutteren, Mutterne, Muttri (vgl. den Muttrinenwang am Stockhorn).[3]

Mueterra und Adelgras
Ist 's besti Gras, wa d's Chieli fraß.

heißt es, oder weniger schriftdeutschelnd:

Muttnerra und Adelsgras
Siin dem Veh der virnähmst Fraas.

Beide Pflanzen teilen sich dank ihrer reichen und tiefgreifenden Bewurzelung in den Vorzug hoher Genügsamkeit. Auch erwachen sie alsbald nach der Schneeschmelze und bringen frisches Rasengrün. Mit ihrem ungemein starken Aroma würzt die Mu̜ttne̥rra dem Vieh auch die mittelmäßige Weide bis in den Hochsommer hinein und gilt schon um deswillen als Maßstab für die Güte einer Alp. Im Spätsommer

---

[2] Schinz und Keller 370; bei Gremli 207 u. a.: Meum Mutellina; früher Phellandria Mutellina; im Kräut.: Mutellina helvetica; bei Simler (Cool. JS. 124. 290) und Marti (Stockhornias 88): Culus Metrinus. [3] Nach einleuchtender populärer Deutung ist diese Doldenträgerin eine Ansammlung (-erra, lat. = aria) von „Mutten" (Milchgefäßen), ähnlich dem mit milchigem Saft erfüllten Becherchen des isländischen Mooses.

verschmäht, benutzt sie ihre Ruhezeit zur Versamung und zur Sicherung einer neuen Frühjahrsvegetation.[4]

Mit mundartlichen Benennungen reihen sich an diese Königinnen der Alpweide als Gefolge z. B. die Hi̦enderli̦i̦s. Diese „Hühnerläuse“ mögen zunächst der „schwärzlichen“ Abart von Festuca violacea (violetter Schwingel) wegen ihrer länger begrannten Deckspelzen gelten. Sie lassen sich mit den „Wänteleschmäleⁿ“ des Emmentals[5] vergleichen.

Die wenigen hier aufgezählten neben vielen bloß botanisch benannten[6] Alpenpflanzen bilden die Spääte̥ni oder die späät Weid. Dieselbe erhält bloß zufällige Nahrungszufuhr durch das Weidevieh und gewährt deshalb erst spät eine mehr oder weniger ausreichende Azung. In guten tiefern Lagen gewährt d's Spääta oder das auf „ungebuwemo velde“[7] Gewachsene auch noch eiⁿ Roib („eine“ Raub) spääts Hew, welches seinen Ausfall an Ertrag durch herrliches Aroma ersetzt. — Eigennamen wie im Spääteboden (1344: „alp Spättenbodme“), an Spääten-matten, Alp „Spätenen“ weisen auf den schon alten Gegensatz zur b'bu̦wneⁿ Weid, welche ihre regelmäßige Kopfdüngung, ihren Bu̦w erhält und dafür mit viel frühern, ausgiebigern und nährstoff-reicherm Ertrage lohnt. Denn d's Bbü̦wna (welches also auf „gebuwemo velde“ gedeiht) liefert in der Regel zwei, unter günstigsten Umständen sogar drei Reib.

D's Mi̦st-bu̦wwen (das Aufbringen der Kopfdüngung) ist bisher in den Berneralpen die einzige Art der Düngerzufuhr geblieben. Bloß im Bereich der Wohnungen kennt und übt man die Ökonomie der B'schi̦tti;[8] die so ratsame Thomasschlacke ist, gleich der schon altgermanischen Mergeldüngung,[9] kaum dem Namen nach bekannt, und die Berieselung nach dem musterhaften Wallisersystem der Fuhren, Su̦unen oder bisses würde hier andere Methoden erfordern. Um so mehr Mühe und Arbeit, die denn auch in reichem Sprachgut sich abspiegelt, läßt sich der Bauer das erwähnte bu̦wwen kosten. Denn jeder läßt es sich angelegen sein, si̦i̦'s Land wieds z'machen. (Wied: üppig, ertragreich.) Es beschäftigt seine ganze Familie wochenlang im späten Herbst, im Frühling alsbald nach oder sogar während der Schneeschmelze, bisweilen auch noch im Juni nach der Frühlingsweide. Unter jeglichem Verzicht auf Kunst,[10] wie aber auch auf rationelle Stofferhaltung hatte man den Stalldünger einfach an einen Haufen geworfen und diesen laⁿ jäsen (gären lassen). Nun füllt er die Mi̦sthu̦tta: einen

---

[4] St. Sch. 157—165 und Taf. 12; Adelgras: 13 A. [5] Lf. 76. [6] And. 224—275. 494; St. Sch. [7] Font. 7, 9 (1394). [8] Lf. 96 f. [9] Hoops 531; F. Meisenburg, Alpen und Weiden in der Schweiz 18 ff. [10] Vgl. dagegen Lf. 98.

gewaltigen Rückentragkorb, dem das primitive Hutte^{n}g'steel Hub und Lehne bietet. Wo es angeht, bedient man sich lieber der Stoosbären,[11] und bei geeignetem Schleif (Schlittweg) werden schwere Lasten ahi- oder uehig'schlittned. Sogar so etwas wie die Härdschịba des Emmentals[12] kommt vereinzelt zur Anwendung. So werden über das ganze Feld hin mäßig große Haufen: Hụtte̥ti verteilt, wie bildlich die mit der Wahrheit auf Kriegsfuß Stehenden ganz Hụtte̥ti (oder Störeti) leigen. Die Hụtte̥ta wird durch die Wucht der kräftig seitwärts geschwungenen Gabeln aufgelockert: 'bbrochen. Dann erst greifen die Tschinggen (Zinken) ein: man schĭtted (schüttelt) die einzelnen Päßi oder Pätscha, damit sie ŭs enandre^n fahren. Nach diesen Kraftübungen erst kommt die eigentliche, für den Neuling gar nicht so leichte Kunstübung: das a^{n}llĕgen. In sauber gleichmäßigen Streifen wird Gäble̥ta um Gäbleta über den Boden hin geworfen: mụ tued de^n Mist a^{n}llĕgen, oder drŭber schlaan (über den Boden hinweg „schlagen"), oder drŭber fällen, oder drŭber rïehrrĕn. Schließlich werden noch die letzten kleinen Pätsche̥lle̥ni oder Tschollen des Düngers fein und gleichmäßig auseinander geschüttelt: mụ tued ne^n verglịịhen, was in der Regel dem ältern Manne^{n}volch mit seinen ungelenkern Armen schlächt ụsachụnnd.



Gladni Mistbutta uf em Huttegsteel.

Zum Dank für solche Aufmerksamkeit erfreuen denn auch die Vorsassi (Voralpen) und Heimwiesen den Eigner Jahr um Jahr mit ausgezeichneten Futterkräutern, für deren große Zahl wir leider nur ganz wenige Lokalnamen herausbrachten. Darunter figurieren: die Schlụụha, der Schlụụhenbänz, der Bänz (Schlangenknöterich, Polygonum Bistorta, S. 232);[13] ferner das Wasserschwäbi (Mehrzahl: -schwäbe̥ni), d. i. der zottige und der Alpen-Taumantel (Alchemilla pubescens und alpina).[14] Der Volksname gilt — gleich dem schriftdeutschen „Sinau" —[15] den mantelartig gefalteten Blättern, welche Tau und Regen lange be-

[11] Lf. 340. [12] Lf. 105. [13] St. Sch. 173—6, Taf. 14. Ein schlimmes Unkraut ist dagegen das aus dem Pomat ins Oberwallis eingeschlichene „Pomaterkraut", Polygonum alpinum: Goms 50. [14] St. Sch. 177—183; Taf. 15. [15] Beständig wasserhaltig.

halten. Die Heilkraft der Tropfen dieses „Mantels unserer lieben Frauen" (Maria) ist freilich auf angebliches Vertreiben der Loibfläcken (Sommersprossen) zusammengeschrumpft. Dafür hat der prachtvoll silberne Seidenanflug auf der Unterseite des Blattes dem Alpen- sowie dem Bergtaumantel den volksmäßigen Ehrennamen Silberchlee[16] eingetragen. Der Bärenklau (Heracleum Sphondylium) heißt der Schädlig oder Schärlig (im Goms: der Schärlistengel, an der Lauenen: der Übrich).[17] Bis aufs Faulhorn steigt der Chimi (gemeiner Kümmel, Carum Carvi).

Auf Mittel- und Hochalpen steigen düngerliebende Pflanzen, wie vor allem der Römeien: das Alpenrispengras (Poa alpina vivipara). Der scharfsichtige Grindelwaldner bewundert mehr die berühmte Fortpflanzungsart dieses Grases durch die wurzelschlagenden Ährenknötchen,[18] als daß er es so unbedingt neben Muttnerren und Adelgras als drittes im Bunde stellen hilft. Mälha (milchergiebig), aber wenig Füllfutter gewährend ist der Chuehbluemmen: Rinderblume oder Goldpippau (Crepis aurea).[19]

In allen Höhenlagen gedeihen für Düngung so dankbare Kleearten wie vor allem der rasige Klee (Trifolium caespitosum)[20] oder der Chlee schlechthin. Derselbe wächst allerdings so dicht, daß der Mähende nid mag diir^ch g'schlaan, und daß infolgedessen d'Sägisa drüber uus geid. Dagegen gedeihen nur in vereinzelten Stöcken der Wiißchlee (T. repens), der Rotklee (T. pratense) oder das honigspendende Hungi oder Hungli (Mehrzahl: Hungeni, Hungleni), sowie der Braunklee (T. badium): der Goldchlee oder das (mit großer Vorliebe von Hummeln abgesuchte) Ummelhuusi. Den Preis der Nutzbarkeit aber beansprucht unter dieser Gruppe der Alpe^n chlee. Man versteht darunter neben T. alpinum[21] auch den Bergklee (T. montanum), obwohl der Stand sehr großer Blüten auf nur wenigblütigen Köpfchen — Pöllinen — bloß jenen charakterisiert. Mit seinem äußerst feinen balsamischen Duft sättigt der Alpenklee bei günstigem Wetter die Atmosphäre förmlich. Dabei durchdringt die so milch- und butterstoffreiche Pflanze mit ihren mehr als metertiefen Pfahlwurzeln die wüstesten Felstrümmer und den trostlosesten Schuttboden und bringt frisches Leben in die etwas öde Gesellschaft der Heidepflanzen und des Borstengrases. Gern gesehen ist auch der Schotenklee (Lotus corniculatus): das Fraue^n schiehli oder der „Hähne^n fues".

---

[16] „Klee" im alten weiten Begriff nach Hildebrand in Grimms WB. V. [17] Nach diesem korrigiert sich vielleicht Lf. 26 in prosaischerer Weise. [18] Sch. Schw. 14; Schröter AF. 15; Kasth. 22, 39. [19] St. Sch. 154—7; Taf. 11 C. [20] St. Sch. 128 ff.; Taf. 7 A. [21] St. Sch. Taf. 7 A.

Mit den Kleearten konkurrieren in Wichtigkeit die verschiedenen Löwenzahnarten: Herbstmilchkraut (Leontodon autumnalis), das glatte (L. hispidus) und das rauhe Milchkraut (L. crispus), sowie das Goldblümchen (L. aureus). Sie werden im Oberwallis teilweise als „Ramschfädẹra" bezeichnet, in Grindelwald sämtlich als wĭed's (üppiges) oder zähm's Sĭwchrụụd von einigen Habichtskräutern als mägerem oder wildem Sĭwchrụụd unterschieden. Die Attribute wied und zahm[22] kommen namentlich den jungen und zarten Frühlingstrieben zu, deren Verwendung als Ersatz des noch nicht gewachsenen Gartensalats dem Löwenzahn den Namen Sĭwsälaat oder Sĭwstĭĭdẹller eingetragen hat. Vom Blütenstand her heißt die nämliche Pflanze der Sĭwbluemmen. Der erste Teil dieser Zusammensetzungen deutet darauf, daß das Kraut doch nur ausnahmsweise direkt in des Menschen Dienst gezogen werde.

Für Seil und Sense.

Eine Grindelwaldner Talwiese im Juni! Mit Mühe wendet sich selbst das satte Auge von diesem harmonischen Verein hier zweier oder dreier, dort vieler Farben, von diesem Konzert aller Töne des Regenbogens, von diesen Nüancen, für deren Wiedergabe kein Maler Tuben besitzt. Aus vielen von uns notierten Zusammenstellungen sei einzig die folgende namhaft gemacht, welche obendrein eine bunte Reihe bisher nicht erwähnter mundartlicher Bezeichnungen nachbringt: der Sụụrstengel oder die Sụụrẹlla (Sauerampfer); die Chirbẹlla (Wiesenkerbel); das Glịßi (scharfer Hahnenfuß); die Sant Johánnsra (Wucherblume); das Hewnägẹlli schlechthin (Lychnis diurna und L. flos cuculi) und d's wịịß Hewnägẹlli (L. alba); d's wịịß und d's root Margrịtschi (Maßliebchen); die blaßpurpurne Tootenneßla (Lamium amplexicaule); die Geischämma (großer Klappertopf, Rhinanthus oder Alectorolophus major; die Chämma: Holzhalsband) das Antblĭemli (Pinguicula vulgaris); der Hĭenderdarẹm (Vogelsternmiere, Stellaria media) und das gleich ihm über den Boden weg kriechende Lịgchrụụd (kriechender Günsel, (Ajuga reptans); das Eierchrụụd (wildwachsende Moorrübe, Daucus carota, welche den Ostereiern die zierliche Färbung gibt). Der root Dịstel (Mehrzahl: Dịstla,[1]

---

[22] S. 233.

[1] Die Auffassung der Mehrzahl als weibliche Einzahl zeigt sich schon ahd.: Der distil, die distula (Graff 5, 232). Genauer besehen, ist freilich solche „Mehrzahl" vielmehr die Vorstufe dazu: das Kollektiv, dessen abstrakten Begriff wir jetzt durch -heit, -schaft u. dgl. bezeichnen. Eine annähernd Vorstellung von dieser Schwebe zwischen Ein- und Mehrzahl verschafft uns etwa fz. la recrue (der Rekrut): der „Zuwachs" zur Miliz.

Carduus defloratus) heißt auch Bockbart und verdrängt damit in der Nomenklatur den Wiesenbockbart, welcher Häbermaarg, Häbermaarch genannt wird. Dafür teilt letzterer seine Bedeutung als Kindernaschwerk mit der Kratzdistel (Cirsium spinosissimum): dem Mädëpfelchruud, das uns auch schon als Alruuna (ålrûna) begegnet ist (S. 281). Schmecken doch in der obstarmen Talschaft (S. 188) die Mádepfla trotz ihrem Mangel an Süßigkeit gleich noch vom Stengel weg, nur ein wenig g'schëënd („geschönt", geschält: von der äußersten rauhen Hülle befreit), wie wirkliche Äpfel! Hat damit die Juniwiese neben der Augenweide für die Großen auch eine Gaumenweide für die Kleinen geleistet, so bietet sie nun auch noch etwas zum Kinderspiel. Dies natürlich — zur Schonung des herrlichen Flors — nur am Wege. Das hier wachsende, so äußerst zierliche Gänsekraut — der Genserich — wird freilich so wenig beachtet wie die Bachschaarta (Färberdistel, Serratula tinctoria) auf nassen Wiesen. Um so interessanter scheint der so gemeine breit Wäg'rich („der breet Wägeritsch" des Oberwallis, Plantago media). Er nennt sich auch etwa die Lügi (Lüge; Lügeni: Lügen), weil er zum Zeitvertreib des Lügi ziehn dient. Ihrer zwei ziehen gegenseitig an einem dieser zähripigen Blätter, bis es reißt. Wer schließlich die größere Zahl von Blattnervenfasern in Händen hat, hed meh g'lögen.

Da rückt der Juli ins Land und bringt den Herrlichkeiten ein rasches Ende. Vom Ernste, der auch für Kinder dem Spiele folgt, spricht schon eine stattliche Reihe Eigennamen. An Isenfluh und Bußalp gibt es Orte uf em Mahd.[2] 1345 erscheint „das mahd uffen Schrecke (hinter Grindel), gelegen zwischen dem Stadelmadd und dem madd in der Swendi".[3] Das „'trögen Mahd", eine bewachsene Halde am Aufstieg zum Rottal, ist insofern „trügerisch", als es nur kurz zu sein scheint und doch zum Begehen mehr als eine Stunde fordert. Zu den obersten Häusern Isenfluhs gehören das Ziileⁿmahd und das Blattmahd,[4] zu Wärgistal die Bidemmëder. Am Laudhbühl liegen die Briggmëder. Ein grasreiches Horn des Gletscherbergs an Bänisegg heißt der Mëder;[5] es entläßt die Mëderlouina. Das Braawwimahd vgl. S. 72. Eine weitere Begriffsschattierung zeigen: „ein Stück Gut oder Maad im Bortmaad hinter Grindel";[6] „ein madflecken zu Gündlischwand",[7] „sieben mansmad an dien egerdon" zu Gsteig b./J.[8] Sie leiten über auf „das Mad"[9] der österreichischen Junker, welche am 9. Juli 1386 den Sempachern den unreifen Dinkel niedermähten. Das heißt für unsern Zusammenhang: Gemäß häufiger Analogie der Be-

---

[2] D 3. [3] Font. 7, 137. [4] C 4. [5] Grun. 1, 21; Reisen 2, 20. [6] Moos (1782). [7] Font. 8, 134 (1356). [8] F 9, 214 (1370). [9] RMan. A IIj a.

deutungsgeschichte ist Mahd zunächst das gemähte Gras. (Hịịt hei^n me̥r newwḁ^{n} es chlịị^{n}s Mahd g'machd.) Sodann bedeutet es das Grundstück, dessen Ertrag abgeführt wird. (D's Hew im Vortmahd wei^n me̥r tẹich den^n im Hornụg gän ahaschlittnen.) Meistens ist das Mahd eine hochgelegene und steile Bergwiese, deren bloß einmaligen Jahresschnitt man Mitte August einsammelt. Man spricht von einem Hewmahd,[10] wenn es Futter gewährt, von einem Strewwimahd, wenn es ausschließlich Einstreu liefert.

„Das Mahd" und „die Matta" sind Schwesterformen.[11] Entsprechend den „Häusern in der Matten" oder „von Matten" bei Interlaken, oder dem Ort „Zermatt", zer Matte,[12] hat Grindelwald einen Ort in der Matten.[13] Da hauste 1275 der Leibeigene Wernher in prato,[14] wie es auch 1349 einen Welti an der Matten, einen Cuonrat an der obren und Cuonrat an der nidren Matten[15] oder (1344) an der Nidronmatten[16] gab. Der Brienzergrat und Lauterbrunnen haben ein Augstmatthorn,[17] und der Mättenberg wurde z. B. 1246 als „Mattenberg" gedeutet.[18] Von Grindelwalds sieben Bergschaften heißt eine: Holzmatten.[19] Die Scheideggalp hat eine Teiffe^{n}matta, eine Chịehmatta und einen Chịehmattenhụbel; der Spilstatt entspricht eine Spịlmatten, und der Burglauenerort „am Braawimaad" heißt auch in der Schärmatten. Hinter Bach liegt die Fụhre^{n}mmatta, hinter Grindel die Hajfmatta (Hawf und Hajf ist Hanf). Wohnhäuser stehen in der Mịlimatten[20] und ụf der Mittelmatten.[21] 1552 gingen die Grenzen eines Guts vom untern Gletscher durch die Bonermatte dem Eis nach bis in die Lütschine.[22] Es gibt endlich ein Bịelmättli[23] und ein Spịlmättli.[24]

„Auf solchen „Talmatten" nun, welche in erster Linie für die Kühe die Winterung liefern sollen, vielleicht auch bloß auf der Hụsmatten als dem Umschwung seines Talhauses, erwartet der Landmann mit

---

[10] Kasth. 2, 92. 153. [11] In hübschem Parallelismus erzeugten die Wurzeln mê und sê die mhd. Verben mäjen und säjen, sowie die Verbalabstrakte: das mâd (ahd.) und das sâd (asächs.), das oder die mât (mhd.) und die sât (ahd. mhd.). Von diesen Formen rettete sich bloß das Mahd in die Mundart und „die Saat" in die Schriftsprache. Auseinander gehen sodann «mê-dwa» und «mâ-thwa», woraus Matte, Matta wurde, und lat. sê-men = Sa=men, Saammen. Vgl. Kluge[5] 244. 251. 309. 310. [12] Sow. Praborgne, 1349: Prato-borny („Quellbachwiese"), durchflossen vom „Wiesbach", Wispach, romanisch geschrieben und deutsch gesprochen: Vispach, 1417 umlatinisiert zum Ortsnamen Vespia, unserem Visp (Gatschet 248). Als romanisch=deutsche Schwesterform wird (ebd.) „Viesch", in modernster Schreibung „Fiesch", gedeutet. Wir bleiben (vgl. S. 1 ff.) bei der Schreibung mit V. [13] D 1. [14] Font. 3, 145. [15] F 7, 406. [16] F 7, 9. [17] Lf. 51. [18] Reg. 43; Soloth. Wochenbl. 1828, 317. [19] Bei Grun. 1, 97: „Holzmatt". [20] H 1. [21] E 2. [22] Sol. Wochenb. 1828, 128. [23] G 3. [24] D 3.

Sehnsucht das Blühen des Löwenzahns. Denn bis d'Sịwbluemmen blịejjen, wird's nịd Ụụstag. Der Löwenzahn ist auf der oberländischen Naturwiese um so mehr maßgebend, da die Schmetterlingsblüter der unterbernischen Kunstwiesen: der Mattenklee und die Bịsẹrsetta oder Äspẹrsetta (Esparsette), auch die Luzerne hier nur vereinzelt auftreten. Um so unverschämter macht sich etwa der Gụ́ndoorẹn (Hauchechel, Ononis spinosa) geltend.

Der Anspruch auf reiches Winterfutter macht die Talwiese in eminentem Sinne zum Hewgued.[25] Obendrein muß dieselbe der Familie des Älplers gestatten, während der hohen Alpzeit, wo alle Kühe und fast alle Ziegen dem Tale fern bleiben, wenigstens en Geis im Hew z'haan. Diese Hewgeis läßt sich während der Dürrfutterernte ihre mitgeschnittenen Lieblingskräuter, namentlich den geschickt hervorgewühlten Bärenklau, trefflich schmecken. Der Ausdruck Hewgeis illustriert zugleich die noch mundartlich erhaltene Grundbedeutung von „Heu": das zu Hauende.[26] Hew ist dem Grindelwaldner nicht bloß das schon gemähte, sondern auch d's stäända: das zu Fueter (Dürrfutter) bestimmte, reife und hohe Gras. Wer acht- und rücksichtslos durch solches geht, der schleipfd dịrch d's groß Hew; er machd ẹs Gleisch (šš) im Hew, er zerleisched (šš) d's Hew.[27] Eine Partie am Wetterhorn mit besonders schönem Graswuchs heißt i'n Hewwịịrffen. Auch die „Höhematte" und der „Höheweg" zu Interlaken, welche als prachtvolle tafelebene Ausdehnung an „Matten" stoßen und die glücklicherweise[28] intakt erhaltene Hauptzier des Bödeli bilden, gehören hieher. Das Kloster Interlaken unterschied nämlich in dem ihm gehörenden Bödeli d'Uechtẹrra: die noch jetzt zum Teil minderwertige Partie gegen den Brienzersee hin, und die zum Heuen bestimmte „Heui". Die Bezeichnung aber „uf dem Högin" (1387)[29] für diese Heumatte[30] geht zurück auf Übergangsformen wie „der Höyen" (1305)[31] und „das Höye" (1395).[32] Auf den ehemaligen Weg zum dortigen Gerichtsplatz[33] hinwieder deutet der „Höheweg".

Der Besitzer der Talwiese, oder der Akkordarbeiter, welcher um einen bestimmten Hewwerlohn ein Stuck Land Jahr für Jahr da oder dort z'hewwen dinged oder z'hewwen annimmd, wartet also ab, bis d's Hew zịitigs ist. Das ist der Fall, wenn d'Schlụụhi ver-

[25] Cronegg 1816. [26] Ahd. hewi und noch altertümlicher „das Hau", goth. hawi, gehen zurück auf « hau-ja ». (Kluge[5] 166.) [27] Dieses „zerleischschen" ist interessant 1. wegen seines Beitrags zu dem alten Wort: die leisa (Spur, wagan-leisa: Wagenspur); vgl. die Leischen als Holzlaße in Saanen, Freiburg und Goms (And. 180); 2. weil es den lebhaften Zug des Grindelwaldners zur Verbalbildung illustriert. [28] Bern. V. 322. [29] Reg. 79. [30] Blösch L. 7. [31] Ebd. [32] Reg. 80. [33] Ebd.

bliejds hein und d'Hä̋le̥m stoi̋ben. Die erst im Juli recht zuverlässige Sonnenwärme einerseits, die Beschaffenheit der Alpenkräuter, an welcher auch die Talwiese teil hat, anderseits weisen den Oberländer an, d's Hew rächt laan ụụsz'zịịtigen und auf möglichst großes Quantum des Ertrags zu sehen. Es gab denn auch z. B. im „guten" Futterjahr 1900 auf je 36 a in gutem Wiesland 18 q, in mittelgutem 11 q, in geringem 4 q Heu, sowie 5, 4, 0 q Emd.[34] (Im Kanton Bern 1903: pro ha 92,1; 59,7; 30,5 q Heu, Emd und Herbstgras).[35] In weitem Pendelschlag der Extreme wechseln aber in Grindelwald Jahre wie 1807, wo man nicht Platz fand, „alles Heuw an Schärm zu thun", mit Jahren bitterer Futternot.

Dem Gesagten gemäß fällt das hewwen oder der Hẹwwe̥t (die Heuernte) wirklich in den danach benannten Hẹwwe̥nd (Juli). Dann bringt der September, bisweilen der Oktober, ja in Jahren des Frühschnees wie 1905 stellenweise erst der November einen Äämdet, dessen Ertrag zwischen gut und wertlos außerordentlich schwankt. Dagegen kann solches Äämd[36] unter günstigen Umständen auch an sehr hochgelegenen Orten eingeheimst werden. Namen wie „Emdtal" und „Ems" (960: Amades) bezeugen, daß es auffälligerweise sogar dort ein äämden und glücklich verlaufendes ụụsäämden gibt. Neben diesen zwei Rë̋iben[37] gewährt die Talwiese noch eine Herbstweide. Bei vorzeitigem Heumangel (der im Goms[38] nicht vor St. Antoni, d. i. 13. Juni, eintreten soll) gestattet die Wiese auch ein ausnahmsweises ịịụgrä̆sen, ịịⁿmääjjen.

Anders natürlich auf wilder Berghöhe, insbesondere auf Rasenbändern, Wildheuplanken, in Hewwị̋ịrssen, wo das Bärghew wächst! Bekannt genug sind die Gefahren der Wildheuer,[39] deren es ehemals in Grindelwald so kühne wie heute noch in Oberwald gab.[40]

---

[34] Gw. Ernteberícht. [35] Berner V. 105. [36] Ein vorauszusetzendes « ana-mâd » besteht aus ahd. mâd (Fußnote 11), welches in der Zusammensetzung enttont und daher zu mad, m'd eingekürzt wurde, und betontem ahd. (Graff 1, 273 ff.) wie griech. ana i. S. v. räumlichem und zeitlichem „darauf". Bei dem so leichten Ausfall des n wurde ana zu â, das gemäß lokalen Sprachgewohnheiten sich entweder erhielt, oder zu ô wurde (schwz. Jd. 1, s/v), oder als ää und unterbernisch gekürztes ä sich dem « m'd » anglich. Die Form mât hinwieder erzeugt mit « gruon » i. S. v. „wachsend" (S. 239 und Kluge[5] 147) das Wort gruon-mât, Grummet: Gras, das man in den Alpen „während des vollen Wachstums mäht", um überhaupt einen Ertrag zu bekommen. Vgl. dagegen Lf. 79. [37] Die Roib (S. 272) muß schon ahd. neben literarischem „der roub" bestanden haben, um als „die" ruba (Raub) und „die" roba, robe (erbeutetes Gewand, Gewand, Rock) ins Romanische dringen zu können. Zur Sache vgl. plündern und Plunder, letzteres zunächst i. S. v. Ausstattung (vgl. bei Hebel: „Brot und Plunder verdienen"). [38] 74. [39] Vgl. z. B. Ofenbr. 6, 99—103; Wyß 449, 667; Fankh. 22. 59; Rudolf der Harras in Schillers Tell. [40] Goms 74.

Wie es hier heißt: „Josebanten,[41] more^{n} well mer's de^{nn} nit la^{n} tägen!" — so einst in Grindelwald: Peter, moreṇ gaa^{n} mmẹ̊r den^{n}, ẹb der Egị̆ggel brĭeled! Lange vor dem Morgengrauen also, wohl schon um zwei Uhr, trat der Bärghewwer seinen vielstündigen Weg an. Rücken und Schultern belud er sich mit Gerät und etwas Proviant, und frei folgte ihm die Hewwergeis als Milchspenderin. Die Frühsonne fand ihn bereits am Werk. Auf Grasbändern von wenig Metern Breite, einem fürchterlichen Abgrund furchtlos den Rücken kehrend, nahm er anscheinend sorglos das zähe Gras in Arbeit bald mit der Sense, jetzt mit der Sichel, nun mit dem Taschenmesser, da mit der bloßen Hand. Kaum aber hatte er die Beute dem widerspenstigen Boden entrafft, so hed er 's mid 'nem Schopf (Felsstück) ịị^{n}g'läden (beschwert), damit nicht ein tückisch plötzlicher Windstoß sie ihm unwiederbringlich entführe. Da polterte ein Stein. Scharf und sicher erspähte das Auge seine Richtung, und der Leib barg sich mit wunderbarer G'leitigi (Behendigkeit) unter den nächsten Block — für diesmal. Denn der nächste Steinschlag konnte den nun doch Überraschten tötlich treffen. Ein Fehltritt war nicht ausgeschlossen, wenn es eilige Bergung der noch schweren grünen Last vor plötzlichem Wetterumschlag galt. Wohl waren die Schuhsohlen chrịịdendick[42] b'schlăgnụ̆, und der Mann hed Oĭgen i'^{n} Söhle^{n} ghä̋ben. Allein die abschüssige, glatte und nasse Kalkplatte ist unberechenbar.

So wurde denn der Bärghewwet mehr und mehr aufgegeben, was freilich einen Verzicht auf viele Hunderte von Franken bedeutet[43] und einem kleinen nationalökonomischen Umschwunge gleichkommt. Denn gut eingebrachtes Wildheu, das nicht durch Verschimmelung für Geruch und Geschmack starch's wird, ermöglichte manchem kleinen Mann eine nennenswerte Kleinviehwirtschaft ohne Landbesitz und Alprecht. Das weiß man in Burglauenen, in Lauterbrunnen, in den Urkantonen, wo das Bärghew leichter zu gewinnen ist, bis zur Stunde zu würdigen. Da können ganze Reihen von Familien bloß mit Wildheu eine Kuh oder zwei durchbringen.

Es setzt dies freilich voraus, daß man durch Umgehung der Raubwirtschaft die Ertragsfähigkeit des Bodens auf einer gewissen Höhe behalte. Da nun hier eine Düngerzufuhr unmöglich ist, ersetzt man sie durch das System der Jään. Das im Aussterben begriffene Wort Jaan (im Emmental: Joon) bedeutete in älterem Deutsch[44] „eine Reihe gewonnenen Getreides", ursprünglich aber, wie auch noch gegen-

---

[41] Josef Anton. [42] S. 30. [43] Schafhirt Brawand. [44] Mhd. WB. 1, 769; Schmeller 2, 268; schwz. Jd. 3.

wärtig, einen Streifen Landes, den man eben jetzt in irgend welche Arbeit nimmt. In solche Streifen — Jäändle̥ni — nun werden die Wildheuplätze abgeteilt. Den einen erntet man dies Jahr ab, den andern zur Linken und Rechten läßt man uberjáhren oder lịwwen (ruhen) und damit zugunsten eines nächstjährigen Ertrags „zu Kräften kommen". Die einfaulenden Pflanzen dienen dann als Düngung. So gibt es Jahr um Jahr einen Wechsel zwischen g'lịwwe̥tem und u^n g'lịwwe̥tem Land.

Solche Vorkehr ist aber natürlich nur möglich im Bereich des rechtlichen Besitzes und der rechtlichen Ordnung; in Grindelwald also so weit, als die reale Macht der Privatkorporationen reicht. Denn i'^n Flĭehnen uehi gi^bd's kei^ns Rächt u^nd kei^n's G'setz.

Diese Alpgemeinden verfügen dann gleicherweise über die Berechtigung zum Streuesammeln auf den Mösern und Sümpfen ihres Bereichs. Und deren hat Grindelwald zur Genüge.

Denken wir nur an die verschiedenen Moos, deren allerdings wenigstens eines heute zu den schönsten Heimwesen der Talschaft gehört. An den Ort im Moos,[45] in welchem wir bereits 1275 einen Jordanus in dem Môse[46] finden, reihen sich: d's Moosli; ze'm Mösgäden;[47] d's Rootmoos an Burglauenen[48] und im Hôle^nwáng (eines davon erscheint 1557);[49] die Vorsaß im Schäftigen Moos (1749; 1905 notarialisch: „das Schäftigmoos"). Überall und nirgends ist das Grịze^n-mmoós zu suchen; ganz speziell im Rothtal aber diejenigen alten Jungfern, die um des lieben Hausfriedens willen im Girizenmoos keine Aufnahme finden.[50]

Die Nebenform „Moor"[51] führt sachlich über zum Sumpf, dem alten sunfti, sumft, giswumft, worin es saffet[52] oder safted. Der Grindelwaldner spricht hier vom Lögge̥lmoos, in welchem der mösig Böden weit und breit dem auftretenden Fuße nachgibt wie ein prall gespanntes Tuch (S. 158). Durch den Schlịịm (Schlamm) eines derart plụ̆derlinden, plụ̆drigen Erdreichs, eines Plụ̆dersumpfes wandelt sich's allerdings nicht, ohne daß man die Schuhe von weich nachgiebigem Kote voll bekommt. Solches Plụ̆der trägt seinen Ehrentitel auch auf ein üppig weiches Weibsbild: eine Plụ̆dra über, und an ihm durfte einmal sogar die spanische Isabella teilnehmen. Ihr ehrsamer Führer nach der Eisgrotte des obern Gletschers erzählte nachher freimütig, wie die gewesene Majestät höchst unsichern Fußes uber d's Gletscher-

[45] H 2. [46] Font. 3, 145. [47] F 2; D 4. [48] AB. 1. [49] Moos; vgl. auch 1677: der Chr. Kaufmann im roten Moos. [50] BOB. 34. [51] Kluge⁵ 260. [52] Mhd. WB. 2, 2, 13.

sand tschinggelled sei, bis er — beinahe widerwillig (mid verträäjtem Sack) — seine Führerrolle handfester habe durchführen müssen: dug han i^ch ßa dug und'r ^dem Ärmli ergriffen; aber das ist gräd g'siin a^ls wen^n i^ch e^n Sack volla Plüder ergriffen hätti. Das äußere Erliegen eines Charaktermenschen unter übermächtigem Verhängnis hätte auch diesem schlichten Manne Respekt eingeflößt; allein er wußte, wie viel Unheil jene Machthaberin über ihr Land gebracht: wie sie 'mu leid dri^n 'dräcked heed; drum hei^n s'dug sija o^ch abg'schiifelled und i'n Dräck g'setzd, die Plüd'ra! In buchstäblichem Sinn und böswilliger Gesinnung tun solches nur die Dräckg'södiga; es ist die Handlungsweise eines Dräckg'södi. — Die Bedeutung von horw (Sumpf) in Horbach ist S. 45 erwähnt.[53] — An sumpfigen Stellen ist oder war der Boden „tangg",[54] tängga oder tanggliga; er ist linda, lindmieta, lindg'mieta.[55] Zu „Pfütze" gehört als unverschobene Form „Bitzen" und altdeutsch: die puzza, der oder die puzzi.[56] Die Stelle bi der teiffen Bitzen an der Grenze zwischen Grindel- und Scheiteggalp (1559: by der Töuffenbützen an des Louchbüls[57] Egk") ist noch heute sumpfiger Riedboden. 1345 wird eine Alp Suls „in obren und nidren Bützgen"[58] erwähnt.[59] Ein Regenwassersammler heißt der Fleesch (vgl. auch B'schittifleesch); eine Wasseransammlung überhaupt, in welcher der Sorglose dar diir^ch pflätsched, nennt sich der Glunten (S. 48).

Auf solchen Mislinen (Mēēslinen) oder Lischnerren (ši) nun gedeiht neben trefflichen braunen Tuurben[60] (namentlich am Bachsee und auf Büstiglen) insbesondere die Lischa (ši). Der Torf lohnt die Ausbeute nicht; um so mehr bietet das Ried dem Älpler an sonnigen Juli- und Augusttagen Arbeit in Hülle und Fülle. Sowohl für sein Bett im Stübelli der Alphütte als für sein Näst in der

---

[53] Vgl. der oder das sol (Graff 6, 186) in Sol- oder Sulboden und -egg, Ebersol oder -sold, und sul-ag (pfützenreich) in Sulg, Sulgenbach, Zulg. [55] Obwohl bereits ahd. muodi nur als unser „müde" belegt ist, zeigt schon die „miedi Niidla" (Schlagsahne) auch den weitern Begriff der „Widerstandslosigkeit". Den auch in lin-d steckenden weichen Suffixdental ersetzt in „miet" der harte das nhd. Partizips. „Lindmiet" ist also eine tautologische Auffrischung. Zur Sache vgl. die „Lindmatt" (Rebm. 144. 419; Stumpf 285^a), welcher die Linth oder Limmat entfließt. [56] Graff 3, 355; Kluge[5] 285 f.; schw. Id. 4. [57] Spruchbrief. [58] Font. 7, 159; Reg. 70. [59] Solcher „Bützi" oder „Bütschi", Höfe „in der Bütschen", in deren Nähe Quellen (vgl. lat. putei oder putea) zutage treten (Gatschet 123), hat Bern mehrere. Zu Lützelflüh gehört eine Leimbützen (ü), d. i. lehmiger Quellboden; einen Bützacker hat Amsoldingen, eine Bützmatt Thurnen, einen Bützberg (ü) der Oberaargau. Mit der Form „Bützgen" vgl. unterbernisches „Plitzg" (Blitz) und „Platzg" (Platz.) [60] Diese Form wird unterbernisch als weibliche Einzahl gefühlt, parallel der verlornen zurba (Rasen: Kluge[5] 378).

Gastẹrren, sodann für das Sịwnäst und zur winterlichen Einstreu für die Stalltiere insgesamt muß er gä^{n} lischnen, gä^{n} fäxen, gän Brụụch stroipfen und auch sonst gä^{n} strewwinen.

Was nun zunächst das „Moosheu“ oder die Lịscha[61] (vgl. die Itramerfluren am Lịịsch, ụf der Lịschen, das Lịsche^{n}zịịndli) betrifft, so umfaßt der Name eine ganze Reihe Pflanzenarten. Unter den Begriff fallen zunächst verschiedene Binsen (Scirpus alpinus, caespitosus, silvaticus, campestris), welche als das Binsen zuerst[62] nur zum raschen Binden von Traglasten gedient haben sollen. Zur Liesche gehören ferner die zähen Seggen (Carex ferruginea, sempervirens usw.), sowie die Jochsegge (Kobresia caricina). Auf besserm Boden gewähren diese Gräser und Scheingräser ein allerdings minderwertiges Futter. Auch Simsen (z. B. Juncus filiformis) liefern wenigstens Beiträge zur Bettlischen und Nästlischen. Die feinsten und steifsten Halme aber werden als Schmăleni (Einzahl: das Schmăli)[63] zu Schmälbăsen für den Küchenherd ausgewählt. Als Viehstreu wird noch zur Liesche gerechnet: der Lischenbluemmen, d. i. das schmale Wollgras (Eriophorum angustifolium) oder die Pịịßẹni. An der Lauenen begnügt man sich auch mit solcher Bettdecke und redet dann humoristisch von „Lischfäderen“ („Daunen“ aus Riedgras). Auch das gemeine Herzblatt (Parnassia vulgaris) leistet ähnliche Dienste.

Weniger noch als die Liesche wird bei freier Nahrungswahl namentlich von so ehrlösen (wählerischen) Tieren, wie Schafe und Ziegen es sind, der Fătsch berührt. Dafür erfreut er sich der besondern „Gunst“ der Fădschinen (Schweinchen), mit denen daher der Name in Zusammenhang gebracht wird. „Fätsch“ heißt zunächst die ausdauernde Form des „einjährigen“ Rispengrases (Poa annua supina), welche mit ihren kriechenden oberirdischen Trieben sich rasch ausbreitet, dazu auch sich reichlich versamt. Der Fätsch dieser Art gedeiht besonders um Häuser und Hütten herum. In seinen Namen teilen sich aber auch das Alpenrispengras (Poa alpina) und das Knaulgras (Dactylis glomerata), sofern dieses seine jungen Triebe unter den welkenden Blättern über nacktem Gestein dem Vieh entzieht.[64]

Bisweilen[65] werden die Ausdrücke „Fätsch“[66] und Fäx[67] vermischt. Im Grindelwaldnischen ist Fax zu allernächst das steife Borstengras (Nardus stricta), welches (wie auch im Simmental) das Bụrst ge-

---

[61] lisca, 1008: Lissa, 1282, Lisa, Lyß, Lisc-ahi Lyßach u. a. [62] Nach volksetymologischer Deutung, verschieden von der Notker'schen: „in der Nässe (bi nass) wachsend“. [63] Also anders zu verstehen als Lf. 75. [64] Wyß 629; Stud. P. 112. [65] Z. B. nach St. Sch. 14. 42. [66] Vgl. die vasch (Binde), lat. fascia und „fääschen“. [67] Ahd. fachs ist Haar (Graff 3, 447; mhd. WB. 3, 212).

heißen wird. „Bųrst" nennt man danach eine Vorsaß mit Waldstück hinter Bußalp)." Im weitern Sinne zählen sich etwa dazu die auf alhigem Böden fußhohe, äußerst zähe Alhä, die Geislįįs (vgl. S. 272) und die am Männlichen heimische gefiederte Zwenke (Brachypodium pinnatum). Auf faxigem Boden ersprießend, unterscheidet sich dieses „trostloseste" aller Futterkräuter so sehr von allen andern, daß der Alpboden in erster Linie danach beurteilt wird, ob es auf ihm Chrųųd old Fax gebe. Ja das faxig Chrųųd ist kaum zur Viehstreu tauglich, wenn es mutzes (kurzes) und gstägs (steif) geblieben ist. Lęnga und g'schmeidiga dagegen gibd der Fax warem und ist dann Gegenstand einer sorgfältigen Ernte. Dies um so mehr, da er z. B. auf Bachalp zum Teil die Bettlischa ersetzen muß.

Da aber die Fax-Ernte selten ausreicht, geht der Älpler mit seinen Zuehitrįįbęrren oder Chiehbuebnen auch dem Heidekraut (Calluna vulgaris) zu Leibe: ęr geid gän brųųchen, gän Brųųch stroipfen. Er brųųchd den Brųųch fįr den Chchalbschinen z'strewwen, old fįr d's Sįwnäst. Schon der Junge weiß, wie das anstellen. Da der Brųųch nidsich wärb (dem Gehänge sich abwärts anschmiegt, um mehr Raum für Entfaltung zu haben), sų stroipfd mų̈ obsich, um die knapp bemessene Nachmittagsfrist ausgiebig zu benutzen. Hampfęlla[68] um Hampfęlla wird in den mächtigen Getreidesack oder ins Seiltuechli (im Oberhasli: in die Blächchen) gesteckt. Wo es übrigens angeht, wird der Brųųch g'määjd.

Auch sonst geht der Älpler nach Strewwi oder gan strewwinen. (Man kann nach Belieben das eine oder andere sagen: ęs ist glįįch, wäders). So sammelt er auf dem Rįtzeųgräätli (zwischen Bachalp und Faulhorn) oder sonst, wo immer er hingelangt, den Fų̈xschwanz (Alopecurus pratensis). Am Chatzenbach, wo der Chatzenschwanz gedeiht, liest er die steifsten der quirlborstigen Schäftęllen (Schachtelhalme, besonders Equisetum arvense) sorgfältig heraus. Ist es doch

[68] „Der Baum voller Äpfel" („Äpfel" eigentlich im Genitiv) müßte „eine Hofstatt „„volle"" Bäume" und „ein Heim „„volles"" Hofstatten" zur Parallele haben, wenn nicht schon das Schriftdeutsch mechanisierend „voller" und „voll" allein auswählte („voller Freude rief sie aus" = „voll Freude rief sie aus . ."). Die Mundart geht weiter und läßt die Wortgruppe zum Wort versteinern, wobei jedoch noch die weibliche Deklination gewahrt bleibt. „Der Arm voll" und „die Arme voll" werden zum Aarvel, „die Hand voll" zur Hampfella; pluralisch sagt man: die „Äärvel" (Lf.) oder die Aarvlen (Gw.), die Hampfelli oder Hampfli (Gw.). Ferner verkleinert man: das Aarvelli, das Hampfelli, Mehrz. Aarvelleni, Hämpfelleni, und demgemäß gibt es im Emmental aus dem „Mund voll" zwar nicht einen „Mumpfel", wohl aber ein „Mümpfeli" und sogar mit vergröbernder Stammrückbildung einen „Mumpf". (Hest du Brot? Gimmer o n e Mumpf!)

auch sein Vorteil, wenn je und je ein neuer Wirzlisäger (der „Pfanne"ribel" des Unterlandes) für reinere Mahlzeiten bürgt. In der gleichen Mühe geht es zu (es geid gräd im gliihe" zue), dem Wurmfarren (Aspidium filix mas) den stäubenden Samen als Wurembulver für die Kinder zu entheben. Der Großteil der Beute aber wandert abermals in den Streuesack. In dieses Verließes dunklen Tiefen finden sich chaotisch zusammengeknittert die Mondrüta (Traubenfarn, Botrychium Lunaria), der Bärlapp in all seinen Arten,[69] das Frauenhaar (Asplenium septentrionale und trichomanes), die Hirze"zunga (Scolopendrium vulgare) und noch so manches entweder dicks oder spitzes Faare"chruud.

Wie gä" strewwinen, geht der Älpler auch gä" mmieschen, gä" treelen, gä" rraagen oder gä" Miesch old Treel old Raag z'säme"rraaschen. Raaschen (š) wird als Nebenform zu „raffen" empfunden und bedeutet überhaupt sammeln. Treelen heißt: Treel einheimsen. Das Treel[70] ist lockerer, mürber und deshalb treeliga (leicht aus einander rollender — vgl. S. 74 —) Stoff jeglicher Art, in unserm Fall besonders ein Gemisch von Reisig, halbverwesten Tannennadeln u. dgl. als Notstreu. Hüttennachbarn verabreden etwa, sie wellen no^ch en Biß Treel gä" z'säme"rraaschen. Der Beutezug gilt dann der Waldrüstug oder dem Waldplunder überhaupt: dem Treel und zugleich dem Miesch (Moos). In sehr bösen Jahren wie z. B. 1835—37, wo man Chriis (Tannreisig) und das aus den Betten gezupfte Stroh verfütterte, kommt auch die Bartflechte (Usnea barbata): der Gemschbart oder das Raag an die Reihe.

Sehen wir nun zu, wie der Alpwirt zur Einbringung von Futter und Streu es anstellt.

Is' 's schnitzigs? Haud's es? So fragen wir im Vorbeigehen einen, der mit echt oberländischer Leichtigkeit und Eleganz, scheinbar spielend, selbst noch am heißen Mittag ins längst nicht mehr taunasse Gras drin haud. Es könnte ganz wohl auch eine Frau, ein Mädchen, ja es könnte ein Kind bis zu acht Jahren hinunter sein, das wir ebenso ohne sichtlihi Anstrengung die Sense schwingen sehen. Allesamt machen sie den höhnischen Reimspruch auf einen mühsam Mähenden:

Ga mmääjjen, ga mmääjjen
U Lliib u Seel verträäjjen!

zu Schanden. Dies ist um so beneidenswerter, wo treppenartig abgestufte Rätselli (S. 34) den Boden für das Mähen lenggwiiliga

[69] König 115. [70] Eigentlich 'Treel = Getreel.

und u^{n}lingiga machen, oder wo Maulwürfe hier einen Tų̈ssel[71] und dort einen aufgeworfen haben und es infolgedessen rächt dų̈ssel-ochtig z'määjjen ist. Da kann es leicht begegnen, daß man nįd mid der Sägise^{n} z'säme^{n} schlaad oder: nįd dį̈r^{ch} määjd (durchmäht). Man ubermädęd also; d. h. man häuft bei jedem Streich die Sense voll geschnittenes Gras auf den ungeschnitten gebliebenen linken Rand der Mäden. Dann fehlt's aber auch nicht an gehörigem Ausschimpfen: Das ist de^{nn}lleid g'strampaarteds (unsauber gemäht)! Das ist g'mį̈tz'red (schlecht gemäht)! Das ist g'mį̈rted![72]



Sägisa,

und zwar:

a: Der Schwibel.

b: Der Wirbel.

c: Der Zoim.

d: Der Ring.

e: Doorenloch auf der Rückseite.

Auf unser „is' 's schnįtzigs?" erhalten wir gleichwohl nur ein bedingtes Ja. Unter prägnanter Betonung des „mein" heißt es: „Mįį^{n} Sägisa ist męr anno Zweiundnį̈įnz'g verbrunnen. E^{n} selbi Sägisa uberchų̈men i^{ch} nįd umhi.[73] Denn was ginge dem Wiesenbauer und Wildheuer über eine gäbigi Sägisa! eine, wa 'mų si^{ch} gued i^{n} d'Hand gįį^{b}d! Eine ebenso leicht und handlich, wie solid gebaute Sense, deren Tugenden und Launen der Mĕder kennt wie der Schreiber an „seiner" Feder, die Nähterin an „ihrer" Maschine, der Lokomotivführer an „seinem" Dampfroß! Wie scharfsichtig wird drum auch beim Erwerb ein solches Mĕbel geprüft: g'sęckd! Ist der Zoim (das Beschläge, welches Blatt und Worb vereinigt) recht? Stehen Rįgg (Rücken) und Blatt in richtigem Stärkeverhältniß? Wie ist die Hamma, wie der Ring, der Dooren und das Doore^{n}lloch, beschaffen? Wie schickd męr si^{ch} der Wirbel (der Griff für die rechte Hand)? Wie der Schwį̈bel (der Griff am Ende des Worbs)?

Das Scharfklopfen der Tęngelli: das tęnggęllen[74] wird in Grindelwald gleich wie im Oberwallis mit seinen oft stundenweit von

---

[71] Gleichsam dorsellum (kleiner Buckel); vgl. das Dossenhorn u. dgl. [72] «Mürten» ist ahd. mordjan (Graff 2, 856) mit j-Umlaut und nachmaliger Assimilation des j an d zu t. — Auch der Emmentaler sagt „an öppis umemürde" für ein mühseliges Pfuschen mit Instrumenten, das sich nicht zeigen darf. (Vgl. öppis füre mürde: mit der Sprache nicht herausrücken dürfen oder können.) [73] Brand 1892, 39. [74] Vgl. Lf. 337.

der Wohnung entfernten Fluren bisweilen auf freiem Felde vorgenommen. Man steckt den („spitzen") Tangelstock einfach in den Boden oder in eine Baumwurzel, setzt sich vor demselben hin und hämmert zu. Wie gutes Scharfklopfen, ist natürlich auch kunstgerechtes Wetzen halb g'määjd. Der Wetzstein steckt nicht anders als wie anderwärts in dem tiefen, meist hölzernen Steinfaas, was aber nur zwei witzige Grindelwaldner zu einem rencontre wie dem folgenden veranlassen konnte. Ein Rotnasiger redet einen Langnasigen an: Du hest en Näsä, daß d'mid 'ra en Ummel in 'em Steinfaas chenntist tööten! Worauf blitzschnell der andere: Wenn ddu denn das eppa machist, su nimm denn nid es holzigs, sust gieng's denn aan! (Es würde in Brand geraten.)

Es folgt nun wie allerwärts das worben (Ausbreiten) der Mäden und das wenten (wenden, im Simmental: „uma" litzen") des halbdürren Grases. Bei dünnen Lagen geschieht dies mittelst des Rechens derart, daß die Kräuter einer meterbreiten Strecke zusammengezogen und rückwärts geworfen, wieder ausgebreitet werden. So entstehen die Wëntliga, welche an die Wellen eines sanftbewegten Sees erinnern, und nach welchen auch das mit Regen drohende Federgewölk (S. 102) benannt wird.

Alter Grindelwald-Rechen.

Besonders geschätzte Dienste leistet hier und überhaupt der Häslirächchen. Seine Vorzüge bestehn in folgendem: Der Stiil, aus Ahorn- oder Kirschbaumholz uus-g'saaged, biegt sich vorn etwas nach unten, um besser z'fassen. Das aus Ahorn oder Mehlbaum gefertigte Jooch (das „Haupt" im Emmental) ist breiter als beim Grindelwaldnerrechen und leistet daher, wo es nicht auf ungünstigem Boden alle Augenblicke sich steckd, mehr Arbeit. Auch wird das Joch nach beiden Enden dünner und damit leichter, der Rechen also handlicher. Die Zend (Zähne), zu welchen das Rächchenzandholz: das Schwiderholz oder der Sauerdorn (Berberis vulgaris) den geschätztesten Stoff liefert, haaggen sterher (stecken unter spitzerm Winkel im Joch), sind dem Emmentaler „häägger iing'macht"). Die Bëgleni (aus Hasel oder noch lieber aus Esche), welche als Dreieck Stiel und Joch verbinden, halten mittelst engern Beisammenstehens das G'rächcheta besser zusammen.

Am Abend wird das Futter g'wälled (im Unterland: „uufg'rächchet"): an Wälli (Einzahl: die Wälla, „das Wälmli") zusammengezogen. Bei drohendem Regen wird soviel Futter als möglich an Schöchchen gebracht: mu schochchned am Hew oder am Ämd. Am nächsten

sonnigen Tage wärden d'Wälli g'chehrd und 'zetted, d'Schochen zerschrissen (damit auch die von ihnen besetzt gewesenen Tipf trocknen), 'zetted und firer zetted (oder nahazetted). Besser freilich als an solchen Zatten trocknet namentlich undorrigs Futter dem Meyentaler, dem Urserer, dem Graubündner selbst in wenigen Sonnenstunden nach vieltägigem Regen an aufgepflanzten Pfählen mit durchgesteckten, nach oben sich verjüngenden Armen. Der Berner Oberländer ersetzt sich diese „Heinzen“[75] wenigstens einigermaßen, indem er bei aller Raschheit geschickt und sorgfältig den Schochen obennaha zuspitzt und d's Hew unna zuehin schopped. Mutwillige Kinder aber werden gewarnt: Zertrëëllid mer denn d'Schochen nid, sust geid's euch schlächt!

Nun kommt die mühevolle Arbeit des Einheimsens: das uufmachen. Mit Bedenken überschaut selbst der arbeitsfreudige Träger am Mittag das zu räumende Feld. Eine gewaltige Ausdehnung und mühevolle Aufgabe: en griislichi Anlug! So heißt es übergetragen auch beim Anblick irgend einer andern mühsam zu bewältigenden Aufgabe. Eine Stube z. B., die aus gräulicher Unordnung wieder instand zu stellen ist, ist ebenfalls „en griislichi Anlüg.“ (Das letztere Wort wird gelegentlich spaßhaft durch Aanllugi ersetzt.)

Man vergegenwärtige sich, daß es in Grindelwald keinen einzigen Heu- und Erntewagen gibt und demnach alles Futter auf dem Rücken eingetragen: 'puggled werden muß. Bis siebzehnhundert Burdeni Hew tragen jeweils im Lauf eines Sommers die Söhne eines reichen Alpbauers in die zum Glück meist nicht allzuweit entfernten Scheunen. Solch eine Burdi oder aber einen kleinern Pintel (wie spaßhaft auch ein dralles Kind heißt) trägt oder fergged mu im Seil, Hewseil. Dieses Seil ist demgemäß ein so unentbehrliches Möbelstück, daß um Sack und Seil choon die stabreimende Formel geworden ist für „um Hab und Gut kommen“. Kurzhalmige Stoffe, die aus dem Seil schlüpfen würden, verpackt man als Tueheta um Tucheta in das Seiltuech. Das ist ein dem emmentalischen Grasbogen[76] ähnliches, jedoch der Holzfassung entbehrendes und engmaschigeres Netz aus selbstgefertigten starken Seilen. Kleinere Lasten geben es Seiltuechli volls oder es Püllggi. Wie übel ist hier der Träger dran, wenn der Pintel 'mu sich nid gued hed g'gään (ihm nicht bequem auf den Schultern sitzt)! Zudem fordert eine Last, die nicht in der Ordnug g'lädni ist, die Kritik heraus. Ein unordentlich geseiltes Heubündel und ein unordentliches Weibsbild heißen

[75] Kasth. 22, 44 f. [76] Lf. 327.



D'Hewburdi.

dem Lötschentaler eine „Teescha" (ds; vgl. die Täscha, ds, auch des Emmentals). Sorgfältig daher, bei aller Eile, wird das Seil oder Seiltuech hingebreitet und mit der hochaufgetürmten Last beladen. Liegt das Seiltuch, so fassen ihrer zwei je einen der unter sich entgegengesetzten Zipfel oder Zipfen,[77] welche mit Zugstricken: Struppen oder Zügel geheißen, versehen sind. Die Struppen schlüpfen durch die hölzernen Schlaufen: Triegli (Einzahl: die Triegla) der beiden andern Zipfel, werden zusammengezogen und verschnüren die Ladung. Die zusammengerafften Reste einer Burdi werden etwa von einer Weibsperson als Schurzeta oder Nahimacheta nachgetragen.

Die Last ist fertig, und der Träger oder die Trägerin kann damit abtiechlen oder auch abtechchlen. Ersteres heißt in übergetragenem Sinn: in Unehren oder Unfrieden weggehen. Är ist abtiechled: ist „gegangen worden". Das Wort wird auch transitiv i. S. v. fortekeln gebraucht. Är hed mi^ch abtiechled: zum Fortgehen getrieben, etwa durch unbillige, unbefriedigende Behandlung. Är hed mi^ch ab'tiech-

[77] Mhd. der zipf und der zipfel; auch: der zipp.

leb, wa n i^ch biẹ 'mmụ bin ụ̈f ^dem Tägwa^n gsịịn; aber zẹ n[78] däm gaan i^ch nịmmẹ.[79]

Die Last wird also ụụfg'nụụn. Der Träger (oder die Trägerin) kehrt ihr den fest an sie gelehnten Rücken, nimmt eine halbwegs kauernde Stellung an und faßt mit einer Hand über die eine oder andere Schulter weg die Triegla. Ein z'Böde^n tịpfe^n mit einem Knie während eines Augenblicks, dann ein Ranz (energischer Ruck), oder auch nur ein leichterer Zụck, Zịck, um d'Burdi fịrha z'schnellen, gleichzeitig ein Schwung im Halbkreis rechts oder links — und auf den Beinen steht der Mann (oder die Männin), der Zuschauer weiß nicht wie! Drei der zahlreichen interessanten Momente dieser Bewältigung einer vielleicht achtzig Kilo schweren Last hat nach eingehenden Studien der Maler unseres Bildes verewigt. Die Kunst ist in der Tat studierenswert, und auch der Landwirt muß, wenn er sich vor den in Grindelwald gar nicht seltenen schweren Bruchschäden bewahren will, diese gleichzeitige Entfaltung von Kraft und Beweglichkeit sorgfältig einüben. Wie manche Welpẹta („umtroolen") oder Stịzẹta (einknicken) muß er als Lehrgeld dran geben! Namhafte fremde Turner schon, welche an Schwingfesten d'Älper hei^n mĕgen, wollten diesen „Lupf" auch versuchen und mußten zum harmlos selbstbewußten Gaudium der in dieser praktischen Schwingkunst Erfahrnen klein beigeben.

Mit dem gewaltigen Bündel steigt der Beladene die lange Leitra hinan, welche ze'm Schịịrsgịbel führt — unter seiner Last so versteckt, daß man nur diese und allenfalls die Unterschenkel in Bewegung sieht.

Wie die Burglauener ihr Bergheu ahitääschen, ist unter „Schnee (S. 88) dargelegt; ebenso die Hĕwzịgi. Die anderwärts so üblichen „Tristen" oder „Tritschen" kommen in Grindelwald nicht vor. Hier schichtet man unter Dach den Hewstock oder das Hewstockli kunstgerecht auf, damit das Futter richtig gäre: jäsi, in richtiger Weise ẹprịnni (e^ntbrịnni), und nicht nach mangelhafter Gärung graau's werde.

Zum Transport ins Tal oder zur Verfütterung an Ort und Stelle wird mittelst der Hewschrooten Partie um Partie von oben bis unten vom Stock gelöst, um den köstlichen Duft möglichst zu bewahren. Der Kraftaufwand und die Ausdauer, deren es zu dieser Arbeit bedarf,

---

[78] Bemerke die versteinerte euphonische Fügung; weil man sagt: bi n äim (bei jenem), i gaa ze n äi'm, so sagt man auch: zu n' däm. Analog ferner dem zweivokaligen „die", „sie" sagt man auch: bie mmu (bei ihm) oder durch Assimilation an m: bii mmu. [79] Verkürzung aus nii-mmeh (nicht mehr).

spiegeln sich in der Art, wie einer einen ernsthaften und auf gründliche Sacherledigung dringenden Disput erzählt: Aber wwohl, mid däm han i^ch dug z'Böde^n g'schrooten![80]



In der Zußeweid.

Weid oder Vorsaß.

Nicht weniger als achtzehn heutige Heimwesen figurieren in Grindelwalds Eigennamenschatz als Weidi oder Weidleni.[1] Da haben wir Örtlichkeiten in der Weid;[2] Weidböden;[3] Weidhübel mit Weidschiirli; in der Blatte^n-,[4] Chummers-,[5] Führe^n-,[6] „Halsbach"-(Haslibach-?[7]), Höhstand-,[8] Lienz-,[9] Lauenen-,[10] Ort-,[11] Rübi-, Schilt-,[12] Schmid-,[13] Sülligerweid,[14] die Viertelweidenen (1776).[15] Ein idyllisches kleines Heim unter der Ofni, mit lauschigem Wäldchen auf dem Wege zur Lienzweid, heißt im Weidli.[16] So auch gibt es

[80] Vgl. mhd. (WB. 2, 2, 218) schrôte, schriet, geschrôten.

[1] Nach Stat. 02, 2, 286 freilich — gemäß dem dortigen Begriff der „Weide" — gar keine. [2] C 3; F 2/3; E 2; B 1; G 3. [3] E 2. [4] C 3. [5] E 4. [6] C 1. [7] GlM. 17. [8] G 1. [9] F 2. [10] C 3/4. [11] C 1. 12. [12] Itramen. [13] An der Lütschine. [14] A 1. [15] Unten am Tschingel (Itramen). [16] F 2.

Örtlichkeiten im Engel=,[16a] Blatte^{n}=,[17] Heini=,[18] Schlĕgel=,[19] Steine^{n}weidli und endlich die Weidl̥eni.[20]

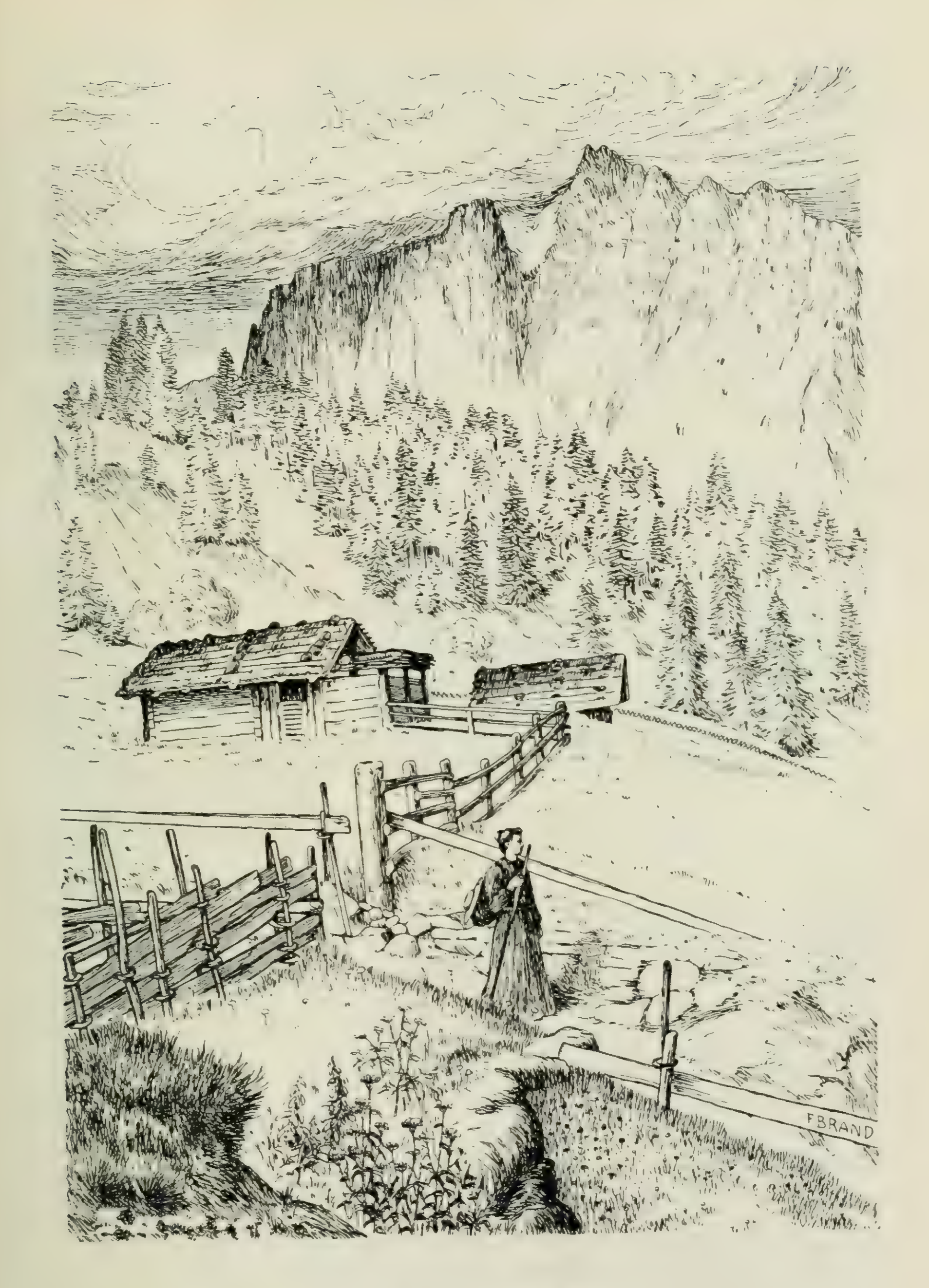
Als Gemeinnamen braucht die heutige Mundart den Ausdruck „Weid" meist nur noch im Sinn von abzuweidendem Gras. Die Weid oder das Weidli im örtlichen Sinn der alten Eigennamen heißt jetzt in der Regel die Vorsäß oder das Vorsäßli;[21] der Oberhasler sagt dafür „das Voorsaß", der Simmentaler „das Voorsch̥as" oder „Voorschaz".

Ein solcher Vorberg ist ein fast unentbehrlicher Besitz des Grindelwaldner Bauers. Denn auf ihm vollzieht sich der für die Gesundheit des Viehes so notwendige Übergang von der ausschließlichen Dürrfütterung auf den Heugütern des Tales zur ausschließlichen Grünfütterung auf der Alp. Einen ebensolchen Übergang bietet der Vorberg zwischen der gleichmäßigen winterlichen Stallwärme und dem Wechsel von Hitze und Kälte, wie das Freileben auf der Alp ihn mit sich bringt. In der Vorsaß weilt nämlich das Vieh nur in abgemessenen Zeitteilen im Freien. Über Tag wird, wenn die Sonne brennt, ịị^{n}taan. Und erwartet man Regen oder Frost für die künftige Nacht, so wird auch am Abend g'stalled. Von Tag zu Tag wird der Aufenthalt im Freien um etwas verlängert, das Vieh wird allmählich des Stalles entwöhnt. Vor dem ụụslaan und nach dem ịị^{n}tuen findet es e̥s Mählli Dịrrs in der Baarni; die Ration wird aber von Tag zu Tag kleiner und bleibt endlich ganz aus.

Um solcher Unentbehrlichkeit willen stehen die Vorsaßi im Preise recht hoch. En gǟbigi Vorsaß gilt unter Umständen weit mehr oder wenigstens so viel als ein Heugut im Tal von gleichem Ertragswert.

Der letztere ist, da er sowohl von der Größe wie von der Bodenbeschaffenheit der Vorberge abhängt, so ungleich, daß während zehn Tagen einige Vorberge für fünfzehn, andere bloß für zwei bis drei Rindviehstücke reichlich Atzung bieten. Kleine Vorsasse̥lle̥ni der letztern Art nennt man mit Vorliebe etwa noch Weidl̥eni. Bauern mit größerm Viehstand besitzen in der Regel zwei, ja drei Vorsaßen und befahren eine nach der andern, die höhere nach der untern. Sie lassen wohl auch etwa einmal die eine oder andere u^{n}gg'etzti. Das Fahren von Ort zu Ort hat seine eigene Terminologie: es wird im Winter von Talgut zu Talgut oder doch von Scheune zu Scheune, dann vom Tal nach der Vorsaß und von einer derselben zur andern fịrer g'fahren; mụ fĕhrd fịrer. Nach der Alp wird g'fahren, z'Alp g'fahren; aber von

[16a] E 4. [17] C 2. [18] Unterhalb Grindel. [19] G 2. [20] S. 291. [21] Es ist die „Usfahrt" der Gommer, das „Maji" oder die „Majeni" um Sitten, das „Meiensäß" der Bündner, der „Bärg" der Glarner, der Vorberg, die Voralp, die Vorweide der Schriftsprache, die Weide der bernischen Alpstatistik; doch s. Note 1.



Vorsaß bi'm Obren Huus.

Läger zu Läger derselben wird 'zi̋gled; von Stufe zu Stufe wieder talwärts fěhrd mu̦ z'ru̦gg und schließlich ab.

Auf den Übergangscharakter der Vorsaß weisen auch deren Gebäude. Denn außer der Schi̦i̦r mit Stall, wie sie auf dem Talgut steht, besitzt die Vorsaß noch ein kleines Hi̦ttli, Vorsaßhi̦ttli, Weidhi̦ttli, welches in Gestalt und Einrichtung an eine kleine Alphütte alten Stils gemahnt. An ihrem Platz kann auch ein kleines Vorsaßhi̦i̦sli stehen, das ein Sti̦bli und ein zum Käsen eingerichtetes Chu̦chche̥lli oder Fi̦i̦rhi̦i̦sli einschließt.[22] Manchmal ist das Hüttchen oder Häuschen mit der Scheuer zu éinem Gebäude vereinigt: e̥s ist alls an éi'm G'halt. — In dieser primitiven Voralpenwohnung nun aber, welch ein idyllisches vorsassen!



Im Brendli.
(Alphütte aus dem Jahre 1784.)

We^{nn} d's Grindelwald-Pu̦u̦rli ḁ^{l}só u̦u̦s-gänds Meije^{n}s old z'i̦i̦ngäändem Braahe̥nd uf ^{d}en Hew-gi̋etlinen ahi d'Schi̦i̋r-le̥ni g'le̋e̋sti[23] hed un^{d} nu̦mmḁn no^{ch} eppa in 'em Eggen e̥s Bi̦ssi Hew heed fi̦r we^{nn}'s e^{s} [24] si^{e} ei^{n}s se̋llt ab der Alp e̥m aha schni̦jen, su̦ heißt's den^{n} mid dem G'vi̦chtli obsi^{ch} zi̋glen i^{n} d's Vorsäßli uf d's Gri̋enna. Das ist de^{nn} rrichtig dem Pu̦u̦rli nid e̥s Mi̋eßen! Schon de^{n} Tag vor der Zi̋gleten hed er aa^{n}fḁn e̥s Fěrtli aller Gattu̦g eppḁs uehi 'tragen; ei^{n}mmḁl o^{ch} d's Chesse̥lli und d'Gepsle̥ni. Är wollt de^{nn} d's Milchli obna chäsen und d'Nacht obna bli̦i̦ben, fi̦r das^{s} er doch ei^{n}mmḁl das Zi̦i̦tli im Vorsaßli che̋nni den Älper spi̦len! De^{n} Summer chan^{n} er ja denn nid z'Alp, wäge'm hewwen.

Am Määndag, wa's du̦ḁ hed se̋lle^{n} loosgaan, hed er me̦ngi Stund 'bi̦rsted und 'bbutzd und gwäschen am Vehli, daß s' [25] ei^{n}mmḁl den^{n} en Gattu̦g machen di̦r^{ch} d'Gassi u̦u̦s. Und är hed sche̋e̋n Chi̋eh! Eini hätte^{n} s' mu̦ de^{n} lest Herbst an der Zeichnu̦g z'Underseewwen bald 'zeichned; e̥s hed nu̦mmḁn dara^{n} gfähld, daß d'Experte^{n} 's e̥s [26] z'wenig

[22] Mit diesem „Feuerhäuslein" vgl. das Herdhaus unter „Haus und Häuslichkeit". [23] Geleert. [24] Einkürzung von „es" mit auffrischender Wiederholung. [25] „Sie" (die Tiere): constructio ad sensum. [26] Wie Note 24.

verstanden hein. Aber är seid'ra jetzt einist[27] die Zeichnet; u[nd] wa sịiner Bueben die große[n] Ggloggi us der Loiben[28] aha g'reichd hein, hed är ihra die grẽẽst g'heichd. Wohl, das hed ẹs Grampool g'gään in däm Stall inhi! D'Chĭeh hei[n] wohl g'wißd, was die Ggloggi z'bịdịiten hein und hei[n] 'zören[29] u[nd] g'schrịssen an der Seili[30] und ụusi wellen. U[nd] n wie er duạ eini na[ch] der andren hed ụụsg'laan, hein die g'gụmped u[nd] d's Bääch g'gään und de[n] Wwääg grăd sälber g'wißd gă̈g' d's Weidli. Wa är die lest hed abg'laa[n] g'häben, hed er vo'n andre[n] scho[n] kei[n] Stoĭb meh g'sehn. Ä̆r hed g'schwind d's Gäbẹ̊lli[31] a'[n] Rrĭgg g'schlingged und ist nahi 'zottled und hed sụ̆ schier nid mẽge[n] b'siehn.[32] U[nd] Ruedi, sịị[n]s ẹlter Bĭebi, wa hed sẽlle[n] trịịben, hed mid dem Pĭntel, wa ist z'ässen drị[n] gsịịn, o[ch] niena[33] nahi mẽgen.

Wa s' sịịn nehi choon, hed d's Pụurli angänds de[n] Stall a[n]g'reised fĭr [d]en ersten Aaben[d] — dårnaa[ch] wollt er si[e] de[nn] d'Nacht davor[34] laa[n] wie an der Alp — und ihm sälber im Schịịrli ẹ̊s Näst[35] z'wăggmachd. Wa 's säxi gsịịn ist, hed d's Bĭebi d'Chĭeh welle[n]


Im Brendli. (Vorsaßg'häältli.)

ze'm Stall jägen fĭr sụ̆ z'mälhen. Aber d'r Att hed g'seid: nịịd vo[n] sẽl[i]hem! I[ch] wollt davor mälhen wie an der Alp! U[nd] wa n er hed g'molhe[n]s g'häben, hed er dem Bĭebi ẹ̊s Bräntli volls Ggaffewịịßes g'läden und hed g'seid: Jetz chajst dụ ẹmm ahi. Und de[nn] să̈g denn der Mueter, i[ch] chẽm de[nn] mmor[g]en gän de[n] Motz[36] reihen. Ä̆s hed mi[ch] aab, däm d'Schotta ẹmm ahi z'tragen; där cha[n] die neha gan bụ̆dlen. Mornist, wa n er hed g'chäsed's g'häben, ist er duạ drụ̆ber ẹ̊m 'b'r ịịn[37] fĭr na[ch] de[n] Motz. Aber das hed duạ e[n] gnietigi Zịgleta g'gään! Där Motz ist no[ch] nie im Weidli g'sịịn und hed nid g'wißd, warum är jetz g[l]só obsi[ch] sool[l]. Aber d'r Att hed g'wißd, wie mmụ mid

[27] Gleichwohl. [28] Obergemach des Hauses. [29] Mhd. (WB. 3, 902) zir, zar, zâren, gezorn (reißen, „zerren"). [30] Krippenkette. [31] Reff ohne Deckel. [32] Einholen. [33] Nirgends; ganz und gar nicht. [34] Im Freien. [35] Bett. [36] Verschnittenen jungen Eber. [37] Druber (über das Gelände hin), um (wieder), 'b'r (über), iin (in die Weite hinein, an deren Ende er schließlich sein Heim vorfindet).

den Fäädlinen mues umgaan. Wenn der Motz alben eins umhi hed nidsich wellen, su hed d'r Att dergliichen 'taan, das siig ihm gräd anstendigs, und ist óch nidsich. Denn ist der Motz umhi obsich, und alsó hed er n en uberlistled, daß s' in zwoo Stunden siin obna g'siin.

Darnach hed mu dua den Atten d'Wüchcha diirch niimma g'sehn im Taal aha. Är hed jetz eins wellen en chliin den Älper spilen. Am Morgen hed er g'molhen, denn g'chäsed, denn 'plüdred,[38] denn bi der Hitz iintaan, denn eppa an 'em Hegli old an em Miirli eppas g'reised, denn wenn's hed g'chueled, umhi uusglaan, denn g'molhen, und denn is' 's Fiirabend g'siin.

Am Samstag, wa d's Biebi ist nach Ggaffewiißes choon wie all Tag, und siis Näpfi volls Niidla hed g'ässens g'häben, hed d'r Att g'seid: Morgen is' 's Sunntäg, moren chemid er denn alli ueha! Und denn chemid friejlochtig, eppa um achti!

Am Morgen ist er es par Mal uf ds Hübelli firhi gan des ahi achten. Entlich g'sehd er sie chchoon: Ruedi und d's Fritzi und d's Annelli und d's Griitelli und en chliin hinnennahi d'Mueter. Dua ist er dua raaß gäg' d's Hittli zue und hed z'dicken g'leid[39] und noch ditz und das in d'Gredi g'rickd.[40] Zwiss' inhi hed er ze 'nem Chlack usi g'gliißelled und hed g'sehn, daß s' dem Hittli g'noohen. Sie hein hibschelli, hibschelli g'machd und niid z'sämen g'seid, fir dass är niid merki. Aber grad wa s' hein uber d'Schwella inhi wellen, steid är im Gibel[41] vor 'nen mid 'nem Napfli vollen Schluck.[42] Das hed en Freid g'gään! Dua hed er dua us 'nem andren Napfli noch Niidla drüber 'taan, und dua ist dua d's schmatzren llosg'gangen! Derwiilen hed d'r Att fertig g'chäsed, und es jeders hed noch en scharpfa[43] Chääsvögel[44] uberchoon, und Zigermilch, und z'lest noch Niidla, wär[45] heed bigährd.

Das ist jetz besser's Ziig, wan im Taal nidna! seid d's Fritzi. Das will ich gloiben! seid d'r Att; das chunnd drum vom Vorsaßchruud! G'schouid eins, wielhi[46] scheenni Mütschleni[47] han ich die Tägä gmachd! Das siin nid numman alsó Wiggerleni, wie mu sin nidna z'wäg bringt. — Aber d'Mueter hed bletzlich dem Motz naachg'fräägd. D'r Att hed den Strewwichrömen uuf'taan. Dua machd newwas: Nöff! nöff! D'Mueter riefd: Fädschiii! Dua teend's: Wufff! und firha springd us der Loibstrewwi usa der Motz an d'Schwella anhi

---

[38] Streulosen Dung aus dem Stall geschafft. [39] S. Milchwirtschaft. [40] In Ordnung gebracht. [41] Türöffnung. [42] Wie [39]. [43] Recht großen. [44] Wie [39]. [45] Mhd. swër = „so jemand", wer immer, quiconque. [46] Vgl. wietig, S. 102. [47] Wie [39].

und llitzd d'Ohren hinderhi und rrëchelled, a^{l}s wen^{n} er der Mueter wellt verzellen, wie är's jetz gued heig. Ja ja, seid d'Mueter, wa der Motz umhi i^{n} d'Fädri ist, d'Schotta täät 'nen[48] baas wan die dinn Wäschi[49] (ss). Aber d'Hewgeis, was machd denn die? O, seid d'r Att, die hed scho^{n} jetz den Grind alliwiil am Rëëti uehi und miggelled d's ganz Ziit. Das wird no^{ch} eppas chënne^{n}, wenn die den ganze^{n} Summer mues unna bliiben und bloß fir d's hewwen umhi i^{n} d'Vorsaß uehi tarf. So ghij mu ja doch o^{ch} gräd uf d'Alp! riefd d's Fritzi. Ja, und de^{nn} d's Ggaffewiißes fir d'Hewwerliit, du Lappi! hed mu der Ruedi dri^{n} g'schnawwed. — Was machen de^{nn} d'Chieh?, wi tie^{n} s'? frägd d'Mueter. O, die sii^{n} scho^{n} brav a^{n} d'Milch tribnu, seid d'r Att und hed sii^{n}s Hoi^{p}t es bitzelli heejjer uuf, wan das^{s} er's just hed im Bruuch g'häben. Sie hei^{n} ja Uuter uberchoon wie Mäldtri. Du g'seh'-s' 's denn am Aaben^{d}, we^{nn} s' denn us ^{d}em Stall chëmen. Jää uf der Vorsaß, da mues^{s} mu ja gued a^{n}rreisen und rächt a^{n} d'Milch bringen! Mier wein denn uf der Alp im Ziigli[50] nid numman Bëck[51] haan un^{d} Riidnutzen.[52]

Wa sii^{n} jetz d'Chind? frägd d'Mueter ufei^{n}mmal. Und wa s' ist gan achten, siin die hindr' ^{d}em Hittli hinderhi bi'm Gräbli am chöslen, und sii^{n} gsöd- und plitternassi gsiin. Sie hed schier wellen brummlen mid'nen; aber d'r Att hed g'seid: Sëli^{ch}ß machd hie ueha niid! Heihid ier die Schurzelleni und Strimpfleni bloß es Rastli dert an dän Haag a^{n} d'Sunna, und den^{n} ist der Schäden blëtzli^{ch} g'heileta! Darna^{ch} sii^{n} s' dua alli z'sämen, die Chliinnen barfues vorab und die Alten nahi, ob d'Schiir uehi uf d'Egg und'r ^{d}en Ahören a^{n} Schatten, fir ei^{n}s d'Wäld z'g'schouen.[53]

Dua ist d's Gräben-Jelli, wa näben naha im andre^{n} Weidli mid zwei Chuelinen hed g'vorsassed, chon des anha weiggellen und hed si^{ch} ó^{ch} zue u ne^{n} g'setzd. Aber är hed d'Oige^{n} volli Wasser g'häben und hed g'seid: Jaa, fääären han i^{ch} o^{ch} a^{l}só e^{n} schëënna Vorsaßsunntäg g'häbe^{n} wie ier hiir. Dua hed mii^{n}s Wiibli o^{ch} no^{ch} g'läbd und der Bueb. Aber siitdäm die Fuläunza[54] da alli Pott regierd, ist kei^{n} Mmentsch meh' d's Läbe^{n}s sicher. Und hiir bin i^{ch} jetz einzig und han niemma^{n} meh. U^{n}d darna^{ch} hed er e^{n} Rrast numman nii-mmeh chënne^{n} sägen.

Fir das^{s} umhi eppas gangi, seid dua d'r Att: Wei^{n} mmer eppa ei^{n}s des uehi weiggen gäg' d'Alp, gan achten, wie da Chruud siig? ob mer flügs[55] z'Alp chënnen? Wa s' na^{ch} 'ner Viertelstund und

---

[48] S. Note 25. [49] Spülicht. [50] S. 319. [51] Schlecht milchende Kühe. [52] Nämlich Kühe; vgl. S. 120. [53] Die Gegend zu überblicken. [54] Influenza; ebenso Lf. 449. [55] Bald.

zä̋he^{n} Minụụte^{n} sịịn uehi choon, sịịn da no^{ch} e̥s paar andri Manndle̥ni g'sịịn, die hed's o^{ch} Wunder g'nụụn, ob da Chrụụd sịịg. Nid das^{s} 'ne^{n} d's vorsasse^{n} sẽ̋vel[56] wä^{r} erleided g'sịịn! Aber si^{e} sịịn i'^{n} Vorsaßline^{n} mid dem Chrị̋ịtli uf ^{d}e^{n} Latte^{n} g'sịịn und hätte^{n} mid dem Vehli e̥m ahi g'mangled uf d's Hewgị̋etli. Und das schị̋ịchd d's Pụụrli! Äs weis^{s}: Wa i'n Ụụstäge^{n} d's Mụụl drụ̆ber fehrd, da blịịbd fị̋r d'Sä̋gisa nịd vịịl! Und das g'spị̋rd mụ den^{n} an der Wintrụ̆g.[57] Si^{e} sịịn der Meinug g'sịịn, g̥^{l}só[58] ubermoren old no^{ch} der na^{ch}gänder Tag chẽ̋nnt' mụ fahren.

Aber d's Gräben-Je̥lli hed d's Hoi^{p}t g'weigged und hed g'seid: Neei fahre^{n} mmier am Mittwuchche^{n} z'Alp! Der Mittwuchchen ist e^{n} verrị̋efta Tag. Da fahre^{n} d'Bueßälper o^{ch} nid z'Alp, und mmier wein o^{ch} nịịd, sụst hei^{n} mer g'wịị^{ß}, g'wịị^{ß} U^{n}faal am Veh! Und die andren hei^{n} g'seid, das sịịg ja richtig, das dẽ̋rf mụ nịịd; sie heigen nụmmag̥n nid d'ra^{n} g'sinned. Und dug̥ hei^{n} si^{ch} die Mandle̥ni dug̥ g'einiged, sie wellen de^{nn} mmoren an der Alpgmeind fị̋r ^{d}e^{n} Zịịstäg ụụfhaan.

Äs hed dug̥ gä̋ge^{n} vieri g'rị̋ckd, und d'Sunna hed na^{ch}gg'laan heißi schịịnnen. Und dug̥ hed dug̥ e^{n} je^{g}l^{i}ha umhi sịị'm Weidli zue g'sä̋chched, fị̋r ga^{n} d's Vehli ụụsz'laan. Und wa d'r Att und sịịn Hụụshaltug umhi sịịn bi'm Vorsaßhị̋ttli g'sịịn, hed d'Mueter g'seid: jetz wä^{r} Ggaffe̥ gued! Si hed dem Anne̥lli en Häfe^{n} fị̋rha g'reckd und g'seid: gang na^{ch} Wasser! Aber d'r Att hed g'rị̋efd: Nịịd da! Jetz mueß's Älperggaffe̥ sịịn! Und är hed ụ̆f ^{d}en obren Bajch[59] uehi 'grị̋ffen und en Häfe^{n} volla Milch aha g'nụụn und g'seid: dárvo^{n} mache^{n} me̥r Ggaffee! Und är hed no^{ch} gräd ei^{n}s d's Nịịdlennapfli d'rob g'he̥lted. Das hed däm „Ggaffe̥wasser" dug̥ o^{ch} no^{ch} gued 'taan! Derwịịlen ist d' Mueter uber d's Chẽ̋rbli und hed d's Zị̋pfli ụụsp'hackd, wa s' hed lan bachchen fị̋r ^{d}e^{n} Vorsaßsunntäg, und e^{n} Wịịsch Brätze̥lle̥ni. Wa dug̥ alls uf ^{d}em Sụụffitotzen[60] ist ụụfg'stelld's g'sịịn und mmụ de^{n} Ggaffe̥ hed wellen nähn, ist die jung Banda fụrtgstöbe^{n} g'sịịn. Wa d' Mueter ist gan achten, ist Fritz z'obrist in 'em Grotzen[61] uehi g'sịịn und hed de^{n} Meidschine^{n} jungi Tannzäpfle̥ni — Bänze̥ni sägen 'ne^{n} d'Chind — ahag'rị̋erd i'^{n} Schurz. Aber wie's dug̥ hed g'heißen: ga^{n} Ggaffe̥ nähn! dug̥ ist in éi'm Schwịck der ganz Gụ̆mä́rs im Hị̋ttli g'sịịn. Wohl, die Chind hei^{n} g'sị̋rpfe̥lled und g'schlị̋rpfe̥lled und g'chị̋sted und g'mängled und ggeng no^{ch} meh wellen! Aber d'Mueter

---

[56] So viel, so sehr. [57] Anders im Unterland; vgl. die letzten Jahrgänge des „Schweizerbauer" (Nationalrat Zumstein). [58] Etwa. [59] Der Bajch = die Bank. [60] Mächtiger Klotz als Tisch. [61] Fichte.

hed g'wißd, was selha Ggaffe chaann, wenn mu 'sen[62] z'viil nimmd, und hed g'seid: Jetz giben ich ewch sen tiitlich[63] eins niimmeh, sust chënnt er ewch denn fest machen![64] Ich will u en in d's heiß Wasser stellen, und wenn er 'sen denn darnach noch bigährid, su chënnd er 'sen denn noch haan. Und d'r Att hed g'meind: das ist drum Älperschampanjer! Där verbindt[65] deenn! Aber ier siid newwa en g'sündi Purß,[66] ier mëgd u en schon verwärhen. Wa s' sin fertig g'siin, hed d'Mueter g'meind: So, jetz hein mmer wëhler g'läbd wan der riichst Engilender! es ist rächt, dass mu 's nid all Tag alsó heed, sust duuchti 's einen niena bii so gued.

D' Sunna hed dua starch aanfaan ahi ricken, und d'r Att hed d' Chüeh uusg'laan. Aber dënen is' 's noch schier z'warm gsiin, und d's Gfleig hed su plaged; und si hein d'Stila uf den Rrigg g'nuun und hein eins 'biised.[67] Das hed dua d'Meitelleni in d's Hüttli em inhi g'gään! Aber Fritz, där Rägler, ist uber u es Lättli uf d's Hüttlistädchli nehi g'rägled, für däm G'spaß von oben aha zuez'g'sehn. Numman Rruedi, wa aanfan eppas ist ze'm Veh g'wöhned g'siin, ist bliben staan und hed numman uufpaßd, dass u en nid eppa en Chueh streipfi und ub'r den Böden uus riehrri. Ze'm Glück ist dua flügs es Räbelli vor d'Sunna choon und hed aanfaan schättellen; und dua hein dua d'Chüeh aanfaan stillu wärden und weiden. Und d'r Att ist mid der Huushaltug von einerren zer andren, und d'Chind hein su 'tätschled und 'nen 'gliißled. Der Grindelwaldner hed drum d's Veh wärd. Das triffd's eppa dick, dass alsó en Hewgeis bis in d'Stuba chunnd, wenn s' am z'aabnen siin, und schtreckd den Grind zwissen 'en ub'r den Tiisch inhi und heichd dem eint' old andren den Bart in Ggaffee. Und denn uberchunnd s' och eppa es Schnäfi Brod old Härdepfelschëënni. — Aber was sägid er ze u däm Ding? E'nem Älper in Wasserwendi chunnd en dicki Bläsi-Muus jetz aanfan acht Summer geng am frischen Chäsli old am Zigerstock chon ga schnaaren. Är hätt sa schon hundert Maal chënnen z'Tod riehren. Aber nei! Är laad sa machen, und für daß si mu d's Naajahr och umhi mëg es Vertwelli siin, tued äär 'ra für uber den Winter es Sticki Ziger old sust eppas Gschnääpers in 'em alten Schueh inhi in der Hütten g'rächchen.

Wa 's ist säxi g'siin, hed d'r Att dua aanfaan mälhen, und — das soll mu wissen! — nid im Stall. Uusa uf der Wiiti vor dem Hüttli wie geng. D'Chind siin um u en um g'standen, und es jeders

---

[62] „Dessen" in reduzierter Form. [63] „Deutlich" herausgesagt, sicherlich. [64] In hohem Grad (Beschwerden) machen. [65] Stopft. [66] Bemerke den ursprünglichen kollektiven Sinn von „Bursche" (vgl. „Kamerad" und „Frauenzimmer"; dazu Kluge[5] 60). [67] S. 111.

hed e̥s Chachte̥lli g'häben, und den^{n} hei^{n} s' mụ eppa ei^{n}s i^{n} d'Mälchtra ahi 'grịffen und Schụụm g'nụụn und g'läcked, daß alli e^{n} wwịịßa Schnụụz hein uberchoon. Das hed vịịl g'lached's und g'gụ̈ge̥lled's g'gään, und es jeders hed 'probierd, den gréésten und schééenste^{n} Schnụụz a^{n}z'reisen.

Wa duạ̥ d'r Att hed g'molhe^{n}s g'häben, saad duạ̥ d'Mueter aa^{n} von heimgaa^{n} b'richten. D'Chind hei^{n} g'ríesd: no^{ch} nịịd! no^{ch} nịịd! Aber d'Mueter hed g'seid: Deihid, d'Híender hein der ganz Tag nịịd g'häben! Und d'r Att hed d's groß Handbräntli g'fịlld mid chíehwarmer Milch fịr Ggaffewịịßes, und i^{n} ds Lịterbränte̥lli hed er 'nen de^{n} Rästen Nịịdla 'taa^{n}, wa s' nịd hei^{n} g'gässen, und hed g'seid: Sụ gangid eppa in Gott's Namen! D's Grịịte̥lli hed si la^{n} vernähn: Mier chémen de^{n} am Sunntäg no^{ch} ei^{n}s! Aber d'r Att hed g'seid: Jä, Schätze̥lli, hịịr gi^{b}d's kei^{n} Vorsaßsunntäg meh! Am nächste^{n} Sunntag ist de^{nn} d's Veh uf der Alp.

Är ist duạ̥ no^{ch} mid 'nen bis uf d's Hụ̈be̥lli firhi; und da hed er 'nen na^{ch}g'sehn, bis das^{s} d's lest Bein ist vergold g'sịịn.[68]

[68] Zumeist von oder nach Lehrer Roth.



Vorsaßhiisli in Schwiinblatten.

Das Gemeingut der Alp.

Alp oder Berg.



hne Alpen, Alpengebäude, Alpenburg, Alpenwall, Alpenkreis, Alpenbogen, Alpenfirn, Alpenglühen eine Schweiz — ohne Alp und Alpfahrt, Alphütte und Alpläger, Alpzeug und Alpnutzen ein Grindelwald — das wäre ein Emmentaler Bauernhaus ohne stolze Front und ohne stattliches Scheuerwerk. Die Gleichheit und der Unterschied der Parallele stechen schon aus der Wortform ins Auge. In erhabener Schönheit stehen die Alpen da, einen Grundstock der Volkswirtschaft bildet die Alp.

„Alle von der Phantasie erschaffene Größe muß im Vergleich mit den Alpen klein erscheinen", sagt der feine Bonstetten.[1] Was Wunder drum, wenn von ihrem Begriff die Idee des räumlich und ästhetisch Hohen unabtrennbar erscheint![2] Die Einheit beider hat sich im Sprachgefühl festgeprägt, und die Worterklärung suchte ihm selbst in Gleichsetzung von „Alp" und „Alpen" behülflich zu sein.[3] Wenn der Lauterbrunner seine herrliche Wengrenalp kurzweg d'Alp nennt, so scheint dies auch zu trefflicher Bestätigung solchen Vorgehens zu dienen (vgl. S. 8). Schaut dann aber der Besucher näher um sich: über die schwarzen Wälder und dunkelgrünen Triften, auf die zerstreuten Hütten und die zu niedlichem

---

[1] Berlepsch 14. [2] Schon Spätgriechen und Römer sehen wir seit 218 v. Chr. (vgl. von Stürlers Zusammenstellung Font. 1, 15 ff.) „Alpen" und „Hochgebirge" gleichstellen. [3] Man dachte an keltisch alb, alp, ailp (hoher Berg) und suchte damit lat. albus (weiß) zu vereinigen. Vgl. Holders altkeltischen Sprachschatz.

Dörfchen vereinten Speicher; öffnet er das Ohr dem Geläut der Herdenglocken, das zur wonnig-elegischen Abendbeleuchtung der nahen kleinen und dann wieder zum frühen Morgenglanz der fernen großen Scheidegg so eigentümlich ergreifend stimmt — dann findet er sich wohl gern auch mit der sehr realistischen, aber zugleich idyllischen Vorstellung ab, die in Wahrheit der „Alp" zugrunde liegt. Alp ist nährende Weidetrift.[4] Sind die „Bergeshäupter" der geographisch so benannten Hochalpen das Revier der fremden Touristen und der einheimischen Jäger, so ist die „Hochlandsbrust" im eminent wirtschaftlichen Sinne das „so mild und treu nährende" Gebiet der oberländischen Mittelalpen, der unterländischen Voralpen, ja sogar der „Hochebene". Man denke nur an die herrlichen und zum Teil mustergültig bewirteten Alpi von Schangnau, Trub, Eggiwil, Röthenbach, Langnau, Trachselwald, Sumiswald, von Wattenwil, Guggisberg, Rüschegg. Man denke an das „Alpgut" bei Grafenried, an das uralte Schiffer- und Fischerdorf „Alpnach",[5] an das „Almisgüetli" am Fuß des „Albis".

Aus dem Sinn der nährenden Weidetrift erklärt sich auch das Eintauchen unseres Wortes in den Fluß der Wortbildung. So entstanden vor allem die verschiedenen „Älpchen" in Form des „Alpetli" am Kandergletscher, der „Albula" oder des „Älbelnbergs",[6] der „Alpschelen zu Frutigen, welche ebenso auf Alpicella zurückgeht, wie Alpiglen auf Alpiculum (1146, 1150, 1220).[7] Ein solches „Alpiglen" gibt es denkwürdigerweise an jeder Nordseite der beiden Scheideggen als zweitunterste Staffel über einer untersten, welche beiderseits das Bidemläger heißt. Sache eindringender Forschung auf Grund glücklicher Quellenfunde wird es sein, diesen interessanten Sachverhalt aufzuhellen.[8] Eine lehrreiche Wortbildung ist auch Alpwääg neben Alptoor. Den erstern

---

[4] Aus al (Graff 1, 342) bildete sich lat. álere (nähren), got. alan (aufwachsen), unser alt und Alter i. S. v. zurückgelegter Lebenszeit. Eine mit ihnen parallele Bildungsreihe stellt sich dar in: Alw (vgl. „Alwen und Weidgäng" bei Salat); mitteldeutsch alve («uff in alvin» im Annolied; vgl. Stalders Dialektologie 129); tirolisch alb (mit stimmhaftem zweilippigem b: Lusern 161); Alb (Cronegg von 1816, 1836, 1869); Alp und Alpp (ebd. 1808; vgl. grindelwaldnisches Bielshalb mit unterbernischem „Bielshalm" [Axtstiel], „Schimmel" [Moderpilz] mit ahd. scimbal und lusernischem schimpl, und zu allem schweiz. Id. 1, 193); bayrisch Alm, Albm, Alpm (Schmeller s. v.); österreichisch die Alpe (wie freilich auch der Schwabe Uhland dichtete: Grün wird die Alpe werden). [5] Alpenacho (um 900), Alpenacha (1036) mit dem Füllesuffix -ahi. [6] Rebm. 367. [7] Font. 1, 422; 2, 10. [8] Ein „Alpiglen" gibt es auch über dem Saustal, bei Därligen, bei Habkern usw., einen „Alpiglenberg" zu Sigriswil. Wenn wir mit Wyß (646), Coolidge (Gw. 40 ff.) und der Eisenbahn-Orthographie „Alpiglen" schreiben, so gründet sich dies auf das alpigulum des urkundlichen Mittellatein. An sich hätte auch die Schreibform „Alpbiglen" (Stud. P. 208, 229; SAC. 40, 100; Alpz. Mai

Namen führt heute eine Vorsaß hinter Grindel. Dieselbe ist noch jetzt mit Durchgangsrecht für die Alpfahrt belastet. Schon 1372 erscheint ein Jacobi am Alpweg."[9] — Auf der Alp haust der Älper (Älpler), welcher für sich selbst oder andere alped, Veh alped und sich freut, wenn ein günstiger Herbst ihm gestattet, gued uus z'alpen. Im Vorsommer fǟhrd (selten: fahrd) er z'Alp; und wer es ihm zur Sömmerung übergibt, tued Veh z'Alp oder ūf d'Alp. Während der Weidezeit stattet er ihm und seinem Wärter wenigstens einen Besuch ab: geid aⁿ d'Alp. Dazu nimmt er wohl auch die Familie mit. Welch ein Jubel unter den Kleinen, wenn es unverhofft im Morgengrauen an ihr Schlafkämmerlein klopft: uuf! mier wein aⁿ d'Alp! Noch manchen Tag nachher heißt es zu den Schulgenossen: teihid, mier siin aⁿ d'Alp gsiin![10]

„Auf hoher Alp!" So unabwehrbar ist trotz dem vorhin Erörterten der Faktor der Höhe aus dem physikalischen Begriff der Alpen in den wirtschaftlichen der Alp hinübergeflossen, daß man sich auch letztere nicht mehr anders als „hoch", als heeiji vorstellen kann. Und so kreuzt sich denn der Begriff der „Alp", wie die heimische Mundart Grindelwalds ihn faßt, doch immer wieder mit „Bärg" in demjenigen Sinn, womit der Grindelwaldner dem Fremden gegenüber sich deutlicher als mit „Alp" ausdrücken zu können glaubt. Was urchig einheimisch ein „Bärg" ist, lehrt S. 20 21. Da tritt der Begriff der Höhe[11] in ungeschwächter Kraft hervor.

Allerdings „tut" nun auch der Oberländer und mit ihm der Grindelwaldner gleich dem Unterberner Veh z'Bärg „oder" z'Alp. Allein immer ist, wo nicht die Lässigkeit des Sprachgebrauchs den Unterschied ganz verwischt hat, der letztere noch herauszufühlen. Der Milchkuh und der mit ihr weidenden Chuehgeis wird vorzugsweise die im Höhenbereich der Mittelalpen gelegene, grasreiche und herrlich „nährende" Alp, Chǐeh-Alp angewiesen; das Trǐecht (Schafe und Ziegen), sowie das Galtvieh dagegen mag in der seiner Entwicklung so förderlichen Luft des Bärgs sich beliebige „Höhen" auswählen. Im „Oberbärg" (der mittlern Sefinenalp) alped der Lauterbrunner. Im obren Bärg, d. h. heute: in der Umgebung des Gläckſteins, ehedem aber: im gesamten Wetterhornmassiv (vgl. S. 5), sömmert der Gasthauspächter weibliche Schafe und Ziegen als zutrauliche Hätscheltiere. Erwilded (d. i. scheu) weidet solches Trǐecht unter dem Sultanat seiner Böcke im

1906, 84) oder „Alp Biglen" (Rebm. 273) in Vergleichung mit der „Biglenalp" oder der „Bigleren" (Reichenbach) eine gute Anlehnung an vigilia (Wachtposten); man denkt dabei an die Hochwachten, Chutzen u. dgl. (Lf. 5 u. ö.) des alten Emmentals und Oberlandes. Vgl. „Kapf" S. 9. [9] Font. 9, 307. [10] Altes an = auf (wie gr ana). [11] Kluge[5] 36.

Chalber- und Bohn̥erre"-Schafbärg, im Gletscher- und Zäsenbärg. Solche Höhen betrat außer dem Hirten und Jäger vormals noch der Wildheuer, der nach Bärghew geht. Auch die „Alpenrose" ist gut mundartlich der Bäärgroosen, noch älter die Bärsblueſt. Man denke dagegen besonders an die sieben Alpen Grindelwalds: Bachalp, meist Baach geheißen, Bueßálp, 1657 als „Buß" aufgeführt, Holzmatten, Grindel, Scheitegg (S. 253), Wärgistaal, Itramen. Nach der Aufzählung des Landurbars[14] von 1657 heißen sie: Scheidegg, Grindel, Holzmatten und Rothalden, Bach- und Roßalp, Buß, Itramen, Wärgistall." Noch früher, nämlich 1406,[15] lauten die Bergschaftsnamen: „Bach, Grindel, Holzmatten, Scheidegg, Wergistal, Intramen, ze Gletscheralp." Bußalp gehörte nämlich bis 1432 zu Habsburgs Besitzungen, und ging erst alsdann ans Kloster Interlaken über.[14] Hinwieder war die Gletscheralp (S. 18) ein so weidereicher Bezirk, daß sie noch nicht als bloßer Appendix zu Scheidegg und Grindel zu gehören brauchte. Der wechselnde Stand beider Gletscher (S. 53) konnte gegebenenfalls auch hier zu Besitz- oder Nutzungsstreitigkeiten führen, wie wir deren eine durch die Bergschaft Scheidegg in den Jahren 1850 bis 1880 gegen Gletscherfritzi, Gastwirt zum „Wetterhorn", geführt finden. — Wenn wir nun alle diese Alpen sich als Bärgschaften betiteln, ihr Bärgrächt nutzen, Bärg lègen sehen, so liegt hier Beteiligung an allgemein gültiger und alter Rechtssprache vor, etwa wie bei „Fuß" und „Klaue" (S. 314) usw. Was echt grindelwaldnisch „Chïeh" (S. 314) geheißen wird, ist dem entsprechend in urkundlicher Sprache ein „Kuhberg" oder ein „Kuhrecht" usw. Solche besaß z. B. Österreich auf dem „berg Buosalpa" (s. o.),[15] und auch hier wie anderwärts darf in der Alpfęrt das Großvieh nach Hallers „Alpen" „den Berg mit Freuden grüßen".

Alpläger.

Alle bernische Alpwirtschaft bewegt sich, wie die beigedruckte Tabelle[1] veranschaulicht, in einer Höhe zwischen 750 und 2600 m/M.; die von Grindelwald zwischen rund 1500 m und dem angegebenen Maximum. Sie reicht also in den Gürtel hinauf, welcher in der Nordschweiz in

[12] Öf. C. 30, A 3. [13] Dokumentenbuch Interlaken IV, 490 nach Reg. 84. [14] Vgl. Habsb., Karte; Reg. 90. [15] Font. 4, 388.

[1] Auf derselben bedeutet die Ziffernsäule links die Meereshöhen; die auf sie bezüglichen Ziffern rechts geben die Zahl der Alpen an. Die Höhenerstreckung der Grindelwaldneralpen wird durch senkrechte Striche angezeigt; die Sternchen in denselben deuten auf Alpläger.



Phot. F. Holzgang, Grindelwald.

Uf der Sulz (am Mättenbärg).



Höhe über Meer	Grindelwaldner Alpen							Übrige bernische Alpen											
	Scheidegg	Grindel	Bach	Bußalp	Holzmatten	Wärgistal	Itramen	Amt Interlaken	Oberhasli	Frutigen	Saanen	Obersimmental	N.-Simmental	Thun	Emmental	Mittelland	Oberaargau	Seeland	Jura
2600																			
2570																			
2500									1	1			1						
2460																			
2345																			
2250										10	1	3	1						
2240																			
2175																			
2100					*			8	2	17	6	10	8						
2022																			
2018				*															
1980			*																
1966							*												
1960	*																		
1954		*																	
1950								9	8	31	10	36	21			1			
1905			*			*													
1812						*													
1800								17	13	58	38	42	31	1		3			
1772							*												
1723	*			*															
1709	*	*																	
1698					*														
1689	*				*														
1663			*																
1652						*													
1650								18	14	140	71	60	28	7		9			4
1622			*																
1598					*														
1556				*															
1530	*						*												
1500								12	2	140	125	73	27	15	3	19			8
1467							*												
1429						*													
1400																			
1350								4	3	31	77	40	39	26	19	6	1		55
1200									2	31	9	12	25	17	139	1	121		121
1180																			
1050										19		3	7	1	115		4		166
900										10					4			2	129
750													1	1			1	2	144

einer Höhe von 2500 bis 2600 m die Region des ewigen Schnees abtrennt von der Alpen- oder der baumlosen Region. Genauer sagen wir: von der „subnivalen Unterregion“.[2] Dieser Name bedeutet den Gürtel, in welchem die Flecken niemals abschmelzenden Schnees mit den pioniermäßig vordringenden Stellen des Rasengrüns gleichsam in beständigem Kampfe liegen. Unterhalb dieses Striches legt sich um die günstiger gegenen Berghänge bald einmal der Gürtel zusammenhängender Weiden. Tiefer unten breitet sich der Strauchgürtel, nach oben begrenzt durch Legföhren und Alpenerlen. Diese drei Unterregionen, welche zusammen die Alpenregion ausmachen, stoßen nach unten an die Nadelwaldregion. Unter dieser liegt die Laubwald- oder die Bergregion in einer Erhebung von 550 bis 1350 m. In dieselbe hinunter reicht die allgemein bernische, bei weitem aber nicht die grindelwaldnische Alpwirtschaft. Diese bricht meistenteils schon mitten in der nordalpinen Tannenregion nach unten ab und taucht bloß in dem vom Eiger stark beschatteten Wärgistal in die Buchen- (oder hier besser gesagt: Erlen-) Region hinunter.



Z'wääg fir uf d'Alp.

Für Grindelwald liegt also ungefähr zwischen 1500 und 1800 m/M. das Bereich der Mittel- oder Kuhalpen: der **Alp** im wirtschaftlichen Sinne (S. 302), des recht eigentlichen, ob auch noch so beschränkten Heims der echten Alpensöhne. Denn obwohl bereits das Leben in den alpenähnlich einge-

[2] Pflzlb. 9.



Firer fahren.

richteten Voralphütten und ihrem weiten Umschwung seine Reize hat (S. 294—300): wie sehnlich doch erwartet der geborne Älpler den Tag der Alpfërt! Wann doch kann er endlich z'Alp fahren! Wann findet die vorbesichtigende und vorberatende Vorsteherschaft der Alpgemeinde es an der Zeit, die letztere zum g'meine^n Tagwaan (S. 323) einzuberufen, damit alle einstimmig oder doch die, welche dank der Höhe ihres Bsatzes und dem Maß ihrer Erfahrung es großes Wort hein, für alle verbindlich den großen Tag ansetzen! Wann darf es heißen: D's Chrụụd ist g'wäxe^n's! Übermorgen oder wohl schon moore^n wei^n mmer fahren! Und wie gespannt lauscht die Kuh auf die leisesten Anzeichen der Vorbereitung! Wenn nụmmạn e^n Seili g'weigged wird, old wenn ịhru drịị bi n enand're^n staan un^d eppạs z'säme^n sägen, da spannt die Erwartung alle Fasern des Tieres. Welche Enttäuschung dann, wenn es wie in dem vielenorts so traurigen Sommer 1906 selbst in der zur Alpfahrt höchsten Zeit heißt: D's Chrụụd ist no^ch schreckẹlli dahinna! oder: no^ch grịịsẹlli^ch z'rụgg! Schließlich allerdings kann man doch nicht immer und immer d'Alpfẹrt hinderhi^n stecken oder hinderhi^n schieben. Man wagt sie also, darauf gefaßt, wegen rascher Erschöpfung des Pflanzen=

wuchses frie̋jjer wa^{n} sụst abfahren (die Alp entladen) zu müssen. Denn die Futternot in Tal und Vorsaß drängt zur Alpfahrt; vielleicht aber füllen die Talgüter die Heubühnen wieder, und ein später Winteranfang wie 1906 gestattet noch eine lange Herbstweide.

Als normaler Alpfahrtsmonat gilt der Juni. Als bisher frühesten Termin finden wir den 3. Mai (1821), als bisher spätesten den 6. Juli (des traurigen Jahres 1816) verzeichnet,[3] den Reigen beginnt in der Regel Scheidegg; dieses ist 1907 am 20. Juni g'fahren. Übrigens trägt mancher[4] Älpler einen vieljährigen Alpfahrtskalender im Kopf. „Von zwanzig, dreißig Jahren her weiß er aufzuzählen, an welchem Tag man fahren konnte. Mit feiner Berechnung vermag jeder zu sagen, ob das Futter für einen Tag mehr oder weniger gewachsen sei; und ist die Alpzeit da, so gilt jeder Tag im Tal als verloren."

Die Alpfěrt geht also vor sich — in der so häufig geschilderten Weise.[5] Im untersten La̋ger (Alpbezirk) wird z. B. an Scheitegg etwa zwei Wochen stationiert. Dann zị̋gled[6] man in ein oberes oder das obere Läger, und „drei Tage nach dem Zügeln darf kein Vieh mehr im verlaßnen Staffel bleiben".[7] Die beschränkten Räumlichkeiten einer Alphütte machen es unvermeidlich, daß beim Räumen derselben, dem ụụszị̋glen, da und dort ein kleiner Gegenstand verlegt, verzị̋gled wird. Schlimmer ist der Umstand, daß ein unzeitiger Schnee den Älpler zwingen kann, lange vor dem normalen ụụsalpen in seine Vorsaß ahiz'zị̋glen.

Die ausgedehnteste, bis auf etwa acht Wochen sich erstreckende, in die Höhe des Sommers fallende und daher in jeder Beziehung angenehmste Alpzeit ist die im obersten La̋ger zugebrachte. Das ist die Hoo^{ch}zịịt,[8] die haute saison des Älplers, getrübt nur durch die Aussicht, bald wieder von Staffel zu Staffel behufs kurzer herbstlicher Nachweide erst wieder nach der Vorsaß und schließlich wieder in die Talgüter abfahren, z'rụggfahren zu müssen. Man räumt die Alp im Laufe Septembers oder Oktobers nach einer Alpzeit von durchschnittlich 100 Tagen in Grindelwald,[9] 99 Tagen im Kanton Bern.[10] Im Jahr 1823 rechnete man für Holzmatten 17—18, für Scheidegg und Itramen 16—17, für Bachalp und Wärgistal 15—16, für Grindel und Bußalp 14 Weide-

---

[3] GlM. 190, wo eine umfassende Alpfahrtstabelle. [4] Nach Ortspfarrer Gerwer in ÄFG. XXXV „jeder". [5] Z. B. von Burnand i. d. Schweiz 1901, zu 4; Schwz. Bauerkal. 1903, zu 112; vgl. auch AM. 1822, 90. [6] Vgl. das züglen (umziehen) Lf. 296 ff. Man konjugiert im Unterland: er ist züglet, im Oberland (vgl. z. B. Cronegg von 1788) auch: er hed' zigled; natürlich immer mit „hat", wenn von Besorgung des Umzugs für einen andern die Rede ist. [7] Regl. [8] Hochzeit = hohe Zeit, einst auch im kirchlichen Sinn als Festzeit. [9] Ök. Fol. XII 66 a. d. J. 1787. [10] Bern V. 110; vgl. Stat. 02, 2, 411.

wochen;[11] für 1657 aber wurde die Alpzeit insgemein auf 112 Tage berechnet.[12]

„Staffeln" oder „Stafeln" nannten wir soeben die Läger oder Alpbezirke; und noch heißt die freundlichste Partie des Raift-Lägers an Itramen der Waldstaafel. Die Mehrzahl lautete älter grindelwaldnisch Stä̆fel.[13] Gemäß der Herkunft von lat. stabulum (franz. étable)[14] bedeutet „Stafel" zunächst einen „Nachtlagerplatz des Viehs mit Melkhütte".[15] Als solcher wird er von selber[16] auch zum „Fettplatz", zur Mi̦stȩrren, auf welcher zwar im Frühling die ersten zarten Kräuter sprießen, später aber nur noch verschmähte Geilpflanzen gedeihen. Jeder Älper schafft den Dung oder die Pli̦ttȩrli̦ga (der Pli̦tterlig ist auch ein plumper Mensch, wie die Päſſa ein häßlich breitschultriges Weibsbild) in die Mistgrueba oder das Mistlooch bei seinem Gebäude. Der Wärchmaan (S. 324 f.) hat sodann die Pflicht, ihn aus dem Läger zu entfernen und häufchenweise über den Alpboden hin zu verteilen. So bereichert, heißt der letztere ebenfalls Staafel.[17] Der Höhenabstufung der Läger oder Alpabteilungen gemäß redete die ältere Sprache auch von „untern" und „obern Staffeln" und erteilte damit unserm Wort die Eigenbedeutung von Graden, Stufen selbst im übergetragenen Sinn.[18]

Verwandt mit der „Stafel" ist „der Städel", von welchem unter „Alpgebäude" zu handeln ist. Hier beschäftigt uns als einzig der Alltagssprache angehörendes Synonym das Läger. Seine ursprüngliche Einheit mit „Lager" geht hervor aus den Bedeutungen: 1. Soldatenlager („in Octodurum[19] hatten die Römer ihr Winterleger")[20]; 2. Schlafgelegenheit (G'li̦ger"); 3. Faßlager; 4. Holzbelag als Viehlager im Stall, abwechselnd mit Bri̦gi und „Stand" (s. d.). Daß das Läger[5] speziell im alpwirtschaftlichen Sinn einen ebenen Viehlagerplatz im Freien bedeutete, zeigt noch der Name für die drittoberste der vier Itramer-Alpabteilungen. Da ist „d's Lä̆ger" schlechthin eine große, sonnige, prachtvolle Ebene zwischen Gruenwald und Burkhalten-Abdachung. Als Platz der Hütten dieser Alpstufe dehnte auch es seinen Namen auf die Alpstufen überhaupt aus. Es hat demzufolge jede unserer sieben Alpen mehrere Lä̆ger oder „Alpabteilungen, die in einer gewissen Ordnung nach einander abgeweidet werden".[21] Wir führen sie, unter Hinweis

[11] Öf. D. 30, A 4. [12] Ebd. A 3. [13] Z. B. in der Cronegg: GlM. 167. [14] Daher mit Geschlechtsanlehnung an „Stall": „der Stafel." Grindelwaldnisches „die Staafel" ist ursprüngliche Mehrzahl, die sich nach ihrer Singularisierung durch „Stäfel" ersetzte. [15] Öchsli 16. [16] Vgl. Gusset 7. [17] Im Emmental: das Gfehl (Öf. D. 26, 10, 1; 29, 10, 11), weil dort der so behandelte Alpboden als „Gefäll" sich charakteristisch vom gepflügten Talboden unterscheidet. [18] „Staffeln" der Wärme: Altm. 73; „Staffeln" der Mäßigkeit: Pfr.-Ber. (1764) 294. [19] Octodurus. [20] Rebm. 338. [21] Definition von Kasth. 2, 135. 153.

auf ihre Andeutung durch die Sternchen in unserer Alptabelle (S. 305), wie folgt von oben nach unten auf.

Itramen (am Männlichen und Tschuggen) hat vier Läger: d'Wasserwendi, d's Gụmmi,[22] d's Lằger, der Raift.[23] Die Wasserwendi wird in der Regel sechs Wochen beweidet, die andern sowohl beim Aufwärtsfahren im Vorsommer — ue̥higằnds —, als beim Abwärtsfahren im Herbst — ă̈higằnds — je acht bis vierzehn Tage. Das Gụmmi war eine Zeitlang (und bis vor kurzem) eine Kuhalp, wie sie es noch immer sein sollte. Nun ist es eine Rinderalp, wie von jeher der unter ihm gelegene Brand es war.



Mittlere Partie des **Baach-Oberlägers,** (ca. 2000 m/M.) mit Faulhornweg.

Die ebenfalls vier Läger von Wärgistal (am Westfuß des Eiger, an der kleinen Scheidegg und am Lauberhorn) sind Bụ̆stịglen, Mettlen, Alpịglen, Bịdem[24] mit den durchschnittlichen Weidezeiten: 40, 10 und 8, 12 und 8, 8 und 6 Tage. (Mettlen heißt auch eine Partie des Raiftlägers an Itramen.)

Die drei heutigen Staffeln der Alp Bueßálp (am Faulhorn) heißen einfach Ober-, Mittel-, Underlằger. Das Unterläger besteht aus dem g'meinen Boden, dem Mahd, dem Schʷandimahd und und'r ᵈeⁿ Schĕ̋pfen. Die letztgenannte Partie bildete einst allein das Unterläger; die andern wurden nach und nach aus Privatbesitz dḁrzue g'choisd, und zwar zuletzt (1782) der g'mein Boden von einem Hans Kuhnen.

Holzmatten (nach oben durch das Sịmelhŏren oder „Simelihorn"[25] begrenzt) hat die vier Läger: Fäld, Lằger (also wie an Itramen), Stĕ̋ĕ̋ßibĕ̋de̥lli, im späten Bĕ̋de̥llli.

---

[22] Vgl. Gumm (combe) Lf. 31 u. S. 15 hiervor. [23] Ranft (Rand): Kluge[5] 293. [24] Vgl. S. 302; für Bustiglen u. a. fehlen uns erklärende Daten. [25] Vgl. S. 6.

Zu Baach (Bachalp am Röthihorn) gehören abermals vier Läger: D's Băchlằger schlechthin, Spi̥lmatten, Rŏdhaalten, Hŏhle^{n}wáng. Dies unterste Läger enthält zugleich die Speicher aller vier Alpstufen.

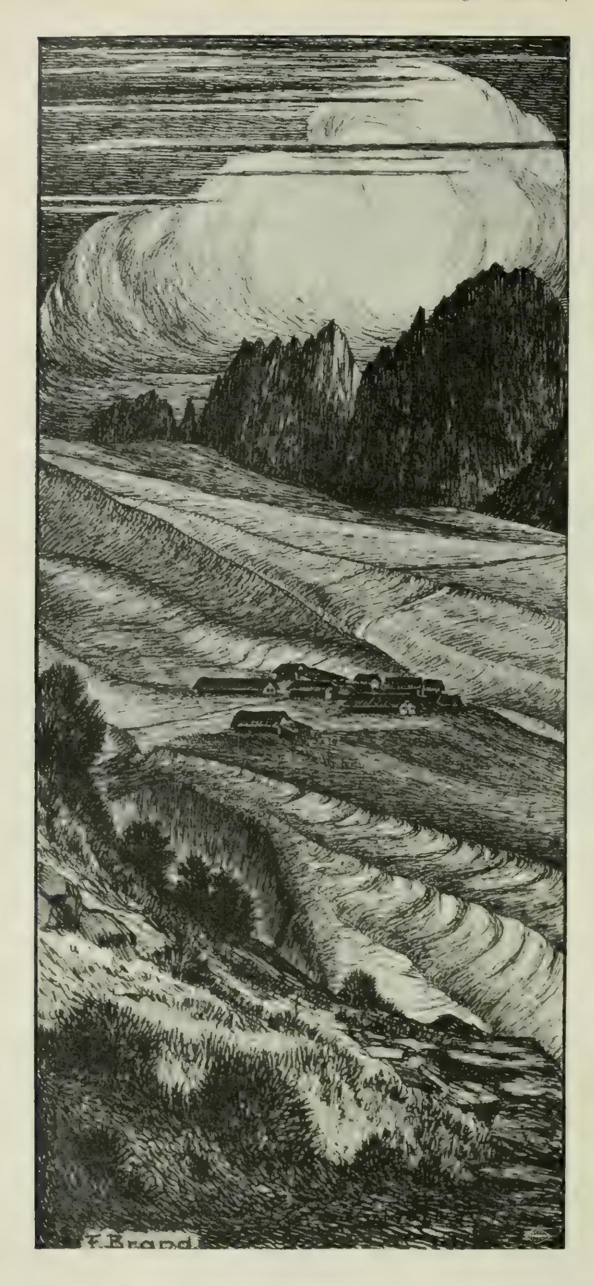
Kolossale Entfernungen wie Bachalp bietet auch das Scheidegg-Oberlằger. Das an seiner Peripherie gegen Hasli hin gelegene und bloß noch als Faxplatz (vgl. S. 283) geschätzte Lằgerli kann vielleicht auf einstige Geteiltheit deuten. Das Altlằger dagegen, welches jenseits des Geißbachs liegt (auch Iframen hat ein alts Lằger) ist wohl seiner-



Im Holewang; ein Unterläger der Bachalp.

zeit geräumt worden; wie im Höhlenwang transportierte man die Hütten an ihren jetzigen Platz, um dem Wasser näher zu sein. Die übrigen vier Scheideggläger heißen von oben nach unten: der ober Loĭchbĭel an der Südseite der großen Scheidegg; Alpi̥glen östlich und d'Bi̥de̥m oder d's Bi̥de̥mlằger westlich des Saumpfades nach Meiringen, beide im Vorsommer gleichzeitig beweidet; der under Loĭchbĭel. Rinder und Kälber werden zeitweilig von den Kühen getrennt und beziehen sodann die Ji̥sche̥rra, welche beim Chĭehmatte^{n}schopf an die Rinderweide der Grindler stößt.

Als ausgedehnteste Bergschaft schiebt sich die bereits S. 192 f. verhandelte von Grindel zwischen Baach und Scheitegg hinein und erstreckt sich vom Gemsberg bis an den Eiger hinüber, berührt also Wärgistal.



Das **Grindel-Oberläger** von **Bärgelegg** aus, mit Blick auf die Engel- und Wellhörner.

Sie zählt neben den drei Galtviehlägern Wị̊der-fäld, uf der Stepfi und under der Stepfi zwei Kuhläger, welche einfach als Ober- und Underlắger bezeichnet werden. Die fünf Partien des letztern (gelegentlich[26] als selbständige Läger gedeutet) sind das Egrị̊z, die Hütten ụf Luegen mit den Käsespeichern der gesamten Grindelalp, die Hütten am Horbach, die Partie ụf der Stifte̥rren über drei Vorsaßen, welche die Stifte̥rri genannt werden, und die Horbisálp. Über die letztgenannte verfügt die Bergschaft bloß pachtweise, und das hat seine interessanten Gründe.

Im Schwantwald in der Alpschaft Grĭndel hauste zu unbekannt alter Zeit der reiche Horbi (S. 250). Nicht bloß die jetzigen Vorsaßen jenes Namens, sondern alles Land im Umkreis mid hundert Chĭ̋eh Bärg an Grindel gehörte ihm. Dazu besaß er noch eine aus-

[26] Z. B. Faulh. 19.

gedehnte Weide oder Vorsaß zwischen den beiden Quellbächen des Bärgel. Das ist die Horbisalp. Dorthin zog er im Frühling mit all seinem Vieh für einige Zeit, bevor er mit den übrigen, neben ihm so armen Grindlern die Grindelalp bezog. — Während nun sein Grundbesitz mit dem zugehörigen Bärg an Grindel unter seine Erben verteilt wurde, blieb die zum zermarchen und zerteillen ungeeignete Horbisalp gemeinsames Eigentum der Erben. Sie wurde also g'sejjed (S. 314), wie es für gemeine Alpen notwendig ist, und ihr Alprecht — der Horbisalpbärg — ze'm Land g'ordnet. Darum hat noch heute jedes Grundstück, das einst dem riịhen Horbi gehörte, neben Grindelbärg auch gleichviel Horbisalpbärg. — Lange nutzten Horbis Rechtsnachfolger in seiner Weise die Horbisalp als Vorsaß fort, bis sie (aus unbekannten Gründen) vorzogen, sie den Grindlern zu verpachten. Diese nutzen sie nun zusammen mit ihrem Unterläger, und die jüngere Generation hat sich gewöhnt, Horbisalp als integrierenden Bestandteil dieses Alpbezirks zu betrachten. Nur der jeweils im Herbst erhobene Horbisalpziịs erinnert sie noch an die Ausnahmsstellung.

Bärg und Bsatz.

Von den 2430 bernischen Alpen sind 1719 persönliches Privateigentum. Die meisten derselben entfallen auf das den fremden Besitzern leichter zugängliche Emmental und westliche Oberland. Von den 45 Alpen des Oberhasli gehören dagegen bloß drei, von den sieben Alpen Grindelwalds keine einzige in diese Kategorie. Vielmehr zählen die letztgenannten gleich der Grindelalp (zu Schattenhalb), den meisten Alpen von Meiringen und Brienz, einigen von Lauterbrunnen und denjenigen von Lütschental und Gündlischwand zu den 345 bernischen Privatgenossenschaftsgütern. Und zwar sind sie in Grindelwald den Talgütern für immer und unveränderlich zugeteilt. Unabhängig von den wechselnden Eigentümern „besitzen" sozusagen die Talgüter die ihnen zugeteilten Alprechte; ihre Jahresnutzung besteht aus der Sömmerung der Alp und der Winterung des Heuguts. Das und das Heimmåt oder das und das Stịcki Land „hat" so und so viel Bärg. Die klugen Alten, wa das ersinned hein, verhinderten damit, daß ein großer Teil der Alprechte sich in den Händen weniger Spekulanten vereinige und von diesen an Auswärtige verschachert werde, so daß mancher Grindelwaldner im Sommer nicht wüßte, wa n är mid sịim Vehli hi^{n} sellti. Nur dem Grundsatz, daß Land und Bärg z'sǟme^{n}g'hëërren, verdankt Grindelwald den glücklichen Umstand, daß es unter vielen Alpentälern einzig noch

im alleinigen Besitz aller Alpen seines Gemeindebezirks ist. Nun wäre aber begreiflich die Verteilung des Alpareals unter die Talgüter je nach deren Größe und die Beweidung der damit sich ergebenden Parzellen ein Unding. Dás gääb ẹs zerschwirrnen und zerstecken von Grat und Felswand und Graben! Das erforderte Abstufungen von Form und Güte des Bodens. Und welche Alpwirtschaft würde das! Der Kädáster (das Kataster) wäre hier für die alpwirtschaftlichen Bedürfnisse durchzuführen unmöglich und wird auch unnötig gemacht durch eine andere Schätzungsart. Diese mißt nicht das Areal, sondern ermißt die Beweidbarkeit einer Alp; sie wertet deren Ertragskraft. Wann nun in Grindelwald g'sejjed, d. h. eine solche Bewertung oder „Seyung" aller Alpen vorgenommen worden sei, ist aus keiner G'schrift zu ersehen; man weiß nur, daß die noch gegenwärtig zu Recht bestehende sehr alt ist. Zu Brienz fanden sich Fragmente eines Sejbuechs angeblich vom Jahr „972" (etwa 1472 oder 1572?) als Einfassung eines Psalmenbuchs.[1] Die Hasliberger dagegen „randen" alle vierzig Jahre. Die hinter dem Bärgschrịịber jeder Bärgschaft (S. 304) liegenden Sejbĭeher Grindelwalds dagegen zeigen, wie angedeutet, seit Jahrhunderten den immer gleichen Seejjen,[2] welcher z. B. fịr Scheitegg aa^{n}g'gää^{b}nna ist zu drịhundertfịịfundfächz'g (nämlich: Chĭeh). Stellt sich also der Seyen für Scheitegg auf 365 Kuhrechte, so beträgt er für Grindel 475, Bach 263$^{3}/_{8}$, Holzmatten 99$^{1}/_{2}$, Bußalp 432$^{3}/_{8}$, Itramen 346$^{7}/_{8}$, Wärgistal 193 Chuehrächt oder gewöhnlich: Chĭeh. Dieses „Chĭeh" ist natürlich zunächst Mehrzahl von „Chueh"; man hat sich aber in der alpwirtschaftlichen Terminologie gewöhnt, die so vorherrschend pluralisch gedachte Bezeichnung durch Vermittlung der Kollektivvorstellung als weibliche Einzahl zu brauchen. (Eine sehr geläufige und bekannte Erscheinung auch in andern Sprachen.) Die Chĭeh nun also, oder das Weiderecht für eine Kuh, ist das Einheitsmaß des Bergrechts und wird bis zu $^{1}/_{16}$ gespalten, um auch dem kleinsten Talbesitz das ihm gebührende Alprecht zu sichern. Eine Chĭeh wird deshalb zunächst in vier Fĭeß geteilt. Dies Wort „Fĭeß" ist für Grindelwald, wo die Füße aller vierbeinigen Tiere Chnŏden (auch Einzahl: der Chnŏden) genannt werden, ein der alten und gemeinen Rechts-

---

[1] Gusset 9 ff. [2] Mhd. (WB. 2, 2. 268) die seige (zur Gruppe seihen, sinken usw. (Kluge[5] 349) bedeutet Senkung, z. B. der Sonne, eines Gehänges, eines Wasserstandes. Der letztere führt an Hand des Pegels über zum allgemeinen Begriff des Messens und Visierens. Im Sinne von Aichzeichen stellt es sich in die Begriffsreihe « ele, seie (oder seihe) mâz und gewicht ». Visieren und Aichen heißen auch das geseige oder geseihe. So sollen „Gerichtsherren Machthaber, ir Geseig zu geben klein und groß". (Beide Zitate aus Grimms Weistümer-Sammlung 2, 30. 10. 82. 110. 254.)

sprache (vgl. S. 304) entnommenes Lehnwort und gilt also lediglich für den Viertel einer Chïeh oder für den Zweitel einer halbeⁿ Chïeh. Ein ebensolches Lehnwort ist „die Chlaaua", da die Klaue grindelwaldnisch der Tschäggen heißt. En halba Fues ist zwo Chlaawwi, ein ganzer also deren vieru, weil bei dieser Teilung einer Chïeh die Afterklauen (Tschǟggleni) der Kuh mitgezählt werden. Über die Klaue als 1/16 = Chïeh gehen die neuern Alpreglemente nicht mehr hinaus; ja einige derselben bleiben bei 1/8 als kleinstem Bergrecht stehen, um sich die Rechnung zu vereinfachen. Anders früher, wo die Grundstückzersplitterung (S. 253) sich bis zum Unfug auch im Bergrecht geltend machte. Da nämlich über die Klaue hinaus sich kein Tierglied mehr zur potenzierten Zweiteilung heranziehen ließ, nahm man den festen Sommerpachtzins, der fịr ạ¹só ẹs (oder: fịr u ẹs settigs) Brë̆ssi Bärg (ein „Brosämchen Bergrecht") bezahlt wurde, als Wertung an; und so kann in alten Erbteilungen und in den Seybüchern zu lesen stehen, es gehöre zu dem und dem Stück Land eine halbe „Küh" und für einen Batzen und zwei Kreuzer (Chrịịzer) Sömmerung z. B. an Scheitegg.

Die Gewohnheit, die Alpfläche nach dargebotener und berechtigter Weide abzuschätzen, hat dazu geführt, auch das Heugut nach Chịeh, Fues und Chlaaueⁿ zu werten. So „haltet" 1756 ein Stück Mattland „Ein halber Fueß Winterung" (bietet also Dürrfutter für eine Ziege, vgl. S. 317) „und so viel Sömmerung an Scheid-Egg."[3] Ein anderes Stück bietet 1821 „eine Kühe und 3 1/2 Fueß Winterung, und Sömmerung an Scheidegg eine Kühe und an Grindel 3 1/2 Fuß."[4] 1756 ist „ein Fuß Berg an der Alp Bach" veräußert worden u. s. w. Seit Einführung der Grundsteuerregister ist natürlich diese übrigens sehr oberflächliche Schätzung nach Winterung unzulässig.

Der in Grindelwald seit Jahrhunderten konstante Sejjen bringt als Übelstand mit sich, daß Bärg und Wintrug nicht immer richtig zusammenstimmen. Die Talgüter sind im Laufe der Zeit im Ertragswert teils gestiegen, teils gesunken. Manches Gütlein hat heute verhältnismäßig zu viel Bärg, manches zu wenig; ja es gibt welche, die

---

[3] Moos. [4] Ebd. Dieses Talgütchen erstreckte sich also über zwei Bergschaften. Wie diese Instrumente aus dem Moos, suchten sich auch die alten Urkunden (z. B. Font. 7, 9. 104. 159. 214) in oft interessanter Weise mit diesem „Chieh" abzufinden. In der Regel freilich gingen sie ihm mittelst „Kuoberg", „Küeberg", Kuoberge" aus dem Wege. Näher treten ihm die Grindelwaldner Gerichtsakten in Interlaken, wenn sie (1727) „Einer Kuhe" oder (1789) „Einer halben Kuhe Winterung" schreiben. Daneben kommt (1725) vor: „einer Kuh und eines halben Fußes Winterung": oder es steht am Platz dieses geschickten Genitivs der unbeholfenere Dativ: „zweyen Küchnen Winterung" (1725), wenn nicht einfach der Casus rectus: „vier Küh W." (1725), „eine halbe" (1756) oder „anderthalbe Kuh W." (1725). Mit solcher Schätzung vgl. die „Burdi Land" Lötsch 110.

gar kein Alprecht besitzen. Letzteres sind diejenigen, die zur Zeit der Aufteilung noch „Unland“ waren, d. h. keine Winterung gewährten. Umgekehrt sind Güter, die durch Naturereignisse zu „Unland“ gemacht worden und also keinen Ertrag mehr abwerfen, gleichwohl im Besitz ihres Alprechts verblieben. Ein solches Alprecht ohne zugehörige Winterung heißt (verkehrter Weise) *underg'gangna Bärg.* Es wird ganz besonders geschätzt, weil über dasselbe in jeder Beziehung frei verfügt werden kann.

Die Unzulänglichkeit des bestehenden *Sejjen* zeigt sich zumal in futterarmen Sommern wie 1906 darin, daß die Alpen kaum imstande sind, das sämtliche Talvieh des Gemeindebezirks *z'grächtem* (gehörig) zu ernähren. Man baut dem Übelstand notdürftig durch den Grundsatz vor: *Hie ist Veh g'nueg im Taal, fi̦r ^{d}em Chri̦i̦tli uf ^{d}en Alpe^{n} Meister z'wärden.* Es darf darum auf den Alpen nur *Taalveh* gesömmert werden; d. h. solches Vieh, welches den größern Teil des Winters in Grindelwald mit daselbst gewachsenem Futter genährt worden ist. *Fremds Veh,* d. i. im Frühjahr *zuehag'choĭfds old zueha 'dingeds* (in Pacht genommenes) ist durch die Reglemente von den Grindelwaldner Alpen ausgeschlossen; und es ist dann Sache der *B'setzer* (S. 322), gegenüber Gewaltversuchen oder Kniffen den Ernst der Vorschrift und schließlich der Notwehr zur Geltung zu bringen.

Allein auch innert dieser Schranken muß die Alp noch energischer vor „Überstoßung“ oder *Ubersatz* (*úbersatz*), vor *ubersátzen,* so *das^{s} meh Veh ist wan Bärg,* geschützt werden. *Das^{s} mu̦ nid Ubersatz uberchĕ̋mi,* wird nun durch die Vorschrift verhütet, *es mĭ̋eß e^{n} jelha B'setzer u̦u̦sbärgen,* oder *Bärg wi̦i̦sen, Bärg lĕgen, Rächchnug lĕgen* über seinen *Bärg und Bsatz.* Jeder, der Vieh zu sömmern gedenkt, muß den *Pfandern* (Alpvögten, S. 324 f.) vor einem festgesetzten Termin, spätestens jedenfalls am *g'meine^{n} Tăgwaan* (S. 323), *Rächnug gään:* er muß 1. seinen *B'satz* (Viehbestand) angeben und 2. nachweisen, daß er für denselben hinreichend mit *Bärg* ausgestattet sei. Diese Angaben dienen zugleich zur Anlage *des Chru̦u̦dtälls* für Deckung der gemeinen Lasten, *des Stiertälls* für Haltung der *aag'nu̦u̦nne^{n}* (prämiierten oder doch anerkannten) Zuchtstiere u. dgl. Hat einer nicht genug *eigenda Bärg,* so ist ihm gestattet, solchen von *Bärgteilen* (S. 322), die ihn nicht selber besetzen, zu *dingen.*

Mit Ausnahme der Schafe, für welche jede Alp den *Bärgsatz* oder *Satz* nach Gutfinden bestimmt, ist dieser letztere für sämtliche Grindelwaldner Alpen wie folgt geordnet. *Es Roos nimmd* 2—4 *Chĭ̋eh* (je nach seinem Alter); eine ältere (mehr als drei Jahre alte)

Kuh: 1 Chüeh; eine junge (2—3 Jahre alte) Kuh und ein gleich altes Ziitrind (S. 338): 2 Fieß; ein Meischrind (1—2 Jahre alt, S. 338): 1½ Fues; ein Kalb (bis 1 Jahr alt): 1 Fues; eine Ziege: ½ Fues; ein Gitzi: 1 Chlaaua; ein Schwein: 1 Fues. Interessant ist es, mit dieser durch die Einzelumstände gebotenen die allgemein wirtschaftliche Wertung zu vergleichen: 1 Rindvieh-Einheit = ⅔ Pferd, 4 Schweine, 10 Schafe, 12 Ziegen. Bußalp z. B. bewertet ein Schaf mit einer Chüeh, und andere Alpschaften dulden die Wollträger gar nicht mehr. Zu dem Seite 342 erörterten Grund (wiil d'Bänzeⁿ d's Chruud vellig mid-sannt ᵈeⁿ Wiirzen us dem Böden usa schnaarren) kommt der Umstand, daß diese Tiere mit ihren Exkrementen den übrigen d'Weid vergesten und dabei selber als die ehrlosisteⁿ Tier (die wählerischesten) sich gebärden. Gründe genug, sie auf die höchstgelegenen eigenen Schaafbärga zu verweisen.

Über den Bsatz nun, wie er beispielsweise für den Sommer 1906 sich bezifferte, verdanken wir den Pfandern folgende freundlich entgegenkommenden Angaben, wobei die während der Alpzeit eingegangenen und deshalb ab ᵈem Bsatz 'taannen Tiere nicht mitgezählt sind.

	Scheitegg	Grindel	Baach	Holzm.	Bußalp	Itramen	Wärg.
Ältere Kühe	192	208	92	46	153	174	99
Junge Kühe	44	26	35	15	58	39	33
Zeitrinder	24	35	24	2	35	42	16
Meischrinder	77	141	75	22	128	72	42
Zuchtstiere	6	6	?	1	?	3	?
Ochsen	0	0	8	2	10	5	3
Kälber	69	109	56	24	101	69	31
Ziegen	119	35	80	10	22	93	87
Gusten	10	-	—	-		–	—
Gitzi	17	—	-	—	3	27	10
Böcke	2	1	—	—	- -	—	—
Schweine	48	47	24	13	30	30	21
Schafe	7	50	18	11	9	43	5
Pferde	0	3	0	0	0	0	0

Eine gar nicht so einfach zu lösende und tatsächlich auch nicht gelöste Frage ist diese: wem gehören denn eigentlich die Alpgebäude? Da sie auf Alpboden stehen, welcher allen Bergantеilern gemeinsam eigen ist, zudem in neuester Zeit mit Hülfe von Staats- und Bundesbeiträgen und von jeher aus geschenktem Holz der Alpwaldungen erbaut sind, sollte man meinen, auch sie gehörten (wie z. B. in Lauterbrunnen) der Alpschaft. Dem ist nicht so. Die Hütten, Ställe und Speicher sind Eigentum einzelner, und zwar zuweilen solcher, die nicht einmal unter die Bergteiler

der betreffenden Alp zählen. Und die Gebäudebesitzer üben zumeist selber den Älplerberuf aus: sie nääⁿ Chíeh z'mälhen aan. Tun sie's nicht, so vermieten sie ihre Hütten. Da keine Vorschrift die Alpgebäudebesitzer verpflichtet, allen Alpberechtigten ihr Vieh zu besorgen, sondern eⁿ jelha d'Wĕli heed, wäm är alpi, so kann es sich ereignen, daß Alpberechtigte von der Mitbenutzung der Alp faktisch ausgeschlossen werden, wịịl 'nen niemmaⁿ wollt alpen. Es kann ihnen der Bescheid werden: iᶜʰ alpen dier nịịd! oder allenfalls etwas diplomatischer: iᶜʰ chann dier nịd alpen, iᶜʰ haⁿ schoⁿ vịl z'vịịl aaⁿgnụụⁿ's! Man sieht daraus zur Genüge, welchen despotischen Einfluß die Gebäudebesitzer auf das gesamte Alpwesen zu üben vermögen. Was sie beantragen, geid dịrᶜʰhiⁿ. Sụst mues mụ fịrchten, sịᵉ alpen ei'm nịịmmeh.

Die übrigen Faktoren der Alpwirtschaft unterliegen bindenden Vorschriften, am speziellsten niedergelegt in den Reglementen jeder einzelnen Alpschaft. Produkte neuerer Zeit, wie sie es sind, und immer wieder den lokalen Bedürfnissen angepaßt, bilden sie Abzweigungen des 1883 obrigkeitlich sanktionierten „Reglements über die Organisation der Alpen der Talschaft Grindelwald". Letzteres ersetzte den Einungsbrief von 1805, welcher vormals nach alter Übung jeweils am zweiten Sonntag des Jahres vom Pfarrer ụf ᵈem Chanzel verlesen werden mußte.[5] Auch der Brief von 1805 ersetzt selber wieder die von 1765 und 1658[6] herrührenden Erneuerungen des Einug, welchen am 16. März 1406[7] der Propst von Interlaken auch zuhanden seiner Grindelwaldner Untertanen erlassen hat. Die Vorschriften desselben lauten in aller Kürze dahin: Jeder Baumann (Bauer; Bụụmmaⁿ ist noch ein starkes Grindelwaldner Geschlecht) soll neben seinem im Tal gewinterten Vieh noch des Klosters äußere Zehndlämmer sömmern, gegen vier Stebler vom Stück. Dazu darf er sein Winterroos, das er ze'm Taal ụụs vermietet, „ze Alp und ze Grund" weiden und außer der Alpzeit ein als Zụụgroos benötigtes Pferd samt Füllen an einem Band den Zäunen nach äsen lassen. Das nämliche gilt von Rindern und gelegentlich von Milchkühen. Auf der Alp aber soll jeder bleiben bis an Unser Frauen Abend (9. September) und ob den „Fridhägen" bis St. Mauritien Abend (22. September). Und zwar soll jeder mit seinem alpbaren Gut dort durchfahren und alpen, wo seine Feuerstatt Recht hat. Verirrtes Vieh soll durch die „Pfandnehmer" bloß gegen fünf Schilling vom Stück aushingegeben werden.

---

[5] Er empfing dafür fünfzehn Batzen. GlM. 7. [6] Abgedruckt im GlM. 24 f. [7] Dokumentenbuch Interlaken IV, 490 laut Reg. 84.

Das Züügli.

So einem Manndli, Männdeli, Männdseli, das nur ein Hoi^p^t (Rindviehstück) oder höchstens etwa deren vieri old fiifi sein eigen nennt, würde es sich schlecht lohnen, wollte es zur Besorgung seines Vehli den Sommer auf der Alp verbringen. Das vermächti är niid, da verdieneti är niid! Eine Anzahl Kleinbauern vereinigen darum ihre Vehleni zu einem Senntum, Senntem oder nach heutzutage gewöhnlichster Bezeichnung: einem Züügli.[1] Sie gschlää^n^ z'sämen oder tüe^n^ si^ch^ z'sämen. Das Züügli muß trotz seiner verkleinernden Bezeichnung doch von beträchtlicher Größe sein. Es muß einem aus der Mitte der Vereinigung gewählten oder außerhalb derselben gedungenen Älper, däm mu z'mälhen giibd, vollauf Arbeit und einen anständigen Summerlohn, Mälchlohn sichern. So kommt es zu einem Einerzüügli. Allerdings aber mögen zwee^n^ mmeh wa^n^ d's halb meh wan eina einzig. (D's halb meh ist auch unterbernisch nicht etwa „die Hälfte mehr", sondern „das Doppelte". Das Anfangs-, nicht das Endquantum ist das verglichene.) Denn zwei können in vereinbarter Arbeitsteilung mit Einsatz von Lust und Geschick sich gegenseitig unterstützen: der eint holzed, wiil der ander chäsed usw. Aus manchem Senntum wandert die Milch größtenteils zu Tale; den zu verkäsenden Rest bewältigt dann sehr wohl ein einzelner, auch wenn das Züügli auf die üblichste Größe von zwanzig bis dreißig Kühen ansteigt. Trotz seiner Stattlichkeit benennt übrigens auch das Senntum eines selbständig und bloß für sich alpenden Besitzers von beiläufig zwanzig Kühen sich als Züügli, weil es noch bei Mannsgedenken[2] ganz andere Senntümer gab: von hundert bis hundertundzwanzig Kühen. Das waren Züüg, welche aus der Milch so vieler meist aa^n^g'nuunner Kühe meterzentrige Käse in den Großhandel lieferten. Als aber die Talkäsereien die Fabrikation so großer und den gesteigerten Ansprüchen immer gerechter werdender Exportstücke übernahmen, zog sich die Alpkäserei mit ihren hiezu ungeeigneten Holzspeichern gern und ohne Einbuße auf das Züügli zurück. Man braucht ja nur die gäbige^n^, fehrige^n^ Chäsleni von zehn bis fünfzehn Kilo nebst Anken und Milch ins Tal zu bringen, so läcked das si^ch^ uuf wie Zucker. Ja mit dem Gäbelli steigt mehr als ein flotter Gastwirt dem behäbigen Landwirt auf die Haube und Laube und b'sahld die sogleich entführte Ware mit Grindelwaldner-

---

[1] Mhd. „der" ziug (nur in Zusammensetzungen auch „das" Zeug) ist hier in bescheidener Verkleinerung sow. Ausrüstung — eben zur Haupttätigkeit des Alpwirts. Im Seeland ist „das Züügli" irgend eine gerade jetzt uns beschäftigende Angelegenheit. [2] AR. 1822, 90.

preisen. Es kommt daher auch nicht mehr vor, daß hiesige Viehbesitzer Milchtiere an Simmentaler- oder Schangnauer-Küher wägglaan oder z'dingen gään. Es wird keiⁿ Chue meh ze'm Taal ụụs g'laan.

Für jede aaⁿg'nụụnni Chueh bezieht der Älper in der Regel zehn Franken Mälchlohn, wie für jedes Mastchalb fünf und für jedes Stück Galtvieh zwei bis drei Franken Pflegegeld. Überdies zahlt, wer nicht Anteil an dem betreffenden Gebäude hat, für jedes Stück Vieh zwei Franken Stallgäld, dazu den vereinbarten Hịtteⁿzịịs und Chessizịịs. Ferner muß für jede Kuh 13—15 Pfund Saalz auf die Alp gebracht werden: zugleich ein guter Anlaß zum Besuch der gealpeten Tiere.

Die Gebühren entrichtet man am einfachsten nach Schluß der Alpzeit, bei Gelegenheit der Alprächchne̥ten, Ụụsrächchne̥ten, der „Chostne̥ten" zu Wilderswil, wo d's teillen vor sich geht. Teild (geteilt) wird nämlich alsdann — in der Wohnung eines Alpgenossen, selten in irgend einer Talwirtschaft — allfällig eingenommenes Milch- und Buttergeld, wie man schon zuvor oben beim Alpspeicher g'molchned oder d's Spịịs 'teild heed. Dabei spielt heute der Rechenstift, spielte aber ehemals (noch um 1890) das Kerbholz-Doppel seine wichtige Rolle. Eins der Doppel führte der Viehbesitzer, das ihm entsprechende der Senn bei sich. Eine geheimnisvolle Reihe von ganzen Strichen, halben Strichen und Punkten wies auf das Ergebnis der Milchmessungen an den Mäßtägen.

Derselben gibt es in Grindelwald allsommerlich zwei: zu Anfang und gegen Ende der Alpzeit. (Das Emmental schiebt eine dritte Messung zwischen hinein; in andern Oberländergemeinden mißt man bei jedem Bezug eines neuen Lägers — so an Saxeten —, wenn nicht sogar alle vierzehn Tage, auf wenigstens zwei Walliseralpen[3] nunmehr alle Tage.) Jeder Mäßtag spielt sich in zwei aufeinanderfolgenden Abendakten und dem dazwischen fallenden Morgenakt ab. Der vorbereitende Akt des ersten Abends nennt sich: uf d's Määs mälhen. Die Reihenfolge, in welcher dabei die einzelnen Kühe eines Vereinssenntums dräⁿ chēmen, wird notiert, um auch am folgenden Morgen eingehalten zu werden. Jeder Senntumsgenosse milkt am Abend das Vieh eines andern, um mangelhaftes Ausmelken oder andersartiges vérte̥llen („vorteilen", übervorteilen) für den nächsten Morgen auszuschließen. Das Melken am nächsten Morgen nun ergibt d's Morgeⁿmmääs, das Melken am zweiten Abend d's Aabeⁿᵈmmääs. Da man

[3] Eivisch 66.

zur Feststellung beider Maße selbstverständlich jede Kuh wieder in ein sorgfältig entleertes Gefäß melkt, so dient dies zu einer guten Redensart. Wer nämlich immer nur oberflächlich und vorschnell absprechend generalisiert, statt nach genauer Prüfung von Fall zu Fall zu urteilen, milchd alli i'n gliihen Napf oder auch etwa: iⁿ d's gliich Häfeli. — Das Mittel aus dem Morgen- und Aabeⁿᵈmmääs ergibt bald nach der Alpfahrt das Ustägsmääs, im August das Herbstmääs. Die Summe beider Mittel wird als Durchschnitt eines Alptages betrachtet und der Verteilung des Sommernutzens zugrunde gelegt. Die Kontrollmilch wird nunmehr g'säägd (gewogen), bis vor kurzem aber wurde sie g'mässen. Senkrecht in den zum Messen dienenden Mäsnapf wurde ein Hölzchen: eine Schweiba, Milchschweiba gestellt, in welcher ein Drahtstift einen Leffel anzeigte. Das Wägen geht etwas schneller von statten als das Hantieren mit Mäsnapf und Leffel. Allein auch bei der Wägemethode kommt nicht das Gewicht, sondern das Quantum in Berechnung: jenes wird in Löffel umgerechnet. Der Löffel ist nach wie vor der alte Halbschoppen, der neue Viertelliter oder das Halbpfund (250 gr).[4] Genauer als mit halben Löffeln (1/8 l) wird nicht gemessen.

Eine gute Kuh füllt im Ustäg es Morgeⁿmääs von vierzig Löffeln, und die machen zusammen einen Ziger.[5] (In Lauterbrunnen gehören hierzu fünfzig Löffel.)

Von Kühen, welche nach der Alpfahrt kalben, oder vor der Abfahrt ergalten, wird die Milch besonders gemessen. Der Eigner muß dann für die durch solchen Ausfall verlägeⁿ Ziit auf seinen Anteil vom Määs verzichten: läⁿ fallen. Nicht dagegen muß laⁿ fallen, wer während der Alpzeit eine Kuh durch deren Tod verliert. Er nutzed fort bis zum Schluß der Sömmerung, da er sonst Schaden gnueg g'häben heed.

Hirt und Älper.

Nach der Alpstatistik von 1895 waren auf Grindelwalds Alpen 147 Erwachsene regelmäßig beschäftigt (nämlich an Itramen 24, an Wärgistal 15, an Holzmatten 6, an Bußalp 30, an Bachalp 17, an Grindel 30, an

[4] Im Oberwallis ist der Löffel = 1 kg, und 50 Löffel machen ein Immi. (Goms 87.)

[5] GlM. 72. — Dieser Ziger zu 10 l oder 10 kg ist eine unwillkürliche Erneuerung der „Zehnheit" (vgl. zwan-zig, vier-zig usw.), welche in augenscheinlichem Zusammenhang mit urgermanischem «tigiz» (zehn: Kluge[5] 417) steckt. Auch dem Ziger als der Masse festen Schottengerinsels, welche in Formen nach bestimmtem Gewichte bereitet wird und von Klöstern in festgesetzter Anzahl eingezogen wurde, liegt wohl eine solche „Zehnheit" zugrunde.

Scheidegg 25). Unter ihnen wie viel Weibspersonen? Keine einzige! Es ist newwåⁿ nid der Bruụch, daß d's Wịịbeⁿvolch z'Alp geid wan eppå z'Dorf. (Warum, wird im Kirchenkapitel auseinandergesetzt.) Zwissen inhi bringt es etwa dem Vater oder Bruder frische Wäsche, oder Ggaffẹbulveruⁿᵈ Bbrood, wenn er dårmid ụụf ist (ausgekommen ist). Wie man in Beziehung auf weibliche Alparbeit anderwärts denkt, zeigen folgende Zahlen der Statistik.[1] Es alpeten 1895 im Amte Pruntrut 103 Weibs- und 143 Mannspersonen; in Saanen 109 und 368; im Obersimmental 148 und 540; in Frutigen 166 und 582; in Schwarzenburg 16 und 81; in Thun 19 und 162; in Niedersimmental 24 und 444; im Oberhasli 3 und 104; im Amt Interlaken 1 und 515.[2] Gezählt sind dabei nicht die im Konfirmandenalter stehenden und noch jüngern Knaben, die bereits als ganz tapfere Melker, als Spịịherbueben, als Chi̊ehbueben oder Zuehitrịịber auf der Alp und als alleinige Besorger eines sechs- bis zehnhäuptigen Großviehstandes im Talheim sich als schon ganz wackere angehende Bauern ausweisen. Sie erinnern an die zwölfjährigen „Pụ̈reⁿbuebeⁿ" des Emmentals, die bereits in Stall und Feld ihren Mann stellen und als geborne Fahrer für hochbeladene Heu- und Garbenfuder vor Brüggstock und Bühne den schwierigen „Rank" finden.

Die Brauchbarkeit der Bueben auf der Alp läßt sich also nicht bestreiten; und dasˢ mụ d's Wịịbeⁿvolch uf der Alp nịịd chenni brụụchen, glauben die dies Behauptenden selber nicht. Zu froh sind sie über seine emsige Mithülfe zumal bei den Vorbereitungen zur Alpfahrt: zunächst dem urbar machen oder rụụmmen. Dieses Alpräumen besteht im Säubern der weidespendenden Halden und Gründe von den neu abgerollten Felstrümmern und kleinen Steinen, und deren Zusammentragen zu sorgfältig aufgetürmten Steinhụụffen. Diese Arbeit gehört nämlich zu den Pflichten der Bsetzer, nicht aber der Bärgteiler oder, nach guter alter Stammbildung: der Bärgteilen. („Der Bärgteil"[3] ist ein Wort wie Teck und Beck, wie Fịịrsprächch usw.) Die B'setzerschaft ihrerseits umfaßt „Alle, welche im gleichen Sommer die Alp mit Vieh befahren"[4] und unterscheidet sich damit grundsätzlich von der Bärgschaft als dem privatgenossenschaftlichen Territorium einer Alpschaft samt deren Bewohnern. Sämtliche Einwohner Grindelwalds gehören zu einer der sieben Bärgschaften, aber nur alle Viehbesitzer zugleich zu einer oder auch zu mehreren der sieben Bsetzerschaften. Diese Bsetzerschaft vertritt zugleich die Alpkommission,

[1] Stat. 02, 2, 416; vgl. die 159 Frauen, 7 Männer und 144 Kinder: Lötsch 77
[2] Vgl. SdB. 1904, 189. [3] Vgl. der gateilo, geteile, Teilgenosse. [4] Regl. § 23.

welche anderwärts gleichsam als vollziehende Behörde von der gesetzgebenden ausgeschieden wird. *Z'säme^{n} b'schickd* wird sie von den Pfandern (S. 324 f.) zum Alpräumen und den bei dieser Gelegenheit abzuwickelnden Verhandlungen. Dazu gehört ganz besonders die Ansetzung der Alpfahrt. Die *Älperschaft* dagegen (d. h. die Sennen einer Alp) beschließt unter sich das *zü̦glen* von Läger zu Läger, sowie das *abfahren* (die Alpentladung).

Die erste solche Versammlung im Frühling heißt *der gmei^{n} Tägwaan*, sowie man das Alpräumen auch als *tägwännen* bezeichnet. Kurz *vor Alpfe̥rt* (S. 307) wird *der Tagwa^{n} verlä̆sen*: Der *G'meindsweibel* verliest die Ansetzung der Frühlingsversammlung jeder Alpgemeinde *na^{ch} der Brĕdig* vor dem Schulhaus neben der Kirche. Dazu kommt die Publikation im „Echo von Grindelwald". Am angesagten Morgen stellen die *B'setzer* sich ein „mit verschiedenem Werkzeug" wie Pickelhauen, Seilen usw. Während des Sommers hat ein jeder *na^{ch} B'satz* (nach dem Maßstab seiner Alpbesetzung) noch weiter zu *tägwänen*. An Bachalp z. B. entfallen auf eine *Chŭeh* (S. 314) 3 Stunden und zwanzig Minuten Arbeit. An Scheidegg verpflichten 1½ Chŭeh Bsatz *hienaahä* (diesseits des Grats) und 2½ *Chŭeh Bsatz ä̆ne̥dnaahä* zu einem Tagwaan. Derselbe ist also wirklich zunächst ein Arbeiten mit der Hand und hat mit Lohnarbeit wenigstens das gemein, daß ihre Verrichtung vor Geldbuße für Unterlassung schützt; man ist *Tägwänner* der arbeitgebenden Alpgenossenschaft gegenüber. In zweiter Linie sodann ist der Tägwaan: Mitberatung gemeinsamer Angelegenheiten und erinnert damit an den glarnerischen Tägmḁn, welcher die Burgergemeinde,[5] die Ortsgenossenschaft unter ihrem „Tä̆gmḁ^{n}vogt", und sogar die Kirchgemeinde[6] bedeutet.[7]

Auch *wäärhen* hat gegenüber dem Unterland[8] seine eigene und zwar spezialisierte Bedeutung bekommen. Allerdings *wärhed* man auch in Grindelwald sein Gut, und der Fleißige tut dies sehr *wärhig*. Das *rụụmmen* auf Alp und Wiese, das *Mist buwwen, chornen, härdepflen, gartnen* heißt mit gemeinsamen Ausdruck *ụụswäärhen* (wie im Emmenthal „dụ̈sse^{n} wä̆rche^{n}"). Man *verwäärhed* auch hier

---

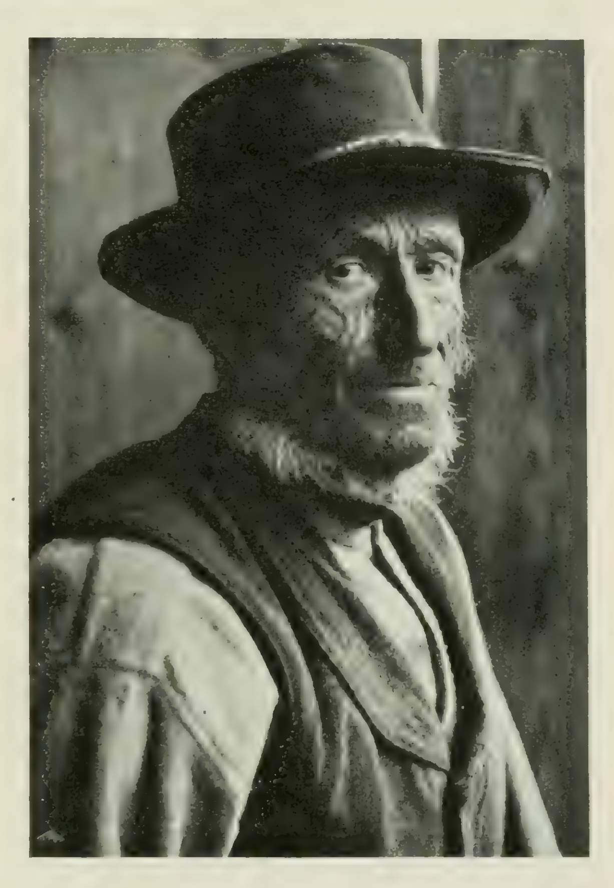
[5] Fankh. 53. [6] Stalder 2, 258; Blumer im Arch. f. schwz. Gesch. 3, 58. [7] „Die Bedeutung scheint von einer alten Einteilung der Hörigen herzustammen, nach welcher sie die schuldigen Tagewerke zu leisten hatten." (Blumer.) Der zweite Wortteil wird zu winnan = sich in Schmerz und Entbehrung abmühen (und damit etwas „gewinnen") gestellt (Graff 1, 875; mhd. WB. 3, 709; Schmeller 4, 80). Der Tagwan war also zunächst die Fronarbeit eines Tages. Sodann bedeutete er auch das Acker- und Wiesenmaß einer solchen (Habsb. 1, 359; 2^{b}, 292); vgl. die Juchart (jugerum) und das seeländische *Mammert* = Mannwerk im Rebgelände. [8] Vgl. Lf. 83—86.

seine Tëibi (Zorn) und andere Gemütserregungen. Ebenso stellt man dem Sonntag den Wäärchtäg gegenüber. Man braucht aber die letztere Bezeichnung auch analog wie altes „Wehetag“ mit Verallgemeinerung der Tageszeit als „lange Zeit“ und Umdeutung der letztern als Zuständlichkeit. Man versteht also unter „Wäärchtäg“ auch Mühe und sagt etwa, wenn man für Geschicklichkeit in einer Hantierung gepriesen wird: Da han i^ch aber o^ch no^ch Wäärchtag g'hääben, ẹb i^ch das ha^n g'lehrd's g'hääben! Der „Wärchgueg“ dagegen oder das „Wärchroß“ des Emmentalers ist e^n wärhiga, ist en grịịsliha Arbeiti. Wenn hinwieder der Älpler gemeinhin von wäärhen spricht, so ist darunter die sommerliche Berufsarbeit des von der Bsetzerschaft gedungenen Wäärchmaa^nn's verstanden. Sie besteht in Instandhaltung des jeweils bewohnten Lägers während der Alpzeit. Der Wäärchmaa^n muß, soweit er das allein oder mit allfälligen Gehülfen zu besorgen vermag, Zäune in Ordnung halten, beschädigte Grenzmauern herstellen (mụụren), und ganz besonders den Raum um die Hütten sauber halten. Wo Zeit und Kraft nicht langen, müssen eben die B'setzer behülflich sein. Diese Aushülfe ist genau geordnet und zwar in jeder Bergschaft auf eigene Weise; z. B. a^n Scheitegg wie folgt. So manche Chĭeh B'satz einer auf der Alp hat, so manche Traglast (in der Regel e^n Mistbränta volli) Dünger (B'satzmist) muß einer aus dem Läger weg auf die offene Weide hinaus fịrhi tragen. Kurz gesagt: so meụgi Chĭeh, so meụgi Fërt. Die Bsetzer verrichten ihren Tagwaan unter Arbeitsanweisung der Wäärchmannen, während die Pfander die Kontrolle üben. Für ihre Arbeit erhalten die Wärchmannen einen Lohn in bar und obendrein von jedem Zịịgli (Senntum) einen Zịgerstock als Trinkgeld. Auch bewohnen sie unentgeltlich eine G'meindshịtta im Läger und verwahren in dem ihnen angewiesenen Speicher ihre Geisspịịs (S. 384).

Verschieden sind auf den verschiedenen Alpen auch die Bußen für versäumte Pflichterfüllung der B'setzer geordnet. Jedenfalls fließen diese immer in eine besondere Kasse, aus welcher man den Sommer über notwendige oder wünschenswerte Arbeiten ausführt: im Taglohn eppạs Gälds verwärhed. Scheidegg zieht obendrein bei der Rechnungslegung von jeder Kuh dreißig Rappen Wäärchgäld ein.

Zur Anordnung und Beaufsichtigung all der genannten Arbeiten wählt jede B'setzerschaft aus ihrer Mitte allsommerlich zwei Pfander („Alpvögte“, Bergvögte“). Dieselben amten meist auch als B'setzerkassiere usw. An Itramen ist die ökonomische Verwaltung Sache des Bsatzpfanders, der im Tale bleiben darf; der andere dagegen soll als Haagpfander selber alpen und die Tagwanna regieren. Ein Pfander

(„phander")[9] erscheint bereits 1364 als Bannwart des Klosters Interlaken; daneben ein Pfęnter („phender"), welcher die Verletzer fremden Eigentums pfęnten („phenden") soll.[10] Obwohl nun beide Ausdrücke zur nämlichen Wortsippe von „Pfand" gehören und offenbar „Pfęnter" von dem bereits im Familiennamen versteinerten „Pfander" abgezweigt ist, erscheinen schon 1364 beide Titel differenziert. Der „Pfander" nimmt sich aus wie der Anordner, der „Phenter" wie der Vollzieher der Pfändung, und diese Auffassung bestätigt noch der Grindelwaldner Taleinungsbrief von 1883. Nach dessen § 18 haben die Pfander dafür zu sorgen, daß unberechtigt weidendes Vieh innert achtundvierzig Stunden von der Alp entfernt und im geordneten Pfandstall verpflegt werde. J'n Pfandfärrichen am Männlichen hielt man verlaufenes Lauterbrunnervieh gefangen. Für solche Verpflegung und für das Abtreiben, sowie für die Buße (achtzig Franken für jede Chieh) haftet das gepfändete Vieh. Sowohl der Eigentümer desselben, wie auch das Publikum ist vom Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Jener erhält sein Vieh zurück, wenn er



D's Glaser-Jelli, Wärchmaan (1837—1907).

---

[9] Font. 8, 600. [10] Pfenten, g'schenten, wenten, blenten, verderpen, welpen, liggen u. dgl. sind „jan-Verben", deren ahd. oder vor-ahd. dj, bj, gj (z. B. in lig-jan), sich zu t, p, gg assimilierte. Wir sehen also aus afz. pan (Weggenommenes: Kluge[5] 282) ein niederdtsch. pan, ein hochdtsch. Pfand, ein grindelwaldnisches pfenten und Pfenter hervorgehen.

sich sowohl mit der geschädigten Partei, wie wegen der Fütterung im Pfandstall mit dem Pf̣enter abgefunden hat. Diese Pfenter werden seit 1898 nicht mehr von den Bergschaften für sich angestellt, sondern tälschäftlich (d. h. seitens der Einwohnergemeinde Grindelwald) durch drei Flurhüter ersetzt. Die Funktion derselben beschränkt sich auf diejenigen Fluren, deren Huetschaft durch ịịṇgään, d. h. durch „Eingabe“ der Bewerbung um solche unter Entrichtung eines Frankens Huetgäld auf der Gemeindschreiberei, erworben worden ist. Diese Neuerung wurde veranlaßt durch Bosheiten, um derentwillen niemand mehr ein Pf̣enter alten Schlages sein wollte. Es kam nämlich vor, daß Eigentümer gepfändeter Schafe und Ziegen, welche in größeren Truppen nach dem oft weit entfernten Pfandstall abgeführt wurden, mit Bengeln nach den eigenen Tieren warfen, um die ganze Schar zu versprẹnggen und die Not des Pfenters zur Anhandnahme des Eigentums zu benutzen.

Aus dem Kapitel über „das Gehege“ geht hervor, daß selten Kühe, um so häufiger dagegen Schafe und ganz besonders Ziegen zu solchen Grenzverächtern gehören. Auf außerordentliche Höhen (S. 347), wo jeder Begriff der Gemarkung fehlt, steigen die Wollträger und ihnen nach wenigstens zeitweilig der Schafhirt. In fast ebenso hohe Reviere folgt der Geishirt seinen Ziegen und kann unmöglich seine zersä̋d'reteⁿ Trüppchen immer miteinander überwachen. Wie viel gibt ihm nur schon seine — wenn auch noch so primitive — Selbstverpflegung zu tun! An den furchtbar steilen und gefährlichen Halden der nämlichen Bä̋nisegg, deren untere Partien ein halbes Dorado heißen dürfen, wohnte ehemals in elender Hütte der Schaf- und Ziegenhirt und trug das Holz zur Bereitung seines Ziegenkäses von der Bohnerren her zwei Stunden weit über den Gletscher.[11] Etwas bequemere Wohnung bietet die von einer Balm geschützte Schäferhütte am Zäsenberg.[12]

Gleichwohl bietet das Leben eines Geisbuebs[13] noch heute wie zu Kuhns Zeiten viel des Anziehenden. So viel, daß ein heller, junger Kopf auf Mürren mit Humor von seinem Vater erzählte, wie energisch derselbe die ihm zugedachte Laufbahn eines Lehrers von der Hand gewiesen habe: Nei, bi'm Tonnder wollt iᶜʰ lieber Geishirt sịịⁿ, waⁿ Schuelmeister! Schon die zuweilen verhältnismäßig ansehnliche — und jedenfalls immer in éinem Barsümmchen ausbezahlte — Entlöhnung konnte das Zünglein der Wage zugunsten des Ziegenhirten ausschlagen lassen. Zudem findet der Prototyp des Krummstabs

[11] Reise 2, 20. [12] Rohrdorf 28. [13] Kuhns Geißbub: AR. 1820, 232 ff. und Ofenbr. 6, 95—98; ebd. 91—95; Arthur Bitter in AR. 1866; Tschudi 519 f.; And. 811 ff.; Fankh. 33 ff.; Keller 58.

für Aufbesserungsbedürfnisse bisweilen ebensoviel Verständnis als das Schulszepter. Dreihundert Franken als fixe Summe auf Mürren oder auch nur Franken 242.25 im Sommer 1905 für die nach der Stückzahl verdingte Ziegenschar an Bachalp gäben zwar kleine „Quartalzapfen“, dürfen aber immerhin mit den „hundert“ [14] Franken des Bäniseggschäfers für 1776 sich vergleichen. Noch interessanter drängen die Unterschiede sich in der Laufbahn des Itramer Geishirten Moserzusammen. Als Schafhirt über dem Eismeer bezog dieser 1851 fiif Chrooni (18 Franken) und unter der Bedingung guter Aufführung e̊s Pär Schueh. In den Jahren 1853 und 54 stieg er auf sieben, ja 1855 und 1856 auf vierzäheⁿ Chrooni oder zweimal fiifundzwenz'g Fränkleni. Die Jahre 1857—65 brachten eine Aufrundung auf hundert Franken neuer Währung. 1866—70 zahlte man ihm für die Ziege drii Batzen [15] (45 Rappen), von da an aber zwei Franken. Allein, fügte der noch jetzt außerordentlich stramme und behend wie ein Gemsjäger steigende Siebziger bei, das wenige Geld langte früher beinahe so weit wie heute das mehrfache; warum? mu̦ hed



Geisbueb.

[14] Wyß 674 nach Wyttenbach. Genaue Sachkenner finden freilich diese Summe als für jene Zeit viel zu hoch gegriffen. Ist eine Null zu streichen? [15] In der Zählung spricht auch der Grindelwaldner etwa von Batzen; die gute Einzahl aber lautet der Bätzen, entsprechend der Herkunft von „Meister Petz“, dem aufgeprägten Bären der alten Bernerbatzen. (Vgl. Jakob Grimm in seinem Wörterbuch.)

Sĕĕrger[16] ghä̆ben. Solche Kunst des Auskommens mit wenigem setzt freilich alle die Intelligenz voraus, die man von richtigen Geisbuebne^{n} ja auch zu erwarten gewohnt ist. Wie durchgehend der Geisbueb als geweckt und schlagfertig gilt, zeigt gerade das Ausnahms-Mịsterli von jenem Verschüchterten, der dem Eigner eines verunglückten Tieres zu berichten kam: Der Geisbock ist g'hịjd. „Hed's mụ newwḁs 'taan?" Neei. „Was hed er deen^{n}?" Es Hịri aab, und es Eigi[17] ụsa, un^{d} de^{nn} no^{ch} tood!

Dem rechten Geisbueb kann kein Stück seiner noch so zahlreichen Herde auf längere Zeit entgehen. Alle kennt er, wenn auch nimmer mit Namen, so doch an ihrem Aussehen und ihrem Gehaben. An jeder Stelle, wo die vorwärtsgetriebene Herde sich zerstreuen könnte, überfliegt sein Auge zählend die Schar, oder er achtet besonders auf die Tiere, welche er als die zügellosesten kennt. Auch diese behält er wenigstens in so großer Gewalt, daß sie bei jedem seiner virtuosen Pfiffe nach ihm zurückschauen und nach seinem gebieterischen Wink die künftige Wegrichtung einschlagen. Im übrigen gleicht seine Intelligenz oft der latenten Wärme. Zum Musterschüler von vornherein verdorben, ist er dafür nach Kopf und Herz eine Art Geißenpeter, wie Johanna Spyri[18] ihn mit meisterhafter Seelenkunde gezeichnet hat. Eine zähe, lange nicht sich öffnende Knospe, aus der dann aber allerlei werden kann. Ein wackerer Geselle in Krieg und Frieden wird aus jenem im „Gletschermann"[19] abgebildeten Geißbuben, der in mörderischem, aber unerschrockenem Kampfe mit den alten Räubern seiner Zicklein junge Steinadler aus dem Horste nimmt. Einen waghalsigen Führer und Jäger kann es geben aus diesem schịdigen (flinken) Wildfang, vor dem nichts sicher ist; dẹr die höchsten und glattesten Bäume nach Vögeln erklettert und täglich na^{ch} Ei^{ch}-horne^{n} rägled; der jung Fịx ụụsnimmd und die Wochenbetten der Gemsen kennt, wohl gar ein junges Kitzchen unter zärtlichsten Liebkosungen nach seiner Hütte trägt, um es natürlich unter ebenso liebevoller wie grundfalscher Behandlung zugrunde gehen zu lassen. Zum ganz anders gearteten Gemsjäger und zum erstklassigen Führer bringt es dieser schweigsame Bursche; zu einem Thomas Platter vielleicht der Konfirmand, der eben jetzt eindringend ein Steinhummelnest studiert. Oder seine Handfertigkeit und Erfindungsgabe macht ihn zu einem Ebenbilde jenes Christian Fischer, der aus einem Ziegenhirten am Gießbach zum Begründer der berühmten Brienzer Schnitzlerei geworden ist. Das

---

[16] Eine auch emmentalische Steigerung dieses Substantivs, herübergenommen aus der Schwebe zwischen Dingwort und Beiwort wie in: es ist der nützer! (Vgl. „der Nutz" S. 248.) [17] „Äuglein" in kindischer Sprache. [18] Im Heidi. [19] 76.

Studium des lebenden Geißfußes führte ihn zur Erfindung des danach benannten Instruments, mit dem er so Großes leistete.[20]

Viel Gemeinsames hat mit dem Geisbueb der Chïehbueb, Trịịbbueb, Zuehitrịịber, von welchem schon öfters die Rede war. Als freiwilliger Alpgast auf kürzere Zeit, oder als mit zwanzig bis siebzig Franken entlöhnter Ausnutzer seiner langen Schulferien trịịbd er zuehi (S. 322) und zeigt wo nötig dem auf die Weide ziehenden Vieh den richtigen Weg. Er geid's Veh gan erchehrren — wie einen auf Irrwegen wandelnden oder in Irrtümern befangenen Menschen das Leben und die Tatsachen „vor ume" bringe", so daß er schließlich bekennt: das hed mich erchehrd! Mühevoll und verdrießlich ist mitunter seine Arbeit. Dafür entschädigt er sich tagsüber in freien Stunden, wo keine dringende Zwischenarbeit (S. 284) ruft, mit heiteren Allotria. Das boimstellen oder uf den Grind stahn, das Schlagen von Purzelbäumen (d'Schïßla welpen) auf dem schwellend weichen Rasen u. dgl. zählt dabei nicht unter die minderwertigsten Leibesübungen.

Die Weitläufigkeit der Rindviehweiden (S. 311) erschwert begreiflich hier ein eigentliches verhïeten[21] (hüten, wie man auch pflege- und aufsichtsbedürftige Menschen groß und klein verhïeted oder goimd) — so angelegentlich auch ein Alpkenner wie Schatzmann im Interesse rationeller Wirtschaft darauf drang. Es ist alles, daß man an eines Anstößers Gut vorüber auf Vorsaß und Alp mid der Trịịbrueten oder nach älterer Sprache mit 'trịbener Rueten[22] („mit guther Hirrtschaft und thribner ruthenn" 1557)[23] fährt. Zur Zeit der Pferdezucht und Pferdeweide dagegen mußte man wenigstens „den Rossen Hirtschaft geben" (1559) oder um dieser Tiere willen eine Alp „behirtschaften". Weiter reichte auch damals das Zusammengehen vom „Fuß des Viehes und vom Auge des Hirten"[24] nicht, und unter Hirt verstund man von jeher lediglich den Schaf- und Ziegenhirten.

Um so geläufiger ist der wirklichen Umgangssprache der Hirter. So nennt man aber den Besorger eines ihm anvertrauten Viehstandes im Stall (den Chïehdräckträppeller in gelegentlicher humoristischer Selbstpersiflage). Das alte Stammwort ist also überwuchert von der Ableitung aus dem Verbum hirten. Mit diesem meint man im Oberland so viel wie das Vieh — besonders im Stalle — besorgen; irgend

[20] Pfr. Baumgartner in Bern. Biographien I, 382 ff.; von Tav. 111; Dr. Mühlemann in Alpz. Mai 1906, 108. Vgl. damit Kehrli, den Pfadfinder zum Gießbach (in den Bern. Biogr. I. [21] Einfaches „hüten" ist eben in alter Sprache allgemein aufmerken, hinsehen, sehen. [22] Passiv- und Aktiv-Funktion der Partizipien noch unausgeschieden wie in „fahrende Habe", „ug'gässna furt gaan" u. dgl. [23] Moos. [24] Schatzmann, Alpwirtschaft 1863, IV; separat: Aarau, 1863.

ein Glied der Familie geid gän hirten am Morgen und Abend. Im erweiterten Sinn ist hirten so viel wie ein Hirtenleben führen,[25] im verengten Sinn: füttern. Man füttert oder hirted dann aber nicht bloß Stallvieh, sondern ebenso einerseits z. B. Bienen, anderseits sogar Kinder. Ja der Guttanner wendet das Wort neutral und läßt den Säugling selber gut oder schlecht „hirten". Der Grindelwalder hinwieder sagt von einem, der zu viel von der „Milch der Greise" in den Leib bekommen hat, und für welchen infolge dessen auch die breiteste Landstraße zu schmal geworden ist, weil er einen Tăgel hat: Där ist aber eiⁿs g'hirteta gsịịn! Kinder, die gehörig essen, sind denn auch ebenso hirtigi Chind, wie eine Kuh, die gern und viel frißt, es hirtigs Chueli ist.[26] Was letzteres bedeutet, wird man besonders inne, wenn man ịịnhirted: im Winter oder auch bei sommerlicher Schneeflucht das Vieh in den Stall nimmt und dort besorgt. Das muß bei einem reichen Bauer in zwei oder drei Hirteten geschehen, wovon etwa eine die gaalt Hirteta (die des Galtviehs) ausmacht.

Außer dem Hirt oder Hirter kannte die Mundart bis vor einiger Zeit noch den Schweiger (Käser; vgl. den Namen „Chunrat Sweiger" 1347[27] und den Schweigerhübel an Itramen, der zu gelegentlicher Kurzweil der Sennen gedient haben wird). Andere Bezeichnungen dagegen wie „Chüejer" und „Senn" sind bloß sporadisch aus andern Dialektkreisen nach Grindelwald gedrungen. So wenig übrigens wie an diesen haftet auch an den einheimischen Benennungen der Charakter eines Berufstitels. Natürlich! Wo so vorherrschend die Alpwirtschaft zu Hause ist und auch der beruflich gebildete Sohn des Hauses an dessen Bauerngeschäften Anteil nimmt, ja selbst der in weiter Ferne verheiratete Staatsdiener seine Ferien als Älper in der väterlichen Familie verbringt, da sind „Hirt" und „Älper" und „Schweiger" usw. keine Berufsnamen, die sich einem „Schmied" und „Schneider" gegenüberstellen würden. Wie wenig seinerseits der Handwerker im exklusiven Sinn des Unterlandes etwa gar als „Arbeiter" dem „Agrarier" sich gegenüberstellt, zeigt der Abschnitt über „Hausarbeit"; wie trefflich auch Gastwirt und Landwirt in der einen und selben Person und Familie sich vertragen, lehrt alle Tage der Augenschein. Und mit der nämlichen Eleganz tragen die geschätztesten Führer jetzt den Tutel, jetzt den Rucksack, schlingen sich um die Schulter bald das Hewseil und bald das Gletscherseil, handhaben heute noch die Săgisa und

---

[25] IG. Sintram 69; Wyß 625 usw. [26] Vgl. auch das „unhirtige Trinken" auf einem Gefährt mit unruhigen Pferden: IG. Käs. 215. „Unhirtigi Chind": Schuldb. 149. [27] Font. 7, 263.

morgen den Gletscherpickel. Sie wissen es und können es die Jungen lehren, wie verhängnisvoll im Oberland der Zug nach der Straße sich dem Zug nach der Stadt des Flachlandes zur Seite stellen würde. Den Landmann haben bisher die Wechselfälle des Natur- und darauf gegründeten Menschenlebens vor der Irr- und Mißrechnung mit den Schätzen goldener Berge bewahrt und den Satz gelehrt: Der Mensch hed d's Läben nid g'choifds und d's Glück nid g'choifds, und Sichers chan^{n} U^{n}sichers wärden. Dafür aber auch ist noch immer das Land[28] dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist.

[28] Auch (und erst recht) in diesem Sinne gilt Cäsars Zuruf an die alten Helvetier den Schweizern des 20. Jahrhunderts.



Schabälla mid uusg'hiwen Bluemmen.
(Kerbschnitt ca. 18. Jahrh.)

Das Gvicht.

Gedeihen und Sterben im Viehstand.



ennzeichnet einen Emmentaler Berghof mit unterdrücktem Weidgang das fünfmonatliche „ịị^{n}stellen“ bei Grünfutter und ein siebenmonatliches bei Heu und Emd, so heißt es in Grindelwald: *fịịf Maanenda weiden, sịbe^{n} Maanenda ịịnhirten.* Sei es aber, daß einer sein Vieh *z'hirteṇ gäbi*, sei es, daß man die Durchwinterung selber besorge: die *Wintrụg* gehört zu den allerwichtigsten Angelegenheiten des Alpbauers. Neben Durchwinterung bedeutet „Wintrug“ auch den sie ermöglichenden Besitz an Heugut; und es ist charakteristisch, daß letzterer analog der Grundsteuerschatzung auch schon als Maß für öffentliche Lasten gedient hat.[1] In ungünstigen Jahrgängen bis zur ersten Weidegelegenheit *e^{n} Chueh ụsiwintren* ist für einen, der nicht über beträchtliche Mittel verfügt, eine entschiedene Kunst: *e̥s hed en Näsa!* Hier wie bei irgend einer glücklichen Lösung einer schwierigen Aufgabe kann es heißen: *e^{n} schwị̊riga Faal hed si^{ch} da bigangen!* Es heißt drum auch von einem gut aussehenden Menschen: *er hed gued g'wintred.* Ja, *e̥^{n} Gwintre̥ta* ist ein in alle Sättel gerechter, *en ertrị̊bna* (in seinem Fach durch und durch bewanderter), sogar auch ein durchtriebener, ein abgefeimter Mensch.

Erst recht der Grindelwaldner weiß aber auch, *das^{s} mụ nịịd weniger vermag wan e̥s mägers Chueli z'haan*, und daß o^{ch}

---

[1] GlM. 167.

die g'schichten Lüüt sich laan bschiißen, aber d's Veh niid und d's Land niid. En „Ertribna" der eben gezeichneten Art prahlte, är heig alls chënnen bschiißen, wan die mälch Chueh niid. In doppeltem Sinn ist daher niidraatsig fuetren es 'trögens Gschäft: indem man zu wenig und indem man zu viel Nahrung verabreicht. Nichts wäre verkehrter, als eine Winterfütterung auch noch um Mittag, auf welchen umgekehrt gerade die menschliche Hauptmahlzeit fällt. Im Stalle soll die Kuh zwischen Morgen- und Abendfütterung ruhig liegen oder stehen, auf der Weide mag sie sich's Tag und Nacht so behaglich machen, wie jeweils die Umstände es mitgeben. Von einem Mittag braucht gerade sie, die ohne Uhr auf eine Halbstunde genau ihre Melkzeit kennt, gar nichts zu wissen. Daher die Umschreibung einer Inkompetenz: där versteid darvon so viil wie n en Chueh vom Mittág.

So lang irgend möglich, wird das Vieh an die Weide gewiesen; denn bald und lang genug geht's ja ans Fueter, das man seinem Wortbegriffe gemäß[2] darreichen muß. Und zwar ist das Futter um so ausschließlicher Dürrfutter, da die herrlichen Alpenkräuter jedes Kunstfuttersurrogat als Verschwendung ausschließen. Mit ihnen ist auch das Gläck im Sinne des Unterlandes[3] überflüssig gemacht. Gläck bedeutet einfach die Salzgabe vor und nach dem Melken, sowie zu irgendwelcher Anlockung eines Tieres, wobei aber zu vermeiden ist, daß ein solches gar zu gläckloos: leidenschaftlich lecksüchtig werde. Es wird ihm daher nur eine vorsichtig abgemessene Prise: ein Stüpf, ins Maul geschoben. Schafen und mit ihnen geweideten Ziegen legt der Hirte von Zeit zu Zeit eine Portion solch unentbehrlicher Würze (oder vielmehr Nahrung) auf eine Felsplatte hin. Die Umgebung eines solchen ist der vielgenannte Gläckstein. Nach solcher Ernährungsart bemißt sich auch das Tränkebedürfnis, das aber der Grindelwaldner noch nach andern Rücksichten auf sein berechnende Weise regelt. Findet er es vorteilhaft, möglichst viel Vieh zur Ausbeutung des sommerlichen Alpnutzens durchzuwintern, so treichd der Älpler und triichd die Kuh bloß am Morgen und setzt damit Lust und Bedürfnis nach Atzung um etwas herunter. Kommt es dagegen auf das Maximum auch der winterlichen Milchergiebigkeit an, wie die kurze Winterkurzeit Grindelwalds sie fordert und lohnt, so wird durch Tränken auch am Abend die Freßlust gesteigert. An dem Umstande freilich, daß eine Kuh sich doch nicht zur Milchmaschine machen läßt, findet der Trick seine Grenzen. Auch weniger in seinem Dienst als im Gebot der Einzelumstände liegt der Wechsel der Tränkmethode. Mu treichd iin oder treichd uus: man trägt dem Vieh das Wasser zu, also in den Stall

---

[2] Lf. 247. [3] Ebd. Dagegen Lötsch 84 (Wachholder, Alpenrosen, Mehl, Salz).

„hinein“, oder man entläßt es „aus“ dem Stall zum meist nahen, bisweilen jedoch auch ziemlich entfernten Brunnen. Solcher Tränkeweg — ein richtiger Bummel! Die an ungebundenes Freileben gewöhnten Tiere wollen das Halbstündchen außer dem Stall offenbar recht auskosten. Der Hinweg zwar bildet, wo möglich, eine mathematisch genaue Gerade als kürzeste Linie. Um so kurzweiliger gestaltet sich der Heimweg, und gut ist nur, daß das silberhell tönende G g l ĕ g g l i am Hals einer jeden der Bummlerinnen genaue Kontrolle gestattet. Hier ein komisch neugieriger Blick, wie es in der so ganz andersartigen Winterlandschaft des Tales aussehe, worauf der Theorieminute aus sehr praktischen Gründen ein gemütlich anhaltendes r a n g g e n am nächsten Baume folgt. Dort ein mutwilliges Stampfen im metertiefen Schnee und, von der gleichen Unternehmungslust getragen, ein paar keineswegs unbeholfene Sätze — bis der Hirte ch ĕ t t e d: C h o o m! C h o o m ß ä! ß ä̋! ß ä̋! S ä ch o o m! C h a l b s ch i! ch ụ ụ t s ch! ch ụ ụ t s ch! Und zögernd zwar, doch ohne Widerstreben wird dem Rufe Folge geleistet.

Neben der Fütterung dient der Stall der Krankenpflege. Schonungslos wird das gesunde Vieh bei jeglicher Witterung nach der Melkzeit zur T ä g w e i d oder A b e^nd w e i d von der Alphütte weggetrieben. Karg berechnend wird während der traurigen Tage der sommerlichen Schneeflucht ị ị^n g' h a n d l e d (J ị n h a n d l e n heißt eigentlich: dem im Frühling und Herbst weidenden Vieh Dürrfutter in die B a a r n i legen; natürlich bedarf es dann dessen weniger, als wenn man ị ị n h i r t e d, S. 332). Alles tut man, um in rauher Gegend rauhes Vieh zu behalten; aber ch r a n k e m V e h m u e s m ụ b o r g e n! Das gebietet nicht bloß die Nützlichkeitsrücksicht, welche der Verstand diktiert; der heutige Grindelwaldner ist — in entschiedenem Gegensatze zum vormaligen — ein Viehhalter, der zu gegebener Stunde „sich des Viehes erbarmt“. Da spielen denn d a s T r a j ch (der Viehkrank), die B ị̋ l v e̥ r l e̥ n i und die homöopathischen C h r ị̋ g e̥ l l e̥ n i die ihnen gebührende Rolle. Alle die Viehkrankheiten[4] nun, deren im Band „Lützelflüh“[5] einläßlich gedacht ist, werden trotz ihrer Wichtigkeit hier übergangen. Wir erwähnen bloß der spezifisch alpwirtschaftlichen Vorkommnisse dieser Art. Milzbrand und Rauschbrand, letzterer hier V i e r t e l (im Simmental „Angriff“) geheißen, weil ein Vierteil des Leibes samt der aufgequollnen und beim Streichen rauschenden Haut schwarz wird, führen meist zum Tod. Die Tiere v e r r ä b l e n (nicht in rohem, sondern im Sinn des alten „hinwegfallen“); dann verrichtet der nicht umsonst jährlich mit Fr. 250 besoldete Wasenmeister (A b d e c k e r, S ch i n t e r), welcher „schindet und außhalet“ (1669), sein

[4] Vgl. Alpina 1, 143—155. [5] 249—252.

für den Alpwirt sehr trauriges Amt. Die obligatorische Viehversicherung, seit 1904 in den drei hiezu geschaffenen Kreisen Grindelwalds eingeführt, hat daher in unserer Talschaft ihre allgemein gewürdigte Berechtigung. Dies um so mehr, da gemeingefährliche *Bräst en* schon öfters über den Marktplatz von Unterseen oder von Unterwalden her im Oberhasli und von hier aus in Grindelwald verhängnisvollen Einzug hielten. An Scheidegg starben 1746 innert weniger Wochen 28 Kühe, auch an Grindel viele. Namen wie die „ober Prastalp" (bei Mürren) deuten auf die in solchen Fällen nötige Absonderung. In neuerer Zeit wütete wiederholt die Maul- und Klauenseuche. Sie heißt hier einfach *d'Sịịch*, wie denn die gegen sie angewandten Mittel auch andern Krankheiten, namentlich der Lahmheit der Kühe, gelten. Sie raffte 1839 in den Kantonen Bern und Freiburg über zweitausend Stück Rindvieh dahin,[6] suchte verheerend die Bachalp heim, zwang zur Rückkehr in die Ställe nach vier Alptagen und trieb zum Notbehelf, den kränksten Tieren zarte Weidekräuter in den Mund zu schieben. Mit *gĭetigen* (kühlenden) Mitteln[7] sucht man Übeln zuvorzukommen wie dem *Schlier*: dem Viertel des Unterlandes.[8] Denn zu rasch würde sonst die Milch der entzündeten Zitzen *schlächti*: *trueblẹ̥ti* (trübe); sie gääb *eⁿ Truebel* old *eⁿ vĕlliga Poppel* (klotzige Masse); sie würde *brächchen* oder *zerhịjen*, und schließlich bliebe das Euter trocken. Der samt Essig aufgestrichene Lehmbrei wirkt denn auch trefflich. Nur hinterläßt er gern beim Abtrocknen und gleichzeitigen Sichzusammenziehen Sprünge in den Zitzen, welche leicht *sehr* werden (dem Wundwerden nahe kommen) und das Melkgeschäft heikel machen. Diese *Sehri* tritt auch ein, wenn tiefhängende Euter der Weidekühe in lehmigen Schlamm eintauchen. Gefährlicher ist es, wenn in demselben schwere Tiere *ịịⁿträtten* oder *ịịⁿghịjen*. Bei dem gewaltsamen Versuch, die Füße aus dem *Looch* oder der *Grappen* heraufzuziehen, können sie *wi lịịcht!* (wie leicht!) einen Fuß oder die *Huft*, ja *v'lịcht* (vielleicht) *deⁿ Krị̆gggrat zerhịjen*. Bisweilen bleiben klobige Reste solchen Kots zwischen den Hufen sitzen und erzeugen *Fuesfị̆li*. Rauher, steiniger Boden hinwieder macht die Füße wund — kurz, aus oft unerkannten Gründen wird bald hier, bald dort ein Tier *lams* („lahmes").[9] Bisweilen ist *Horeⁿzwang* (Hufverhärtung mit Sohlenaustrieb) im Spiel. An innern Krankheiten wie *Dịnnbịịhị̆gi* (hartnäckigem Durchfall) leiden besonders *blĕĕdi* Tiere, *wa nịd vịịl mĕgen haan*: wenig Strapazen und extreme Temperaturen aus-

[6] Professor Heß. [7] Vgl. dagegen magische: Lf. 455 f. [8] Lf. 250. *Schlier* als lehmartiger Koth auch im Ortsnamen Schlieren. Schlierig = schlammig. Odenwald B. 153. [9] S. 235, Fußn. 7.

halten und leicht in dieser oder jener Weise alpsị̆chtig („weide-siech“)[10] werden. So besonders die weißen Kühe. — Jungviehstücke werden nicht selten geplagt vom Pịtscher: einem flechtenartigen, sehr erblichen Hautausschlag.[11] An den Augenlidern oder andern Körperstellen wuchern oft faustgroße Fịịgi („Feigen“), welche der Älpler kurzerhand chnịpfd: mit einem Seidenfaden abbindet. — Streitsüchtige Tiere, welche beim geringsten Anlaß einander d'Schlacht anbieten, tragen geritzte oder zerschundene Hautstellen: Schĭrpfliga, als „Schmisse“ davon. Ja da und dort büßt eine Kuh ihre allzu unüberlegte Forderung zur Mensur als lebenslängliche Trägerin eines Mụtthören. Das ist ein abgestoßenes und im besten Fall durch einen un g'fĕrmten (häßlichen) Ansatz zur Neubildung ersetztes Horn. Zumeist bleibt freilich auch dieser geringe Trost noch aus, und das Einhören muß obendrein seinen körperlichen Defekt auf den ethischen einer ledigen Mutter übertragen, von der man ohne Abwägung von Schuld und Unglück sagt: si heigi ẹs Hören ab. Der Älpler aber muß noch zufrieden sein, wenn er die sehr unfachmännische Amputation so rechtzeitig gewahrt, daß er durch kunstgerechten Verband den erschöpfenden Blutverlust und die Entzündung des hervortretenden Määrgel (Mark) verhindern kann.

Ernährung, Krankenpflege, Aufzucht — damit ist auch die dritte Tätigkeitsgruppe im Stall genannt. Die alten Schaf-, Schweine- und Pferdezüchter legten unbeholfene Tiersäuglinge, an deren gutem Aufwachsen ihnen gelegen war, eigenhändig an die Zitzen: sie hein s' z'wắg g'leid. Daher ist z'wăglĕgen der technische Ausdruck für aufziehen, großziehen; ja er wird — ganz der Älplersprache angemessen — völlig unbefangen auf Kinderpflege, Erziehung und Berufsbildung übertragen. Ein schlecht aufgenährtes Kind ist schlächt z'wäggleids. Ein hoffnungsvoller Junge läßt sich sogar zu einer gelehrten Berufsart, einer Staatsbeamtung z'wăglĕgen, wenn er — analog dem zur Aufzucht geeigneten Jungtier — z'wăglĕgiga ist. (Vgl. „hirten“ S. 330.) Nächste Bedingung hiezu ist beim Tier die Anlage zum raschen Emporwachsen: Z'wăglĕgtier mĭeßen g'wắx'rigi sịịn. Fehlt's hieran, so gedeihen sie nicht: sie tĭen nịid, sie sịịn untäätigi.[12] Die Haustierpflege beginnt gleich mit dem Augenblick, wo das Pferd fịlined, das Schaf lammred, das Schwein fähdled, die Kuh chalbred, die Ziege (gleich der Gemse) gịtzined oder gịtzled, überhaupt ein Muttertier jịngled.

---

[10] Kasth. 25, 44. [11] Vgl. auch Wyß 425. [12] Obwohl im Nhd. aus sehr inhaltreichem Vollverb zum Füll- und Hülfsverb erniedrigt, erscheint „tun“ doch noch mundartlich z. B. in der Bedeutung „an seine Gestalt wenden“ oder „legen“, also zunehmen und gut aussehen; vgl. „Gunther und Hagen, die Recken wohlgetan“, (stattlich, schön); die getaene (Schönheit) usw.



Gemalt von F. Brand.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

Links oben ein seltenes Beispiel von Schnitzerei, haut relief mit Bemalung.
Die übrigen Beispiele zeigen Details der Möbel-Bemalung (18. Jahrh.)



Ja mit einer Ungeduld, welche fast vergịtzled (in Bern: vergịblet, im Oberhasli: „verginzled"), wird während mancher Nacht von noch wenig Erfahrnen e'ner Chueh g'wached, bis sie endlich u^n mmueßed (unruhig wird: durch Ausschlagen die Wehen verarbeitet).

Der Ziegenbesitzer sieht es natürlich gerne, wenn die Mehrzahl der ihm geschenkten Gịtzẹni aus Stäädlen (Stäärlen) besteht. Die Stäädla ist nämlich das weibliche Zicklein.[13] Und noch einmal so gern wird es gesehen, wenn nicht beim jungen Tier unheimliche Chnụ̈bẹni (Höckerchen) auf eine künftige g'hórenochti Geis deuten, wenn es vielmehr beim ungehörnten Mụ̈tsch, Gịtzimụtsch verbleibt, der nicht gefährlich stichd (stößt).

Gegenstand besonders sorgfältiger Pflege sind aber begreiflich die Chalber. Schon ihr wäärden (zur Welt kommen) veranlaßt Redensarten. „Jetzt rechtfertigt euch!" heißt im Mund des Viehpflegers: jetz tïed ẹ^w ch da sịịfẹrren! (Die Sịịfri oder Reini: placenta.) Das Bild sodann vom Glückspilz und das entgegengesetzte vom Pechvogel lauten grindelwaldnerisch: Wäm d's Glịck wịịl, däm chalbred no^ch der Schịịdstock (oder der Schịịdtotzen: Klotz, auf welchem man Holz spaltet). U^nd wwäm's nịd wịịl, däm erwịrfd no^ch der Gịtzibock (das Ziegenböcklein). — Das Werfen der Kälber sieht der Grindelwaldnerbauer am liebsten im Dezember und Januar. Er kann in diesem Fall die Jungtiere schon im folgenden Sommer als Loifchalber zur Alp geben: ụf d'Alp ghịjen, und sie da ungehütet sich selber überlassen: 'nẹ^n d'Wëli gään oder 'nẹ^n's gsoorged's gään. So gelangt er ohne Geldeinsatz rasch zu Nachwuchs. Das Kalben hinwieder, welches einen Monat vor der Frühlingsweide erfolgt, bietet andere Vorteile: es vereinigt die größte Milchergiebigkeit des Futters mit dessen größtem Umsatz durch die Kuh. Damit stellt ein Milchtier, das seine achtzehnmal zum Kalben kommt (bis es nicht mehr b'heed und nicht mehr traagends wird) ein respektables Kapital dar. Obendrein ist eine Kuh, wa ạ^l sévẹl („also viel", so viel) dịr^ch hi^n gmachd's heed und gleichwohl no^ch nịd zerlott'rẹti ist, sondern immer noch die Vorderbeine stramm und straff geschlossen hält, auch in der Kreuzgegend d'Gnagẹni nịd laad z'alle^n Sịịten ụụsiggarren, ạlso gẹng no^ch b'schlossi'ni ist, ein erfreuliches Zeugnis für die Gesundheit des Alplebens.

[13] Das Wort ist weibliche Umformung (Genusmotion) von ahd. (Graff 6, 702) und mhd. (WB. 2, 2, 619) „das" stërl. Dies verhält sich zu „der" stëro, stër (ebd.) ähnlich wie lat. sterilis zu «sterus» (Georges 2, 1594): unfruchtbar, weil (wie die allermeisten männlichen Tiere) jung der Schlachtbank verfallen (Lf. 258). Mhd. stër und stërl sind Widder, ahd. stëro aber ist auch sonst männliches Tier.

Das zum Z'wăglĕgchalb bestimmte Soĭgchalb oder Treihichalb ist natürlich seltener ein Chalbstier, häufiger ein Chĭehlichalb, kürzer und gewöhnlicher Chälbli genannt. In der Hätschelsprache heißt das anmutige Tierchen „kleines Kühlein": Chụụtschẹlli, woraus alle die unterländischen Umdeutungen und Umformungen Chụ̈tschi, Gụ̈tschi, Gụ̈tschẹli u. dgl. geworden und auch etwa nach Grindelwald gedrungen sind. Das Tierchen soll aber recht bald dem Hätschelstadium entwachsen. Dazu bedarf es guter und vieler Milch, deren Tagesgewicht bis auf den Zehntel des Leibesgewichts ansteigt. Daß daher Aufzucht und Molkerei Konkurrenten sind, die einander ausschließen, leuchtet ein; und sehr passend kleidet die Sentenz: wer zu viel will, bekommt am Ende nichts, sich in die Bilderrede: Mụ chanⁿ nịd Chalber z'wăglĕgen uⁿd denⁿ noᶜʰ vịịl chäsen. Da aber im Alpengelände als Fremdenort die Milch so überaus teuer ist, soll das Tier sie auch möglichst gut verarbeiten. Chalber seĭggen (säugen) ist daher sozusagen eine Kunst, mit welcher auch die peinlichste Reinlichkeit verbunden sein will. Der Tränkekübel: die Gelta trägt einen zylindrischen hölzernen Ausflußschnabel: den Zoĭggen, welcher dem Kalb wie eine Euterzitze in den zum Saugen emporgehaltenen Mund reicht. Später zwingt ein flach gedrückter Spuelen zum Saugen mit gesenktem Kopf, als Vorübung zum selbständigen Trinken. Zugleich verhindert ein Maulkorb unzeitiges Naschen. Nur allmälig und sehr spät wird die Milch entzogen. Noch ziemlich vorgerückte Jungtiere erhalten jeden Abend etwa einen Liter; und es ist beinahe rührend, sie immer um die nämliche bestimmte Zeit zwei oder mehr Stunden weit von ihrer Tagweide herrennen zu sehen, um ihr Trĕpfẹlli in Empfang zu nehmen. Dafür mögen sie sich hüten, etwa eine Kuh anzusaugen! Wo ein derartiger Verdacht besteht, erhält das Junge ein halfterähnliches breites Lederband mit zolllangem Stachelbesatz über die Nase geschnallt. Eine von diesem Chalberzoim berührte Kuh besorgt dann schon die nötige Disziplin.

Den Namen Chalb führt das Jungtier im ersten Lebensjahr. Im zweiten heißt es Mẹischrind (s) oder Meischli (ss), wenn groß gebaut, eine Meischa (ss). Im dritten ist es ein Zịịtrind oder eine Zịịtchalba; wohl auch bereits eine junge Kuh: eine Mẹischchueh, wenn es als Chalberchueh (Kuh, die jüngst geworfen hat) sich so früh in die Zahl der Milchspenderinnen einreiht. Das im Alter parallel gehende männliche Junge ist ein Mẹischstier.[14] Aus dem Zịịtrind

[14] Mit dem Bestimmungswort Ziit- ist im Grunde die normale Zeit gemeint, in welcher der erste Wurf zu erwarten steht. Das Dringen der Gegenwart auf raschen Wertumsatz verlegt aber, wo es irgend angeht, dieses Ereignis bereits in das zweite Jahr: das

oder der *Zịịtchalbe*ⁿ wird dagegen erst im vierten Jahr die *Zịịtchueh.* Vgl. das „Zịịtgeißli“ im Wallis: die eben ausgewachsene Ziege. Eine um noch ein Jahr hinausgeschobene Trächtigkeit trägt dem Tier die Bezeichnung *Uberchalba*, eine noch weiter sich jährende den Spaß- oder auch Schimpfnamen *Uber- und ẹm-uberha-Chalba* ein.

Während seines Wachstums muß das Jungtier sich erzieherischen Eingriffen unterwerfen wie z. B. dem Anlegen des Hornführers. Solchem *Hörenzwinger*, *Hörenbändiger* oder *Hörensteller* verdanken aber Grindelwalds alpkundige Besucher den Anblick so vieler prächtig gewundener und wie Elfenbein feiner Hörner.

Unterdes wächst auch der *Chalbstier* oder das *Mụ̆nichalb*, das *Mụ̆nẹlli* oder der junge *Mụ̆ni* heran zum Zuchtstier, sei's als *Mẹisch-* oder als *Zịịtstier*, falls er nicht als kastrierter Ox zum Schlachten bestimmt wird. Gleich letzterm wandern auch der *Stack* (der Schimbock des Lötschentals) und der *Frịschig* (ss: kastrierter Ziegenbock und Schafbock)[15] frühzeitig zum *Metzger*. Das nämliche Schicksal teilen das *Metzgchalb* und die große Mehrzahl der *Gịtzẹni*, deren überhaupt in der Schweiz jährlich bei dreihunderttausend Stück geschlachtet werden.[16] Der Fleischbank verfallen ebenso die lang *unⁿtraagend* bleibende Kuh und die mit dem achten Jahr unrentabel werdende Ziege. Wie diese beiden fortan zum *galteⁿ Veh* (S. 344) gerechnet werden, so von vornherein die *Gụsta*: Ziege, welche zur erwarteten Zeit nicht wirft, und die *ubergäänd Gụsta*, welche erst im vierten Jahr sich mit Muttersorgen zu beladen gedacht hatte. Wie wenig der große und der kleine Alpwirt mit derlei Prinzipien einverstanden seien, beweisen sie etwa mit der beißenden Neckfrage an eine müßiggängerische Marktbesucherin: *Wolltist mid dem Gụstli z'Määrt?* (Stehst du am Markte feil wie eine nichts leistende, darum

---

Jahr der noch vollen Entwicklung, welches man ganz analog auch beim Menschen noch in Monate einteilt und nach solchen abschätzt: *das Chind ist jetz denn achtzähe Maanenda aalds.* Im Lateinischen nun, welches in der Urkundensprache der klöster-Grundherrschaft so manchen Brocken auch in unser bäuerliches Leben hineinwarf, heißt der Monat *mensis.* Daher redet man in älterer Sprache (z. B. laut Gfd. 21, 220 und laut Habsb. 1, 300 nach schwz. Jd. 3, 219; 4 334) vom *Mensekalb*, und noch heute sowohl im Oberwallis (vgl. Goms 69) z. B. vom *Menschstier*, wie bei den Walsern im Prättigau (nach unserer eigenen Abhörung) von der *Menscha.* (**Sch** aus **s** ist ein bekanntes Charakteristum der Walsersprache. Vgl. Pomatt 211.) Gemäß dem so verbreiteten Ersatz des n durch j oder durch Ersatzdehnung wurde aus solchem Mens- oder Mensch- z. B. das *Maißrind* in Uri und Entlebuch, das *Määßrind* oder *Määßli* in Glarus, der *Maißochs* in Uri (Alpina 1, 114), sowie das *Maischrinderli* in Unterwalden und unsere grindelwaldnischen *Meischrind*, *Meischchueh*, *Meischcha*, *Meischschli.* (Bemerkenswertes Zeugnis für alten Zusammenhang mit dem Wallis.) [15] Vgl. dagegen „Frischling“ (junges Wildschwein). [16] Fankh. 4. 64.

unbegehrte Ziege?) Nicht ein „Gusti“ wie im Unterland, wohl aber g u̦ s t ' s ist ein Rind, bevor es m i d d e m F l a a m m eⁿ ch u n n d (bevor sein Euter zu schwellen anfängt). So sind auch Stuten ohne Fohlen und daher ohne Milchabsonderung g u̦ s t u̦. — Dem Schlächter überantwortet man im weitern die uⁿ t r a a g e n d e n und die u b e r g ä ä n d e n (ihre Würfe überjährenden) G e i ß, sowie den E iⁿ s t r i̦ ch ch: Zicklein mit nur einer Zitze. Gleich dem Schwein werden alle diese Tiere entweder ins Haus geschlachtet — i̦ iⁿ g ' m e tz g e d — oder dem Fleischer angeboten.

Der kommt und untersucht. Ist das Tier i n d e r H u̦ u̦ t g'fassed's (fett)? Ist speziell die Kuh g u e d i ' n G r i f f e n? (Gibt sie unten am Euter gut in die Hand?) Alles v i s i d i e r r e n unterbleibt natürlich bei der Notschlachtung, die übrigens der Berufsschlächter gerne dem in Sachen meist selber kundigen Eigner überläßt. Besonders geschieht dies, wo ein tötlich verunglücktes Tier n i̦ d e ' s g ' r ä ch t eⁿ T o o d s u m ch o o n i s t.

Ein „gerechter“, d. h. mit Brauch und Recht und Ordnung gleichermaßen vereinbarer Tod des Tieres ist also der durch Menschenhand. Das ist der Fall, wenn diese Hand als eine streng berufsmäßig eingeübte ein wo immer möglich ahnungs-, angst- und schmerzloses Sterben herbeiführt.

Das zunächst abgezogene F ä ä l verdrängt heute noch in burschikoser, wie ehedem in gemeiner Sprache die Bezeichnung „Haut“ auch beim Menschen: der „guten Haut“ des Deutschen stellt der Seeländer „es schlächts Fääl“ und der Grindelwaldner e s g ' s ch i̦ ch t s F ä ä l (ein geschicktes Frauenzimmer) gegenüber. Die G e i s h ī̦ ī̦ t i jedoch wandern als zuvor gegerbte G e i s f ä ä l (und als kunstreich gearbeitete Galanteriewaren) ins Ausland.[17] Das samt der Wolle gebeizte Schaffell hinwieder heißt d e r S ch a a f h ä ä r d e n und diente ehemals zum W ä t t e r s ch u tz (S. 95). Die f e i ß t e n oder f e i ß t l o ch t i g e n Tiere liefern in die Küche N i e r eⁿ f e i ß t i. Nur da, w a ' s f e i ß t z u e u n d h a r g e i d (wo man unreinlich hantiert), greift man ohne Not zu den ekelhaften Fettsurrogaten. Wie Nierenfett, siedet die Bäuerin auch das S ch m ä ä r der Schweine mit Butter zusammen. Ebenso wird das S ch m a l z der Wiederkäuer und mitunter sogar der S ch m u tz junger Pferde heute nicht mehr von der Küche ausgeschlossen. Sind d e r W e i s e l (Speiseröhre), d e r G u r g e l, das G l ī̦ n g g (Brusteingeweide) usw. ausgehoben und der Kopf samt S ī̦ w s ch n u̦ r r e n und C h i n n b ä c k l i n e n a b g ' h ī̦ w w e n, so bleiben am C h ä̆ n e l des Schweins noch die s ch w i̦ i̦ n i g eⁿ S i̦ i t i (Speckseiten) und die S ch w i̦ i̦ n s h a m m i eigens zu behandeln. Man unterschied

[17] Zürn 48.

die letztern ehemals von den Schaf- und Geishammlinen, welche indes heute Lịdleni heißen. (Einzahl: das Lịdli, auch: das Lid.) Schon früher jedoch redete man weit und breit in der Runde ohne Gefahr des Mißverständnisses von den Grindelwaldnerhammen.[18] Man verkaufte sie um gutes Geld und begnügte sich zu eigenem Wohlleben mit den Gnäg̣inen. Dieses Gnägi kreuzt sich in seiner Wortgeschichte seltsam mit Bein. Es bedeutet zunächst den zu nagenden Knochen, dann den Knochen im lebenden Leib, insbesondere die Schenkelknochen und zu guter letzt die Schenkel selbst, auch die des Menschen. Wer sich zu einem Gange sputet („beindlet" oder „scheichlet"), nimmd d'Gnäg̥eni fịrha (vgl. S. 84). In drolliger Schülersprache aber heißt ein präpariertes Menschenskelett der Gnägimaan oder das Lịịteⁿggrịgel.

Nicht neuere Anatomie indes, sondern ältere Lebenslehre mache hier den Schluß. Die Schule von Salerno hat einen Spruch[19] in Umlauf gebracht, dem ein Theolog der supranaturalistischen Schule[20] die erbauliche Fassung gab:

> Das Weibvolck sich ergetzt mit Nähen und mit Spinnen
> Und sorget, daß die Schwein fett werden ohne Finnen.
> Der Metzger schneidet aus die Hammen von zwölf Pfund.
> Kommt dann noch Wein dazu, sind sie nicht ungesund.

Pferd, Schwein, Schaf.

Mụ mues scharpf z'wä̋glĕgeⁿ, weⁿⁿ mụ̆ ze nnewwḁs Gälds choo ⁿ wịịl[1]; mụ chụnnd dḁrmid besser z'Platz waⁿ mid chäsen uⁿᵈ Milch verchoĭffen. Diesen alpwirtschaftlichen Elementarsatz bringt man nunmehr auch in Grindelwald immer zielbewußter zur Geltung. Alte Leute erklären: Frĭejjer hed der Pụụr ụf drịị old vier Chĭeh chụụm eppa e̥s Chalb z'wä̋gg'leid, jetz lieber uf d'Chueh zwei old drịị. Das neunzehnte Jahrhundert hat so die alte Viehhaltung immer strammer und methodischer zur Rindviehzucht entwickelt und dafür im Lauf seiner ersten Jahrzehnte die vormals auch in Grindelwald bedeutende Pferdezucht ganz eingehen lassen. „Rascher Wertumsatz" wurde hier wie allerwärts zur wirtschaftlichen Maxime erhoben. Wär frĭejjer nid eⁿ Fịlimä̋hra g'häben heed, ist keiⁿ Pụụr g'sĭĭn. Da grasten ganze kleine Pferdeherden an Rŏsalp, an der Rŏshaalten,[1] im Roßbŏden, oder wie die

[18] Wyß 613; König 31. [19] Caro porcina sine vino pejor ovina; si tribuas vinum, erit cibus et medicina. [20] Kyburtz A 6.

[1] A 2.

abgesonderten Weiden hier für Mähri mid Filinen, dort für güsti Roß sonst noch heißen mochten. Da aber d'Roß u^nd d'Schaaf 's e̥s z'teiff nään, d. h. Gräser und Kräuter nicht wie das Rind abreißen, sondern mit ihren scharfen Zähnen so kurz abbeißen, daß eine Wiederbestockung schwer wird, werden die guten Weidestellen der Kuhalpen durch sie schwer geschädigt. In allen Bergschaften außer Bußalp bestand daher zugunsten der Pferde Weidezwang. Besonders litten darunter Itramen, Wärgistal und Grindel; für letzteres kamen dazu noch rechtswidrige Übergriffe der Scheitegger, denen erst der Spruchbrief von 1559[2] ein Ende machte. Schädigungen durch die Hufe vermied man durch Abziehen der hintern Eisen,[3] welche gelegentlich liegen blieben und damit etwa zu voreiligen Argumentationen für vorhistorische Alpansiedlung führten: sie hein alti Ise^n funden. Alles in allem kam es also einer rationelleren Alpwirtschaft zugute, daß die einjährigen Pferde, d'Jährliga, nii̥mmeh rächt hei^n welle^n ziehn (keinen guten Absatz mehr fanden) und dagegen das Rindvieh, d's Veh, hed aa^nfaa^n Röspri̥isa[4] gälten. Da hed mu̥ du̥g mid de^n Rossen u̥uf ghëërd![5] Ist mit der Pferdezucht nii̥d meh z'mache^n gsi̥in und hat eine Talschaft ohne Pflug und Erntewagen für Bauernpferde keine Verwendung, so verleiht hier heute dem edlen Tiere bloß der Fremdenverkehr so viel Existenzberechtigung, daß die Zählung von 1906 doch 57 Pferde, 1 Maultier und 1 Esel aufwies.[6] Gerade das bis Grindelwald fahrende Dampfroß schafft auch dem Roos vermehrte Arbeit auf Straße und Saumpfad bis hinan aufs Faulhorn. Ein- bis vierspännig jagen in den beiden Kurzeiten Wagen und Schlitten einher; Eiswagen knarren, und in den zwischen jenen liegenden Bauzeiten quietschen zu unerwünschter Ohrenweide die Kiesfuhrwerke. Die kurzen Erwerbsperioden aber machen das Pferd zum Gegenstand eines regen Kaufes, Tausches, Mietens. Daher sieht man wohl nie es mägers Mëbel, e^n mmäge̥rra Chri̥ppel, e^n Chri̥ppel-Esel (d. i. altes, mageres Pferd) auf Straße und Saumweg. Auch Entstellungen durch Unfälle oder zutage tretende Untugenden werden durch den Fremdenverkehr rasch ausgemerzt. Daher kann ein Tier, das noch gestern im Vollgefühl seiner Jugendkraft mit hoch erhobenem Kopf g'wieche̥rred oder g'ri̥chche̥lled heed, heute selbst eines „Hablichen" Tisch mit Rös-bi̥ff (humoristisch umgedeutetes roast beef) decken. Wohlgenährt sehen auch die Pasti̥ga (der Pasti ist sw. Pastësel,[7] Lastesel) und die

[2] Abgedruckt im GlM. 43 f. [3] Tschudi 535. [4] Vgl. v. Tav. 5 nach Fäsi. [5] Vgl. Alpina 1, 121; Bern B. 70 f.; Stat. 02, 1, 63 ff.; 05, 2, 78. [6] Stat. 06, 2, 62. [7] Romanisches basto (Saumsattel) kam durch enetbirgische Säumer als Rückentlehnung ins Wallis und ins Berneroberland. Vgl. Kluge[5] 30.

zum Tragen und Ziehen gleich tauglichen *Mụụltịga* (der *Mụụlti* ist Maultier) aus. (S. „Verkehr“.)

Stabil und wenig berührt von der in der Schweiz allgemeinen Zunahme um 80 % zwischen 1866 und 1906, bewahrt die Grindelwaldner Schweinezucht mit ihren 409 Schweinen im Jahr 1906 ihr von der Natur der Sache gegebenes Verhältnis zur Alpwirtschaft. Auf der Alp denn auch muß man den Dickhäuter in seinem wahren, vielfach ergötzlichen Wesen beobachten. Während wir eben in unserer Alphütte uns zu Betrachtungen ganz anderer Art anschicken, schlägt an unser Ohr ein Höllenlärm. Von jener um Steinwurfsweite entfernten Hütte dringt er her. Das schreit, das heult, das *ggịͥßed*, das grunzt, das *rochched*, daß es durch Mark und Bein fährt. Neun Borsteriche drängen einander vom Platz an der Türe, stehen an derselben *polzgraad ụụf*, stürzen wieder, kollern, wirbeln durcheinander, bis plötzlich von innen die „Pforte“ sich auftut. Da stürmt's hinein wie ein Kosakenheer, und im nächsten Augenblick sind die Kehlen mäuschenstill. Man hört nichts als schlürfen und schmatzen: *schlappen, schlụrpfen, ggödlen, schmatzren*. In Reih und Glied hat die so plötzlich disziplinierte Bande sich aufgestellt am langen *Sị̈wtroog*, den der Senne nicht rasch genug mit *sị̈wleewwer*, verdünnter *Schotten* nachfüllen kann. Diese Augen- und Ohrenweide kann, wer Lust hat, täglich dreimal zu immer denselben Stunden genießen. Denn so oft — und so genau zur Zeit, als trügen sie eine *Sackuhr* bei sich — verlassen die Schweine ihre Weide im *Sị̈wboden* und ähnlichen Plätzen. Hier hatte soeben noch das eine der Tiere wählerisch *im Gras umha g'nụ̆sched (s) u^nd g'nĭeld* (geschnobert und gewühlt), ein zweites zur Abnutzung seiner Zähne an einem Stück Holz *g'chnắtsched*, ein drittes, im Schlamme liegend und *alli Vieri* von sich streckend, als wirkliche *Rochchelmöhra* behaglich *g'rĕchchĕlled* (gerochelt, gegrunzt), ein viertes ist mutwillig *umha g'jụffed*. Da plötzlich, wie auf einen Appell, ging's zum ordentlichen Mahl. Es bedurfte dazu keines lockenden *höß! höß!* Ebensowenig ist aber ein wegtreibendes *husch! husch!* vonnöten. Selbst von einem appetitlichen Reste läuft das wohlgesättigte Schwein weg; denn *o^ch n e^n Sụw weiß^s, we^nn s' gnueg heed.* Ein anderes ist es mit dem *chĕtten* (anlockend rufen) oder *zeeken* (herlocken) zu ungewöhnlicher Zeit. Diesem Locken folgen aber immer nur die Schweine, welche zur Hütte des Rufenden gehören. Überhaupt sind auch diese Tiere, dank ihrem Freileben im Gebirge, mit ganz bemerkenswerter Intelligenz begabt. Es gehört zu den kleinen Erinnerungen an den großen Brand von 1892 auch der Zug vom geretteten Ferkel, das in der Dunkelheit seinen auf der Wiese kampierenden Eigner aus einer Menge heraus

an der Stimme erkannte und bei ihm Zuflucht suchte.[8] Ebenso stählt aber der Aufenthalt in freier Alpenluft die Körperkraft auch eines solchen doch nur zum Fettklumpen bestimmten Geschöpfs. Dasselbe ist imstande, Türen aus den Angeln oder Zapfen zu heben und beträchtliche Strecken weit mitzuschleppen. Es trägt die selbst auferlegte Last auf dem zähen Wịderbịrst (Haarwirbel) seines Rückens. („Wịderbịrst" heißt auch ein widerspänstiges, bösartiges Schwein selbst.) — Für gewöhnlich allerdings betätigt es solche Kraft fast nur im nie̥llen (wühlen) und muß zur Abwehr beträchtlicher Schädigungen alljährlich zweimal, unter Mithülfe der zum Milchmessen erschienenen Talleute, g'ringed werden. Die stark abgehärteten Tiere ertragen übrigens diese Prozedur sozusagen schmerzlos. Ebenso leicht übersteht der junge Beer (Eber) das heillen (kastrieren), die Moora, Fähdlimoora, (selten:) die Loosa, das Loosi (Mutterschwein) das schnịịden oder gaaltslen (Ovariotomie). Beides geschieht durch den Sịwschnịịder oder Sịwgaaltsler. Die Kreuzhafte, womit die Wunden vernäht werden, führten darauf, von einer groben Flickerei zu sagen: das ist deⁿⁿ frịị n ḁlsó e̥n Gaaltsle̥ta! (In diesen Ableitungen aus gaalt zeigt sich der Bedeutungskern des einfachen Worts: zur Prokreation unfähig und daher — da zu dieser die Milcherzeugung naturgeschichtlich mitgehört — auch „trocken stehend"; vgl. geltig (S. 386): kranke Milch gebend.) Immerhin kommt die g'schnitteⁿ Moora seltener vor als der Motz (S. 296) und das Motzli, welche beide darum auch einzig in die bildliche Sprache übergehen. Wie der „guet Mutz" (zu lat. mutus und frz. mouton: verstümmelt) den alles über sich ergehen lassenden „Gutmütigen" bezeichnet, so ist der „Chuchchimutz": Chụchchimotz das Aschenbrödel. Als Schelte jedoch auf einen weiblichen Grobian dient der Trögmotz. — Dem Unterland sind hinwieder mit Grindelwald gemeinsam die vielsinnigen Zusammensetzungen mit Sụww und Sịwli.[9] Arg verderbte Speise, häßlich zerkrümeltes Brot, zerknülltes Papier, nachlässig zerstreutes Samengut, zerworfenes Wasser z. B. ist versịwweds. Ein im Zickzack oder Chehrs-wịịs bergan führender Pfad und ebenso ein Betrunkener, der solchen auf ebener Straße nachahmt, geid Sịwseichs-wịịs usw. Seltener hört man Schwịịn und Schwịịndli und doch wohl auch das zoologische Unikum Schwịịnhund; häufiger schon redet man vom Schwịnigen in dieser erneuerten beiwörtlichen Grundbedeutung.[10] Der eigentliche generelle Name für „Schwein" aber lautet Fähdli.[11] Dies ist der Form nach eine Verkleinerung von altdeutschem farch =

---

[8] Brand 23. [9] Lf. 294 ff. [10] Swîn als sû-în = von der Sau herkommend: Kluge[5] 341. [11] Mit der bereits bekannten Erhöhung des r zu d; z. B. in Städla S. 397.

lateinischem porcus (le porc).[12] Schon das farch, varch bildete abstufend das värh-el (Ferkel) und das värh-el-în = Fährli oder, mit der nun genugsam angetroffenen Erhöhung des rl zu dl: Fähdli. Da nun für die Zuchttiere (Eber und Mutterschwein) die bereits erwähnten eigenen Namen bestehen, diese Pfleglinge auch eigens gestallt und behandelt werden, so bleiben in der Tat für die generelle Benennung und Besorgung bloß noch die zu schlachtenden Schweine verschiedener Würfe übrig. Man gi^b^d de^n^ Fähdlinen (reicht ihnen ihr Futter), tued de^n^ Fähdlinen uufschëpfen (entleert ihren Urinsammler), tued d'Fähdleni z'Märt usw. Will man die ganz kleinen, noch saugenden, dabei so niedlichen und ergötzlichen Tierchen: die Spanferkel eigens als kleine bezeichnen, so ersetzt man das als Verkleinerungssilbe verbrauchte -li durch das aus dem Walliser -ji vergröberte -schi und sagt das Fädschi, die Fădscheni. Aus dem entwöhnten Fädschi, das statt der Muttermilch nun reine Ziegen- oder Kuhmilch erhält, wird das Milchfähdli. Bekommt es zur allmählich entzogenen Milch mehr und mehr Mais oder Haferflocken oder Haferkernen, wohl auch Kartoffeln und jedenfalls immer mitgesottene Flachssamen, so rückt es zum Suppe^n^-fähdli auf. Ist es erstarkt genug, um Schotte und anderes Spülicht oder Wäschi (ss), überhaupt Küchenabfälle zu verwerten, so avanciert es zum Wäschifähdli. Da es eben in diesem Stadium zur Alp kommt, gedeiht es bei solcher Kost überraschend gut (S. 297); nur darf allerdings das Spülicht nicht auf allzu knapp beschränkten Haushalt schließen lassen wie bei Leuten, deren Armut man mit dem Spotte kennzeichnet: die machen dinni Wäschi! — Das angehende Schlachttier endlich heißt Mastfähdli.

Der Herbst hat uns wieder ins Tal versetzt, und da bietet sich uns ein zum vorigen gegensätzliches Bild: das „Lamm, das vor seinem Scherer verstummt."[13] Ein Schaf „geht an die Schäre".[14] Auf ausgemustertem Tisch (statt auf quälerischem Schragen) liegt es gebunden oder von einem Knaben mit sanfter Gewalt festgehalten. Es ergibt sich in sein Geschick als ein bereits gewohntes, da ja das Bänze^n^ schăăren jeden Herbst und Frühling sich wiederholt. Ja, in letzterer Jahreszeit empfindet das Tier die Prozedur als Wohltat, während für den Eigentümer das Gschäär unter Umständen zum „Gescher" im übertragenen Sinne: zu lästiger Umständlichkeit mit wenig oder keinem Erfolge wird. Der Aufenthalt vieler Schafe nämlich in oft viel zu kleinem, daher dumpfigem Winterstall kann bewirken, daß die Wolle häßlich schmutzig

[12] Graff 3, 681; mhd. WB. 3, 272. [13] Jes. 53, 7. [14] Reg. 103 (1510). [15] Wie besonders Brehm hervorhebt.

zusammenbackt und Zägla bildet. In solch verzägleter Wolleⁿ setzt sich dann der Zägg oder Zăchch (die Zecke) fest — unverschämt zudringlich wie Menschen, von denen man sagt: das siiⁿ frii Zăchchen!

Im Winter eben, wie im Sommer, muß das Schaf gleich der ihm [15] zoologisch so nah verwandten Ziege erfahren, was es mit ihrer gemeinsamen Bezeichnung „das Trĭecht“ auf sich hat. [16] In scheinbar übertragenem Sinne nämlich nennt man Trĭecht auch eine moralisch minderwertige (verleumderische, diebische, arbeitsscheue) Familie, deren Angehörige keiⁿ Charakter hein.

Will man die Geringschätzung eines Haustieres noch weiter treiben, so sagt man etwa: das ist eⁿ rrächta Wischer (s)! eⁿ chliinna Wischer! Namentlich das schlecht aufgenährte Schwein wird auch ein Nüscher (s) gescholten. Allerdings sind solche Komplimente häufig zweischneidige Schwerter: das zurückgebliebene ist eben mitunter auch das verwahrloste Tier. Ähnliches wie von derartiger Individualisierung gilt von gewissen Massenbezeichnungen. Zwischen beiden hält sich obiges „Trĭecht“, indem es auch etwa ein einzelnes Schaf oder Zieglein meint. [17] Nur der Masse gilt, wie ursprünglich verächtliches „Schmalvieh, [18] namentlich auch „die Häärd“. Welcher Abstand gegen das Wertgefühl der biblischen „Herde“! (Vgl. auch „Hirt“ S. 329 f.) Die Schriftsprache hat da seinerzeit einen Hochflug unternommen, den sie wieder aufgegeben hat (man denke an das „Herdenbewußtsein“ der „Herdenmenschen“), [18a] und dem die Mundart des täglichen Lebens wohl nie gefolgt ist. Zur Häärd gehören insbesondere die als Individuen kaum recht unterschiedenen, geschweige eines Namens gewürdigten „Herdschafe“, [19] welche nicht in Gesellschaft der Kühe und Chĭehgeißen (S. 353) weiden dürfen. Letzteres ist die Prärogative der Chĭehbänzen und Geisbänzen, welche allerdings auch nur als angehende Fleischlieferanten sich solcher Bevorzugung erfreuen und in oben (S. 317) erwähnter Weise die Kuhweide gefährden dürfen. Jene Herdschafe aber, wie verwildert sehen sie

---

[16] Die trucht (Graff 5, 517; mhd. WB. 3, 121) war = der Trupp, befehligt und versorgt vom „Vorgesetzten des Trupps“: dem truchsazo, truch(t)säße, Truchseß (Kluge [5] 383). Das bernische „Getrüecht“, Trüecht bedeutet von daher eine zusammengewürfelte oder auch hausgenössige Schar unruhiger, schwer in Ordnung zu haltender Leute, namentlich Kinder. Solche Schar ist ebenfalls zunächst verstanden unter oberländischem Triecht; dann aber und hauptsächlich geht hier der Ausdruck über auf so schwer disziplinierbare Gruppen oder Herden halbverwilderter Weidetiere, wie eben Ziegen und Schafe es oft sind. [17] Eine Spracherscheinung wie „Kamerad“ u. a. [18] Smales vih: Habsb. 1, 460; vgl. engl. small (klein). Die Herabsetzung klingt noch durch in „schmälen“. [18a] Welch ein Abstand in der Tat zwischen dem Ton eines 23. Psalms („Gott ist mein Hirte“) oder des Christuswortes Joh. 10 („Ich bin der gute Hirte“) und — the gregariousness of mankind bei Schopenhauer (Aphorismen 62 ff.)! [19] Gusset 86.

zuweilen gegen den Herbst aus! Herrenlos geberden sich ja auch Herdeziegen. Allein die müssen doch jeden Abend und jeden Morgen sich zur Alphütte begeben und über ihren Ertrag, der von ihrem Betragen so sehr abhängt, die Zensur ergehen lassen. Nicht zweimal täglich, sondern zweimal jährlich werden die Bänzeⁿ zur Nutzung herangezogen — welche Zwischenräume ungebundener Freiheit! Die bleibt freilich im Winterstall ein bloßes Wort. Um so reeller wird sie im Sommer ausgekostet. Da ersteigen die Schafe die obersten Gräte: Schaafgrääät am Gemschberg; das Wetterhorn herbergt sie im obren Bärg, im bëësen Bärgli; der Mettenberg sieht sie auf seinem Wurembärgli (s. „Zelleni") hinter dem gefährlichen Heideⁿlooch; in der Nähe des untern Gletschers grasen sie die den Kühen unzugänglichen Stellen des Gletscherbärg, des Zäsenbärg, der herrlichen Bänisegg ab, soweit solche nicht den Gemsen überlassen bleiben. Hier weideten aber noch zu Gruners[20] Zeit zwischen Eis und ewigem Schnee achthundert Schafe, und auf den Zäsenberg trieben noch 1850 zwei Hirten tausend bis dreizehnhundert[21] Stück Triecht. Die Tiere steigen noch bis fast zu oberst auf die Oberwandflueh[22] in der Schreckhorngruppe — wie wäre denn nicht das ganze grüne Gewand des schroffen Eiger ihr Revier: der ober und under Challi-Schafbärg, der Bohnerreⁿ-Schafbärg! In lose Rudel zerstreut: zersäädret treiben sie sich in den entlegensten Einöden umher. Vor einbrechender Nacht jedoch, bei Unwetter und Raubtiergefahr rotteⁿ sie sich zsämen und bergen sich unter einer möglichst hochgelegenen Balm. Zahmere Herden tun dies an tiefer gelegenen offenen Stellen, wie z. B. am Schaafläägergräbli, das in den Bärgel fließt. Vor widrigen Ereignissen aber wie Sommerschneefall flüchten alle sich törichterweise nur immer höher; hülflos und willenlos lassen sie sich schließlich einschneien, und die unermüdlich nach ihnen Suchenden finden sie vielleicht zuletzt so verelendet, daß sie einander die Wolle vom Leibe gezerrt haben. — In solcher Gezähmtheit dann allerdings gaaⁿ viil gidultigi Schaaf in eiⁿ Stall, den man ihnen im Tal anweist. Sonst aber sind die einheimischen Bärgschaaf keineswegs stumpfsinnig. Der Hirte unterscheidet sie an ihrem Benehmen sofort von den zuehag'choifteⁿ fremden. Steinschläge z. B. wittern sie so fein, daß, wenn von Ausweichen längst keine Rede mehr ist, sie einfach stillständligeⁿ mit dem Kopf, oder mit dem Hinterleib, oder mit dem direkt gefährdeten Bein zicken (eine kleine Bewegung machen) und das Felsstück knapp aber unschädlich über

[20] 1, 79. [21] Stud. P. 212: „bis zweitausend". [22] Stud. T. 74; vgl. Tschudi 524—533; E. v. G. 1905, 53 f.

oder unter dem bedrohten Leibesteil durchfliegen lassen. Oder aber sie nehmen in der gegebenen Sekunde einen wohlabgemessenen Satz, e[n] Ggụmp über den Schopf, der sie erschlagen, zermalmen könnte, und grasen sofort ruhig weiter.[23]

Wohl gibt es, wo man nicht an Ausnutzung der obersten Alpreviere durch derart trainierte Geschöpfe denken will oder kann, Mittel, sie in sicherer und gut erreichbarer Nähe zu behalten. Es frägt sich bloß, wie weit im Fall eines Referendums die Schützlinge mit solchem Schutz sich einverstanden erklären würden. Man hemmd die Schafe derart, daß das rechte oder das linke Fußpaar durch eine Hemmi, d. i. eine zweckmäßig lange Schnur, zu kurzen Schritten gezwungen wird. Vor allem hindert man dadurch das Überspringen von Zäunen. Lederüberzüge über den Tschằgglinen (S. 315) schützen diese gegen schmerzendes Einschneiden. Quälerischer und bloß etwa bösartigen Widdern vorbehalten ist das Binden eines Bengels oder schmalen Britts um den Hals. Ein dä[n] Wwääg 'brịttlẹta Boonz (Kerl), dem bei jeder Bewegung das halbmeterlange Holzstück sich um die Vorderbeine schlägt, verarbeitet seine Wut innerlich, bis sie gekühlt ist, und stellt seine gefährlichen Angriffe auf Menschen oder Weidekühe ein. Der „Trüegle"[24] des Unterlandes endlich entsprach früher in Aussehen und Zweck der Sĭwschild.

Das naturgemäßeste und freundlichste Zähmungsmittel ist freilich — so weit es sich überhaupt in Anwendung bringen läßt — die Menschennähe. Je verlassener, desto anhänglicher sind Schafe gleich Kindern: die chĕmen ei'm naa[ch] wie d'Bänzen! So schon dem ersten besten Fremden gegenüber. Dem Wanderer an der Engi des Wetterhorns z. B. laufen sie lange Strecken weit beharrlich nach — wie dann erst ihrem Hirten. Sein Jauchzen oder seinen Ruf: hotzgsch! hotzgsch! hotzgsch! hoooljĕljĕljĕljĕ! hotzgsch! hotzgsch! kennen sie stundenweit. Ihr Blöcken erschallt wie ein hundertstimmiger Freudenruf, und die Herde fliegt wie n e[n] Llouina ihm entgegen.[25] Wissen oder vermuten sie erst, daß er ihnen auf dem bestens bekannten Gläckstein ihres Weidebereichs Salz streuen wird, dann mag er nur auf die Sicherung seines Leibes und die der jungen Schäfchen bedacht sein.

Mit der herbstlichen Alpentladung verbindet sich das Bänzenụụsziehn, zu unterscheiden vom „Schaafscheid" des Oberhasli, des Guggisberg und anderwärts. Der Zweck beider ist freilich der nämliche: Zustellung der gealpeten Schafe an deren Eigentümer und ihre Anhandnahme durch letztere. Ihre Eigentumskennzeichen tragen die Tiere zumeist noch a'n Ohren; wie, wird in der zusammenhängenden Er-

[23] Schafhirt Brawand. [24] Lf. 71. [25] Schafhirt Brawand.

örterung der Hụs- und Veh- oder Ohrzeichen dargelegt. Die ganze Häärd treibt man in einen Färrịch (Pferch) zusammen und läßt sie z. B. durch dessen Angitoor oder Engitoor an der untern Grindelstepfi Stück um Stück durchschlüpfen.

Daß es dort auch ein Pfăffe^{n}tĕĕri gibt, führt uns auf das weitere Thema alter grundherrlicher Forderungen auch an Schafen. Unter „Pfaffen" sind hier die Chorherren der ehemaligen Propstei Interlaken verstanden, und diese forderte jeweils im Herbst eine nennenswerte Zahl schlachtbereiter Hämmel auch von Grindelwaldnern. Wir finden aus den Jahren 1354, 1357, 1361, 1363 Einzüge von jeweils 8, 26, 11 Stück verzeichnet.[26] Nur ein Gut an Rothenegg brauchte z. B. 1372 bloß einen Hammel[27] zu liefern; ein Lehen aber am Dürrenberg und eins uff em Blatti mußten 1331 vier Schafe[28] entrichten. So forderte aber auch schon Habsburg-Österreich z. B. 1309 von jedem seiner dreizehn Grindelwaldner-Lehen „XX widere, der jeglicher IIII schilling wert sin soll".[29]

Der Hammel trägt in den Abgaberödeln der Grundherren die uralte Bezeichnung urfor. Wir erkennen darin unser weithin verbreitetes Wort der Ụrfel. Grindelwald und Oberwallis haben es freilich durch den Fṛịschịg (ṡṡ) verdrängt. Früher[30] bedeutete „Ụrfel" gleichzeitig den Widder,[31] besonders den jungen, noch saugenden: den Spinn-

[26] Font. 8, 62. 181. 536. [27] F 9, 303; Reg. 77. [28] F 5, 845. [29] F 4, 383. 486. 388. [30] Habsb. 2, 449. 554 nach schwz. Id. 1, 444 f. [31] Dies scheint sogar die Urbedeutung zu sein. Die alten Formen urfar, urfuor, urfor, Urfer (Font. 8, 62. 181. 636) sprechen deutlich für eine Zusammensetzung mit ahd. far, farri, farro (Graff 3, 663), was zwar ausschließlich den Farren (Stier) bedeutet, aber z. B. durch agſ. farr = Eber auf den Oberbegriff „männliches Zuchttier" zurückgeführt wird. Die vorauszusetzende Form «fars» kehrt wieder in „die Färse": junge Kuh oder vielmehr: junges Tier, so daß die genau entsprechende Spezialisierung unseres urfar auf den jungen, noch nicht zuchtfähigen Widder führt. Daß dies sogar der noch saugende Widder (spinwider: Habsb. 2ᵃ, 449) sein kann, lehrt der Ersatz von „Urfer" durch „Frischschig", welches Wort ja mit „Frischling" (junges Wildschwein) die Ableitung aus frisch sow. „neu, jung, munter, rüstig, keck" (Kluge[5] 120) teilt. Die allermeisten jungen Widder wandern nun aber auf die Schlachtbank, und urfor bekam damit die Bedeutung „Schlachttier". Mit dem Aufkommen der Kastration, des „Verstümmelns" (lat. mutilare) zu Schlachtzwecken verteilten sich die dies bezeichnenden Substantive Motz (Mutz, vgl. mutz und mutt) auf den kastrierten Eber, und mouton auf den kastrierten Widder. Aufs neue aber machte sich hier die Herdennatur des Schafes geltend: «mouton» ging kurzweg auf das gesamte Schafgeschlecht über, wie dies zuvor mit «brebis» (aus lat. vervex und verwandt mit verres, Eber, lettisch wersis, Stier und idg. wrsón, männliches Geschöpf) geschehen war. Auf die letztgenannte „Urform" gehen auch „Auer" (Auerhahn) und „Ur" (der Uurhahn, S. 194) zurück (Kluge[5] 21). „Ur" aber erhielt eine tautologische Auffrischung in obigem «far»; so entstand „Urfar", Urfel in ältester und späterer Bedeutung. Solche Auffrischungen spielen überhaupt im Sprachleben eine große Rolle.

widder.[32] Auch solche wurden z. B. 1363 und 1379 als Lehenzins gefordert von dem Gut „zu Schingelberg“.[33] Man sagt heute dafür das Wịderlämmschi (Gs) oder Wịderli im Gegensatze zum weiblichen Chịlberlämmschi, Chịlberli.[34] Das Auli oder die Au[35] geht, wenn sie ein Lamm, Lämmschi oder auch zwei Lammer, Lämmscheni (Gs) werfen will, nåben ụụs, mitunter zum Verdruß des Weideplatz wechselnden Hirten, nach dessen Sprechweise drum auch eine leichtfertig sich von ihrem Posten entfernende Person darvoⁿ llammred. Trotzdem oder gerade weil d'Lämmscheni nie sělleⁿ von 'er n Menschenhand aaⁿgfassed wärdeⁿ, wịịl s' in däm Faal ihrụ Låbtäg nie frịịrd, sind sie mit ihrem zutunlichen und muntern Wesen allerliebste Geschöpfchen. Sie werden drum auch weit und breit mit dem sonst noch nicht herabgewürdigten Menschennamen Bänz (Bendicht) gekost. Gleicherweise wurde aber auch etwa der Widder als „Jährling“[36] früher, zu den Zeiten sorgfältigerer Rassenzucht, auf seiner eigenen Weide (vgl. Widderfäld, Widderbödmi u. dgl.) als zahms und zutrauliches Tier gehätschelt. Daher ging der Kosename auch auf ihn über: mịịn Bänz ist grěěser wan dịina, aber nịd so raatliha. (Raatlich: wohlgepflegt, ziemlich fett.) Das Lamm kann dann als Bänzi oder sogar als Bänzelli von ihm unterschieden werden, und der Schmeichelname geht von ihm auf geliebkoste Kinder über: O, dụụ bist eⁿ llieba Bänz! es liebs Bänzi! es tụụsigs Chätzers Bänzelli! — O mi's Bänzli! o mi's Bänzli! Dieser ergreifende Klageruf einer sonst ziemlich rauhen Oberhaslerin über ihrem totgefallenen, siebenjährigen Großsöhnchen (welches nicht etwa Bendicht, sondern Fritz hieß) tönt uns noch heute in den Ohren. — Zunächst in der Kindersprache, dann auch in der gewöhnlichen übertragen sich Bänz und Bänzi auf die Samenkolben verschiedener Pflanzen wie die wohlriechenden des Adelgrases, die prächtig braunen des Schwärzleins, die rosenroten des Schlangenknöterichs und Alpenampfers. Klingt auch hier noch das Kosende durch, so kehrte dagegen der Name mechanisiert und allen Gefühlswerts entbehrend zurück auf den bloß noch als „Rummel“ behandelten Rest der einst so belangreichen Schafzucht, welche 1906 auf die Zahl 250 zurückgegangen ist. Heute werden Bänzen ụụs'zögen (S. 348), Bänzeⁿ g'schören (S. 345), Mastbänzeⁿ g'metzged. Man würde jetzt auch Bänzeⁿ mälhen, wenn Kasthofers[37] Be-

[32] Mhd. (WB. 2, 2, 553) das oder die spünne (Mutterbrust und Muttermilch); berlinerisch spennen (entwöhnen, jemand von sich fernhalten: Krüger, Einl. in d. griech. Spr. 109). [33] Font. 8, 536; Habsb. 2ᵃ, 553. [34] Vgl. Lf. 255. [35] Urverwandt mit lat. ovis (Schaf) ist ahd. die awi, mhd. die owe (Schäfchen und Mutterschaf). Zu ewist (Schafställi) [36] Kluge[5] 405. [37] 22, 33; 25, 244.

mühungen um Einführung der Bergamasker- und der friesischen Schäferei nicht bloß einigen vereinzelten Versuchen gerufen hätte — gleich wie man jetzt Kaschmirziegen scheren[38] und eine der alten Frutigtuchfabrikation ebenbürtige Grindelwaldner Industrie[39] betreiben würde, wenn nicht der Forstmann auch hier der „Prediger in der Wüste" geblieben wäre.

Der Ziege Alp- und Lagerleben.[1]

I^ch hätt lieber en Geis g'fiehrd! So hätte sehr wohl auch grindelwaldnerisch jenes geflügelte Wort lauten können, womit 1906 am Langnauer Schützenfestzug ein Emmentaler Küherbübchen das ihm zugeteilte Kühermädchen bekomplimentierte. Hier wie dort auch könnte es das Schwesterchen eines solchen angehenden Ritters von Toggenburg gewesen sein, das auf die Frage seiner Lehrerin: wann ist man reich? antwortete: Eh, weⁿⁿ mụ vịịl Geiß heed! Diese Weisheit aus Kindermund wird zwar keine Nationalökonomie je zu der ihrigen machen; sie wird aber das in ihr steckende Salzkörnchen der Wahrheit, daß „Reichtum" ein bloß relativer Begriff ist, immer mehr secken (chịsten, kosten) und würdigen. Jahr um Jahr wird dem Durchbruch der Erkenntnis, daß in seiner Art o^ch e̥s Geispụụrli chaⁿ eⁿ rrịịha Maaⁿ sịịn, vorgearbeitet durch die Gründung von Ziegenzuchtgenossenschaften. Einzig im Jahr 1906 entstanden im Kanton Bern deren zwei, um dem schweizerischen Verband sich anzugliedern: zu Interlaken, also im Herzen des Oberlandes, und bei Wangen, also einem Fabrikstädtchen des schweizerischen Mittellandes. Der Fabrikbevölkerung mit ihrem aufs Minimum des Umfangs eingeschränkten, aber um so intensiver betriebenen Landbau empfiehlt sich demnach das kleine Milchtier immer dringender als einfacher oder doppelter Besitz der Familie eines chlịịnneⁿ Manndli. Im Alpgelände aber ist die Ziege bei weitem nicht bloß „die Kuh des Armen", sondern sie gehört wie ein Ring in der Kette mit in die Viehwirtschaft auch des häblichen, ja des reichen Mannes. So kamen denn auch im Jahre 1906 auf die 543 Viehbesitzer Grindelwalds neben 2710 Stücken Rindvieh 1097 Ziegen, also ungefähr auf jeden fünf Stück Rindvieh (worunter zwei Kühe) und zwei Ziegen, wie dagegen kaum ein Schwein, kaum ein „halbes" Schaf und kaum ein „Zehntel" Pferd. Die Zahlenverhältnisse wiederholen sich annähernd im gesamten Amt Interlaken, während 1906 im gesamten Kanton Bern das Rindvieh 77,2%,

---

[38] Ebd. 25, 49 und Öf. O. 30, B 19, 1—6; Zürn 28. 31—35. [39] Kasth. 2, 146.
[1] Vgl. Alpz. Mai 1906, 96—99.

der Bestand an Pferden 13,2 %, an Schweinen 7,5 %, an Schafen 0,8 % und auch an Ziegen bloß 1,3 % des Viehbesitzes ausmachte.[2] Zumal für die Alpreviere legen sich also die Vorteile der Haltung einer ansehnlichen Zahl Ziegen neben dem natürlich überwiegenden Rindvieh nahe: mų mues i'n Bärgen beeder Gattug haan. Das gebietet schon die verschiedene Beweidbarkeit und Ausnutzungsfähigkeit der Alpbezirke. Da wa d'Chịeh nịị-mmeh dar chĕnnen, jagd mų de^{nn} d'Geiß uehi. Dazu kommt bei den mannigfaltigen Gefahren der Bergweide und der großen Abhängigkeit von den klimatischen Wechselfällen die Verteilung des Risikos auf viel mehr Chancen. Mų̆ hed de^{nn} d'Eier nid alli in ei'm Chrättḙlli. Endlich gehört zu dem Vorteil, wonach es in einer Bauernfamilie für alle Glieder groß und klein jahraus, jahrein Beschäftigung gibt, auch die Möglichkeit, die Ziege selbst einer sehr leistungsschwachen Menschenkraft anzuvertrauen. Ein sehr bezeichnendes Pendant zu dem „Kindermund" im Eingang dieses Abschnittes bildet jenes Wort, das eine sechsundachtzigjährige Lützelflüherin[3] gesprochen hat, das aber ebensogut in den Mund einer ebensolchen Grindelwaldnerin in dieser Fassung passen würde: Ja, i^{ch} chchĕnnti stärben und blịịbe^{n} lḷigen, es merkti's nų̆mmḁ^{n} niemmḁn; aber das miehi ja nịịd; nummḁn hätte^{n} d'Geiß denn nịịd z'fräßen. Rührend sticht solches Wichtignehmen eines geringen Berufes vom Spaß eines zur Rindviehfütterung schreitenden Bauers ab, är well sịịner Geis gaų gään, aber auch von der Abweisung einer Angelegenheit, die uns nichts angeht: i^{ch} ha^{n} mmi^{ch} dér Geis nịịd aa^{n}g'nų̆ų̆n! (Der Zürcher sagt: „Wär si^{ch} der Geis a^{n}nimmd, mueß se hüete^{n}"; d. h. einer einmal an die Hand genommenen Sache muß man treu bis zu Ende dienen, auch und gerade dann, wenn sie uns Verdrießlichkeiten bringt.)

Wie gut ermöglicht aber das Alpengelände auch der nichtbäuerlichen Familie, die kei^{n} Schueh Land ihr eigen nennt, die Haltung einiger Ziegen! Die Erörterung über das Bärghew (S. 280) macht diesen Umstand in der Hauptsache begreiflich. Es kommt dazu noch die Erwägung, wie gä̋big (bequem) neben diesem allerdings sauren Erwerb die Ernährung der Tiere sich gestaltet mit den vom Bannwart schadlos eingeräumten Waldrevieren, den Blättern von Eschen, Bergahorn, Haseln, Vogel- und Mehlbeerbäumen, der sonst gering geschätzten Vegetation der Wegränder u. dgl. So helfen selbst Kinder ein ordentliches Tschịppḙlli Geißen, sowohl eigene als um zehn bis zwölf Franken[4] in Pflege genommene, durchwintern. Wenn die Tiere dann nach dem Frühlings-

---

[2] An Hand von Stat. 06, 2, 62. 74 f. [3] Echo vom Emmental 1904, 77. [4] Fankh. 48.



D's Ofestägli.



wurf umhi a" d'Milch chömen, kommen sie auf die Alp und tragen ihren Besitzern schöne Realnutzungen (Geisspiis: S. 382) ein.

Wie gut aber und wie reich die Sommermilch einer richtig genährten Ziege ist — sie geißelled kaum oder gar nicht — bekommt auch der Nichtälpler in mannigfacher Lage zu würdigen. Die im Talgut verbleibende Familie des Bauers, welcher in der Regel seinen gesamten Großviehstand z'Alp tued, ohne eine „Heimkuh" zurückzubehalten, verschafft sich ihren sommerlichen Milchbedarf mittelst der bereits S. 278 erwähnten Hewgeis. Die Hewwergeis hinwieder, die dem Wildheusammler wie ein Hündlein nachläuft, verschafft ihm auch seine einzige flüssige Nahrung: liefert ihm Warem's zu Brot und Käse. (Mit Warems bezeichnet der Grindelwaldner jede flüssige Nahrung, als Suppe, Milch, Kaffee, die ja über dem Feuer bereitet werden. Milch wird aber auch direkt chiehwarem oder geiswarem genossen und kann, selbst wenn kaltgestellt, noch unter den obigen Begriff des „Warmen" fallen. Wen" mmu nijd Warems heed, su hilfd eine" d's Ässen nid so gued. Ein unzufriedener Knecht erklärte: I^ch wollt in däm Platz nimme" siin; i^ch wollt ei"s eppa (irgendwo hin), wa u i^ch d's Warma nid alls chaalts mues^s (nämlich genießen).

Dem Galtviehhirten ist manchmal ebenfalls eine Ziege zu seiner Beköstigung angewiesen. „Du bist ja mi z'Im^bis Geis!" ruft liebkosend Kuhns Geißbueb einem seiner Tiere zu. Dem Holzhauer und Wurzelgräber bietet sie ebenfalls die einzige Zukost zu Brot und Käse und ist ihnen zudem eine treue und kurzweilige Gesellschafterin. Allein wie wollte auch die Familie des Älplers, wenn sie die Heuernte in der Vorsaß besorgt und stundenweit in der Runde nichts zu kaufen ist, ohne ebensolche Versorgung auskommen!

Machen wir uns nun aber mit dem Leben der Alpziegen etwas eingehender zu schaffen! Unter ihnen gibt es einen Unterschied zwischen Chiehgeißen und Häärdgeißen. Erstere dürfen mit dem Großvieh weiden, gleichwie die Chiehbänzen (S. 346). Ihre Besitzer müssen aber diese Vergünstigung durch erhöhten Bärgsatz (S. 317) wett machen: die Tiere müssen meh Bärg lëgen. Sie steigen übrigens in ihrer Eigellichi, d. i. hier: in ihrem Widerwillen gegen beschmutztes und unsauber zertretenes Weidegras, den Kühen immer etwas voraus und gesellen sich oft mit den auf eigene Weide angewiesenen Herdeziegen zu losen Rudeln. In solchem Vereine tun sie es den Schafen in Ersteigung unglaublicher Höhen soweit gleich, als die Nötigung zur allabendlichen Rückkehr nach dem Alpläger um die Melkzeit es irgend erlaubt. In gemsenartiger Sicherheit betreten sie mit ihren harten und scharfen Huf-

rändern die abschüssigsten Steinplatten, die schmalsten Felsränder. Selten verstelld (versteigt) sich eine und muß vom Hirten unter eigener Lebensgefahr heruntergeholt werden.[5] Drum hießen ja auch bis auf den großen Haller die Alpen „Geißberge",[6] und bis zur Stunde nennen sich die von ihnen herabgestürzten erratischen Blöcke „Geißberger". „Der Heigersgeißberg" hieß noch zu Gruners[7] Zeit die Mittellegi des Eiger (S. 4), und „Geishorn" ist bei dem Genfer Micheli du Crest ein anderer Name für das „Jungfrauenhorn", d. i. die Jungfrauspitze.[8] Eine Geishaalta liegt am Schwarzhorn; eine andere bildet eine Vorsaß. Über den Geisbach des Scheidegg-Oberlägers führt die ober, mittlist, under Geisbrigg, und ins Tal hinunter reicht der Ort bi'r Geisschiir.[9]

Der Bock (welche einfache Bezeichnung nur der Ziegen-, nie der Schafbock trägt) macht mit seinem „kapriziösen" Wesen, welches vom dumm-dreisten oder versteckt boshaften des Widders sehr absticht, der Sprache mehrfach zu schaffen. So muß z. B. ein Mädchen ohne gesetztes Wesen, welches anderwärts „Ruedi" oder „Herr Gottlieb" u. dgl. betitelt wird, dem Älpler Hotzelbock, Rollbock heißen. (Im Unterland: der „Röliboc", der „Röli", „wo des ume" rölet".)

Der unwiderstehliche Trieb nach Nahrungswechsel, dessen Befriedigung freilich auch mehr Milch erzeugt als das reichste einseitige Futter, verleitet die Ziege zu den unglaublichsten Näschereien. Nicht umsonst sind ihre Geschmacksorgane äußerst scharf. Sie kann schon deswegen auch grindelwaldnisch[10] der erst Apeteegger heißen, wofern man das Mitschlüpfenlassen giftiger Pflanzen als bewußte kräuterkundige Auswahl deuten will. In Wahrheit freilich gereichen ihr Tollkirsche, Germerra (Veratrum) u. dgl. zum Verhängnis. Größern Schaden stiftet jedoch ihre Naschhaftigkeit durch das abfrässen (den „Viehverbiß") junger Waldbäume, von denen der Hirte sie nicht fleißig genug furtsprenggen kann. Viel Holzwuchs wird dadurch in hohem Maße beeinträchtigt. Ein von Ziegen schandbar zugerichtetes Geisgrotzli oder Geistannli bei Mürren ist im alpinen Museum in Bern abgebildet. Das schlaue Tier frißt dabei immer zuerst die zarten Gipfeltriebe ab, um sich das Bäumchen in erreichbarer Höhe zu behalten. Es richtet sich wohl auch am übermannshohen Stamme auf und sucht durch dessen Niederbiegen die obersten Zweige zu erreichen,[11] oder trachtet ihn niederzureiten. Durch die kleinste Zaunlücke wissen Ziegen zu brechen; selbst mit einem der „Trüegle"[12] ähnlichen Rückengestell schlüpfen sie, sich auf die Seite legend, unten durch.[13] Dabei sind sie in hohem Maß ei"täännigu:

---

[5] Ebd. 9 ff.; Tschudi 516—523. [6] Frei 199. [7] 1, 94. [8] Grun. 1, 108. [9] C 3. [10] Vgl. A. f. Vk. 9, 209; Zürn 1. 17. [11] Vgl. Fankh. 65. [12] Lf. 71. [13] Fankh. 6; Zürn 14.

mit einem Eigensinn, dessen Nichtbefriedigung sie galtụ machen kann, just auf das versessen, was man ihnen am dringendsten verwehren muß.[14]

Und doch haben sie ihren Hirten, wenn der sie nur nicht roh behandelt, so lieb! Sie laufen ihm weite Strecken nach, legen sich nieder wo er und streiten sich um die Gunst seiner Nähe.[15] Man erzählt von einer Ziegenschar, welche zwei Tage und Nächte lang nicht von der Stelle wich, wo ihr einäugiger Hirte durch Steinschlag auch noch um sein anderes Auge gekommen war und endlich hülflos daliegend aufgefunden wurde. Haben die Tiere ihren Wärter längere Zeit nicht mehr gesehen: auf unglaubliche Strecken hin beantworten sie sein Rufen und rennen über Stock und Stein zu ihm heran. Ihr Gruß besteht im Lecken seiner Hand, im Beschnuppern und Beknuppern seines Gewandes. Der Hirte versteht die Sprache schon: unter die Freude des Wiedersehens mischt sich die Berechnung, ob es wohl wieder Zeit zu dem Prischen Salz sei, das auch diese Wiederkäuer nach mehrtägigem Vermissen neuerdings zu erhalten hoffen. Zur Entgegennahme der Gabe lockt der Hirte die erste ihm zu Gesichte kommende Ziege — er chëtted ihr: Gịtz, chuon! Gịtz, chuon! Gịdị, chuon! Gịsi! Gịse̥lli, du gueti Geisa! Geiß, Geiß! Geiß! chuon! Wie im Flug — im Schwịck — hat sich die zerstreute Schar gesammelt, und eine sucht die andere von der bestreuten Platte unter der schützenden Balm dänna z'spoisen. Dann muß der Hirte seine ganze Autorität ins Feld führen, um auch nur eine Spur von Disziplin unter die geschlossene lose Schar zu bringen. Diese unverschämt Zudringliche plịiggd er (scheucht oder schreckt sie zurück): gsch! gsch! gsch! jäpp! jäpp! jäpp! Der nämliche Scheuchruf aber, womit er den einen watz machd (Angst einflößt), veranlaßt andere, gerade bei ihm Schutz zu suchen. Ja jenes zurückgedrängte Tierchen zë̆ckd er (lockt er heran): chụm dụ nụmmḁn oo^{ch}! chụm da anha! So!

In solch geborgener Salzleckstelle, die zugleich als Nacht- und Wetterasyl dient, schätzen aber namentlich die jungen Tiere auch dreifach die Nähe des Hirten, der ihren Alten hilft, sie gegen Wilddiebe, Adler, Füchse zu schützen. Im Gefühl der Sicherheit seiner Führung horchen Alte und Junge gespannt auf sein Pfeifen, schauen zurück und gehen von der Richtung des vor ihren Augen hingeworfenen Steins links oder rechts ab. Wissen sie doch bereits, daß es in diesem Fall um 'ne^{n} Wä̊xel (einen Wechsel): den Bezug eines neuen Weideplatzes zu tun ist. Im Vorschauen sind überhaupt diese Tiere Meister. Selten kommt es vor, daß eine Ziege erfalld (totfällt), oder daß eine vom Blitz erschossen wird. Denn ihren Wetterschutz unter hochragenden Gegenständen verlassen

[14] Ebd. 9; Zürn 17. [15] Vgl. Fankh. 33; And. 554.

sie bei erkannter Gefahr augenblicklich, selbst bei strömendem Regen, der ihnen doch sonst so zuwider ist. Auch in ganz neuen Verhältnissen finden sie sich merkwürdig rasch zurecht. In dichten Scharen auf offener Straße vorwärts getrieben, verteilen sie sich beim Heraneilen eines Fuhrwerks in augenblicklicher Entschlossenheit gerade soweit nach links und rechts, als zum Durchpaß eben nötig ist.[16]

Das nennt man g'merkig! Ebenso g'merkig nähren die Ziegen sich am Vorabend eines allermeist voraus erkannten Regentages noch recht ausgiebig, da ihnen nasses Futter wie nasses und kaltes Wetter gleich sehr zuwider ist. Im Regen zur Weide getrieben, lassen sie die Köpfe und Ohren hangen und gehen im Gänsemarsch hintereinander nach dem nächsten Rasenplatz, um in dichtem Beisammenstehen sich zu wärmen. Dies ist übrigens auch dem Hirten recht, da dieser wohl weiß: we^{nn}'s naas ist, nää^{n} d'Tschagge^{n} meh wa^{n} d's Mụụl. — Auch den Schneefall ahnen die Ziegen voraus, und sie fliehen vor ihm dem Tale zu. Ebenso genau aber wittern sie die Zeit der Abfahrt von der Alp. Eine Ziege verschwand jedesmal einen oder zwei Tage vor derselben und fand sich dann unfehlbar in ihrem Frühjahrsheim in der Vorsaß wohlbehalten vor. Auch in dieser Beziehung also unvergleichlich gescheiter als selbst die Bergschafe, setzen sie statt der sprichwörtlichen Lammsgeduld ihr Ungestüm ein, wenn sie in den Schutz des Menschen oder auch nur zum beruhigenden Anblick seiner Nähe zu gelangen streben. Als unverbesserliche Subjektivisten erheben sie selbst in des Hauses Nähe, wenn sie nicht gerade zur erwarteten Zeit heimgeholt oder doch besucht werden, es schịị̈zli^{ch}ß Gmuel, als ob weiß der Himmel was für ein Unglück geschehen wäre. Sie g'hei^{n} si^{ch} („gehaben sich", d. h. sie klagen und jammern) in langgezogenen hohen und wellenartig dynamisierten Fisteltönen, daß 's Gott erbarm'. So bald ihnen dann aber aus ihrer schrecklichen Not geholfen ist, dämpfen sie des Menschen Ärger oder Zorn durch ebenso zutrauliches wie munteres, mitunter auch höchst possierliches Wesen.

Sie werden denn auch sofort inne, wer sich um sie interessiert, und die unverfrorenste einer Schar macht sich unter leisem mịgge̥llen (meckern) an ihn heran: tued n en aa^{n}zäpflen, damit er sich mit ihr zu schaffen mache. Ein hübscher Mụ̆tsch klettert sogar bis vor das Fenster des Alpstụ̆be̥lli heran, räffled (raffelt, knuppert), um sich bemerkbar zu machen, am Rahmenwerk trotz dessen neuem Firnisbelag

---

[16] Es erinnert dies an das menschliche Distanzgefühl z. B. beim Londonerkutscher, der mit erstaunlicher Genauigkeit die für die Breite seiner Wagenachse zu bahnende Gasse durch das dichteste Menschengewühl vom Bock aus abmißt.

und reibt an einer bedrohlich klirrenden Scheibe den Kopf. Es klingt wie eine Einladung, vom Abendbrot weg ins Läger hinauszukommen und sich da neuerdings den Märt anzusehen: sechsundneunzig Ziegen, die des Hirten und zugleich Wärchmaaⁿⁿs harren, um ihrer teilweise drückenden Milchlast entledigt zu werden. Eine um die andere stelld sich z'wääg; nur da und dort eine muß herangerufen werden: Geis, chŭ-m!

Denn Geis ist Geis! Und selbst in Grindelwald, auf dessen Boden (Bänisegg) uns Kuhns Geisreihen[17] versetzt, klingen dessen zahlreiche Ziegennamen uns nun entgegen wie ein Märchen aus alten Zeiten. Kaum daß einige besonders auffällige Merkmale Bezeichnungen veranlassen, die aber auch als solche mehr der Rassennuance als dem Individuum gelten. So führt eⁿ g'straammeti Geis mit dunklen Streifen über dem grauen Leib oder Kopf noch den echten Grindelwaldner- oder Lauterbrunner-Namen Sträämmel oder Straamma. Die schwarze Branda, welche ehedem als Heideŋgeis[18] gespenstisch umging, um die Leute z'pliiggen (zu schrecken), und die dunkelbraune Rueßa heben sich ab von der Schneewen oder der Chriiden. Ein weißer Bauch- oder Seitenstreif charakterisiert die Schilta, ein weißer Gesichtsstreif oder Stirnfleck die g'hörenocht (gehörnte) Bläsa oder aber den (ungehörnten) Bläsimütsch. Ein schwarzgrauer Rückenstreif kennzeichnet das Gemschi. Übrigens soll die hübsche gemsfarbige Häsli-Mutta sich im Milchertrag auszeichnen. Halb weiß und halb schwarz ist die Halsa, gelbbraun die Golda, hellbraun mit dunklern Streifen (dem Gemschistrichch): die Tiera, schwarz mit nelkenförmiger weißer Zeichnung auf der Stirn die Näga, weiß mit kleinen dunklen Flecken das Truebelli.

Gemolken, geben die Tiere nun erst sich ihrer Freiheitslust hin. Vor allem ist jederzeit dem Salztäschchen, das dem Melker von der rechten Seite herunterbammelt, eine gründliche Untersuchung auf Echtheit seines Inhalts zugedacht. In einem fort hören wir denn auch hier ein halb unwilliges, dort ein halb lachendes Laß g'sehn da! He da! Zwanzigmal verjagt und zwanzigmal wieder erschienen, ersinnt das Volk sich endlich andere Kurzweil. Zwei zufällig in Berührung geratene g'hörenocht Hasligeiß, schrecklich gleitig (flink), wie sie ihrer Art nach sind, fordern sich zur Satisfaktion heraus: sie stächchen. Vielleicht, um wirklich ein Mütchen zu kühlen; vielleicht auch nur um des Kitzels willen, den der niemals gebürstete Nacken so wohlig empfindet; oder gar nur, um die bei noch jüngern Tieren so außerordentlich hübsch

[17] AR. 1820, 230 ff. [18] GlM. 90.

geformten, in vielem an die Krickel der Gemse gemahnenden Hịrẹni in Parade zu stellen. Gilt es wirklich Ernst, so hat die entschlossenere und flinkere im Nu einen Schopf (Felsstück) erklettert, senkt provozierend ihr Gehörn und putsch! putsch! prallen zwei Stirnen ordentlich weit hörbar aneinander. Zwei Mụtteni (S. 337) oder Mụtschen[19] dagegen stellen sich kriegerisch auf die Hinterbeine. Während der Sekunde aber, welche diese strategische Disposition in Anspruch nimmt, kommt der einen der launische Einfall, es den gehörnten nahiz'machen. Ihre bloßen Hinterfüße erklettern also rücklings die Stufen eines Felstrümmerhaufens. Mit ihrer Arbeit hält jedoch die des Hirns nicht Schritt; unser Tier bemißt im Eifer die Stoßdistanz grundfalsch und wird vom Ansturm der Gegnerin kläglich niedergeritten. Es erhebt sich sofort, um's besser zu machen; allein bereits ist die stolze Siegerin weg. Zänkisch mischt sich diese unter einen abseits angesammelten Trupp unschöner, langzottiger, aber äußerst friedlicher und um ihres schönen Milchertrags willen weit und breit geschätzter Pästẹrren[20] von Haslimụtten und Saaneⁿmụtsch oder Saaneⁿmụtten.[21] Wir nehmen uns eines der gemaßregelten Tiere an. Da wandelt sich aụgänds (sofort) die Roheit gegen Schwäche in Unterwürfigkeit gegen den Überlegenen. Um ein Streicheln werbend, folgt uns die Xanthippe Schritt vor Schritt. Wir stehlen uns seitab in die Menge hinein. Da, welch verblüffte Miene! So unaussprechlich dumm kann nur ein sehr gescheites Wesen dreinschauen — fịrhag'sehn! Dann aber breiten sich die Züge stoischer Ergebung über das Gesicht, und bald erbarmt sich der Schlaf der Gedemütigten. Auf der schmalen Fläche eines Steinklotzes starren unbeweglich vier Beine, und zwischen den vordern senkt sich tief zu Boden so etwas wie ein Kopf. In kurzem jedoch klappen jene wie ein Taschenmesser zusammen; eines der Vorderbeine streckt sich als Projektion der Körperlinie grade aus, und der Kopf bettet sich hin auf das kalte, harte Kissen.

Weidekuh und Weidestier.

„Still wi uf eren Alp" [1] oder „wie in einer Sennhütte im Winter" [2] — „auf der Alm ist gar schön das Leben": welche Gegensätze! Zur hohen Alpzeit ist allerdings hier oben das Leben bewegt und bunt genug. Zu guter Morgenstunde schon erweckt dich aus süßem Schlummer auf

---

[19] Vgl. S. 344 und schwz. Jd. 4, 598. [20] Der Paster = Bastard bekommt neben sich eine weibliche Pasterra = Bastardin. [21] Vgl. Werrens lustiges Gedicht von der „Saanenmutte im Berliner zologischen Garten", erschienen im Saanen-Anzeiger.

[1] v. Tav. „Jä gäll so geit's" 30. [2] JG. Böhneler 203.

hartem Lager silbernes und blechernes Schellengetön in wunderlichem Gemisch. Häßlich genug dringt ins Ohr das Scherbengeräusch einer in letzter Nacht verunglückten Tschangglen. (Tschanggla bedeutet z. B. im Simmental Kuhglocke im guten Sinn, in Grindelwald dagegen eigentlich eine geringe Blechschelle.) Noch gestern hatte sie eine ehrsame Chlöpfa heißen dürfen, und spezieller Rinderchlopfa, wenn sie Nacken und Wamme eines Jungtiers umschloß. (Der Nacken heißt Näcken, im Unterland mit Aphärese: „Äcke^n“; die Wamme des Rindes und Schweines wird der Lämpen geheißen und auf drei Heimwesen,[3] sowie auf die Lämpenégg[4] übertragen, ähnlich wie die Wärgistalergüter Tri̦i̦helégg[5] mit ihrer waldigen Einfassung auch noch heute einigermaßen an die Umrisse einer Tri̦i̦chlen erinnern). Tri̦i̦chla, Rindertri̦i̦chla, Tri̦i̦he̥lli, Chalbertri̦i̦he̥lli (aus älterem „Tringgle“, „Tringle“, „Tringelen“,[6] „Kuhtringelen“[7] und dies vielleicht vom Triangel, dem dreieckigen stählernen Schlaginstrument herzuleiten) sind aber die gewöhnlichen Bezeichnungen dieses „Klanggeschells“. Dasselbe besteht heute aus Eisenblech. Das Löten der Fügungsstelle mit Kupfer, welches dann etwa über die Naht hinausfließt, kann freilich an die ehemaligen genieteten Kupferschellen erinnern. Außer dem Stoff ist für die Tri̦i̦chla auch die ebenflächige, nach unten sich ausweitende Wand charakteristisch. Am Hals namentlich der Jung- und Kleintiere bammelnd, verrät die Schelle bis in beträchtliche Fernen den Aufenthalt, das Tun und Treiben ihrer Trägerin bei Tag und bei Nacht. Schon ein einzelnes „Geschäll“ tönt ziemlich laut; wie dann erst ein ganzes Band voll: e^n Rieschle̥lla Tri̦i̦chli, wie man sie ehemals, vor dem polizeilichen Verbot, nach Art des Haberfeldtreibens bi 'ner Tri̦i̦chle̥ten hinter dem Tambu̦u̦r her vor den Ohren des der Volksjustiz Verfallenen g'schï̦tted heed! Harmloser kündigt der verhallende und anwachsende Ton das hastige Fort- oder Heraneilen der muntern jungen Springer an: my̦ g'hëërd Rinder tri̦i̦chlen. Ebenso regellos in Tempo und Dynamik tri̦i̦chled im Hu̦u̦s umha, wer halb zweck- und ziellos in demselben umherstürmt. Bedächtig dagegen, weil sehr zielbewußt, ist der zur Welterforschung ausgesandte Grindelwaldner Gweren-Enti[8] wi̦i̦ters tri̦i̦chled und ze'm Tellti (Tälchen“) u̦u̦s 'zottled. Böte letzteres auch mit dem Unterwallis um Martinach anthropologische Vergleichungspunkte, so hätte der einheimische Witz wohl nicht verfehlt, dem Enti in ebenfalls figürlichem Sinn noch eine Plu̦mpa ohni Challen (einen Kropf) an den Hals zu hängen. (Der Challen ist der Klöppel oder Schwengel, welchen der Sy̆sten, im

[3] C 3; D 1. [4] C 3. [5] F 4. [6] Kyburtz A. 15; Frommans Mundarten 4, 19. [7] Ch. 1674. [8] Gw. Rs. 1.

Lötschental: der Süstel, d. i. der Klöppelring, frei hin und her schwingen läßt.) Plumpa heißt nämlich die mächtige Eisenblechschelle mit bauchig ausgestülpter und unten sich enge schließender Wandung. Ihr dumpfhohler Ton gibt den richtigen Baß ab zum Silbergeläut der Herdenglocken, zu dessen altem Preise hier nichts neues beizufügen ist. Ein Wort nur ist am Platze vom Band, das der Kuh so schön zu Halse steht: vom Halsband. Noch heute läßt der Älpler, wenn und wo der eigenhändig gefertigte, ordinäre Plumpe"rriemmen ihm nicht genügt, sich den beim Berufsmann bestellten Sattlerriemmen ein schönes Geld kosten. Wie erst ehemals! Gab er um das Jahr 1715[9] für eine „Tringeleu oder Schällen" zwei bis drei Dublonen aus, so für das Halsband eine, und man ließ „Nahmen, Wappen, Jahr-Zahl von mancherlei Farb Läder darauf setzen". Allein auch das Holz gab zu allen Zeiten Glockenriemen ab von anspruchlosester Anfertigung bis zum Prunkstück mit Metallbeschläge auf rotbemaltem Grund.[10] Noch mehr aber wollte von jeher das Ohr — auch des wenig Bemittelten — sich am Klang erfreuen, welchen die Gglögga (gleichbedeutend, doch seltener: die Schăll̆a, im Lötschental dagegen gewöhnlich: die „Schalla") von sich gibt. Es fällt auf, mit welcher Sorgfalt und musikalischem Gefühl die Bergsennen, ohne Kenntnis von Terzen und Quinten, darauf sehen, daß sogar beim Zusammenreimen der Kuhschellen das Ohr nicht etwa durch Mißtöne verletzt werde.[11] Dem Kunstsinn der Berneroberländer soll dabei ein schon vor Menschenaltern lebender Glockengießer zu Matten bei Interlaken entgegengekommen sein, dessen Namen wir mit keiner Mühe erforschen konnten. Der herrliche Silberton dieser Matte"gglĕgglinen, die von Rindern und Ziegen denn auch mit sichtbarem Vergnügen getragen und geschüttelt — g'weigged — werden, erfreut noch heute das Ohr des Neulings, wenn er es bei Tag oder bei Nacht von der Alpweide oder dem Winterstalle her zu hören bekommt. Die Glöckchen sind daher bald um keinen Preis mehr zu haben, und an Steigerungen tie" sị sị e̥nandren nehi steig'ren, daß s' drịị ganz groß Gloggi derfịr uberchäämen. Das macht nicht etwa bloß ihre antiquarische Seltenheit, sondern die Steigerung des Wohlklangs mit dem Alter, die übrigens, wie der guten Geige, bis auf einen gewissen Grad jeder guten Glocke eigen ist. Es gibt denn auch Grindelwaldner, welche ihre vom Änigroosi (Urgroßvater) her fortgeerbten Kuhglocken um keinen Preis hergeben würden. Mit dem Idealisten den Schalk vereinigend, würden sie eher etwa einem Antiquitätenjäger den Rat erteilen, er möge

[9] Kyburtz A 15. [10] Vgl. Münger (Heimatschutz I) 11 über das Treichelhalsband im historischen Museum Bern. [11] Alpina 3, 212.

so viele neue Glocken, als sein Geschäft nur immer fordere und erlaube, a'ⁿ Kroich heihen; dann werden sie von Tag zu Tag immer besser. (Der Spaßvogel beobachtet dabei anscheinend harmlos, wie der also Beratene die Analogie mit Rauchwürsten und Schinken auffasse.)

Keinen Spaß aber versteht die Kuh, welcher man „ihre" Glocke nimmt und wohl gar einer mitgrasenden Weidegenossin umhängt. Und das erst recht nicht, wenn sie von Jugend auf erst durch das Umhängen eines Rělli (Röli),[12] dann durch das hẹichen von immer größern Glocken vom Umfang eines zierlich kleinen Täßchens an zum Tragen eines Stücks wie eine kleine Schüssel gewöhnt ist. Einem ungewöhnten und auch sonst aus übler Laune nicht aufgelegten, namentlich einem g'sịịnigeⁿ (S. 375 f.) Tier ist die Glocke eine widerwärtige und am Weiden hindernde Belastung. Es sucht sich derselben denn auch mitunter auf recht schlaue Manier — durch geschickt angestelltes ụụsschlĕĭffen — zu entledigen. Dem gewöhnten und obendrein von Natur freundlicher veranlagten Tiere wird dagegen die Last zur Lust, die Beschwerde eine Ehre, und mit welchem Selbstbewußtsein läßt es sich am „schönsten Tag seines Lebens" die groß Gglogga hẹihen! Nimmt man ihm sie wieder — welche Reihe tiefer seelischer Erregungen! Das erste ist, daß die Kuh große, helle Tränen weint: sie gränned in der ganzen tiefen und vollen Bedeutung, welche der Oberländer diesem Worte beilegt.[13] Sie grollt alsdann und verweigert jegliche Nahrung. Schließlich jedoch kommt sie und bettelt um die Glocke mit Schmeicheln, mit Zutunlichkeit aller Art, mit ranggen — Reiben des Kopfes — am Arm des Älplers. Dieser Arm, der die Glocke genommen, möge sie doch wieder geben! Hilft aber das Bitten nicht, dann wandelt sich das Weh in Wut: wie rasend stürzt das Tier sich auf die Nebenbuhlerin, und es setzt einen Hörnerkampf ab auf Tod und Leben.

In den Glockenton mischen sich Stimmen, welche uns aus der Poesie der Alp in deren gemeinste Alltäglichkeit zurückführen. Doch dem Sennen kommen sie gerade recht. Er erkennt am Muhen jedes einzelne seiner Rinder, am Gemecker seine Ziegen: sie antworten auf einen stillschweigend vorausgesetzten Appell. Von der nächtlichen Abeⁿdweid im Bereich der Hütte haben sie sich zum morgendlichen Melken eingestellt. Diese Kuh mit tiefhängendem, straffem Euter trịmächted, trịịsched (Ss): ein Gemisch von tief heraufgeholtem Seufzen und unterdrücktem Muhen ruft den Melker heraus zu schleuniger Entgegennahme ihrer drückenden Last;

[12] Lf. 271. [13] Daß auch andere Tiere von großer seelischer Veranlagung wirklich weinen, wie z. B. das gejagte Reh, das von langjährigem Kameraden getrennte alte Pferd, ist Tierfreunden wohl bekannt.

si bblanged gar grịịsẹllich nach 'mmụ. Möglicherweise ist sie keine besondere Milchnerin; allein sie ist von der schweren Arbeit des Weidens und der sehr unvollkommenen Nachtruhe im Freien schon jetzt schrěckẹllich mǐedi — wie wird sie es erst am Abend sein! Vielleicht ist sie obendrein lịdschi (wehleidig) und gnietigi (maßleidig, zu böser Laune veranlagt, daher unsympathisch, lästig, wie denn auch ein ähnlich gearteter Mensch meh gnietiga wan gắbiga ist). Da liegt sie ächzend, nimmt lịglịgen (liegend) die Salzgabe an und erhebt sich erst, wenn'n's absọlut sịịn mmues. Ein ungestümes Tier dagegen muht rasch und heftig nacheinander: es liejd (stößt hohe Fisteltöne aus), wie insbesondere auch der Stier auf abendlicher Heimkehr tut. Der nämliche poogged oder proogged, wenn er schießig (aufgebracht) ist, weil ihm irgend eppạs Ungueds in die Quere gelaufen. Mit tief gesenktem Kopf stößt er ingrimmig einen dumpfen, hohlen Laut rasch nach dem andern aus. In neutraler Stimmung dagegen, wenn es weder besonders Böses noch apärtig Gutes zu berichten gibt, begnügt er sich mit einem ganz gewöhnlichen brịllen. Dies halblaute dumpfe Muhen erfolgt allegro oder largo ganz nach der Laune des Augenblicks. Unheimlicher ist der Brịllen einer an Nymphomanie leidenden Kuh, welche nach Art eines stierigen Rindes fortwährend ein dumpf grollendes Muhen hören läßt. Im umfassendsten und allgemeinsten Sinne brǐeled[14] oder mueled das Rindvieh, das auf der Weide oder im Läger seine Kehlübungen anstellt, in Freude oder Leid en Muel ụụslaad, es Gmuel verfǐehrd. Auch irgend ein anderes stimmbegabtes Tier mueled, wenn seine Kehle nicht gerade besonders erbauliche Töne zum besten gibt. Aufs muelen versteht sich alles Kleinvieh meisterlich, und z. B. Krähen oder Alpendohlen (Tắhi) vermuelen ihre Feinde unter wütendem Anfliegen. Brǐelen aber wird sogar auf leblose Dinge übertragen. Zu denkbar wirksamstem Feuerlärm läßt die Lokomotive der Talbahn ihre schrillen Pfiffe ertönen: sie tǐen den Zụụg z'brǐelen. Der alte Gruner[15] redet von der Staublawinen Krachen und Knallen „wie das Brühlen des heftigsten Donners". Auch der Sturz eines Felsstückes: „im Lufft ein brülen thet er machen",[16] ganz so, wie beim Platzen seiner Spalten „der Gletscher brült".[17] D'Lịtschina brǐeled, und der Sturmwind tost und heult im Gebirge: äs brǐeled i'n Bärgen.

Jetzt erschallen Menschenstimmen. Begleitet von einem Tätsch (Klatsch, Klaps) mit flacher Hand auf den Hinterrücken eines Jungtieres

---

[14] Man unterscheide also dies brielen = unterbern. brüelen vom grindelwaldnischen brillen und dies von schriftdeutschem „brüllen". [15] 1, 72. 104. [16] Rebm. 14. [17] Ebd. 489.

hören wir ein freundliches, doch entschiedenes: gang jetz druber inhi en Bitz! (Geh jetzt „ein wenig“, d. h. aber bis zum Abend, „hinauf und hinein“, eben zur stundenweit entfernten Weide.) Lauter ertönt das Rufen eines Treibbuben: Höi! höi! hoo! hai! gang jetz! hooi! Einen andern hören wir: Alee (allez)! hii! tschu! abg'schöben! Den meisten Ärger macht ihm das Kleinvieh: hier eine eigensinnige Ziege, dort ein störrisches Schaf, jetzt wieder ein träges Schwein. Ist endlich an ihnen alle Liebesmüh verloren, so kommt (jedoch äußerst selten, um die Wirkung nicht der Abstumpfung auszusetzen) der Triibbueb mit der ultima ratio: die Rälla[18] oder Tschäderra setzt mit ihrem Klappern den Ohren der Ziegen und Schafe (und so auch den vom Saatfeld zu verscheuchenden Vögeln) so energisch zu, daß die sich nun gerne zur Wanderschaft entschließen. Den gleichen Dienst leistet bei Schweinen die Siwschnurra: ein an einer Schnur rasch geschwungenes dünnes Brettchen.

Damit ist das Läger wieder für einen Tag geräumt: mu hed uus'triben („das Veich wider ausgelassen“).[19] Die Kühe gehen rechts, die Ziegen links (oder umgekehrt) auf die stundenweit entfernte Tagweide: i^n d'Tägweid. Nur an Regentagen bleibt es in der Nähe des Lägers in der Zämi (in milder Lage), oder sucht den Bereich des Waldes auf, um wenigstens die Vorstellung eines Schutzes und Anhaltes zu haben. Einige klimmen höher, um sich in Gebüschgruppen zu bergen. Dort muß der Triibbueb sie dänna wëhrren: wie leicht könnte es auf dem steilen schlüpfrigen Boden eini aharïehrren, daharrïehrren! Dem Älpler sind übrigens auch solche Regentage recht: an ihnen werden die sonst unbesuchten Weideplätze mit ausgenützt. Dem Weidevieh selbst bekommen solche Tage recht gut, und es liebt sie in gewissem Maße sogar. Es wird damit in gesunder fortwährender, obwohl mäßiger Bewegung erhalten, und der Regen ersetzt ihnen ausreichend Striegel und Bürste, welche begreiflich nicht zum Alpinventar (und leider auch nicht überall zum Stallinventar!) gehören. Grade an solchen Tagen am auffälligsten vereint sich der Anblick des spiegelblanken Äußern mit dem erfreuenden Eindrucke fast durchgängiger Gesundheit und Lebensfülle im Alpenviehstand. Wirklich gilt vom Alpvieh mit Ausnahme der Ziegen: es mag de^n Rägen besser haa^n wa^n d'Hitz. (Haan = haben: aushalten.) Große Hitze tut ihm weh, wie wohlig es auch im Gegenteil die Stunden behaglichen Sonnenscheins nach langem Regen auskostet (S. 129). Übrigens steht ihm gegen Hitze wie Kälte mannigfaltiger Schutz zu Gebote. Die langen, krausen, wirren Haare, welche beim altrassigen

[18] So schon Ch. 1678 $^1/_3$. [19] Cronegg 1867.

Grindelwaldnervieh auch den Sommer über e^n strụụbi Haarlĕgi darstellen und den Tieren leicht den falschen Schein der Verwahrlosung geben, bilden eine den Unwettern und kalten Sommernächten angemessene Ausstattung. Gegen rauhe Nachtluft schützen starke Innenhaare der Ohrmuscheln den Gehörgang. We^{nn} d'Sunna zuehi zị̈nted (stechend grell und brennend heiß scheint), so wehren lange Oigshaar (Wimpern) das zu stark vom nackten Fels zurückgeworfene Licht vom Auge ab. Gleichwohl werden katarrhalische Übel mancher Art nicht immer vermieden; sichtbar redet von ihnen namentlich der bei nicht wenigen Tieren hartnäckige Flụụs (Augenbutteransatz). Derselbe wird dadurch noch begünstigt, daß bei Mangel an Alpenställen das Vieh sich in schwüler Hitze vor Wetterumschlag Stellen aufsucht, wo ihm ein scharfer Luftzug das quälerisch zusetzende G'fleig (Geschmeiß) vom Leibe halten hilft. D'Chĭeh gaa^n z'Stand, wa's zị̈gig ist; und es bietet einen hübschen Anblick, wenn je zwei sich zugetane Tiere, Kopf gegen Schwanz gerichtet, sich ganz nahe zusammenstellen, um einander die zudringlichen Quäler abzuwehren. So manche Kühlung spendende Stelle hat sich darum auch im Namen Stand oder Höhstand verewigt: der alt Stand, der Höhstand am Schwarzhorn sowohl als im heutigen Wohnungsbereich,[20] die Höhstandweid am Mühlebachfall usw. Laue Sommernächte sodann, oder eben solche Tage locken die Tiere zum Schlaf auf ähnlichen Anhöhen: dem hübschen und aussichtsreichen Schlaafhụ̈bel als Kulm der großen Scheidegg; dem Schlaafböden in Wasserwendi; der Schlaafbĭele^{n}flueh an der Hinterburgalp; den drei „Schlaafeggen" und sechs „Schlafeggweiden" im Kandergrund, der „Schlafplatte" über der Urweid usw. Auch andere Gelegenheiten zur Kühlung bieten sich: eine Plĕtscha Schnee (größerer Fleck lange haftenden Schnees), ein Teich, ein Bach verschaffen dem Fuß und damit dem ganzen Leib ein unbeschreibliches Behagen. Mehr als die Hufe setzt allerdings das Weidetier dem Wasser nicht gerne aus, und nur Not lehrd d'Chue watten (Not bricht Eisen).

Solche Stunden werden denn auch ausgekostet! Zunächst dienen sie dem ebenso unerläßlichen wie gemütlichen Geschäft des chǟwlen: des Wiederkauens, welchem das Rind so wie so 30 bis 70 Minuten (wie das Schaf deren 20 bis 45)[21] nach vollzogener Sättigung widmen muß. Nur daß jetzt in der Gemütlichkeit die Glieder sich wohlig strecken, die Augen behaglich zwinkern und nur die Kinnlade sich mit merkbarer Energie bewegt. Drum die Übertragung auf das eifrige „chĭfle^n" (keifen,

---

[20] G 1. [21] NW. 1905, 143.

eigentlich aber das Bewegen des „Chifel“ oder Kiefers).[22] Einer Person, die immer etwas zu reklamieren, aufzubegehren findet, ruft man zu: *Was hest aber umhi ei^{n}s z'chäwlen!* — Fern von solchem Gehaben, rufen vielmehr die Tiere ab und zu eins dem andern so etwas wie „Wohl bekomms!“ entgegen. Ja, damit das Geschäft in recht anhalhaltend kostbarem Frieden geschehe, geben einige oder gibt wenigstens eins der jüngsten Mitglieder der Bande irgend eine improvisierte Dilettanten-Vorstellung: springt etwa aus dem Haufen hervor, tummelt sich possenhaft an der Halde umher und kehrt trabend zur Menge zurück. Da es aber nicht wohl angeht, die Komplimente mittelst einer Verbeugung zu fischen, fordert ein einfacher Blick Beifall: *han i^{ch}'s eppa umhi nid rächt g'machd? is' 's e̥^{w}ch denn nid schë̈n g'nueg g'gangen?* Einer alten Kuh jedoch, die nie genug bekommt,[23] ist das *z'dumms*, und sie nimmt davon wenig Notiz. Mit plumper Würdehaftigkeit und schwerfälliger Vorsicht, jedenfalls aber für ihre „Person“ um den Eindruck eines „großen Abgangs“ bemüht, schreitet



Am Bachsee.

[22] Daher die humoristisch zweideutige Rede des Emmenthalers: Es git hüt aber (wieder) nüüt weder Chifel, d. i. 1. Kiefelerbsen (mange-tout) und 2. Gekeife, langweilig anhaltendes Schelten. [23] JG. Ztgst. 2, 77.

sie rechts ab zu neuer Weide. Ihr folgt, sorgloser, eine um die andere, um sich behaglich an einem vereinsamten Baumstamm zu reiben: z'ranggen — wie auch zwei junge Leutchen, die sich mögen, da so an enand'ren umha ranggen.

Da fängt plötzlich eins der ältern Tiere an, mit hoch erhobener Nase g'só im Luft umha z'schmecken. Dann schüttelt es sich: es flịdẹrred sich, als wollte es sich einer Schnee- oder ähnlichen Last entledigen. Mitten in schönstem Wetter, bei wolkenlosem Himmel! Allein das Weidevieh versteht es besser und ist dem Älpler, der seine Augen braucht, ein Wetterprophet für einen Tag, zwei Tage voraus. Der Mann hält sich alsdann gefaßt auf all die Szenen, die sich auf der Alp ohne Stall so schreckensvoll abspielen, und die in Wort und Bild dem Leser schon so vielfach vorgeführt worden sind.[24] Nichts von allem ist so gefürchtet wie der Hägel. Die herniedersausenden Körner werden vom Vieh wie Peitschenschläge empfunden und jagen es in unbeschreiblichen Schrecken. Dies um so mehr, da am vorausgehenden Tag der Wetterumschlag sich den empfindlichsten Tieren so in die Füße gesetzt hat, daß alte Älpler diese in Heimina (gutem Heinrich: S. 245) zu baden sich veranlaßt sahen. In seinem Schrecken stürzt das Vieh sich achtlos bergunter nach dem vermeintlich rettenden Wald, wenn nicht der Älpler und seine Buben ihm zuvorkommen durch Zusammentreiben an einen dicht gedrängten Haufen. Da stehen die Tiere still mit ängstlich starrem Blick, mit gesenktem Kopf, zitternd am ganzen Leibe, bis das Unwetter sich verzogen hat. Wenn nur immer zu solchem Zusammentreiben noch die Zeit langt und nicht wie am 10. September 1906, wo es eine von zwei totgefallenen Kühen z'Hụ̈del und z'Fätzen zerrịehrd heed, die Angst dem Retter zuvorkommt! Wie schwer aber wird solche Rettung erst im Sturm und Wettergraus der dunklen Nacht, wo nur ein greller Blitz hier, einer dort die fürchterliche Sachlage auf Sekunden beleuchtet! Mehr als ein Trüppchen Vieh ist auf diese Weise eine jähe Fluh hinuntergestürzt, und es blieb den Eignern höchstens der Trost: es hed sị einmal denen usi grịehrd, wa sị ghäben hein. (Der Verlust traf nicht ganz Mittellose.)

Nur eine Erscheinung kommt heute dem Hagelwetter als Schreckenerreger gleich: die des fremden Hundes. Folgende zum Glück ergötzlich endende Geschichte, die sich im Herbst 1906 in der Nähe Solothurns abspielte, könnte sich auch in Grindelwald bei einem Vorsaß-Aufzug ereignet haben.

---

[24] Wyß 457; Tschudi 508 f.; Alpina 1, 140; Sonnt.-Bl. d. Schwz.-Bauer 1905, Nr. 15; Kollers Kühe im Sturm.

Da hed a^{l}só e^{n} chlịịnna Graiser e^{n} Chue dı̋r^{ch} d's Dorf uus 'trịben. D'Chue ist vorab, und der Chlịịnn ist hinna naahi^{n} und hed mid sịịner churzeṇ Geisle^{n} llustig g'chlepfd. Duạ ist us'nem Hụụs e^{n} wı̋esta bịssiga Ggäwwer ụf dän Bueb los und ist 'mụ zwisse^{n} d'Bei^{n} gschossen. Der Bueb hed lụụt ụụf g'gịịßed und mit der Geislen drị^{n} g'rı̋ehrd, was er hed me̋gen. D'Chueh hed das g'he̋e̋rd und ist na^{ch} 'nem paar Schritte^{n} 'blịbe^{n} staan. Duạ hed s' aangänds g'merkd, um was 's z'tuen ist. Sie ist uf ^{d}en Hund los, hed n ẹn ụf d'Hörẹ^{n} g'nụụn und n e^{n} wı̋est an en Garteshaag aa^{n}g'rı̋ehrd. Är hed wä̋ge^{n} sị'm ggääwẹrren d'Chueh nịịd g'seh^{n} g'hä̋ben. Är ist erchlı̋ịpfd und hed si^{ch} g'strä̈äßd und ist aụgänds i^{n} d's Hundshụụs inhi. Aber d'Chueh ist 'mụ naa^{ch}, hed' d'Höre^{n} z'Böde^{n} g'laan und hed mid wild verträäjten Oige^{n} g'lotzed, ob er umhi che̋mi. Sie ist gg'rä̆chcheti g'sịịn fı̋r's nois[25] ụụfz'nää^{n} mid 'mụ. Aber däär hed si^{ch} nịị-mmeh laa^{n} mmerken! Wa's 'ra ist lẹngs g'nueg g'sịịn, hed s' ei^{n}s von ı̂hra lẹnge^{n} spitzen Hornen in aller Teı̆bi i'n Jị^{n}schloif vom Hundshụụs inhi g'stoßen. E^{n} Mụpf! e^{n} Stoos! und d's Hụụs ist midsammt dem Hund i^{n} d'Mistgịlla inhi g'hịjd, wa dạrnä̋be^{n} g'sịịn ist. Duạ hed s' g'achted, wie där sịendsä̋lig Hellsaatạn ụ̈si g'schwummen ist, und wwie's n e^{n} g'schịtted heed, und wie n er in allem Ung'reis in ẹm Wäge^{n}schopf si^{ch} versteckd heed. Dạrnaa^{ch} hed d's Chuehli sịs Hoi^{p}t stolz und hochmı̋etig i^{n} Luft g'hä̋ben und ist sịị^{n} Wwääg umhi wịịters 'tramplẹd. Un^{d} d's Bı̋ebi hịnna naahi und hed mit der Geisle^{n} llustig gchlepferled.

Auf hoher Alp laufen derartige Begegnungen weniger glatt ab. Nụmmaṇ nịd Hịnd uf d'Alp nähn! Sobald die Kuhschar ein solches Tier aus der Ferne wittert, brüllen die Tiere heftig und rasseln mit den Ketten, woran sie allenfalls gebunden sind. Sind sie frei, so laufen sie mit aufgeworfenem Schwanz und vorgestreckten Hörnern, unter heftigem Ausschlagen mit den Füßen dem vermeintlichen oder wirklichen Feind auf weite Strecken entgegen. Erstellt sich dieser (um turnerisch zu reden), so umringen sie ihn und töten ihn unfehlbar, wenn er nicht jetzt noch mit eingeklemmtem Schwanz unter Geheul die Flucht ergreift.[26] Es bringt sich hier ein äußerst interessantes Vererbungsgesetz zur Geltung. Ist nicht der Hund ein Vetter des Wolfs, und dieser ein Gesinnungsgenosse des Bären? Vom Kampf der Kühe und Stiere aber gegen diese Bestien wissen noch ältere Grindelwaldner[27] lebhaft zu erzählen. Ein langgezogenes dumpfes, grollendes Muhen kündete an, daß die Weidetiere den Räuber von ferne gewittert. Alle eilten in vollen Sätzen einher

---

[25] noch eins, noch ein Mal. [26] Alpina 1, 139; Grube 112. [27] Wie Vater Bleuer im Moos; vgl. Tschudi 507 bis 510.

und hielten sich bereit, den Feind zwischen die Hörner zu nehmen. Zögerte der zu kommen, so suchte die Wut sich andere Entladung: unter den Kühen selber[28] begann ein fürchterlicher Hörnerkampf. Einem Scheidegg-Hirten gelang die Verhütung einer Katastrophe dadurch, daß er sich rasch eine provisorische Harzfackel anfertigte und sie brennend dem belauschten Bären auf den Rücken warf. Der lief laut heulend uber d's Hören ụụsi und kollerte iⁿ d's Pfanni ahi (einen Absturz auf der Haslerseite). So glimpflich liefen freilich nicht alle Kämpfe mit dem Räuber ab, an dessen einstige Behausungen noch Namen erinnern, wie bi'm Bärbach[29], die Ba̋regg (früher auch Ba̋renegg oder der Ba̋ren[30] geheißen; der Bären ist auch ein sehr steiler Hang im Höhlenwang) mit dem Kamm von Oberba̋ren, das Bäreⁿfliehli am Eingang des Rotthals. Am 29. September 1792 wurde auf Grindelwaldnerboden ein mächtiger Bär erlegt. Uf der Ggịntẹlliegg hinder Itramen hed er sịⁿ Schaal g'häben, worin sich Überreste von siebzehn Schafen fanden; unfern unter einer Tanne hatte er sein Näst. Am genannten Tage trieben drei Itramer, darunter ein Kaufmann ze'n Aspen, die Bestie durch Schüsse bergauf, dem jungen Hans Kaufmann bi'm Ruedihụụs vor die Flinte. Mid Fịịrsteinbịren heiⁿ s'zue 'mmụ gschossen, wobei jedoch die naß gewordenen Ladungen versagten. Die wilde Jagd ging bis in die Nähe des Wärgistalbachs. Im fịịstẹrreụ Gräben endlich kam es zwischen Mann und Bär zum Kampf auf Leben und Tod. Mit dem brechenden Kolben endlich hed dụ der Choifmạn Hans den Bär z'Tod g'rïehrd. Die vier Jäger durften, Gaben sammelnd, im engern Oberland die Haut zur Schau tragen; Hans Kaufmann aber wurde 1811 Jagdaufseher im Bezirk Itramen.[31] Einen im Berner-Museum aufgestellten Bären schoß um 1800 ein Lauterbrunner Namens Graf. Aber noch hauste unter zahlreichen Schädigungen im Ba̋reⁿlloch bei der Trịịhelegg am Fuß des Eiger ein Bär, der im August 1815 von wenig Treibern nach der kleinen Scheidegg gejagt, aber nicht erwischt werden konnte. Im selben Monat verlor sich die Spur eines Bären am obren Bärg gegen die Schreckhörner hin.[32] Der letzte Bär auf Grindelwaldnerboden soll um 1810 am Bärhaag an Itramen geschossen worden sein.

So intensiv ist nun aber der Schrecken vor jeglichem Raubtier den Kühen angeerbt, daß ein bloßer, gegen Sturm und Wetter umgehängter

---

[28] Man erwäge das ganz andere Verhältnis zwischen Klein- und Großhirn als beim Menschen. Und doch kann das Großhirn selbst beim Homo sapiens nur nach anhaltendster Selbstzucht zu vernünftigem Ansichhalten trainiert werden. [29] B 2. [30] Rohrd. 8 (1828). [31] Prof. Türler in Blätter 1, 133—138; Rudolf Kaufmann auf der Fluch zu Itramen. [32] Tschudi 390.

Hinder Itramen.



Schaafhäärden (S. 95) oder ein ebensolches Ziegenfell samt aufgesetztem Tschäbihuet[33] (Wetterhut) die ruhig grasenden Tiere aufregen kann. Unversehens stürmen sie von allen Seiten herbei, den ahnungslosen Friedensstörer gebührend zu empfangen. Ja, die bloßen Blutspuren einer nicht genügend verborgenen Notschlachtung können die unglücklichen Finder derart empören, daß sie gleichsam auf dem Wege drahtloser Telegraphie einander schleunigst über den ganzen Weidebezirk hin verständigen. Sie b'schickeⁿ zsämen: bieten sozusagen zur Versammlung auf wie die Älpler zum Tagwaan (S. 323), nur unvergleichlich rascher. Im Umsehen sind sie beieinander, aber bloß, um neuerdings für ihre Wut unter sich selbst Objekte der Entladung zu suchen: voll Raserei fallen sie übereinander her. — Wer bisher nicht gewußt hat, warum Kühe und namentlich Stiere (ebenso Hähne verschiedener Rassen) durch rote Farbe gereizt werden, merkt es jetzt.

Vieles hängt bei solchen Kampfszenen vom Verhalten des Mu̦ni ab. Bären und Wölfe erzogen von selbst die heute seltenen Chraftmu̦niga (wie auch Menschen von hervorragender Körperstärke heißen). Ein solcher stemmte seinen Kopf gegen einen Bären, welchen er an eine Felswand zuehi 'pu̦ffd und längst zu einer flachen Scheibe zerchnorsed hatte, noch drei Tage und Nächte lang so unausgesetzt, daß er bei seiner endlichen Auffindung die Füße mehrere Zoll tief im Boden stecken hatte.[34] Der illustrierte, was mu̦nen, mu̦nigen, dir^{ch}hiⁿstieren bedeuten will! Als Sultan, aber auch als Schützer seiner Herde[35] duldet er noch heute nicht, daß man ihm eine Kuh (zumal eine stierigi) vor der Nase weg führe. Da heißt es: Mu̦ni bééés! Er wird unhandlich, ungäbiga. Er kann sich derart ereifern, daß er häärbed: mit dem ganzen Kopfe, ihn über und über beschmutzend, wühlt er in der Erde; oder er schürft, den Kopf gesenkt, mit beiden Füßen abwechselnd tiefe und breite Erdfurchen auf. Ist er im höchsten Grad erzürnt, dann schießt er pfeilschnell auf vorübergehende Menschen, auch den Eigner nicht kennend, der ihm die beschwichtigende Salzgabe langt. Doch dieser weiß in den meisten Fällen schon, wie er dem meisterlos Gewordenen deⁿ Meister zeigd. Einen nicht gar zu eingefleischten „Dubelgrind“ weist er durch Steinwürfe, durch ein paar tüchtige Hiebe mit der Peitsche auf die Nase, uber d'Oïgen inhi old z'allervord'rist u̦f d'Hören, vielleicht auch nur durch das bloße Vorzeigen dieses sehr gefürchteten Züchtigers in die Schranken. Leider sind aber damit gar nicht alle Unfälle ausgeschlossen; und namentlich Personen, die einen Stier schon ge-

[33] Chapeau wieder (vgl. Guscherra) in depravierender Entlehnung samt tautologischer Auffrischung. [34] Wyß 566. [35] Vgl. Gusset 84 f.; Grube A. 113; Tschudi 511 f.

reizt haben, mögen vor diesem künftig sich scharpf in Acht nään. Im allgemeinen jedoch werden bösartige Tiere von unsern vielbesuchten Alpen mit aller Strenge ferngehalten. Auch ein zuweilen etwas launischer Muni, der sonst loiba (gutartig) ist, dreht sich höchstens langsam um, um dem fremden Passanten die Signalemente zu einem allfälligen Steckbrief abzunehmen. Meist aber sind die Tiere froh, unbehelligt ihrer Wege gehen zu dürfen. Der Stierenstand[36] unserer Tage ist eben mehr und mehr aus dem Verteidiger vorzugsweise der Vermehrer einer zweckmäßig herangebildeten Rasse geworden. Fand doch schon 1789 der Erlenbacher Jakob Boß, es sei „auch zu der Erhaltung Einer guten Veichzucht sehr veill an denen so genannten muni oder Wuchersteiren gelegen." Deshalb weiden nunmehr auf den Alpen die anerchennten Muniga durchwegs ungesondert mit den Kühen, während früher zwecks Mastung z. B. auf der Stieregg mit den Stiereggh̦itten, auf der „Stierendungelalp", auf dem Oxenwang und Oxenläger, dem Oxenhoren (3903 m),[37] dem Ferrenberg (Verrichberg)[38] u. dgl., der Zuchtstier, „Schellstier", Farren oder (mit Lautverschiebung) „Pfarrstier"[39] sich tummelte.

Da und dort muß ein zu mächtig gewachsener Stier im Alpstall gepflegt werden, weil er auf der Weide zu schwer auftrat und sich an scharfen Steinen die Hufe verletzte. Sehr schweren Kühen kann das nämliche begegnen, auch ebensolchem Kleinvieh; und wenn mmu niid darfiir tued, so kann schon nach den ersten Weidetagen die sehr schmerzhafte Hautentblößung zu langsamer Blutvergiftung führen. In vielem kann dies Unheil dadurch verhütet werden, daß man den Tschäggen (wie die Hufe des Rindviehs und etwa auch der Huef des Pferdes heißen) und das Tschäggli (des Kleinviehs) an jedem Fuß vor dem Alptrieb untersucht. Jedenfalls sind sie immer während des Ruhigstehens im Winter zu lang gewachsen und müssen mit dem eigens dazu geschmiedeten Tschägg-Jisen (auch etwa Bäl-Jisen) sachkundig geschnitten werden. Einzig die Afterklauen, ebenfalls Tschägglęni geheißen, haben solches tschäggnen (vgl. den Spaß auf S. 25) nicht nötig. Erst solche Vorkehr macht das Weidetier dann auch für den ganzen Sommer gęngigs oder gangbars (zum Gehen geschickt). Damit wird es auch g'weidigs: es bekommt Fähigkeit und Lust zum Beweiden sogar sehr schwieriger Stellen. Mit einer Geschicklichkeit im Turnen, welche Bewunderung verdient,[40] räblen oder räglen die Grindelwaldnerkühe alten Schlags gleich den Hasler-

[36] GlM. 96. [37] Ochse, ochso war in alter Sprache gerade die eigentliche Bezeichnung des Zuchtstiers. Vgl. Kluge[5] 274. [38] Kib.-Urb. 2[a], 7; Reg. 76. [39] So sagen auch die Walser im Prättigau; vgl. S. 339. [40] ÄFG. 46; Kasth. 22, 213; Fankh. 58.

und Wallisserkühlein über rutschendes Trümmergeschiebe, über Schĕ̈pf, Blatti und Hịre̥ni, über Felsen und Vorsprünge. So freilich nur, wenn sie bereits einige Stunden nach der Geburt fest und entschieden sich auf die Beine zu stellen versucht haben: sich ergịfe̥rred hein, z'wäg grägled oder ụụfg'ră̈bled sịịn und bei dieser Gewöhnung an sicheres Auftreten behalten werden. Unter beständigem Schutz aufgewachsene Tiere, die etwa anderwärts als „Summerchĭeh“, „Heimchĭeh“, „Voorchĭeh“ einen oder mehrere Sommer lang im Talstall oder auf Heimweide behalten worden waren, taugen für schwierigere Grindelwaldnerweide nicht. Sie sind furchtsam im Steigen; ja sie zittern bei kleinen Gefahren und kommen endlich ins Überschlagen — e̥s uberschlaad sị — was ihnen einen fast sichern Tod bringt. Gewohnte Steigerinnen dagegen verlieren auch in der äußersten Not den Kopf nicht. Im Augenblick, wo eine gewahrt, daß sie an regennasser Felswand, wie von unsichtbarer Macht „geschoben“, ahi schụụfled: da verspĕrzd, versperrd das wackere Tier aus Leibeskräften mit den Hinterbeinen. Es vermag damit der Schwerkraft ein für längere Zeit hinreichendes Gegengewicht zu bieten. Dabei dreht es, so oft und so weit die gefährliche Lage ihm gestattet, den Kopf nach oben. Wie sehnlich g'sehd's uehi, ob nicht bald der Retter komme! Und er kommt! Mittelst Seil und Sparren ist schon manch ein Tier dem Rachen des Todes entrissen worden.

Der Älpler atmet also doch jeden Abend erleichtert auf, wenn seine Chĭehbueben, Zuehitrịịbbueben, Zuehitrịịber, Trịịbbueben ihm jedes seiner zwanzig bis dreißig oder mehr Stücke heil und gesund zur Hütte gebracht haben. In Rinnen und Kehlen, auf Sätteln und Gräten haben sie stundenweit, oft in strömendem Regen und unter heulendem Sturm, gegen den Herbst auch schon bei der so plötzlich einbrechenden Nacht, Tier um Tier aufgesucht und von noch eifrigem Weiden wiederholt weggetrieben. Nun sammeln sich die einzelnen zu Grüppchen und Trüppchen, diese zu Gruppen und Truppen von rechts und links, wie die Quellen und Bächlein zum Bach, zum Fluß und Strom sich sammeln. Die immer gleichen, eben zwei Hufe breit in das Grün eingetretenen Pfade, Trejjen, laufen allmählich in einen „Weg“ zusammen, der nach berühmtem Muster dennoch „kein Weg“ ist. Denn der Beschauer des Zuges, der da der Hütte sich naht, kann trotz allem Beiseitestehen nie sicher sein, daß nicht eins der Tiere unversehens ihn rampi (streife).[41] Das hindert ihn indes nicht am Überschauen des langen und breiten Heerzugs, der beinahe zum Vergleich mit einem

[41] Das allerdings seltene Wort steht natürlich neben rampe und ramper für sich da.

langsam und müde daherwallenden Pilgerzug reizen möchte, obwohl er bloß eine Triịbẹta geheißen wird. So abgemessen schreitet das daher von strenger Tagesarbeit, um deren Früchte abzuliefern und alsdann wieder an das nämliche Werk der Nacht zu gehen.

Vor der Türe steht der Älpler und lockt: Choom! Choom! Chalbschi, Chalbschi, chụụm![42] Zueha, Mụni! Hai! Solch lockendes chĕtten und zĕčken ist den Rindern, die überhaupt gern menschliche Stimmen hören, die denkbar lieblichste Musik. Vom Platze weg verkauftes Vieh, das die Stimme seines ehemaligen Meisters hört, fängt an zu laufen, durchbricht Zäune und Hecken und eilt wie besessen dem Klange nach, der in ihm eine geradezu krankhafte Lẹngizịit („Längiziti", Heimweh, Sehnsucht) erweckt hat. Der Name des Tieres, der heute überhaupt auf der Alp fast nur noch zur Kenntlichmachung, selten mehr zum Anrufe dient, spielt dabei keine Rolle. Daß z. B. ein Stier Sắmi (Samuel) oder Chrṻsti (Christian) heiße, weiß dieser kaum; er hört auf den Namen „Mụni."

Wie elektrisiert durch den Ruf des Hirten, eilt die Herde nun raaß der Hütte zu. Voran schreitet, wie billig, der Chịnig (König) oder die Fuehrgeis (vgl. S. 211). Die Kuh dieses Namens hat in dem so oft und viel geschilderten Wettkampf[43] sich die Meisterschaft errungen und wahrt sich nun die Ehre, mit der größten Glocke am Hals auf dem Weg zur Hütte und von der Hütte die erste zu sein, mit viel Würde und nicht wenig Eifersucht. Ein kurzer zorniger Seitenblick genügt aber, um alle andern respektierlich in den gebührenden Schranken zu halten. Achtzehn Jahre lang hat die ihr im Rang folgende jeweils vor Alpaufzug im stächchen (Hörnerwettkampf) alle andern 'bbụtzd oder mĕ̈gen und darf wohl, wenn ihre Stunde gekommen ist, in allen Ehren als die Zweite sterben. Denn noch keine andere als die junge jetzige Königin hat sie hindertsi^ch^ gspoised (rückwärts gedrängt und zum Weichen gebracht). So mannhaft hat auch einer, der nach lange ertragener Unbill duo̥ ó^ch^ erwached ist und sich endlich zur Wehre setzte, duo̥ d'Hŏren o^ch^ fịrha g'nụụn oder fịrha g'laan.

Von ferne schon kennt der Älpler auch seine und der Lägergenossen übrige Tiere mit ihren Namen. An ihren Köpfen unterscheidet sein scharfer Blick den Stärr, das Stärri oder die Stärra mit dem sternförmigen oder auch dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn vom Năgel oder Năgẹlli mit ebensolchem Fleck von Nelkenform. Beim

[42] In die Nähe das gewöhnliche „chumm", in die Ferne aber mit dem weitgetragenen offenen ò. [43] Vgl. besonders Jegerlehner: Eivisch 101—104.

Spiegel deckt dieser weiße Fleck fast die ganze Stirn. Hüllt dieser einen oder mehrere kleine Flecken von der Grundfarbe des Tieres fast oder ganz ein, so heißt die Trägerin einer solchen Auszeichnung das Hi̦lli. Einen hi̦llen oder hi̦llochta machen bedeutet von daher: ihm (z. B. bei der Gelegenheit der Chirsmues-Bereitung) das Gesicht beschmieren. Ein gerader, schmaler weißer Strich zwischen Stirn und Maul trägt dem Tier den Namen Bläsi oder Bläß, ein breiter solcher die Bezeichnung Hälmi ein. Steht der Strich schief, so soll solchen Schläck die danach benannte Kuh abg'läcked haan. Ganz weißes Haupt zu roter oder schwarzer Grundfarbe des Leibes trug ursprünglich jeder Plĕsch (ss). Sind dabei die Augen mit Ringen der roten oder schwarzen Grundfarbe eingefaßt, so deutet der Sennenwitz dies als den Spiegel oder den Bri̦llen des Gelehrten, wenn nicht gar als den Zwicker des Elegant und benennt die Kuh demgemäß. Weißen Kopf zu brauner Grundfarbe trägt der Pfaff (Mönch), rußfarbigen Kopf der Mu̦sel, das Mu̦si, das Mu̦se̥lli. Ein weißes Maul veranlaßt den Namen Schnu̦u̦z; die Trägerin wird sich ihn erworben haben sollen wie das Kätzchen oder das Bübchen, das über die Milch geraten ist. Weißgraue Farbe dagegen hebt bei dem Mundi die Umrisse des Maules ebenso hervor wie am Schaf, welches der Mi̦ndel heißt.[44] Deutlich heben sich ebenfalls schon aus der Ferne ab das Silber und die (du̦u̦bwi̦i̦ß) Tu̦u̦ba mit hübschen roten Halsflecken und neben ihr die Schwarz, der Chöli, der Brändel, der ebenfalls schwärzliche Waldi. Hinter ihr gehen einher das bärenbraune Bärgi, der bräunliche Bri̦i̦ndel, das kastanienbraune Chösti, der rötliche Fu̦x, das fahlrote Roosi, die kirschrote Chi̦rsa, der Truebel und der Falk mit der fahlen — fälwen — Abtönung irgend eines Graubraun. Hübsch gesprenkelt wie der Ti̦ger ist auch das Bliemmi; rotscheckicht schimmert die Haut des Pfaau, des Tschägg, irgendwie bunt, doch immer vorwiegend weiß, die des Vögel, des Vögelli. Der Zi̦ndel wird das nd seines Namens als vermeintliche Herstellung der richtigen Lautgruppe von irgend einem unterbernischen „Zingel“ her haben, der vom Kreuz bis zur Schwanzrieben (zum Schwanzansatz) gleichsam als Gürtel (cingulum) einen breiten weißen Streifen trägt. Eine ähnliche Rückenzeichnung zwischen Rückenmitte und Schwanz, die den ersten Namengeber an die schwache Rundung einer Radfelge erinnert haben mag, leitet am Fälgi vom Zindel zum Ri̦i̦ffi (s. d.) über. Ebenso

---

[44] Das dem Bernischen sonst fremd gewordene Stammwort „Mund“ ist noch erhalten in Weiterbildungen wie den hiergenannten, ferner im „Mündschi“ («osculum», Kuß), in „Mundharpfen“ u. dgl.

gemahnt das Aussehen weißer Flecke an der Grịffen, am Grịffi an die Stellen der Weichengegend, wo der Metzger oder Händler seine prüfenden Griffe tut. Hübscher ist die rịịffochi Zeichnung des Rịịffi oder Rịịffe̥lli, der Rịịffen: auf vorherrschendem reifähnlichem Weiß münden beim Schwarzrịịffi schwarze, beim Rootrịịffi rote Seitenbänder ziemlich breit verlaufend und oben hübsch gezackelt in den ziemlich breiten weißen Rückenstreifen aus, der vom Kopf bis zum Schwanze reicht. Auf der vorherrschenden roten Grundfarbe dagegen[45] steigen beim Räämmi, als wäre es künstlich berußt oder b'räämd, feine schwarze, senkrechte Streifen nach dem Rücken. G'räämet, wie diese Räämme̥ni es sind, ist die Räämmirịịffa; nur ist bei dieser der Rückenstreif weiß. Weiße Füße endlich hat das Fueßi. — Wo die Farbenspiele zur Unterscheidung nicht mehr langen, hilft der Bau der Hörner aus. Abgesehen von den Entstellungen des Mutz, des Stumpen oder Stumpi und des Einhören (S. 336) kennzeichnen sich durch gedrehte Gabelhörner der Hirz, durch ein gabelförmiges Hörnerpaar mit nach vorn gegeneinander gerichteten Spitzen der Gä̆bel, durch krikelartig rückwärts gebogene Hörner das Haaggi. Auch die Haare charakterisieren mitunter: der Strụụß trägt krause, der Haari lange Haare mit starkem krausem Stirnfilz. Der Meiel ist eine stattliche, das Booni eine niedliche kleine Kuh. Der Bock gibt wenig Milch.[46] Der Fụx kann auch in seiner Merkigi an Reineke gemahnen. Eine junge muntere Kuh ist d's Lusti oder d's Lustig. Ähnliche gleichsam idealisierende Namen sind Jumpfer, Freidi, Fäder, Meisa. Mit Überlegung heißt die großköpfige Kuh der Töni (Anton), während mechanisierte Benennungen wie Mä̆di, Lịịsa, Zịịlli, Zịịsa, Lụụgga (aus Magdalena, Elisabeth, Lucịa, Susanna, Julia) mehr und mehr an die gleichwertigen Benennungen des Unterlands erinnern und schließlich an den Klappertopf eines schweizerischen Herdenbuches stoßen.

Noch einmal lassen wir's Morgen werden und stellen uns an den Heerweg zur Tägweid. Der umgekehrte Anblick von gestern Abend: Stoßweise von Hütte zu Hütte weg entläßt das Herz des Alplägers sein Blut in langer dicker Stammader, die sich immer mehr verästelt und verzweigt, bis auch die äußersten Enden des Alpleibes mit Leben

[45] Denn im Fleckviehgebiet, wozu ja nun Grindelwald mitgehört (vgl. S. 380), ist die Grundfarbe immer entweder rot oder schwarz. Weiße Kühe sind daher als entartete anzusehen. Dieser Umstand, verbunden mit der Abweisung der wärmenden Sonnenstrahlen durch die weiße Haut, erklärt die besondere Empfindlichkeit solcher Tiere. [46] Gar keine braucht die so geheißene Kuh nicht zu geben, da auch die angeregten Milchdrüsen von Böcken (wie anderer männlicher Tiere) Milch abzusondern imstande sind. (Zürn 14 f.)

erfüllt sind. Und mit was für Seelenleben![47] Der erste Eindruck ist sehr häufig der eines gewissen Bummelsinnes, einer großen Launenhaftigkeit — sie hein g'só Luuni —, ja einer Art Ideenflucht. Wie die Alpziege in äußerst drolliger Zerstreutheit mitten aus einem frisch eröffneten eifrigen Hörnerkampf durch irgend einen Anblick, ja durch einen plötzlichen Einfall (vgl. 358) abgelenkt werden kann, so sehen wir mitunter eine Kuh sich gehaben. Soeben hat uns diese da voll un-



Im Bachläger.

beschreiblichen Mißtrauens und mit allen Zeichen des Unbehagens von der Seite gemustert — is wiest aa^n g'sehn —; plötzlich wie umgewandelt pflückt sie sich das Maul voll Gras; doch auch dieses Büschel läßt sie, wie wenn sie über eins der großen Welträtsel nachsänne — sie sinned' mu naa^ch — unzermalmt wieder fallen. Wiegt bei dieser Schönen bald die Sprödigkeit, bald die Launenhaftigkeit vor, so beherrscht auch eine fast krankhafte Überempfindlichkeit ihr gesamtes Tun und Lassen. Sie ist es e^mpfintli^chß und zugleich es g'sfinigs

[47] Vgl. Tschudi 499—515; Anderegg im GlM. 136 ff.; Studer in Naturf. 1882, I. VIII.

Chuehli.[48] Gegen einen noch so feinfühligen fremden Melker schlägt es beim ersten Antasten aus: e̥s rïehrd und ist imstande, durchzubrennen: z'e^{n}tgaan, wobei es nötigenfalls durch Hecken und Zäune bricht. Es ist e̥n grịịsliha Ungast!

Dabei kann es einem oft vorkommen, als ob im gesamten Rindergeschlecht trotz seiner nun vieltausendjährigen Zähmung da und dort noch etwas von der wilden Büffelnatur der amerikanischen Urverwandten wieder aufflackerte. Wie der zahmste — zä̋mst — Löwe im Käfig während eines einzigen Augenblicks der Nervenentspannung seinen eben noch gehätschelten Bändiger überfallen und zerfleischen kann, so versetzt wohl ein plötzlich rasend gewordenes Rind dem ihm freundlich krabbelnden Eigner den Todesstoß. Einem solchen ist im Herbst 1906 Peter Feuz in Burglauenen nach acht Tagen erlegen. Wo aber nicht plötzliche Wut, kann ein ganz rätselhaft feindseliges Mißtrauen, das sich bis zur Verweigerung der Salzannahme steigert, den alten Adam der einstigen Wildheit offenbaren.

Das anmutige Gegenteil zu solchem gsịịnig und e^{m}pfintli^{ch} ist ghịịsig und g'hand.[49] Tiere dieser Art lieben das Haus und die Hütte mit all dem Schutz und der Zuflucht, die sie überhaupt gern in Menschennähe suchen. Gutartige Herdentiere halten mit merkwürdiger Anhänglichkeit zum Hirten der Alp. Ungetrieben, ganz von selber grächche^n si si^{ch} vor d'Hịtta ze'm mälhen, geleitet von einem merkwürdig sichern Zeitgefühl und einer noch erstaunlichern Orientierungsgabe. Auf die Halbstunde genau wissen sie, we^{nn} d'Zịịt naha ist ze'm mälhen und stellen sich vor der rächten Hütte ein, nachdem sie

---

[48] Beide Ausdrücke begegnen sich im Begriff der Hyperästhesie: der Überempfindlichkeit. Wie sich gr. aisthanomai (ich empfinde) auf das Sehen spezialisiert hat, so geht das zu „sehen" (sächwan) gehörige G'sịịn (mhd. das sûne, süne, gesüne, WB. 2, 2, 281) f. u. got. die siuns (Streitberg urg. Gr. 132. 146) den umgekehrten Weg. Literarisch zwar verbleibt es im Begriffskreis des Gesichts, in dessen Doppelsinn von Sehsinn und Antlitz, und so kennen wir Berner einen dem Gsị̋ịn naa so halb und halb: J b'chennen nen, aber i chan en nid hingäänn (nicht identifizieren). Wenn aber Einer, der z. B. über die Brille hinüber oder sonst „von oben herab" Andere ansieht und (im Einklang damit) in großtuerischen Extravaganzen ubersị̋ịnig tued oder ist, so gehört dazu erfahrungsgemäß gerne, daß er auch im gesamten gröbern und feinern Empfindungsleben immer etwas vorausshaben, eppas sundrigs sii wiil und haa wiil und sich in reizbarer Überempfindlichkeit von der „Menge", vom „Pofel" u. dgl. fernhält. Man denke an Psychopathien wie die unausstehliche Verquickung von Hysterie und Hypochondrie, und man hat unser gsiinig auf dem Multiplikator. [49] Ahd. gahenti (Graff 4, 971) i. S. v. zugehörig und wohl auch dem zu „g'chauntsam" (Lf. 268) umgedeuteten Attribut eines „frommen" Rosses verwandt. Zu „Hand" stellt es sich etwa so, wie engl. handsome (artig, nett), handy (geschickt) und „behende", wohl auch das zeitlich gewendete altgrindelwaldnische z'hand (an diesem noch durch den Nachmittag getrennten Abend).

auf neu bezogenem Läger etwa zweimal nach der im vorigen Sommer ihnen zugewiesenen Hütte irre gegangen. Zum Melken aber, oder zum Wetterschutz in den wenn noch so kurze Zeit benutzten Alpstall gewiesen, stellen freundlich behandelte Tiere sich sofort von selbst an ihren Ort. Ein kurzes Zuehi, Lịsa! zuehi, Freïda! schneidet jedes Zögern ab. Im stundenweiten Weiderevier aber kennen sie e̥s je[s]li[ch]ß Glu̥nte̥lli (jedes Pfützchen), e[n] jelhi Stu̥u̥nda, alle bessern Plätze. Ja, gleich dem Pferd finden sie auch in dichtestem Nebel — dick wie n en Härdepfelstock



Uf Teiffenmatten.

(vgl. S. 100) — und in stockfinsterer Nacht den stundenweiten Weg zur Hütte. Sennen benutzen bei eigener Hilflosigkeit in solcher Lage diesen Orientierungssinn, indem sie sich ohne Umstände einer solchen heimkehrenden Kuh a'[n] Stịịl heihen. Eine auf dem Interlakner-Markt unverkauft gebliebene und einem Augenblick sich selber überlassene Kuh tritt ohne Geleit wohlgemut den vier bis fünfstündigen Rückweg an, e̥m inhi nach dem Stall, der nicht mehr ihr Heim hatte sein sollen. Und jede, die solchen ungewohnten Marktweg gehen soll, wird es inne, daß da eppḁs nid in der Or[d]nug ist. Da kann denn gerade die „gehäusigste“ Kuh zur „ungehantesten“ werden. Wie sollten also die Tiere nicht ganz besonders wohl die Heubühne über ihnen: den Tịlisoller kennen! Sie horchen

mäuschenstill auf das Hinunterschaffen des Futters durch das Fueterlooch in die Fueterlicka hinunter und von dort in die Baarni. Sind aber in ihrer Nähe Pferde einquartiert, so unterscheiden sie schon am Tritt ihres Wärters, ob seine Arbeit ihnen selber gilt, oder ob er de^{n} Rossen ahastooßd. Nicht jede freilich weiß sich bei anwandelnder Lust selber zu helfen wie jene Itramerkuh. Der neue Eigner derselben redete den vormaligen an: Sääg, duu hest mier denn da en heite̥rri Chueh verchoi̋fd! Die geid ja, wen^{n} es sa aa^{n}chunnd, ze'r Schịịrstịi̋r anhi, fěhrd mid ei'm Höre^{n} zwịsse^{n} Tịi̋r und Pịịstaal uehi, fi̋r de^{n} Rịgel uehi z̦'machen; und sie probierd un^{d} näppred, bis sị d's Tịri ụụf'braachd's heed und a^{n} d's Hewiw chunnd! Auch der Stallnägel (S. 424) macht ihr keine Mühe, wenn sie inhi will. Sie rịfled draan, bis e̥r ụụsa ghịjd; oder sie klaubt ihn einfach aus dem schief wagrecht in den Türpfosten gebohrten Loch heraus, indem sie die ober Bildne̥rra (den Zahnfleischwulst im Oberkiefer) und d' Schụụfli (Vorderzähne) des Unterkiefers fest zusammenkneift. Das setzt allerdings bei ihr ein Alter voraus, in welchem sie längst g'lịcked's (die Milchzähne verloren), g'stoßen (neue Zähne bekommen) und damit d'Zend g'schangschierd heed. — Es ist interessant zu beobachten, wie die Verbindung von Freileben und von Anhänglichkeit an Menschen solche Grade von Intelligenz erzielt. Fast ist es, als ob die Stufen dazu sich auch im Benehmen gegen den Fremden anzeigten. Dies Tier stutzt auf den Lockruf; äs trụwwed 'mụ nid rächt z'choon, schaut mißtrauisch her und nähert sich endlich, um die dargestreckte Hand auf etwas Salziges zu untersuchen. Dies andere schaut mit beweglichem Auge klug um sich,[50] nimmd e^{n} Chehr (biegt vom geraden Wege ab) und will um jeden Preis gan achten, was da eppa los sịịg. Ein zuetäppisches (d. i. zutunliches) junges Tier, dabei en grịi̋sse̥llihi Gwundernäsa, schaut volls Gwunder auf jede Bewegung, welche diese Hände und Arme da machen. Ist endlich die Neugierde gesättigt, so werden Stirn und Hals angelegentlich ze'm chräuen dar g'häben, und mit sanfter Gewalt muß das Tier endlich seine eigenen Wege gewiesen werden: gang jetz ei^{n}s! Ja, ein viertes überschreitet ebenso mühsam wie gleitig und tịfig einen schmalen Grat, um von des Fremden Tierfreundlichkeit auch sein Teilti abzubekommen.

Eine ganze Herde schlimmi (intelligenter[51]) Weidetiere würde durch ihre Schlimmi den Alpwirt nur in Verlegenheit setzen. Seinen

[50] Grube. [51] Altdeutsches slimb bedeutet bloß schief, schräge, verkehrt; erst neueres „schlimm" geht auf moralische Verkehrtheit, welche aber die Mundart in gutem Sinne umwertet, als Entgelt für Entwertung des „einfältig" und „albern" (ahd. àlawâri herzensgut).

Vorteil findet er in einer mit ordentlicher Durchschnittsintelligenz verbundenen G'hiisigi vorhin beschriebener Art, und der schon (S. 370) erwähnten G'weidigi. Er sucht Tiere, die mit genauer Ortskenntnis Mut und Geschick zum Klettern verbinden und dabei mit ihren kräftig abreißenden Zähnen und Zungen die oft knappe Weide auch gründlich ausnutzen: 's ęs teiff nähn. Das tun die an Stall und Prachtweiden gewöhnten schwerrassigen Tiere und ihre nächsten Abkömmlinge nicht; sie benehmen sich auf den schwierigen Grindelwaldnergehängen unbeholfen, schläbiocht. Sie suchen nicht die ganze Tägweid ab, sie gaan nịd naahi und gaan nịd fịrhi (welch letzteres man auch von Menschen sagt, die ohne Not nur immer daheim sitzen). Der ältere Älpler gibt daher noch heute dem Grindelwaldner-, Hasler- und braunen Schwyzer-Vieh unbedingt den Vorzug. Die neuere Richtung, welche dem durch gute Verkehrswege erleichterten Viehhandel vermehrte Aufmerksamkeit zuwendet und sich durch die an den „Anerkennungen" offiziell vertretene Zuchtrichtung gefördert sieht, führt nun auch mehr und mehr Sịbeⁿtälerchïeh in Grindelwald ein. Die heutigen Verkaufspreise (vgl. S. 342) überwiegen an Interesse sogar bei den hohen Milchpreisen die höhern Milcherträge. Auch letztere werden allerdings gleichzeitig den schwerrassigen Tieren zugeschrieben, indem man sagt: vọn grëëſſreⁿ Viereⁿ mues der grëëſſer Schëpf[51a] Milch haarchoon. Dies gilt jedoch höchstens von den günstigsten Alpzeiten und von den Höhepunkten der Laktationsperiode. Der alte Älpler legt auf die andere Wagschale den Vorteil der kleinrassigen Tiere, daß sie bis nahe an die Wurfzeit heran gęng z'glịichlihem — oder d'Stääti furt gęng ịhru Trëpflẹni — Milch gään. Sie bleiben denn auch stellenweise die Grundlage einheimischer Zucht.

Zu diesen kleinen Bärgchïehlinen gehörte ehedem neben den Walliser- und den Haslitieren auch das spezifische Grindelwaldnervieh. Dasselbe bildete noch vor sechzig Jahren einen wohl charakterisierten eigenen Schlag. Das Grindelwaldnerchuehli zeichnete sich aus durch ausnehmend schöne runde Gestalt mit gegeneinander stehenden Gabelhörnchen, und durch meist gutartiges Gehaben.[52] Das Lauterbrunnervieh war ihm ähnlich, stand ihm jedoch in der Schätzung etwas nach.[53] Die Farbe war von jeher mannigfach, am häufigsten schwarz, oder schwarz und weiß gefleckt. Am liebsten sah man sie gg'räämmeti oder räämmochti in vorn (S. 374) beschriebener Farbengruppierung. Als sehr milchergiebige und bis ins dreizehnte Jahr leistungsfähige, nur etwas stäch chigi (zum Hörnerkampf aufgelegte) Tiere waren solche

---

[51a] Vgl. „e Sticker" S. 267. [52] Alpina (1806) 1, 118; ÄFG. XXX. [53] Ebd.

Räämmẹni auf allen Oberländermärkten sehr gesucht. Bei der neuern Zuchtrichtung sieht sich nun das Räämmi von den Prämiierungen ausgeschlossen: ụụsg'schoĭbed und aus dem Grindelwaldnerviehstand beinahe ausgemerzt. Ja „die Räämma" gilt heute als Schimpfwort, doch immer noch mit dem Gefühlswert der kosenden Schelte. Grindelwald ist innert des letzten Halbjahrhunderts allmählich und nun so entschieden in das Fleckviehgebiet übergegangen, daß selbst mittelmäßige Schüler hierin neuste Schulbücher korrigieren können. Das tat denn auch ein halbwüchsiger, indem er in einem Examenaufsatz das Thema über die Viehzucht Grindelwalds kurz und gut in dem gelassen hingeworfenen großen Wort erledigte: „Die Viehzucht ist tschắggocht." Mit Tschắgg nämlich, sei es Root- oder Schwarztschắgg, bezeichnet man alles Fleckvieh. Dabei ist falbroot oder rootfalw die einzig prämiierte Grundfarbe. Gleichwohl herrscht der Falbtschägg im jetzigen Viehstand vor. Häälfalw beliebt nicht, weil die Farbe schon in der zweiten Generation in häßliches Weiß umschlägt.[54] Die vielfache Kreuzung mit Tieren aus Oberemmental, Frutigen, Unterwalden, Hasli, Wallis in Konkurrenz mit solchen aus dem Simmental schafft auch sonst viel unpreiswürdige Exemplare; z. B. hier eins, wa eⁿ rächta Stiergrind heed, dort en hohrĭebi Chueh (mit unschön erhöhtem Schweifansatz, welcher die Rĭeba genannt wird).

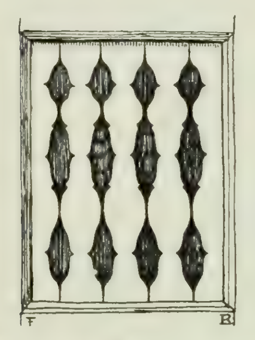
Doch auch ein solches Tier kann dem kleinen Mann, der nicht wie ein Unterberner zwei Ställe voll prämiierter Prachtsexemplare dem Beschauer zu präsentieren hat, ein vertrautes, zugetanes und gehätscheltes Wesen, eben ein Tschĕmi[55] sein. Bescheiden erklärt etwa eine kleinbäuerliche Familie, sie heigi nummen es paar Tschĕmẹni im Stall oder auf der Alp. Eine andere gar hed gester d's lĕst (letzte) Tschĕmi Veh verchoifd.[56] Man ersieht aus dem letzten Satz, wie Tschĕmi das Individuum, Veh (als Kollektiv) die Gruppe oder Schar bezeichnet,[57] und zwar speziell Rindvieh von so und so viel Hoiᵖten (vgl. „Rindshaupt" im Oberwallis). Der Grindelwaldner besitzt also 1. Veh, 2. Trĭecht und 3. Fähdlẹni. Bescheiden spricht er von seinem Vehli oder Gvịchtli, wie dem Gimmelwaldner „der Gwäärb" auf gleicher Linie der Schätzung steht. Springt aber aus letzterm Ausdruck das rechnerische Moment noch so durchsichtig wie ursprünglich auch aus „Veh"[58] in die Augen, so der „Nutzen" aus dem veraltenden,

---

[54] Vgl. über Haarfarbe überhaupt: Schiller-Tietz im Schwz.-Bauer 1907, 10. [55] Aus altem zäm (zahm) weitergeleitet i. S. v. wohlbekannt, vertraut. Der Anlaut zischt wie in Tschaggen, Tschinggen u. dgl. (S. 273). [56] GlM. 156. [57] Die Zusammenstellung erinnert an ähnliche, zum Studium der Hieroglyphen sehr nützlich angewöhnte Sprechweisen wie: es Aallegelli Gwand (eine Kleidung), ein Laib Brot u. dgl. [58] Vgl. Lf. 246.

mehr und mehr bloß verächtlich gebrauchten Noos und Nḗḗßli.[59] Ein unüberlegt Handelnder springd drịị^{n} we n es Noos in e^{n} Chrịshụụfen; er ist eben selber e̥s rächts Noos! es grị̆ịsli^{ch}ß Noos! Der Grindelwaldner teilt also „Noos" aus, wie der Deutsche „Rindvieh", der Unterberner „Chueh". Mit seinem Chuehli aber lebt er wie der Araber mit seinem Pferd.

[59] Vgl. mhd. nôß, vîhenôß, nôßich zu (ge=)nießen, mitgenießen. Das spätere Mhd. verstand unter nôß, auch spezieller smale-nôz genannt, das Schaf.



Hölzernes Kellertürgitter.

Milchwirtschaft.

Spiis und Milch.

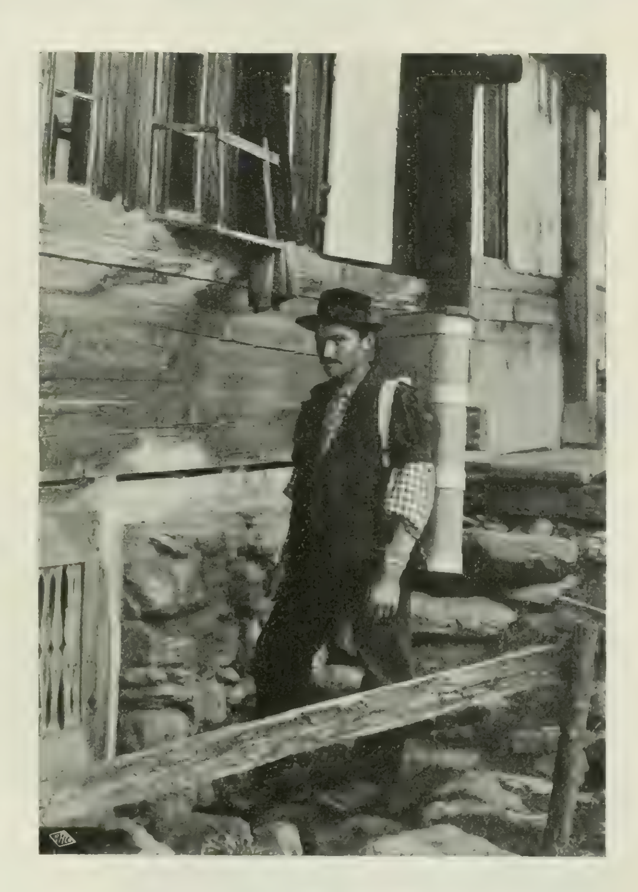


ls zur Zeit der Mailänderkriege der Herzog Sforza den zum Mahl geladenen Gesandten der Schweiz kostbare Südfrüchte zum Nachtisch auftragen ließ, rühmte er: die wachsen uns alle Jahre zweimal. „Und diese Früchte hier gedeihen uns alle Tage zweimal!“ rief einer der Eidgenossen und wies auf einen Schweizerkäse, den er hatte herbringen lassen.[1] Die gewöhnliche Bezeichnung solcher „Frucht“ ist allerdings Spịịs, und an ihr nimmt ebenbürtig neben dem Käse der Ziger teil. Ebenso würde es die Butter[2] tun, wenn nicht ihre Seltenheit sie dem frischen Genusse selbst des Älplers in der Regel entzöge. Man unterscheidet daher Aihen u^nd Spịịs. Daß dagegen Chääs u^nd Zịger zu dieser Auszeichnung als „Speise“ par excellence gelangt sind, rührt von den Zeiten her, wo Kaffee und Bäckerbrot noch seltene oder unbekannte Dinge im Gebirge waren.[3] Noch zur Stunde führen die Käselaibe und Zigerstöcke der Alpbauern in ihren Speichern die Gesamtbenennung Spịịs; und Geisspịịs heißen die ebensolchen kleinern Produkte der Ziegenwirtschaft, welche die Wärchmanna (S. 324) und Ziegenhirten in einem eigenen kleinen Speicher des Alplägers bergen. Zu der mit großem Stolz[4] als solcher anerkannten „Spịịs“ gehörte aber natürlich von jeher auch die noch unverarbeitete Milch,

---

[1] Kyburz a 11. [2] Ebd. A 20. [3] Vgl. JG. Jacob 2, 134. 151. [4] Vgl. die Verse Lf. 492.

obwohl man sie häufiger dem Dicken als Dịnns oder als Ware̥ms (S. 353) gegenüberstellt. Wird schon dem großen, starken Hirten, der des Alkohols in keiner Form gewohnt ist, von ein paar Zügen noch so guten Weins g'stụren und ịbel,[5] und bewährt sich vollends in alten Köpfen dies Getränk selten als „der Greise Milch" — welch ein Anrecht hat dann erst das Kind auf wirkliche Milch als seine naturgemäßeste Nahrung! Folgende drollig gewendete Tiroler Fabel,[6] auf Grindelwaldnisch wiedergegeben, sagt dies in origineller Weise.



Milchtreger, vom Huus der Alp zue.

Es jungs, chlịị^{n}s Băre̥lli ist ụs 'nem Waald ụụsa choon und hed gar grịị̆se̥lli^{ch} g'mueled und ist umha g'schnụ̆de̥rred und hed si^{ch} schrecke̥lli^{ch} g'hǟben. Du̥a g'sehd das e̥s Buechfinke̥lli, wa ụ̆f 'nem Boĭm uehi in 'er Grịttelle^{n} (Astgabel) sịị^{n}s Năstli g'hǟben heed. Und es hed si^{ch} sịịner 'tụụred, un^{d} es hed zue 'mmụ grĭefd und g'fräägd: Was hest, du arm's Bǟre̥lli? Du̥a hed 's Tierli no^{ch} vịịl stẹrher aa^{n}faan brĭelen und hed's lụter Wasser 'gränned, und g'seid: Ach, e̥s hed epper ze mmịị'm Mĭeti gschossen (es erschossen) und jetz is's tood, un^{d} i^{ch} haa^{n} kei^{n}s Gotts-Trĕpfe̥lli Milch meh z'sụụgen. „Du tumm's Bǟre̥lli, i^{ch} han o^{ch} no^{ch} mịị^{n} Lläbtäg kei^{n}'s Trĕpfe̥lli Milch g'sụ̆gen und bbin doch starchs un^{d} ggrooßes worden!"

[5] Alpina (1808) 3, 211. [6] Lusern 208.

Jaa, jaa, mụ g'sehds eppa dịineⁿ Ggnäglinen (Beinchen) aan! seid der Bäär und ist wịiters 'zottled.

Wie kämen aber die im Sommer aufs Tal angewiesenen Leute groß und klein, denen weder Hewgeiß (S. 278) noch „Heimkühe" zur Verfügung stehen, zur Deckung ihres Milchbedarfs ohne den S. 383 u. 385 abgebildeten Chum-mer-z'Hĭlf in tausend Nöten? Es ist der Milchtrĕger, der zur Alpzeit Morgen um Morgen bis drei Stunden weit seinen mächtigen Tụtel (S. 393) plattet volla zu Tale schafft und die schon im Winter zuvor in Verding genommenen Kundenhäuser bedient. Handelt es sich, wie an der Schattseite, um kürzere Wege und kleinere Quanta, so genügt es, am Platz unserer baumstarken Männer, an den auch anderwärts[7] üblichern Milchbuebnen. In jeder Hand ein Bräntli oder Bräntḙlli haltend, können sie auf frei getragenem Kopf ihr standesbewußt aufgesetztes Lăderchăppi ungehindert zur Geltung bringen.

So bedeutend nun aber der direkte Milchkonsum ist, so übertrifft ihn doch die Milchverarbeitung bei weitem und zwar schon um des eigenen Verbrauchs willen. Allerdings sind armer Lịiteⁿ Chääs und rịicher Lị̆iteⁿ Chind aṇgänds zịitig: der Käse des gänzlich Mittellosen ist glịi^{ch} g'machta und glịi^{ch} g'gäßna, wie im Unterland auch. Allein schon beim mäßig Bemittelten, der sich zu jeder Mahlzeit sịiⁿs Brĕĕsḙlli Chääs zulegt und damit sich den kostspieligen Fleischankauf erspart, kann man jeden Tag dem eben in der Loiben hantieren gehenden Familienglied zurufen hören: Bring deṇṇ gräd eⁿ Weggeⁿ Chääs[8] oder eⁿ Chääsbịssa! Ja früher, als hier oben die Bettelei Auswärtiger und Einheimischer noch hoch im Schwange ging und das mueten für Käse, Ziger und Milch fast wie ein Gewerbe betrieben wurde, ging es noch ganz anders über die armen Mụtschlḙni (S. 401), Stĕck (S. 409) und Aiheⁿfäßlḙni her.

Es konnte aber trotzdem noch vorkommen, daß in besagten Loiben ganze Regimenter verschimmelter Oichenhăfen neben würmerzerfressenen schwịinigen Hammen paradierten, von dumm-stolzer Eitelkeit und nachbarlicher Eifersucht sorglich vor Verminderung gehütet. Es konnte sich ereignen, daß bei einer Erbteilung dreißig Fäßleni Siedebutter zum Vorschein kamen, welche die von langen Schimmelbärten eingerahmten Aufschriften trugen: „der[9] Aichen haben wir dieses Jahr (so und so)

---

[7] Ofenbr. 6, 110 f. [8] Der Wecken (vgl. den Scheidiweggen S. 182) ist gleicherweise keilförmig wie der „Bissen" zum „Unterlegen" unter den wackligen Tisch, und wie der „Chääsbiß", der auch die Satteldächer der Deutschherren-Kirchtürme benennt. [9] Der Artikel als Demonstrativ: dieser (diesen).

gemacht." Am Ende hatte doch von solch kostbarer Gabe der vielgenannte Ankenbättler mehr, dem auf seinem eifrigen Gang von Haus zu Haus das unter der Kopfbedeckung geborgene Schmalz das Gesicht verräterisch übermalte. („Schwitze" wie n en Ankenbättler" rührt von dieser Schnurre her.)[10] Die Butter diente sonst dem Oberwalliser auch, um seine ein- bis dreihundertjährigen Paradekäse von Zeit zu Zeit einzureiben.[11] Dieselben Dienste leistete dem ehemaligen Grindelwaldner der Speck, um wenigstens hundertjährige Stücke aufzubewahren. Vom zehnten Jahr an sowieso an Güte verlierend, waren natürlich diese Laibe durch solche Prozedur nicht genießbarer geworden. Allein die Auftragung von Geburtstag und Namen des Kindes, welches zugleich mit dem Käse „das Licht der Welt erblickt" hatte, gab das Fundament zu einer Familienchronik ab, zu welcher der glückliche Verfertiger und dessen Erben vor den zur Schaustellung Zugelassenen jeweilen den mündlichen Auf- und Ausbau besorgten.[12] Eine Art Konservierung konnte man sich übrigens auch durch die gefälligen Dienste gewisser lebender



Milchtreger uf der Liwwi.

[10] Zu Lf. 484. [11] Goms 90, 92. [12] Vgl. Museum 2, 781; Kyburtz A 22.

Wesen besorgen lassen, und sie galten überdies dem verständnisvollen Beschauer noch als Wahrzeichen der Wohlhabenheit. Das waren die Chääsmilwi (Käsemilben). Ein später durch Fleiß, Geschick und glückliche Heirat zu großer Wohlhabenheit gelangter Grindelwaldner wandte sich als selbständig wirtschaftender Jüngling in momentaner Geldverlegenheit an einen reichen filzigen Verwandten. Der aber speiste ihn herzlos-protzig mit dem Bescheid ab: Du muest machen, daß d' brav Chääsmilwi uberchụụst! (Brav als Adverb: ausgiebig, reichlich.) Aus all diesen Zügen erklärt sich der Hụụschääs als geduldete alte, immer in der Familie gebliebene Dienstperson.

Den Ruf, dessen sich seit alter Zeit Grindelwalds Butter[13] und Käse[14] erfreuen, verdankt letzterer u. a. einer Maßregel, welcher allerdings auch im Orte selbst nicht überall zugestimmt wird. Mit dem feinen Aroma und herrlichen Geschmack der Alpenkuhmilch mischt man nämlich, um den Käse schnịttiger (geschmeidiger) zu machen und besonders auch zur Verbesserung des Magerkäses, in kleinem Bruchteil den Fett- und Eiweißreichtum der Ziegenmilch. Dieser Reichtum, um dessenwillen d'Geismilch starhi genannt wird, eignet in besonders hohem Maße der Ziegenmilch von Grindelwald und seiner Umgebung.[15] Sie gilt allerdings bei all ihren Vorzügen auch für chĕltigi (kältend). So übersetzt man sich nämlich die „Sprache" des Magens, der besonders bei schwächlichen Personen das schärfer ausgeschiedene[16] und feiner zerteilte Fett langsamer verdaut, also einigermaßen als Belästigung zu empfinden gibt. Der kräftige und im Freien sich tummelnde Bergbewohner dagegen schätzt sie gerade deswegen sehr hoch als Ggaffẹmilch, und dem an Auszehrung Leidenden gilt sie als wahres Heilmittel. Mit gleich viel Wasser und (zur Behebung des Fettgeschmacks) mit einer Prise Salz zusammengesotten, bietet sie eine vorzügliche Erfrischung. — Natürlich ist es von großem Belang, ob das Tier die aromatischen Kräuter der Alpweide, oder aber Räckolter und Chrịịsnị̈wwẹni (Fichtentriebe)[17] verzehre; in letzterem Falle geißẹlled oder mä̋ggẹlled die Milch bis zur Unausstehlichkeit. Aber ebenso auf die Beschaffenheit der Kuhmilch ist der Weidgang von Einfluß, wie er schon als solcher auch das Quantum steigert.[18] Wie sunniger d'Alp, wie besser der

[13] Altm. 17. [14] Museum 2, 781; Fäsi bei v. Tav. 5. [15] Laut gütiger brieflicher Mitteilung des Kantonschemikers Dr. Schaffer in Bern nähert diese Milch sich stark dem Maximum respektive Minimum folgender Prozentzahlen, welche überhaupt für bernische Ziegenmilch gelten: 2,30—4,38 Casein und Albumin (Käse- und Zigerstoff); 2,14—4,72 Fett; 2,07—4,77 Milchzucker; 0,51—0,93 Mineralstoffe; 86,74—90,46 Wasser. Vgl. damit eine Analyse für die Schweiz: Schaff. M. 2; eine solche aus Braunschweig: Fankh. 41. [16] „In vollkommener Emulsion erhaltene": Fankh. 41; vgl. And. 579. [17] Vgl. S. 354. [18] Schaff. M. 4.

Chääs. Sodann geben junge Kühe feißt'ri Milch als alte,[19] und altmälch Chieh liefern doppelt so viel Rahm, sowie auch etwas mehr Käsestoff[20] als niwmälhu. Auch das Quantum der Milch erleidet allerlei Einflüsse. Auf guter Weide kann eine Ziege den Sechszehntel[21] des Jahresertrages einer Kuh mächtig überschreiten, auch wenn dieser auf 280 Kilogramm[22] ansteigt und damit den Zäntner[23] Alpchääs uf d'Chueh[24] noch überbietet. Der höchste Milchertrag: bis 22 Liter im Tag, fällt uf d's erst Chruud. Gegen Ende August aber faad d'Milch anⁿ schwiinnen, weil d's Veh gaalted und insbesondere die stark periodisierenden Chieh gaalten (an Milchertrag abnehmen). Ähnlichen Rückgang erzeugen schwüle Sommerhitze und anhaltendes Regenwetter. Eine Gelti führt man absichtlich herbei während der letzten sieben Wochen der Tragzeit; die Kühe sollen alsdann allmählich mit der Milchabsonderung ganz aufhören: sie sollen ergalten, gaaltu sein oder verschweinnen. Man überspringt zunächst eine Melkzeit: man ubermaaled die Kuh. Bald wird sie bloß noch alle drei Tage gemolken und kurz darauf ist sie gaalti.[25]

Liefert die gaalt Chueh oder Geis keine, so gibt das geltig Tier, wa mid dem Uuter nid im Greis ist, Zäs'ra oder zäs'rigi, g'fäzneti, also geronnene nnd unbrauchbare Milch: es bräcked. Solch geltigem Veh reicht man zur allgemeinen Säftereinigung Geltibulver. Die kranke und ersticht oder erstuckt (dem Umschlagen nahe) Milch wirkt auf den Geschmackssinn verschieden: bald rähelled sie, ist rähelligi (ranzig); bald schmeckt sie saligi oder g'saalzni, bald wiideⁿsuuri. Jedenfalls sieht sie auch immer trüb, truebled aus, statt schön weiß wie der Milchbach am obern Gletscher, mit einem leisen Ton ins Gelbliche, der vom Fettgehalte zeugt. So wird im Tirolischen[26] als „grüne Milch" auch die Biestmilch gescholten, obwohl sie ebenso dem natürlichen Verlauf der Procreation angehört, wie das erste Ei einer Henne: das Biestei.[27]

Unter diesen Belehrungen ist die Zeit vor mälheⁿ verflossen. Die Melkstunde wiederholt sich bloß im Unterland bei einem äußerst milchreichen Tier dreimal, obschon bei solcher Kürzung die Feißti der Milch um vieles gewinnen würde. Auch an sich wäre die Mittagsmilch die feißtist, während die Morgenmilch die mägerrist[28] bleibt. Sehr stark hängt aber die Masse und Güte der Milch auch von der Pünktlichkeit und Tüchtigkeit des Melkers ab. Drum ist die Wahl desselben

---

[19] Ebd. [20] Kasth. 22, 257 ff. [21] Wyß 745. [22] Bern V. 126. 284. [23] Zu 50 kg. [24] Wyß 623. Nach Zürn liefert eine gute Ziege auf 1 kg Körpergewicht 4—5 l Milch, also relativ doppelt so viel wie eine Durchschnittskuh. [25] Vgl. S. 344. [26] Lusern 263. [27] Vgl. unterbernisches Briesch: Lf. 285; Kluge[5] 40 f. [28] Schaff. M. 4.

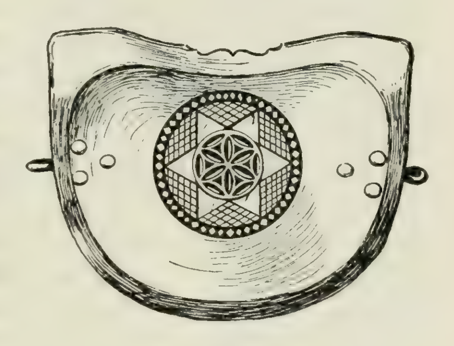
eine so wichtige Angelegenheit. Eine Geis, wa mų mag mid Gwaalt am Stįįl uufg'lĭften, vertraut man schließlich der ersten besten Person an (S. 352), selbst Kindern, wie ja auch die Cronegg[29] berichtet: „Zwei meitleni wolten Ein geis mälhen, eins hat die geiß bei Einem horen, das andre malch die geis." Die Kuh dagegen überantwortet man womöglich der immer gleichen Vertrauensperson, die ihren Ausweis mittelst der beiden Mälchren führt: der große^n Chnĭttlen am Vordergelenk der Daumen. Tägliche Hantierung festigt einen solchen Mä̆lher immer noch. Wer dagegen bloß gelegentlich aushilft, z. B. beim ersten zuehimälchen[30] nach dem Bezug eines neuen Lägers, an welches sich die Tiere erst wieder gewöhnen müssen, oder beim ųųßen dįįr^{ch} mälhen auf zu weit vom Läger entfernter Weide (S. 311), där hed dįįr^{ch}g'mölhes, ehe er sich dessen versieht. Man konnte ihm eben nicht, wie etwa dem Anfänger, die lindmälhen Tiere auslesen, denen die Milch fast wie von selber ųųsg'hįjd. Er mußte sich auch an solche Kühe wagen, welche zääjmälhų, chä̆chchų[31] z'mälhe^n, ja u^{n}mmŭglichų z'mälhe^n sind. (Dieses u^{n}mmŭgli^{ch} ist nicht „unmöglich", sondern: schwierig und daher auch unangenehm zu behandeln, gemäß der ethischen Bedeutungsabzweigung von „mögen".[32] Gute Synonyme zu mŭgli^{ch} und u^{n}mmŭgli^{ch} sind gä̆big und ungä̆big, chommli^{ch} und u^{n}chommli^{ch}. Du bist e̥n ummŭgliha, e̥n u^{n}mmųglihi, e̥s ummųgli^{ch}ß: bei dir ist nicht gut sein, mit dir ist nicht gut verkehren. Ä̆är da ist vįįl der mųglicher! Ein sehr schwieriger Gebirgspfad, aber auch ein schlecht unterhaltener Weg ist en ų^{n}mmųgliha Wääg). En u^{n}mmųgliha Chrĭppel, e̥s u^{n}mmųgli^{ch}ß Mĕbel oder dergleichen schilt man eine Kuh, we^{nn} s$_i$e si^{ch} nid gäre^n laad mälhen und eina^n fĭrha rĭehrd (so heftig nach einem ausschlägt, daß er von ihrer Seite weg in den offenen Gang des Stalles „hervor"kugelt). Aber auch ohne ihre Schuld ist sie bisweilen u^{n}mmųglihi z'mälhen; z. B. we^{nn} s' zääji[33] (zähmelk) ist, old strŭpfelochti: mit allzu kurzen Zitzen, die bloß ein strĭpfen gestatten. Langstrichige Euter können übrigens allmählich zu kurzstrichigen verkümmern, wenn ein Pfuscher nųmmḁ^{n} so i'n Napf gägled, daß die sich überstürzenden Strĭpfe̥lle̥ni Milch im Melkfaß zischen: tschĭpp tschä̆pp tschĭpp tschä̆pp. Der richtige Melker entlockt langen Zitzen Zįįßa um Zįįßa z'lenge^n Zĭĭgen, so daß es bedächtig

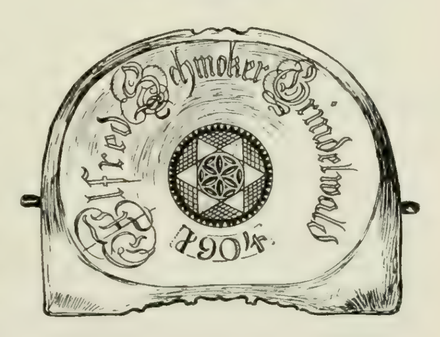
---

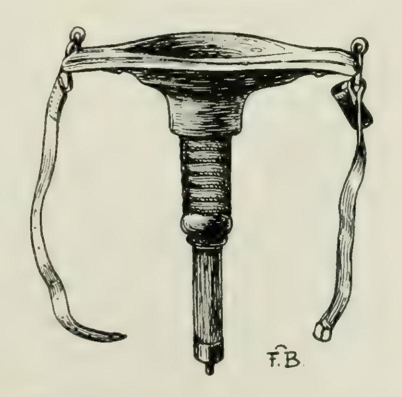
[29] GlM. 168. [30] Hauchdissimilation. [31] „Keck" (lebendig) ist eben auch „fest, stark, drall" (Kluge[5] 190); chächch oder chüehn (kühn) sind im Unterland auch unreife, zähe Geschwüre. [32] Vgl. Einen oder einander mögen: gerne haben, ihm oder sich gut sein. So auch sagt der Aargauer: i mag in's Bett = wünsche zu Bette zu gehen. Wir „möchten" gerne das und das. [33] Ahd. zâhi.

rauscht: schschụmm schschamm schschụmm schschamm. — Manch ein Milchtier ist aber auch sonstwie mit abnormem Ụter (Euter) behaftet. Da steht eine Kuh, welche hịndschigi oder bläästigi ist: das Euter hat einen so mächtigen Umfang und ist so chächchs (straff), daß der Melker nicht beed Hälbliga von der rechten Seite her erreichen kann, sondern z'beede^{n} Sịịte^{n} zuehi mues. Das Euter einer andern ist so zusammengeschrumpft, daß es d's T'hẹlli machd wie der Schüler, der nach altem Disziplinarbrauch, zum Empfang eines „Tötzi" mit dem Lineal, die Finger zusammenklauben mußte. Eine dritte ist ein Drịịstrịịchch: sie hat nur drei Zitzen, wie da und dort eine Ziege als Ei^{n}strịịchch nur einen Strịchchen am Euter aufweist. Eine vierte ist prä̋ßni: sie bringt von der Weide ein straffes Euter her; allein sie hat den Schlier (S. 335), und von dem zur Heilung aufgestrichenen, später abgetrockneten Leim (Lehm) wurden die Strichche^{n} sehr, und jede Berührung schmịrzd nun das Tier: tued 'mụ weh. Das Bestreichen mit Anken oder Rịịdlen bringt Linderung; besonders das Strịchche^{n}salb aus Butter, Baumöl und Eiweiß, oder noch lieber aus Hïenderschmụtz macht die Zitzen g'schmeidiger; allein das Melkgeschäft wird dadurch verdrießlich. Ein fünftes Tier ist von Natur chịtzli^{ch}ß, ohne deswegen etwa „g'sịịnigs" (S. 376) heißen zu dürfen. Als sein Euter sich entwickelte:









Melkstühle von oben u. vorn.

wa's hed g'flaammed oder wa's ist mit dem Flaamme^{n} choon, hat man unterlassen, es durch zeitweiliges leises Betasten an das spätere Melken zu gewöhnen.

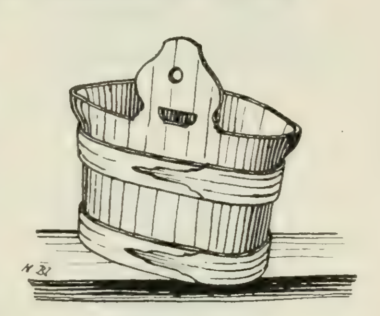
Unter so verschiedenartiger Bewandtnis kann nun dasselbe beginnen. Zum Anfang und zum Ende des Geschäfts läcked die Kuh: sie nimmt den ins Maul geschobenen Stụ̈pf Saalz mit höchstem Vergnügen an und tschụrgged wohl noch an der darreichenden Hand, um sich ja auch den letzten Nachgeschmack nicht entgehen zu lassen. So läßt sie es in der Regel willig geschehen, ja sie erwartet es oft mit Verlangen, daß der Melker vor ihren Augen sich den Mälchstuehl angürtet, wenn er ihn nicht bei irgend welcher andern Gelegenheit (S. 418) zum Sitz gewählt und also bereits a^{n}'mmụ heed. Für die höchst bemerkenswerte Kunstfertigkeit, welche der Grindelwaldner in seinen winterlichen Mußestunden an dieses aus Bergahorn gefertigte Gerät wendet, beweist freilich das Tier weniger Interesse, als für das angehängte Salbhören (Schmierbüchschen), welches das Strịchche^{n}salb (S. 389) enthält. Nun darf der Mann, wohl auch ein Neuling, oder gar eine Stellvertreterin getrost a^{b}ha^{r}laan: durch Streichen der Zitzen die Milchabsonderung anregen. (Es ist das „aa^{n}rüste^{n}“ des Unterberners, welchem dagegen die willige Kuh „d'Milch ahe^{n} laat“).[34] Ohne z'rīehrren (auszuschlagen) hält die gute Kuh die nun z'g'rächtem beginnende Prozedur aus vom A^{n}strụ̈pf bis zum ụụsstrịpfen: dem gründlichen Ausmelken. Daß während des Akts der Fettgehalt der Milch sich bis aufs Zehnfache steigert,[35] weiß auch ohne Chemie der Schlaumeier, der noch ohne Konflikt mit dem Gesetz für den Handel nur obenab milchd und die letzten Züge aus dem Euter für sich behält. Der Oberemmentaler begnügt sich darum beim Milchmessen auf der Alp (S. 320) nicht mit gewöhnlichem Melken; er bb'lịgget die Kühe oder bb'lịggred sa ụụs: macht ihr Euter ganz lụggs, d. i. locker, schwammig weich, indem er ihm auch noch den allerletzten dünnen, kurzen Strahl, das letzte Zịịße̊lli entlockt. Das gänzlich zusammengeschrumpfte Euter gleicht dann einer verbb'lịggeten Person, welche Runzeln kriegt, also am Verblühen ist und die Jugendfrische verliert. Einem Grindelwaldner dagegen, welchen man der Filzigkeit oder der Knauserei bezichtigen will, redet man nach, er plịgg'ri, um sich ja kein Tröpfelchen entgehen zu lassen.[36] — Während

---

[34] Lf. 286. [35] Schaff. M. 1—4. [36] Mit diesem b'lụ̈ggen, plụ̈ggen (lụgg machen) wird etwa das ähnlich klingende b'lịịggen, plịịggen (belügen, mit Lügen in Schrecken jagen, überhaupt erschrecken, auch nur verscheuchen) vermengt. Diese Ableitung aus lügen, mhd. liegen, ahd. liogan setzt allerdings voraus, daß auch hier wieder eine Vermengung etwa mit liegen: lịge^{n} oder „lịgge^{n}“, mhd. ahd. ligen oder licken (dies aus «ligjan») vorliege.

der rechte Hälblig des Euters gemolken wird, rüstet der linke seine Bereitschaft. Das benutzt ein erfahrener Melker, wenn er uber d's Chrịịz oder uber Egg milchd, um damit Masse und Güte des Ertrags aufs höchste zu steigern. Aufgeklärte erblicken in diesem Kunstgriff freilich nur ein Nachklingen des abergläubischen Kreuzmachens, womit das Hineinhuschen böser Geister in die Milchgänge abgewehrt und eine allfällig verhäxeti Chueh wieder enthext werden sollte, so daß sie nach wie vor die Milch in einer kräftigen Zịịßen (Strahl) nach der andern entlasse.

Die Ziege wird, wie das im dichten Gewog und Gedräng des Alplägers nicht wohl anders zu machen ist, von hinna g'molhen. Der Melkende ist dabei aufmerksam genug, um alle Kombinationsmöglichkeiten kommender Ereignisse im Auge zu behalten: und nur ẹs Wịịbli da newwaⁿ im Land ahi darf bei Abwicklung eines unvorhergesehenen Intermezzo die Vertröstung geäußert haben: zịblen nụmman, Geißẹlli, iᶜʰ haan denⁿ ẹs Fölli!



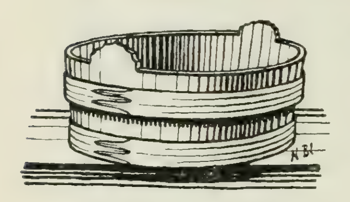
Milchmälchtra älterer Form.

Eine größere Fölla, mit deren Gestalt der Volksmund das Grindelwaldtal vergleicht (d's Taal ist wie n eⁿ Folla), steckt in einer Grịttẹllen (Astgabel) oder einem einfachen Gestelle und gibt damit den Seihtrichter ab. Dieses Gestell allein, der Follenhäber, heißt in Bedretto „Pferdchen" (cavaleta),[37] und z. B. in Graubünden ist es mit dem Trichter zu einem Stück verbunden, dem auch nur éin Name eignet. Hierauf gestützt, dürfen wir wohl auch unsere Folla mit dem „Füllen" als Traggestell in Verbindung bringen.[38] Näher legen sich natürlich heute „füllen" und „voll". Fịll sa, weⁿⁿ d'chajst! ruft man in witziger Deutung. Ein Verehrer aber des zum Bieten animierenden Branntweins will an einer Steigerung bloß gaⁿ g'sehn, ob er eppa eⁿ „Volla" uberchèèm. Das gründliche Durchseihen oder richten besorgt nach bewährter alter Weise das Vollschoib aus Lütschentaler-Pflanzenpräparaten wie Häseⁿchrịịs (Keulenbärlapp,

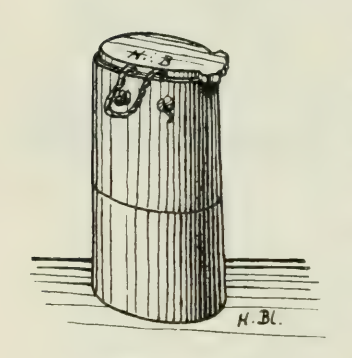
[37] Laut Luchsinger im A. f. Vk. 9, 260. Seiner schönen Arbeit sind hier noch einige andere Daten entnommen. Vgl. auch Lötsch 109. [38] Die frühere Schreibung „Milchfolke", die uns in einem Inventar von 1776 (Lf. 328, aus dem Familienarchiv Althaus im Bifang) begegnet ist, weist zurück auf ahd. „die" fulicha (weibliches Füllen) aus „der folo = pullus, poulin und zu „das fulin" (Graff 3, 471). Andere Tiernamen für Geräte, unter denen auch „die Folter" zu „Füllen" gehört, findet man in den Wörterbüchern unter „Bock", „Esel" usw. (vgl. S. 86 f.).

Lycopodium clavatum), Wolfzand (Lycopodium Selago) oder Liella (Waldrebe, Clematis vitalba).

Gemolken wird in die nach diesem Zweck benannte Mälchtra, tautologisch Milchmälchtra, oder in das Mälchterli. Ihr schmales Oval gestattet ein bequemes Einklemmen zwischen die Knie. Früher diente dazu der kreisrunde Mälchnapf, in welchem man zugleich die Milch aufbewahrte. Wohlgefüllte Näpf machten in Reih und Glied Parade; ein bloß halbgefüllter Napf begegnete etwa solchen halb verächtlichen Blicken wie die gleichsam charakterlos zwischen Schön und „Wüst" schwankende Witterung, von welcher man noch heute sagt: e̥s ist nummen ḁlsó halbnäpfigs Wätter. Die bestimmte Größe (wenigstens 10 l = 1 Ziger: S. 321) gewisser Arten Näpfe machte diese zu Mä̋snäpfen;[39] von diesen unterscheiden sich das kleine, etwa 5 dl fassende Näpfi, Ni̦i̦dlennäpfi oder Mu̦tte̥lli und der bis 4 l fassende Napf, Milchnapf, Su̦u̦fnapf (vgl. su̦u̦ffen S. 257). Dem Lötschentaler ist noch heute der Halbnapf = 1 kg Korn- u. dgl. Gewicht, der Napf = 2 kg, das Halbfi̦i̦schi (ss) = 8 kg, das Fi̦i̦schi 16 kg.



Suufnapf.



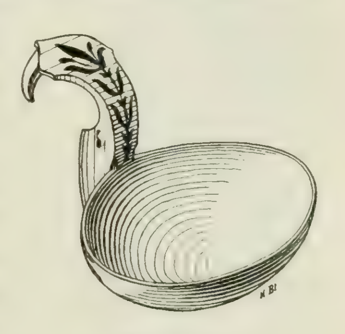
Handbräntli.

Bloß als Aufbewahrungsgerät dient das ebenfalls hölzerne und etwa 5 dl Rahm fassende Mu̦tte̥lli[40] (s. o., aus dem nicht mehr grindelwaldnischen „Mutten").[41] Zum einhändigen Tragen dient auch die blecherne Pi̦nta, das Pintli oder das Tu̦u̦lu̦m, Tŭ̦lu̦ng, Tu̦long (fz. toulon; wie Térrina = Supⁿchopf eines der Leitwörter für Verwandtschaft zwischen Grindelwald und Lötschental). Gleiche Dienste leisten das hölzerne, ovale Brä̆ntli und das noch kleinere Bränte̥lli, Hamprände̥lli (Handbränte̥lli), worin auch Milch, Kaffee und dgl. zur Mahlzeit aufs Feld getragen wird, wiil d'Sach gar lang warmi bli̦i̦bt dri̦i̦n. Auf den Rücken aber gehört die zum Wassertransport gebrauchte, schwere Bränta, wie der unentbehrliche Bschi̦ttitu̦tel und der um so appetitlicher aussehende Milchtu̦tel, gewöhnlicher kurzweg der Tu̦tel (alt: „Tu̦u̦tel") geheißen. Sein auf der Rückenseite

[39] Habsb. 1, 212 f.; 2ᵃ, 173 nach schwz. Jd. 4, 452; vgl. Lf. 317. [40] GlM. 136.
[41] Aus lat. modius (Öchsli 16), woher auch der Mütt.

flacherer, auf der Außenseite dem Kreis angenäherter Durchschnitt läßt ihn auch etwa als Gegenbild, als alter ego seines dickleibigen Trägers erscheinen. In allen denkbaren Verkleinerungsformen: als das Tịịti, Tịịtẹlli, Milchtịịtẹlli, humoristisch auch „der Gụ̈sel" oder das Gụ̈si geheißen, ersetzt er etwa das Bräntli. Das Butterstoßfaß hinwieder, in welchem man auch Schlagsahne blääjd, ist das Stoos- oder Bläärj-Tịịti oder -Tịịtẹlli, indes das Drehbutterfaß je nach seiner Größe als Trool- oder Treel-Tụụtel oder -Tịịtẹlli bezeichnet wird.[42]

Eine namentlich im Stall vorgenommene Abwaschung der Euter vor dem Melken erleichtert natürlich allen übrigen Reinlichkeitsdienst. Man sieht daher an richtigen Älplerhänden auch keinen alten Fratt (Schmutzkruste) mit dazwischen eingegrabenem Hacker (Schründen) sich festsetzen. Die Milchgeschirre behandelt man nach jedem Gebrauch eigens in der heißen Schotte, welche nachher ins Schweinefutter kommt. Dieses heißt daher die Wäschi (ss; S. 297).



Milchleffel.

Was vom Trag-, gilt auch vom Schöpfgerät, zu allernächst von der hölzernen Nịịdlenchellen, womit die Milch entrahmt wird. Ihr ähnelt in der Form die zu allerlei, auch minder appetitlichem Gebrauch dienende Struẹffa. Diese trägt ihrerseits ihren Namen über auf den Kahn, worin ein Gueren-Enti uber d's Wäldmeer weidliged. Allerlei Dienste (so z. B. als gewaltiger Pfeifenkopf) leistet auch der (hölzerne) Goon. Der Milchgoon aber oder das Gooni erinnert als mächtiger Schöpflöffel für Schotte und Sirwẹnda (S. 400) an den römischen congius (ital. cogno) als Milchmaß. Was man mit dem Goon in einem Griff zu fassen vermag, heißt eine Schapfẹta oder viel gebräuchlicher: e^n Schẽpf (überhaupt sow. ein ziemlich großes Quantum). Bloß noch belustigend klingt altgrindelwaldnisch e^n Schapf oder ẹs Schapfli in gleicher Bedeutung. Verkleinert (jedoch mitunter ebenfalls als Goon gescholten) erscheint dies Gerät als Lẽffel verschiedener Größe, aber immer von runder Form. Und zwar besteht ebenfalls aus Holz der Milchlẽffel, wegen des zierlichen Henkels auch etwa Haaggilẽffel ge-

[42] Zugrunde liegt die als Schallnachahmung des Saugens gebildete Gruppe „die tuta, tute", das tüttel, tüttelin (mamma, mamilla: mhd. WB. 3, 154; Graff 5, 381). Formen und Hauptzweck des Geräts stimmen dazu.

heißen. Sein Gebrauch zum Schöpfen ließ ihn in der Sage ebenso frevelhaft wortspielend mit dem Schöpfer zusammenbringen, wie in harmlosem Unverständnis ein gutes Kind d's Atten den grooßen Haagge"lleffel als Schöpfer deutete. Gleichsam eine kleine Ausgabe davon ist d's Haagge"lleffelli. Aus Blech ist heute der Niidlelleffel oder Eßlöffel, den man ehemals, wie heute noch im Emmental,[43] in der Riiglen aufbewahrte.

Niidla und Anken.

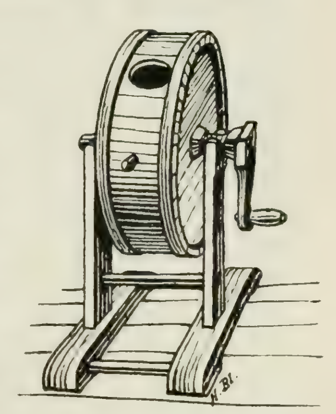
In unverstandenem Ausdruck nennt der Emmentaler die Rahmdecke über der gesottenen Milch „Chüejjer." Es ist in spassigem Grindelwaldnerbild der Chiejjer in Uberhösen; gewöhnlich indes sagt man dafür der Roim. (Mit ihm verwechseln Unkundige etwa den Poppel oder Truebel: kranke oder angesäuerte Käsmilch, welche beim Sieden bricht, insbesondere solche von Ziegen: Geißpoppel oder Geißtruebel.) So wenig natürlich besonders der Älpler ihn verachtet, so ist es doch ein ganz ander Ding um die unmittelbar von der Satte weg genossene roui Niidla, ganz besonders aber um die Schlagsahne: die 'bläjjt, g'schwungen oder mied Niidla.[1] Freilich kann hier „aus einem Brunnen Süß und Bitter fließen". Ist doch Niidla ässen es freidigs aa"faan und es truurigs naach-laan! Denn d'Niidla verbinded: sie „stillt" den Appetit so rasch und so gründlich, wie ein Verband den Blutstrom der Wunde „stillt". Wie bald ist mu volla bis in all Zääjji usi (in alle Zehen hinaus)! Das Gefühl der Übersättigung macht einen zoopa, päßna, lampiga, und d's Härz tued einen (oder eim) brennen: man bekommt Sodbrennen. Wer daher guetig (ausgiebig) oder sogar chuum z'grächtem angefangen hat, halte mitten im höchsten Genuß inne. Denn den hastigen Esser tueds aa"faan niischen (schütteln wie im Fieber), und er wird g'stuffla (bekommt Gänsehaut), eh er sich's versieht. Weh ihm, wenn dann sein junger Gastgeber noch ein Schalk ist und dem Unerfahrnen etwa rät, drii Mal ab dem Suuffitotzen ahi z'gumpen, oder sich anerbietet, mit ihm Stäcke" z'ziehn! Besser wäre ihm gewesen, jener andere Schalk von Älpler an Scheidegg hätte ihn einge-

[43] Lf. 515; vgl. Lötsch 71.

[1] Müed (vgl. bereits S. 282) stellt sich als adjektivisch isoliertes Partizip (mü-de) zu mü-hen (ahd. muoen quälen, ärgern: es hed mi gmiejd). Man „quält" die „Schlag"sahne, etwa wie der Südfranzose « tourmente la salade », wenn er den Salat nach gastronomischer Vorschrift umrührt wie ein Narr.

laden: jetz chụm inha gan Nịịdla nähn! und hätte ihm dann den Napf d's under ụụf (umgestürzt) auf den Sụụffitotzen gestellt. Gewitzigte sind denn auch im Genuß dieser feinsten Gabe der Nerthus äußerst vorsichtig; und während eine, die sich auf ihren Magen verlassen darf, der Ansicht ist: es ist fịr alls Gäld schaad, wa mmụ nid fịr Nịịdla gi^{b}d, antwortet ein anderer auf die Frage: hest du d'Nịịdla gääre̥n? oder hest du sa gäre̥^{n}llochtig? Emme̥l wohl! Ei^{n}mḁl fịr d's Mụụl! aber (freilich) sie tued me̥r nid wohl.

Der richtige Älpler handelt auch — und gerade recht — in diesem Punkte generös, wenn die augenblickliche Sachlage es irgend zugibt. Wen^{n} e̥r grad am nịịdlen ist oder g'răd g'nịịdled's heed, dann fahndet er mit der Schöpfkelle auf die letzten Rahmreste in der Satte: er tued nahifahren, um ja dem Gaste wacker Nịịdla aa^{n}z'reisen. Und er drängt zum Leeressen des Napfs: zum ụụs-ässen; denn aufbewahren läßt sich einmal aufgetischte Sahne nicht und der richtige Älpler mag nicht in dem Maße mid nem jedre^{n} g'meindren, daß er dessen Reste aufäße; äs hed 'nen ab. Si tued nid gueten d'raab (sie wird durch Stehenbleiben nicht besser)! erklärt er mit diplomatischer Höflichkeit. Ein andermal muß freilich der gute Wille für die Tat einstehen. Abgesehen davon, daß kein Älpler von ganz andersartiger Arbeit auf weitem freiem Felde weglaufen kann, um für einen allen Verstandes baaren Touristen in der Hütte zu hantieren, geschieht es zuweilen, daß die Rahmbildung versagt. Wenn es an der erforderlichen Wärme von 10 bis 15° fehlt, so ziehd d'Milch nịd z'g'rächtem ụụf. Bei Ziegenmilch geschieht dies überhaupt nach 12 Stunden nicht mehr.



Treeltutel.

Aus Rahm läßt sich etwa ein Viertel seines Gewichtes zu Butter verarbeiten, so daß zwei Liter guten Rahms ein halbes Kilo Butter geben: e^{n} Maß gueti Nịịdla es Pfund Aihen. Das Stoßbutterfaß heißt darum etwa spaßhaft Nịịdle^{n}sche̥le̥m. Der Aihen oder Oihen, wie man noch vor einem Menschenalter sagte und schrieb, dient gemäß seiner ursprünglichen Verwendung[2] auch

[2] Nämlich als Salbe in allerlei Fällen, wie noch heute die als Speisefett weniger geschätzte Ziegenbutter. „Schmieren“ (vgl. „Schmäär“) war ja auch die Bedeutung des altindischen an'j (an'dsch). Die ahd. Schreibung ancho wiederholt sich z. B. noch in „Anchenmerit“ 1361 (Font. 8, 397).

als Medizin und ist also in zwiefachem Sinne „der Schweitzeren Öl".[3] Was sodann ein Ankbock oder ehemaliger Aichbock (Butterbrot) ist, wissen natürlich auch Grindelwaldner Kinder, obwohl sie im Jahre höchstens zweimal dazu kommen. In den letzten herbstlichen Alptagen nämlich wird g'anked, um sich für den langen Winter zu verproviantieren, wenn nicht — ohne den „Anckenträger"[4] des Unterlandes — das köstliche[5] Produkt doch noch um gutes Geld zum sehnlich wartenden Käufer wandert. In dieser Zeit, wa mụ ụụsalped, entsteigen dann aber auch dem Ank- oder Trĕĕl-Tụtel Tag für Tag hübsche Ankallẹni, die bei nicht sofortigem Verbrauch durch tägliches ụụfstrịịhen zu stattlichen Ankeⁿstĕcken anwachsen. An ihrer schönen glatten Oberfläche ist dann nichts mehr von den Anktríebẹ̊llinen (kleinen Butterfetzchen) zu gewahren, wie sie beim Buttern sich einstellen. Das saubere weiße Aussehen dieser Ballen veranlaßte zwei hübsche Übertragungen. Aus der Wetterhorngruppe blinkt bei hellem Himmel das mit ewigem Schnee bedeckte Ankballi oder Ankbälli, auch das kleine Ankbälli[5a] (es gibt auch ein Ankbälli an der Südwestseite des Wetterhorns)[5b] entgegen, und der gleiche Name, mit Anktụtel abwechselnd, eignet der europäischen Trollblume. — Auch im Frühling wird da und dort gebuttert:

> We d'Spächte rollen,
> Gid's Ziger- und Ankechnollen;
> Aber we d'Spächta pfiiffen,
> Su gid's Schnee u Riiffen.

Der Mejjen-Nịw-Anken genießt des Rufes, das ganze Jahr über gut und schön zu bleiben, wenn er sauber ausgeknetet und ein wenig überzuckert werde. Sonst aber mißrät die Frühlingsbutter leicht. Sie wird plụ̆drigi (schmierig weich); der Scheid vollzieht sich nämlich nicht gut, weil die richtige Temperatur schwer einzuhalten ist: mụ̆ verwärmeds gären, oder: äs ist ohni drịⁿ z'wärmeⁿ schoⁿ z'warẹ̊ms, und die Scheiba (das durchlöcherte Brett im Faß) kann nicht richtig arbeiten. Das Produkt wird dann rasch eingesotten, und die Feime: Der Ank- oder der Aichfeim oder -feem schmälzt gewisse Speisen äußerst appetitlich. Besonders lecker aber findet man um Neujahr die Ankfeimchuehẹni oder Chuehibrood (zu welch letzterer Bezeichnung man das 1 kg schwere Brĕĕtlibrod[5c] des Alltagstisches in Gegensatz stellt). D's Tipfli ụf ᵈem i aber bildet auch zu solchem Neujahrsschmaus selbstverständlich wieder die 'blääjt Nịịdla.

[3] Kyburtz a 40. [4] Ebd. A 18. [5] GlM. 36. [5a] Cool. BO. 130 f. [5b] W 1, [5c] Vgl. den Chäslichääs S. 401.

Man sagt übrigens statt Ankfeim nun etwa auch Ankeⁿrụụmmi (wie im Emmental „Ankeⁿrụụmme“); und den Satz, daß jeglicherlei Unlauterkeit in Handel und Wandel zu gegebener Zeit an den Tag komme, bekommt man zu Grindelwald gelegentlich in der Fassung zu hören: ǟs chunnd denn iⁿ Lụ̈gibatti's Ankeⁿrrụụmmi umhi fï̦rha.

Chäsen.

Hauptgegenstand der Milchwirtschaft ist nun aber doch die Käsebereitung: das chäsen.[1]

In der Fï̦rgrueben ist das dürre Scheiterholz bereits in Brand gesetzt: aaⁿg'steckds. Das pufft und knallt und wirft hier einen Sprangen (Kohlenstück), dort einen empor. Diese geraten auch etwa in den Käsekessel, sammeln sich an dessen Boden an und können als Bereicherung der Wäschi (ds) leicht von der Käsemasse entfernt werden. In einer Ecke steht auf geflochtenem Strohring, der Chessiträ̈tsch geheißen, der außen rußige, inwendig um so blankere Kupferkessel. Solcher Chesseni gibt es im ganzen viererlei. Zunächst unterscheidet man der Form nach das Plattchessi mit gerader Wandung und konischer Form und das Häfeⁿchessi, dessen Wandung unten ausgebuchtet ist, also einen Bụ̈del (Bauch) bildet. Beide Arten werden Chessi genannt, wenn sie mehr als ungefähr 180 Liter fassen und Chesselli, wenn ihr Umfang geringer ist. So ein Chessi wiegt seine sechszig bis achtzig Kilogramm, und ihr Transport auf dem Rääf von Läger zu Läger über regennassen Alpboden (s. S. 307) darf immerhin eine Kraftprobe heißen. Mittelst des halbkreisförmigen Aufhängebogens, die Hiena genannt und etwa als Chääschessihiena z. B. von der Chorbhienen (Handhabe am Korb) unterschieden, hängt das Chessi am Drehbaum: dem Tụrner.[2] Einem senkrecht gestellten Wandelboim (Wendelbaum) vergleichbar, läßt dieser etwas übermannshohe, gezimmerte Fichtenstamm sich fi̦rha und zuehi ri̦cken. Dies geschieht unter weithin hörbarem Gekreische: raaxen und gigaaxen, welches den Sennen etwa einladet, einen Zuehitri̦iber neckisch naᶜʰ „Tụ̈rnersalb“ auszusenden. Das untere Ende des Drehbaumes ruht in der ungefähr einen Dezimeter weiten Aushöhlung eines andern mächtigen Fichtenstammes, der als Tụurnerholz längs der Hüttenwand am Boden liegt. Oben bietet dem Drehbaum Anhalt und Drehpunkt die in die Hüttenwand eingelassene und wagrecht gegen den Herd hin gerichtete Turnerschääri. Sie besteht

[1] Trotz der ganz eigenartigen Technik und Sprache hier summarischer dargestellt als in Lf. 487—491. [2] Turnen = drehen, wenden, sagt schon Notker.

gewöhnlich — daher ihr Name — aus einer starken natürlichen Astgabel, einer Gritte̥lle̥n. In halber Höhe des Turners ist der etwa meterlange Turnerarm eingelassen. Zu größerer Festigkeit dieses Kesselträgers hilft an der Einfügungsstelle eine Verdickung: der Grind, welcher das Durchschlüpfen verhindert und überdies als schräge Stütze die Sprī̥za, Turnersprī̥za. Eine Einkerbung des Armes: der Hienenhi̥ck, nimmt die Hiena und damit den Kessel auf, und die Käsebereitung kann beginnen.

Zunächst nimmt der Kessel sämtliche Morgenmilch in Empfang, wie sie frisch von den Kühen und (je nach Grundsatz und Methode, S. 386) auch von den Ziegen eines Senntums herkommt. Über das Feuer gerückt — uber g'rī̥ckd —, wird sie hier g'wärmed; und sie leewed zunächst einmal (wird lau), während man die Hinzufügung der nächtigen (am Vorabend gemolkenen) Milch vorbereitet. In allen Fällen wird diese zunächst entrahmt: mu̥ nimmd d'Ni̥i̥dla ab. Ein kleiner Teil desselben wird in e̥s Napfli 'taan und für anderweitigen Gebrauch (S. 399) beiseite gestellt: dänna 'taan. Um nun feißt z'chäsen, was die Regel bildet, wird der Rahm über die Morgenmilch gegossen und mid der Chelle̥u̥ gued zertrī̥ben. Geschieht letzteres mangelhaft oder gar nicht, so mischt sich der Rahm nicht mit der Milch; er schwimmt in erbsengroßen Klümpchen oben auf und gibt wilda oder toība Chääs. Zugleich ist obzusorgen, daß d'Milch d'Ni̥i̥dla nid verbrīejd. Das geschieht bereits, wenn die mit dem Temperatursinn des entblößten Vorderarms erprobte Wärme von ungefähr 37—38° C[3] überstiegen wird. Die Milch darf bloß eppḁs we̥rmer waⁿ chīeh-warmi werden; sonst gerinnt der Rahm zu Klümpchen, welche abermals obenauf schwimmen bleiben. Ist die Milch dagegen z'leewwi (zu lau, zu wenig warm), so vollziehen sich die nötigen Prozesse ebenfalls mangelhaft. D'Ni̥i̥dla in der Orᵈnu̥g i̥i̥ⁿchäsen ist eⁿ Chu̥u̥st, wa ni̥d eⁿ jedra chaan. — Soll der Käse bloß halbfeißta werden, um Butterbereitung auf die Fremdensaison zu ermöglichen, so wird ihm aller Rahm der Abendmilch vorenthalten. Will man (während des täglichen Butterns in der letzten Alpzeit) sogar nur mǟge̥rren (Magerkäse bereiten), so wird der Rahm auch der Morgenmilch entzogen.

In die genügend g'wärmet und deshalb nun abg'rī̥ckd Milch des Kessels wird jetzt auch die abg'nu̥u̥nn oder abg'ni̥i̥dlet Milch der Satten g'schī̥tted, bis auf einige Liter Wellmilch (S. 408). Die ganze Masse wird jetzt langsam auf 31—35° C erwärmt; größere Quanta

[2a] Vgl. S. 212 und Lf. 435. Sprießen, sprüüzen und spritzen sind Schwesterformen.
[3] Alp- und Talkäsereien rechnen immer noch nach Réaumur.

indes bringt man bloß auf 29—31° und brı̆ejd sie nachher (S. 400) um so intensiver. Vorderhand wird nun z'dicken g'leid: mụ tued d's Chäslụb oder d's Chäslụ̆g[4] drịịn (in die Milch). Im Chaslugchịbel wurde für den Vorrat einer Woche Labpulver oder ein Stück Chalbermägen mit 27° warmer Schotten oder leewwem Wasser übergossen; und ein Stụpf (eine Prise) Salz sorgte dafür, daß 's besser aangriịffi. Auf die Riịdelchella wird nun eine vom erfahrenen Oïgenmmääs diktierte Probe von einem Drittel Chaslug und zwei Drittel Milch genommen; dicked (gerinnt) die Probe aụgänds (sofort), so ist das Chaslug gut. Durch stẽẽrren (umrühren) mit der Riịdlenchellen wird die derart gemischte Milch in Schwung versetzt und dann eine Viertelstunde ruhig gelassen. So dicked sie: sie gerinnt zum Schlụck. Diese puddingähnliche, feine Masse ladet[5] den Sennen zu einem wohlverdienten z'Riịni (Neunuhrbrot) ein, das er sich wohl noch durch Übergießen mit dem weggestellten Rahm (S. 398) leckerer macht. Das gönnt er sich erst recht, wenn er wiederholt vergeblich von seiner Zwischenbeschäftigung am Brunnen hergekommen war und ausrufen gemußt: álliwịịl noch nid Schluck!

Nachdem derselbe nun endlich doch gediehen, wird er vielerorts mit dem Schluck- oder Zigersäbel („Schluckdegen"[6]) zerschnitten, immer aber mit der Riịdlenchellen umg'chehrd oder umg'wẽlpd (umgedreht). Damit kommen die zu Boden gesunkenen Unreinigkeiten als bräckiga Schlụck samt den Sprangen (S. 397) oben auf und können in die Sı̆wtrẹihi befördert werden. Jetzt wird der gereinigte Schluck mit dem Bră̆chcher, einem sauber geschälten Taụụgrotzli (jungen Fichtchen) gstẽẽrd. Dies geschieht erst langsam und zwar so lange, bis der Schluck zaarta[7] gnueg ist, d. h. bis die ganze Masse sich in erbsengroße Stückchen aufgelöst hat.

In diesen neuen Zustand versetzt, wird der Schluck — nach neuer Ruhepause und nachfolgendem Aufrühren — uberg'rı̆ckd und erwärmt: 'brẹejd. Zu stark gebrühter Käse heißt z'wohl g'machta,

---

[4] Die Zurückführung auf „Käselab" („der Laab": Kasth. 22, 190) s. Lf. 488; And. 470. Die Nebenform auf -ug ist analogisiert aus -ung, vgl. Hornug, Or(d)nug usw. [5] Vgl. den gebratnen Käse mit Wein, oder aber Suifeta mit Weißbrot als Henkermahl: Wallis S. 43. Im Lötschental aber wird die große Suifgepsa zum gemeinsamen Auslöffeln auf den Mittagstisch gestellt. [6] Wyß 588. [7] Wie sich unser dem Romanischen entlehntes „fein" an finderc (spalten) knüpft, so zart an „zerren" i. S. v. reißen, brechen (Mhd. WB. 3, 902; Graff 5, 691 f.). Das Synonymenpaar „fein und zart" erhob sich erst durch die Zwischenbedeutungen dünn (S. 424), klein (S. 233), reizend (mignon), Zuneigung und Wohlwollen erweckend, zu der heute gemeinsamen und zu der jedem Wort eigenen Bedeutung.

oder man sagt einfach: ẹr ist z'wohl.[8] Zu wenig gebrüht, ist er ịbel gmachta: er zerfließt und muß lange Zeit im Järb (S. 402) bleiben. Sehr wenig haltbar, ist er für Transport und Handel ungeeignet; um so geschätzter, weil sehr milta (mild), ist er auf des Älplers eigenem Tisch.

Gleichzeitig, während einer Viertel- oder Halbstunde, wird mit dem Brecher g'stě̆rrd. Dadurch verhütet man ein klotziges Aufsitzen der Masse am Boden und gestaltet zugleich die Käsepartikelchen fester. Eine auf die Handfläche genommene Probe soll sich als gleichmäßig durchgearbeitet: als gliịchlich erweisen. Kinder, die den ebensolchen Hantierungen der winterlichen Talkäserei zuschauen, warten längst auf ihr Inspektionshonorar und lassen sich eine solche zwischen den Fingern ausgepreßte Probe als Chääsvögel oder Wịgger, (im Hasli auch als Wịggenfisch, vgl. S. 296), schenken. Erwachsenen schmeckt er nicht sonderlich, so wenig wie die auf die Zähne genommene Probe. Rịtschged (quietscht, „gixet")[9] diese etwa so, wie das Knirschen der Kühe mit den Zähnen sich anhört, so ist die Durcharbeitung gelungen und die Masse für die Erfordernisse einer langen Dauerhaftigkeit gnueg briejti. (Ihre Wärme ist auf 45—52° C gestiegen.) Sie wird also wieder abgrịckd und unter fortwährendem stě̆rren abgekühlt. Zum Zwecke solcher Abkühlung hatte man schon vorher etwa eine bis zwei Gepsen voll des aus dem Käseteig sich ausscheidenden Käsewassers, Sịrwẹnda oder Sịrbẹnda[10] geheißen, ụụsa g'nụụn und gießt sie jetzt in das kleine wallende Meer zurück. Dieses wird nun neuerdings in Wirbel versetzt. Nach einer kleinen Halbstunde läßt man die Masse während fünf bis zehn Minuten sich setzen und in d'Mitti g'hijen. Bei längerer Ruhe aber würde die Masse festi und chächchi. Häufiges welpen macht, daß beide Seiten schön gleichmäßig gelocht werden.

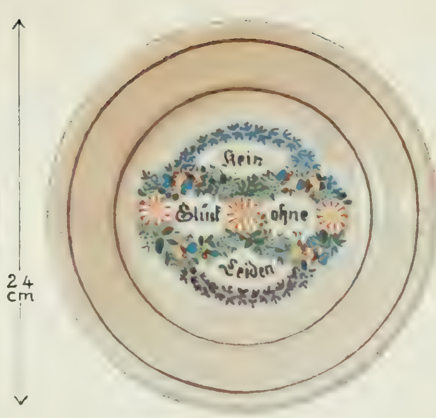
Jetzt ist das ụụsatuen zu besorgen. Ganz kleine Massen hebt man einfach mit den Händen heraus. Auf der Alp dagegen nimmt man ein Gepsli oder aber das Chäästuech, Chäästuechli zur Hand. Das war ehedem ein Nesseltuech. Leider mußte das feine und feste Nesselgewebe sich ersetzen lassen durch das gröbere aus Hajf- oder Hawfriịsti (den durch die Hechel geordneten langen Fasern des Hanfs). Das Chääsbě̆gli, ein einfacher, sauberer Tannenzweig, führt Ränder und Zipfel des Tuches scharf an den Wänden und dem Boden des Kessels hin.

---

[8] Auf diesem Wege hat die Sprache manches bloße Verstärkungsadverb zum Adjektiv (und zwar sogar aus prädikativer in attributive Stellung) vorrücken lassen. [9] Lf. 490. [10] Aus lat. serum (wässerige Ausscheidung) bildete sich sowohl unterbernisches Sirte und Sirpe (Lf. 490), wie unsere Formen.



24 cm





DVRCK
KRISTAN·
FANALMEN
HARGESTALT·
ALZIT
ISTÄR·
INGOTES
GWALDT·
1·5·9·8



25½ cm

28½ cm. hoch

Höhe jedes Fläschchens 14 cm.

F. BRAND







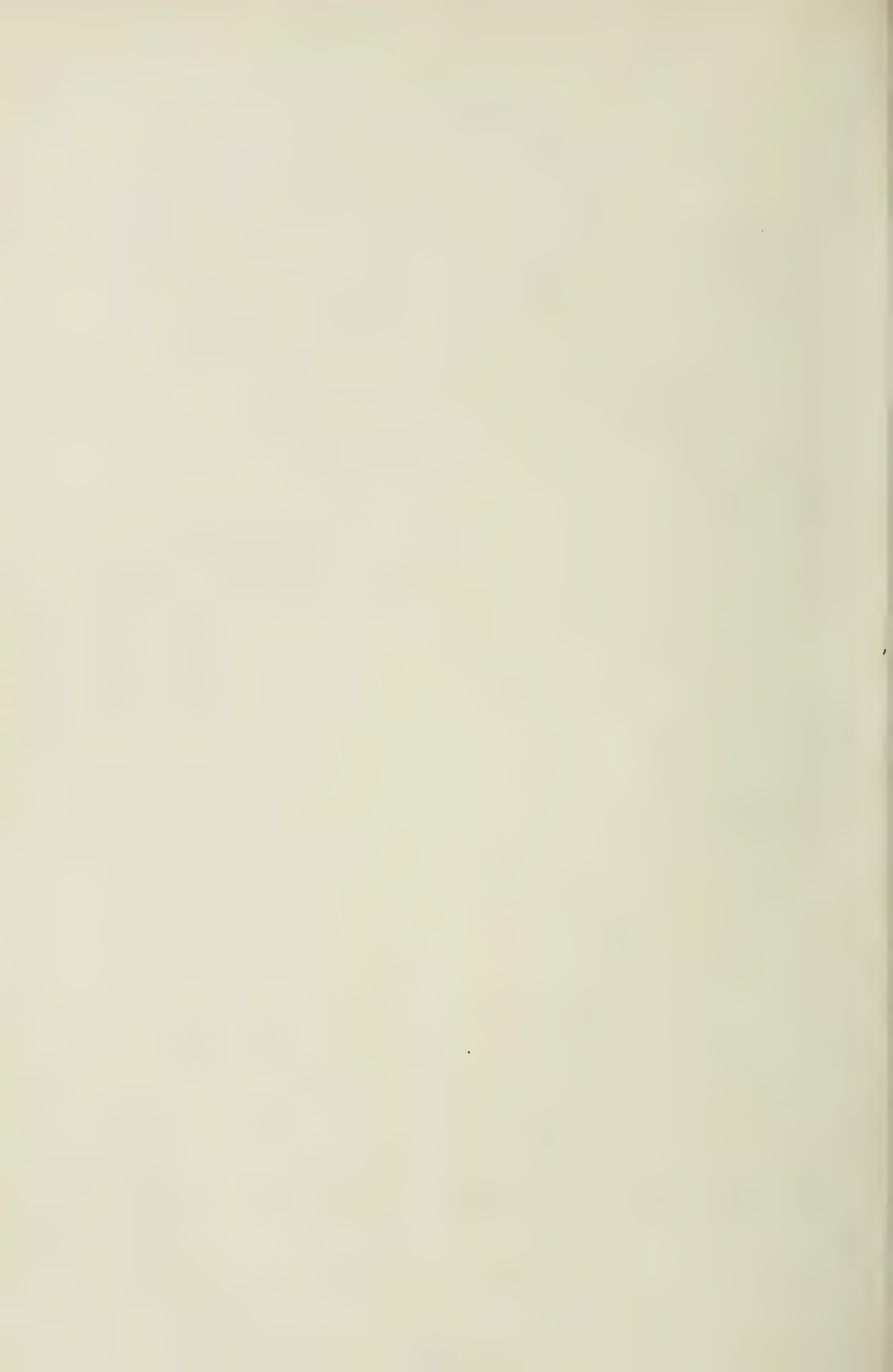


Gemalt von F. Brand.

Buchdr. Büchler & Co., Bern.

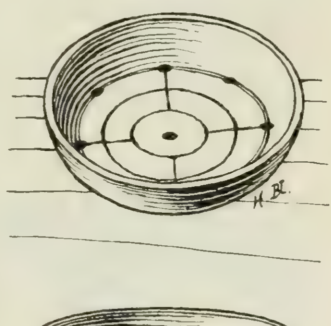
Bemaltes Geschirr.

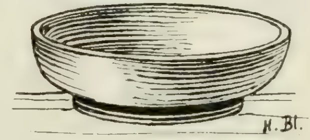
Zwo Platti, 1 Chindbettibutälla, 1 Ggaffechrueg, 4 Dorfgutterleni.



Aber nun wohin mit dem Zeug? In der kleinen winterlichen Hauskäserei des Tales, deren Produkte weit mehr als Huusspiis denn als Handelsware zur Verwertung kommen, verbringt man den Käseteig in einen sattenähnlichen, doch bloß etwa zwei bis drei Dezimeter Durchmesser aufweisenden Formnapf: die Fättḙrra,[11] oder das noch kleinere Fätterli. Man unterscheidet übrigens die nach Art der Satte aus Dauben gefügte Gepslifättḙrra von der gedrechselten oder 'trääjte^n Fättḙrren. Durch die zahlreichen Löcher dieses Formnapfes tropft die Sịrwḙnda in das darunter gebettete Fättḙrreṇgepsli. Ein derart gefertigtes Käselaibchen heißt im Simmental Fättḙrre^nchääs, in Grindelwald Mụ̈tsch, Mụ̈tschli, Mụ̈tschlichääs. Es ist eben gleichsam nur ein Stummel, kein „rechter" Käse, auf dessen Gelingen der Senne einen so großen Stolz setzt, daß ein Fehlschlagen ihn dem Spott und Hohn der andern Sennen preisgibt und ihn ehedem zum Auswandern oder in Kriegsdienste treiben konnte.[12] Der einzig „rechte" Käse ist der Chäslichääs[13] oder Färbchääs. Den erstern, immer noch bescheidenen Namen führt er im Bewußtsein des Gegensatzes zwischen den heutigen Laiben von zwölf bis fünfzehn Kilogramm und den ehemaligen von sechsfacher Schwere (S. 319). Die letztere Bezeichnung kommt von folgender Packungsweise:

Fätterli von innen.



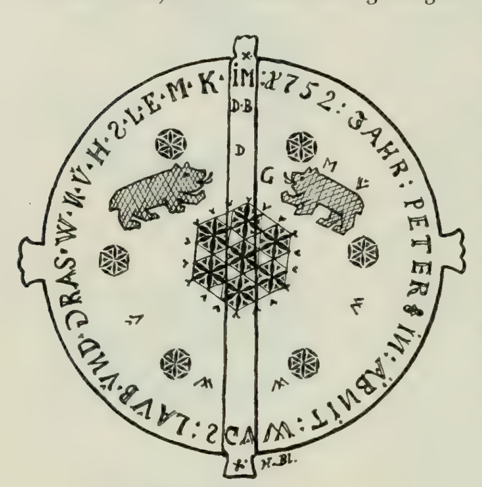


Fätterli von außen.
(In Ovalansicht.)

Aus dem Kessel kommt der Käse ụf d's Laad. Das ist ein Brịtt mit zwei Rändern, zwei zusammenlaufenden Abflußrinnen und bisweilen zwei bogenförmigen Einschnitten in der Vorderseite, das^s mụ besser zuehi chḗnn. Seine Ausdehnungen sind etwa hundertfünfzig, hundert, fünf Centimeter. Unter ihm zieht sich einer ganzen Hüttenwand entlang der Schotte^ntroog, vom Britt getrennt durch zwoo Lịịsti. Auf dem Laad liegt das under Lädbrịtt, und über dieses breitet sich das Chäästuechli. In dasselbe wird der Käseteig ịị^np'hackd. Um ^de^n

[11] Aus romanischem factura, afz. faiture (A. f. Vk. 9, 272 f.) i. S. v. Gestalt, Form (vgl. fz. façon aus factio). Den Prototyp dieser Fätterren des Oberwallis und Berner Oberlandes zeigt das «factorium» prähistorischer Ausgrabungen: ein ausgehöhlter Holzklotz mit durchlöchertem Boden. Vgl. Gauchat 8. [12] Museum (1785) 2, 782. [13] Vgl. das „Bröötlibroot" S. 396 und unter „Herd und Tisch".

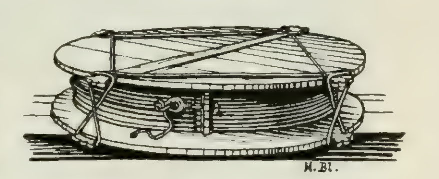
P'hack schlägt sich der Formreif: der Jäärb, der Ladjäärb oder auch nur das Jäärbli[14] und wird mittelst Schnuer und Trieglen zusammengezogen. Zu dieser seitlichen muß die senkrechte Pressung kommen. Zu dem Ende lastet auf der Verp'hackụg das ober Ladbritt und über dessen Querleisten das dicke Lĕdli. Ein aufgelegtes Tịtschi (Klötzchen) schützt dieses vor dem mächtigen Druck des senkrecht gestellten runden, einen Dezimeter dicken Lädstäcken oder des Sperzel, auf welchem die sehr schwere Lädụg ruht. Dieselbe besteht aus zwei wagrecht gelegten Tĕldnen (der Tolden ist ein starker Tannenstamm von beträchtlicher Länge), beschwert mit einem oder mehreren Felsstücken, und durch ein Querbrett getragen. Eine Hebelvorrichtung unter dem Dache gestattet das Heben und Senken der Lädụg und damit die Regelung des Pressens mittelst einer Zugschnur. Die Pressung wird nach etwa drei Viertelstunden unterbrochen und der Käse entläden, damit er chueli (sich verkühle) und nicht vorzeitig in Gärung gerate. Erchueled, wird er neuerdings gepreßt, um ja alle Käsemilch zu entfernen. Am folgenden Vormittag verdrängt ihn sein Nachfolger, und er



Chääsbritt. (vgl. S. 449.)

[14] Der Järb, aus deutschem gerwen oder garwen = „gar" machen, bereiten, zurüsten (später speziell „gerben") wanderte noch zur Zeit der Fabrikation großer Alpkäse von der Alp ins Tal, und so auch aus dem deutschen Oberwallis mit seiner ausgebildeten Milchwirtschaft (A. f. Vk. 9, 186) ins welsche hinunter. Das glarnerische „Girb" und „Wirb", das „Gerb" Unterwaldens und das „Gärb" des Wallis, das „Werb" und „Erb" Appenzells (alles nach Anderegg) entspricht lokalen Lautgewohnheiten und ist zu beurteilen wie gäten || jäten, Genf || Jänf, gegohren || gejohren (basler. Kräuterbuch 267), Lilien || Lilgen || Jiljen (S. 261 || Gilgen usw. Dem deutschen gerwen aber entspricht sachlich romanisches facere, faire (machen, bereiten), welchem obiges factura = Fäterra entstammt. Romanisch ist ebenso die S. 408 f. zu besprechende Fischella gleich der Gebse (gabata, gebisa) und dem Goon (S. 393). Auch „Kessel" ist ja lat. catillus, catînus, eigentlich Pfanne, während die echt älplerisch-deutsche Verkleinerung des großen und schweren (S. 397) Geräts zum Chessi und Chesseli an den sprachgeschichtlich ähnlichen Turner gemahnt usw. Man sieht hier gleichsam die Fertigkeit und Gewandtheit der enetbirgischen Molkerei mit germanischer Kraftentfaltung legiert. Man denke auch an den „Käse" selbst, der als römischer câseus die brüheartige «justa» (Kluge[5] 187) der Germanen ersetzte; wie deutsch klingt uns jetzt der „Chääs" und ebenso der „Ziger" (S. 406 f.) der neuen Talkäsereien und der alten Alphütten!

muß nach dem Spịịher wandern. Man enthebt ihn also der Lädịg und verpackt ihn zwischen die Traagbrịtter oder in den Jịnbund. Dieser wird auf ein Gäbe̥lli geladen, und der Spịhermaan oder auch ein kräftiger Spịherbueb marschiert damit ab. Als „Käsgaumer“[15] haben die mit dem spịhe̥rren beauftragten Spịhermanna und Spịherbueben nicht bloß den regelmäßigen Transport der frischen Käse und Zigerstöcke von der Alphütte nach dem Speicher, sondern hier auch deren Pflege während der Alpzeit zu besorgen. Trotz dem oft stundenweiten Weg und dem bei Regenwetter sehr verdrießlichen „Nicht-Weg“ langen sie, vereinzelt oder gesellig, wohlgemut an. Ihre Last stellen sie auf der Spịherschöri (S. 412) oder auf dem Lĕibli (der kleinen Laube) zwischen äußerer und innerer Speichertüre ab, und das Chääsli wird ab'bunden. Die Chääsle̥ni sind ja fĕrigi: leicht transportierbar und würden nötigenfalls durch zerschnịịden und halbieren des Teigs im Kessel zu solchen geformt. Allein d'Lẹngi machd d'Strẹngi; und Knaben, die sich auch bei solcher Einschränkung überladen sähen, würden flụgs den Streik von den Werkstätten des Unterlandes nach der friedlichen Alp hinauf verpflanzen: Traageⁿ si die, wa si machen, old aber miechen nịịd sẹlbi!



Käse im Järb, auf dem Weg zum Speicher; der Chääs im Jinbund, ii'bundna.

Die Jungen aber, die uns als äußerst zuvorkommende Lehrer begleiten, schreiten sofort zu einer künstlerischen Prozedur: der Chääsriẹmmenhöbel riẹmned oder entkantet die frischen Laibe, worauf nötigenfalls noch ältere Stücke nahig'riemned werden. Die beiden Chääsriẹmmeⁿ je eines Laibes gelten als erste Abschlagszahlung an den gehabten „Mühwalt“ und werden wenigstens von Knabengaumen ordentlich genießbar gefunden. Nach vollzogener Verschönerung geht die nach außen etwas bauchige Umrandung des Laibes, der Järbschlag, hübsch in die obere und untere Scheibenfläche über. Den Järb als Formreif aber ersetzt nun die geradwandige Chäässchịna, das Schịne̥lli, das Umschlĕgli. Zuvor jedoch wird der Laib auf ein rundes, mit Ohrnen (Ösen) zum Anfassen versehenes Traagbrịttli gelegt, behufs Abwaschens und Salzens. Dann erst erhält der Neuling den ihm gebührenden letzten Platz auf einer Stĕli (Käsbank). Die eine Längswand des Speichers sowie der Loiben im

[15] Ofenbr. 6, 109 f.

Talhaus trägt lauter Stëleni für Käse, die andere auch Zigerstëleni. (I'n Stelinen heißt ein kleines Waldstück am Mettenberg.)

Behufs neuer Behandlung wandern nun auch die ältern Käse Stück um Stück auf den Chääs tiisch oder Salztiisch. Mit Hülfe des schwertartigen Chääsch leipfers werden sie der Stëli enthoben und zu allernächst mit dem in Salz getauchten Spiicherhüdel tüchtig abgewaschen. Ein ebenso sorglich unterhaltener Stëlihüdel dient zum usawischen (ss) des eben leer gewordenen Platzes. Der Abtrëchchner aber, als Dritter im Bunde, fährt energisch über Scheibenfläche und Järbschlag. Jetzt langt die Hand des längst mit dem Salzschurz Umgürteten nach dem Salzchistli, oder Salzchöpfli, oder Salzg'schidli (= g'schirli), das aus der Salzdrucken neue Speisung empfangen hat. Gutscheinendenfalls wird in einem flachen Behälter, die Salzschiferra oder bloß Schiferra geheißen, mit dem Salzriiber, einem flachen Brettchen, die Würze zart (feinkörnig) gerieben. Nun bekommt der Pflegling eine starke Hampfella auf den Leib appliziert; in zwei Tagen wird er sie auf die Unterseite, in vier Tagen wieder, wie jetzt, öbennahä abkriegen. An den Zwischentagen werden die vom Salzwasser gebildeten Tipf mittelst der Zerstriichbirsten zerstrichchen, damit das Salz den Käse gründlich durchdringe. Geschieht dies nicht, so wird der Käse z'luemma (fade). Des unverwöhnten Älplers feiner Gaumen urteilt denn auch ebenso rasch nach dem fecken (kosten) eines minimen Brëëseellis: da ist z'wenig Salz driin, wie seine Beobachtungsgabe ihm an einem Vermögen, auf welchem kein Segen ruht, zu entdecken gibt: da ist z'wenig Salz draan! Auch das Übermaß schadet, doch weniger für den Geschmack, als für das Auge. Übersalzner oder „angesteckter" Käse — aa'g'steckta Chääs — bekommt eine weißliche Salzhüüt, wirft auch kleine Spältleni, welche den Laib zersprenggen, so daß er häßliche Risse kriegt. Schließlich werden die an ihrem Platz in der Stëli zerstrichenen Käse glifted (ein wenig gehoben und wieder fallen gelassen), damit sie nicht ankleben. Ein schlürfendes Geräusch: ein schlurggen zeigt an, wie nötig diese kleine Bemühung war.

Gärender Käse und Ziger stößt auf seiner Grusten (Kruste) fortwährend Abschuppungen aus: Jäst; er ist jästiga. Da der Jäst wie Unreinigkeiten aussieht, schabt der Unkundige ihn je und je mid 'nem Hëlzli ab und beraubt damit die Ware eines großen Teiles ihrer nachmaligen Schmackhaftigkeit und Haltbarkeit. Aus ähnlicher Unkunde entfernt man vor dem Genießen eines abg'hïwne'' Stückleins Käse die Grüsta, in welcher doch — ähnlich wie unter der äußersten dünnen Schale des Obstes — der Bluemmen (vgl. S. 237 f.) der Qualität und

des Wohlgeschmacks sich birgt. Wer es besser weiß, begnügt sich mit oberflächlichem Abschaben der wirklichen Unreinigkeit. Ebenso versteht er sich auf den großen Unterschied zwischen so geheißenem *fu̥lem Chääs* und tatsächlich fauler Ware.

So wehmütig die Abfahrt von der Alp zu stimmen im stande ist:[16] einen gemütlichen Abschluß bringt sie doch im *Chääswäägget* als Vorbereitung zum *Spi̥i̥steillen* (S. 320). Auskerbung mit dem Taschenmesser oder Aufpinselung von *Rinderstutz* (S. 428) bezeichnet



Chääsloiba.

an jedem Käse dessen Gewicht in Pfunden (zu 500 Gramm). Es gelten hiefür folgende Ziffern:

—	I	II	III	IIII	V	VI	VII	VIII	VIIII	X
1/2	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10;

┼ V oder ┼/	╫	╫╫	┼/ | —[17]
15;	20;	30;	16 1/2

[16] Der jüngere Wyß: Ach wie churzen üsi Tage! [17] Vgl. die „Bauernzahlen" in Steblers Arbeiten über die Walliser Teßlen: Schweiz I (s. bei „Eigentumszeichen"). Im Unterbernischen blieb davon noch das „Pureföifi": Lf. 606.

Sorglich in Stroh oder Heu verpackt, wird auf Gäbellinen, Hörigen (Hornschlitten S. 85) oder Räderschlitten (S. 87) die Ware nach den Loiben (Obergemächern) der Talhäuser verbracht.

Der und die Ziger.

Bleibt noch kurz der Ziger zu verhandeln. Als Maß war er schon S. 321 zu besprechen, und gemeßner statt gewogner Ziger begegnet uns in den Urkunden häufig. Aus einem Unterwaldner-Imi Milch gab es einen Ziger, den das Kloster Engelberg 16 Pfund schwer einforderte. In ein zuckerhutförmiges Tannenrindengefäß gestoßen und mit zwei Bechern Salz gesättigt mußte er präsentiert werden.[1] Die bernische Regierung aber ordnete 1479 an, daß auf dem Zigerkongreß in Thun die Amtleute mit den Alpgenossenschaften über ein einheitliches Zigergewicht verhandeln.[2] Ein solches wird auch vorausgesetzt, wenn z. B. 1309 dreizehn Grindelwaldnerlehen an Österreich „XIII zigern, der jeglicher X schilling wert sin soll",[3] entrichten mußten, oder wenn das Kloster Interlaken 1357 aus Grindelwald „drie ziger", aus Iseltwald 69 Ziger[4] einforderte.

Die Frage erhebt sich aber von selbst, ob so vornehme Herrschaften sich mit einem Produkt, das wir heute Ziger heißen, begnügt hätten. Und wirklich lehrt die Geschichte,[5] daß man unter Ziger bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts vielmehr die mittelst Achchis (S. 408) aus der Vollmilch ausgeschiedene einheitliche Masse von Käse- und Zigerstoff (Caseïn und Albumin) verstand. (Man vergleiche, wie der magere Glarnerkräuterkäse noch heute unter dem Namen Schäbziger umgeht.) Bei gelindem Feuer wurde die Vollmilch durch Zuguß saurer Molken zum Gerinnen gebracht, worauf man das Gerinnsel z. B. in die obenerwähnte Form preßte. Der heutige Schottenziger ist also ein ganz anderes Produkt als jener alte „Ziger". Nach ersterm gäbe es im Grund noch ein weiteres Nebenprodukt: aus der Schotte läßt sich Milchzucker kondensieren. Auch in Grindelwald hed mu 'zuckred, bis die eigens hiezu erforderlichen Zuckerchesseni und — die Wälder zu stark darunter litten.

Die ehemalige Geringschätzung des Schottenzigers hat auf unsere Zeit das Wort vererbt: Chääs und Brod hei's nie erfahren, was der Ziger fir n e[n] Piirstel ist. Er finde sich, hieß das, nicht auf dem Tische des Begüterten mit alltäglich dreimal aufgestelltem

[1] Öchsli 94. 209. [2] Alpz. Mai 1906, 103. [3] Font. 4, 384. 386. 388. [4] F. 8 181. [5] Öchsli 208. 209 nach Zay, Goldau 339; Gfd. 7, 140.

Käse und Bäckerbrot zusammen. Er gehöre vielmehr auf den Tisch des Mittellosen als Zukost zu den Kartoffeln. Solcher Kostverächter gibt es doch wohl heute unter den Älplern wenige mehr. Bloß mäge"wee'igi Lį̄t (Magenbeschwerden Unterworfene) müssen ihn mį̄de" wie Gift. Gesunden (wie auch Blutarmen) dagegen bekommt er, frisch aus dem Kessel oder kalt genossen, so vortrefflich, daß er die Fleischkost für viele Tage entbehrlich macht und sie z. B. für den Hasler auf lange Zeiten vom Speisezettel gänzlich absetzt. Und zwar macht er jegliche Aufbesserung seines Gehalts so unnötig, daß das auf Alp und Vorsaß so beliebte Übergießen von Zigermilch oder Ziger und Milch mit Rahm (im Oberwallis mit Honig[6]) beinahe als Leckerei erscheint. Schwerer entbehrlich ist die köstliche Zutat zu dem weitaus größtenteils gesalzen und gegoren konsumierten Ziger.

Zu dieser hohen Genießbarkeit kommt seine Haltbarkeit als Roichziger. Das Räuchern in der Zį̄gerrëiki hält auch den Gröbel (Insektenlarve) und andere Schmarotzer fern. Als außerordentlich milta wird der Ziger geschätzt, wenn er aus den Rückständen des fetten Ziegenkäses bereitet ist. Ein solcher $^1/_4$ bis 1 kg schwerer Ziegenziger heißt in Uri und Unterwalden „Zigergaus", um Brienz eine „Gais", in Grindelwald eine Gois oder ein Goisli, im Hasli „Gaus" oder „Gӱgger" oder „Guggergaus". Der Name Gaisli rührt daher, daß man den Truebel oder Poppel des Ziegenzigers, welcher im Kessel nicht zu einer kompakten Masse gesotten werden kann und daher durch die Öffnungen der Fischęllen (S. 409) schlüpfen würde (mӱ̄ b'hätt 'nen nid in der Fischellen), sofort nach dem scheiden abschöpft, in ein sauberes Tuchstück (einen Hudel) verpackt und zum Vertropfen aufhängt. Auch aus schwach gesottenem Kuhziger lassen sich, wenn man ausnahmsweise nicht seine Formung zu Stöcken vorzieht, Gaisleni gestalten.[7]

Die Schottenzigerbereitung ist wesentlich gleich wie im Unterland. Die nach Enthebung des Käses zurückbleibende Sirwẹnda wird er-

---

[6] Goms 83; vgl. dagegen JG. Rabeneltern 219. [7] Neben der Ziege ist da aber die Gans im Spiele, und zwar in sarkastischem Sinne. Statt der grauen Haargänse und der schön weißgefiederten Martinsgänse aus dem Unterland, mußten die vornehmen Klosterherren mit den graulichen Rauchzigerstöcken und den allerdings schön weißen, aber doch nicht Gänsebraten bietenden frischen Stöcken aus den Alphütten vorlieb nehmen; statt der Federgans gab's nur eine Zigergans oder, mit grindelwaldnischer Entrundung, Zigergois. (Vgl. Haif statt Hanf und Boim statt Baum; zu Ziger- und Guggergaus: S. 408 und schwz. Jd. 2, 373; zum sarkastisch gebrauchten Tiernamen: Wiggefisch und Chääsvogel S. 296 und das Gitzi schwz. Jd. 2, 578.) Die Älpler hoben die Spottworte etwa so auf, wie seinerzeit die Schweizer den österreichischen „Schwaizer", die Hugenotten die «huguenots» (Eidgenossen), die Geusen die «gueux» (Lumpen).

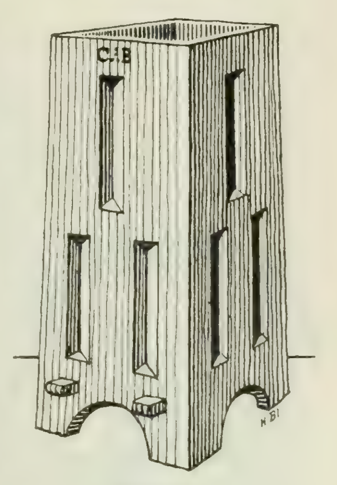
welld, und sie brų̈sled (brodelt) bei dem den Mittelalpen entsprechenden Siedepunkt von 93—94°. Die zugegossene Wellmilch (S. 398), etwa 1 l auf 20 l Sirwe̥nda, läßt den Quark solider und reichlicher, nur weniger fein ausfallen. Das rīe̥hrren mit dem Brecher soll das anbraaten (anbrennen) der Masse verhüten. Jetzt werden dem bedeckten hölzernen Essignapf: dem Achchistutel, je nach der Masse 4—6 l Achchis[8] (vgl. den Achchisschopf hinter Bußalp) entnommen und drịⁿ'taan. Es ist saure Schotte, welcher man beim Achchis setzen Sirwenda zugegossen hat. Das Achchis bricht die erwallt Chääsmilch und verzögert zugleich ein weiteres erwallen, bei welchem neuerdings das Achchis ergossen, d. h. der Achchistutel nachgefüllt wird. Fehler beim Zuguß in die wallende Masse, oder auch mangelhafte Reinigung der Satten bewirkt, daß jene truebleti statt lụụteri aufwallt, einen Truebel (vgl. S. 394) gibt. Infolgedessen wird aus den ausgefällten Klümpchen statt kunstgerechten Zigers ein bloßer Rǟsel, Ggų̈ggerrǟsel; der Anfänger in der Sennerei (der „Erstwärcher"[9]) hed nịd g'scheiden, er hed nụmmaⁿ 'ggų̈ggred. Sein Ziger bildet nicht eine über der Schotte sich zusammenschließende Masse, sondern schwimmt in kleinen wilden Flocken in der Schotte herum und läßt sich mit der Kelle nicht fangen. Die grünliche Schotte mit den weißen Flocken erscheint dem witzigen Sachkenner gesprenkelt oder g'sprịịdel wie der Ggų̈gger (Kuckuck), der auf jedes ggų̈ggren (Nachahmung seines Rufes) zu neugierigem Horchen und gewissenhaftem Antworten auf einen nahen Baum heranfliegt (und also leicht beobachtet werden kann). Im Oberhasli ist der Witz derart gewendet und nun auch verbraucht, daß „Gugger" dort unverfänglich den Rauchziger (sowie den Vorbruch[10]) bedeutet.

In elegant geführten Hieben nun zerhaud der degenartige hölzerne Zịgersäbel die Masse, damit nicht die siedende Schotte sich selbst den Durchbruch durch die Zigerdecke verschaffe und damit die letztere zu sehr zersplittere. Ist sie in erwünschtem Maße g'sottni, so wird sie mit der durchlöcherten Zịgerchellen abg'nụụn und in die sauber gereinigte Zịgerfische̥lla, Fịsche̥lla (ṡṡ)[11] verpackt. Diese hohe, aus Brettern lose gefügte Kiste mit Seitenschlitzen zum abtropfen hat noch

---

[8] So im Berner Oberland und im Avers, „Echis" im Simmental, Schwarzenburg, Seeland, Eches im Zürcher Weinland, „Aches" im Wallis, entsprechend goth. akît oder akêt, aus lat. acētum (c = k), gegenüber umgestelltem « atēcum », ezzich, Essig. Vgl. Suur: Lf. 492. [9] Goms 89. [10] Schwz. Id. 2, 189; Lf. 485. [11] Aus fiscella (Binsenkorb) und dies aus fiscus (Korb, Geldkatze, Kasse, Staatsschatz). Daß die „Fischel" ein bestimmtes Maß repräsentierte und der in ihr geformte Ziger ein bestimmtes Quantum darstellen mußte (S. 406), beweist noch die alte Fischel von Saas = 15 Liter. (Saas 103.)

heute (vgl. S. 321) in jedem Zi̦i̦gli ihr ganz bestimmtes Maß, das beim Spi̦i̦s teillen als Einheit gilt. Im Hasli dagegen, so wie im Unterland wird der Ziger gewogen, wie dies teilweise schon im Mittelalter geschah. So entrichtete 1372 „ein Gut an Rotenegga ierlich einen Centnern zigern",[12] und 1528 wurde denen vff Sant Batten berg" jedes Pfund Ziger für „6 Haller" angeschlagen.[13] — Auch die Fischella kann Gegenstand der Neckerei werden: statt des zur auspressenden Belastung genau passenden Zi̦gerti̦tschi schleppt etwa ein Genasführter einige recht schwere Felsstücke zu „Fische̥lle"steinen" beim Umzug von Läger zu Läger als Vermehrung der ohnehin schweren Rückenlast mit.



Fischella.

Auf dem mit Handgriff versehenen Zi̦gerlädli oder Zi̦gerbri̦ttli wird der 5 kg schwere Stock g'spi̦i̦here̥red. Jeden zweiten oder dritten Tag fordert er Durchsättigung mit einer tüchtigen Hampfe̥lle" Salz. Ein streichholzähnliches Chnëbe̥lli, das am schmalen Unterrand der zuerst gesalzenen Seite verbleibt, mahnt den „Gauner", die vier sukzessive zu salzenden senkrechten Seiten ge̥ng uf die rächt Hand z'welpen, damit er nicht hier eine überspringe, dort eine doppelt salze. Wen" er da nid Ord"nug heed, su ist er aau̦gänds aa"tribna (gleichsam wie ein Schiffer an unbekannter Küste; er ist desorientiert); är weis" ni̦mmeh, waraan e̥r i̦st. Die wohlgeratenen Stücke aber, die da in stolzer Reihe sich präsentieren wie eine Zeile granitner Abweissteine an offner Heerstraße, laden dennoch den erfahrnen Esser zum Zugreifen ein.

[12] Font. 9, 303. [13] Ämterbücher Interlaken A 31.



Zigerchella.

G'hälter.

Gaden, Speicher, Scheune, Hütte.



as Haus für Menschen, das Gaden für Vieh und Futter, den Stadel für das Korn. So baut, in sauberer „Trennung der Gewalten", der Oberwalliser noch zur Stunde. Daß es einst auch im Berner Oberlande ähnlich gewesen sei, zeigen die gleichlautenden Eigennamen. Noch dient in der Nähe des Chluysi der ehemals [1] sogar bewohnte Chluysistädel — zu winterlicher Viehwart, während der Strich ze Stădlen,[2] nun mit Gasthäusern überbaut, mit Bahnhof und Post das heutige Grindelwalddorf eröffnet. Auch „Gaden" figuriert im alten Sinne, den nachmals der Stadel mit übernahm, bloß noch in zusammengesetzten Eigennamen. So gibt es zwei Gäde^{n}statt,[3] deren eine aus dem Schulhaus hinder Scheitegg und dem benachbarten alten kleinen Bauernhause besteht, und drei Gäde^{n}stettli.[4] Es waren dies ursprünglich Komplexe von Alphütten, oder auch von bloßen Scheunen für Vieh und Heu, wie noch jetzt in Graubünden.[5] So erwähnen die bernischen Geschichtsquellen[6] von 1309 „fünf Gadenstette auf Bußalp und das Mulchen, das in den Gadenstetten wirt", als zinsbare Objekte. Nun liegt im zweiten Teil unserer Zusammensetzung jedenfalls immer der Sinn des gruppenweisen Beisammenstehens alpwirtschaftlicher Gebäude. Bedeutet hiebei der erste Teil „Stall"[7] oder „Scheune" oder beides, so kann für

[1] Ch. 1736 20/2. [2] F 3. [3] C 3; G 2 = W 5. [4] B 2; D 3; F 3. [5] Pfeiffer 350; Stalder 1, 411. [6] Font. 4, 388. [7] Goms 65; Lötsch 64 f.

die Zusammensetzung die pluralische Fügung „ze Gadmen" eintreten, wie im „Gadmen" am südlichen Bergabhang von Blitzingen (Goms), oder in dem heutigen Kirchort des Gadmentales, welcher vormals aus bloßen Ställen und Scheunen des Klosters Engelberg bestand.[8] Ähnlich sind zu deuten das Seegäden hinter Scheitegg, das Führeugäden und die nunmehr bewohnten Orte bi'm Doreugäden,[9] ze'm Mösgäden,[10] bi'm Chilchgäden,[11] bi'm Wiidigäden.[12] Eigenartige Bedeutung kommt den Gädenllichchren (S. 43) zu.[13] Dem unterbernischen Sinne[14] angenähert, ist dem Lauterbrunner das über dem Wohnteil des Hauses gelegene Stockwerk, in welchem er über Winter seine Käsevorräte birgt, das Chääsgäden, während der Grindelwaldner es die Loiba (Laube) nennt. Dagegen ist letzterem das Gäden in dessen einzig verbliebener Bedeutung: die schmale Nebenstube.

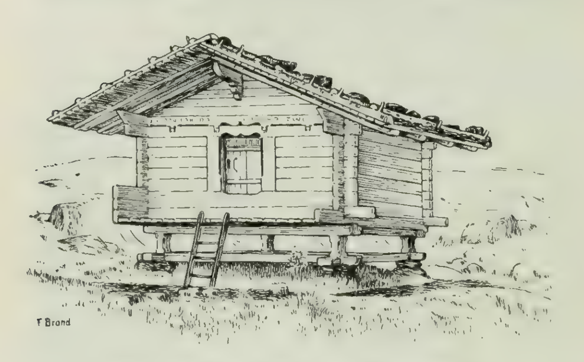


Der alte Stadel zu Mättenberg.

Während der Alpzeit aber gibt der Spiiher den Stapelplatz ab für die Tag um Tag sich mehrenden Produkte der Milchwirtschaft. Auch der Oberwalliser hat hiefür nun ein eigenes Gebäude, wenn nicht noch der Stadel dessen Zwecke mit erfüllt.[15] Wie vielgestaltig waren aber diese im alten Grindelwald! Die Speicher dienten als Vorratskammer, als „Gewandhaus" (im Doppelsinn für Gewand und Waffen), sogar ausnahmsweise etwa als Schlafraum für Alpgäste.[16] Sowohl in dieser Vielsei-

[8] AR. 1814, 248. [9] H 2. [10] F 2; D 4. [11] A 1. [12] A 1. [13] Vgl. Faulh. 19. [14] Lf. 230. [15] Goms 67. [16] Ortspfarrer Kuhn (1787) in Höpfn. M. 16. Vgl. das Leipziger Gewandhaus als ehemaliges Zeughaus, nun als Musikgebäude.

tigkeit des Gebrauchs, wie in ihrer äußerst niedlichen Ausstattung, gehoben durch malerische Umgebung, erinnern sie an die Speicher des Emmentals.[17] Es gibt denn auch, da man die Käselaibe und Zigerstöcke aus allen Lägern einer Alp an éine Stelle zu verbringen pflegt, ganze kleine Speicherdörfelchen z. B. im Höhle^{n}wang und im Grindel-Unterläger, unter dem Gasthaus der großen Scheidegg (hier teilweise als Ersatz des 1749 verschütteten Speichers am Spi̯i̯herbach). Derartige Gruppen wie z. B. an Itramen (und an Wengen) hätten sich bei längerer Frist in ganz reizenden Bildchen wiedergeben lassen. Innere Ausstattungen sodann, wie Öffnungen in Boden und Decke zum vermachen und e^{n}tmachen je nach Wärmebedürfnis, erinnern in vielem an die fortschrittlichen Käsereieinrichtungen des Unterlandes.



Käsespeicher mit Spiiherschori.
(Holenwang, v. J. 1739.)

Nach einem Dokument von 1789[18] erstreckt sich ein Kaufakt auf „Scheür, Anteil Stadel und ganzen Speicher". Es handelte sich also da um Verbringungsorte für Dürrfutter, Getreide und Molkereiprodukte. Auch dem Oberwalliser ist Schi̯í̯r soviel wie Heuboden;[19] und in dieser beschränkten Bedeutung findet man das Hewschi̯í̯rli, Schi̯í̯rli, Schi̯i̯dli, als ganzes Eigentum eines Einzelnen oder als halbs Schi̯i̯dli für je einen unter zwei Teilhabern selbst auf jeder kleinen Landparzelle. Die Talschaft ist von Schi̯i̯dlinen[20] gleichsam übersät. Eine Schi̯i̯r hat demnach jeder größere Landbesitzer neben seinem Hause — oder neben jedem seiner Häuser — stehen; zwei, drei oder mehr andere erhoben sich vereinzelt da und dort, selbst in mancher Vorsaß neben der Hütte. Auch den Pfarrhof ziert seit 1790 die gegenwärtige stattliche „Scheir".[21] Manche solche hat aber im Laufe der Zeit, um vermehrter Bevölkerung Platz zu schaffen, einem Haus weichen müssen.[22] Bereits 1349 gab es ein Brüderpaar Ulrich und Heinrich „zer Schüra".[23] Manch ein Haus könnte bi'r alte^{n} Schi̯í̯r[24] heißen, wie deren eine

[17] Lf. 136 ff.; 236 ff. Vgl. auch die Käsespeicher in Bönigen und Brienz bei Gladbach 25 ff. und Taf. 26 ff. [18] Ger. Gw. 5. [19] Goms 65. [20] Erhöhung des r wie so häufig. [21] Cronegg. [22] Vgl. Lf. 244. [23] Font. 7, 406. [24] H 1.

mit der Jahrzahl 1519 noch gut erhalten auf der Egg bei der Horbachbrücke steht. Bemerkenswerte Zeugen alter Zeit sind ferner die Orte bi'r Mų̈rwendenschịịr (Murmeltierscheune),[25] bi'r Hĕejjenschịịr,[26] bi'r Bärgschịịr,[27] die Geißschịịr,[28] das Louischịịrli,[29] die Teĭffischịịr,[30] die Straaßschịịr.[31] Die Geißschịịr ermangelt auch nicht ihrer Pendants der Chĭehschịịr, Rinderschịịr, Schaafschịịr. Eine ganze Vorsaß „mit dem zudienenden Weidhäusli und Scheuer" (1821) nennt sich Steinschịịr.

Über den Vorsaßgürtel hinauf steigt aus bereits angeführten Gründen die Scheune nicht. Dies bringt den Vorteil mit sich, daß die Mühsale der Erstellung nicht ų̈berlich (übermäßig) groß sind und daher an solche Gebäude eine etwas vermehrte Sorgfalt gewendet werden kann. Dies ist besonders der Fall bei den Jinlĕgischịịrinen oder Schwemmischịịrinen wie der hier abgebildeten Böbmischịịr. Diese „Einlegescheunen" werden in Pfĕsten und Străben gstelld; dann werden zirka 15 cm breite Lịịsti



Jilegilchiir in der Bodmi.
(Im Hintergrund der Eiger.)

von Lăden g'schnitten und i'n d'Pfĕsten ịịng'leid, wie die Abbildung es veranschaulicht. Auf einfacherm Wege werden die gewöhnlichen Toldenschịịrẹni mittelst aufeinander gelegten Tĕlden (S. 182) z'sămeng'wätted (S. 439), jedoch nicht z'sămengfueged. Bei beiden Bauarten sind natürlich d'Schịịrswẹndẹni g'schwemmtų̈: scheinbar haltlos „schwimmend" werden die Tĕlden derart übereinander angebracht, daß auch sie die bekannten zirka 5 cm breiten Chleck zur Durchlüftung des Futterstockes zeigen können.

Zur Unterbringung von Holz- und Streuvorräten dient auf der Alp der ins Freie „vorgeschobene" Dachvorsprung. Der unter solchem Wetterschutz nach drei Seiten offen stehende oder nach Belieben und Bedürfnis absperrbare Raum heißt der Schopf. Solchen kann auch das Haus in verschiedenem Maße bieten: Dás Hų̈ų̈s hed vịil Schopf, wenig Schopf. Das Unterland zumal[32] macht sich solchen Schutz ausgiebig

[25] H 1. [26] H 1. [27] F 2. [28] E 3. [29] E 3. [30] E 4. [31] E 3. [32] Vgl. Lf. 213 f.

zunutze und ersetzt sich seinen Mangel allfällig durch eigene Gebäude.[33] Den „Fluehüslinen“ des Unterlandes aber bietet eine natürliche Felsenmauer sowohl die Rückwand (wie denen zu Lützelflüh)[34] als auch das Dach (wie denen bei Krauchthal). „Der Fels hat als Ägide die Hütte überdacht.“[35] Zumal im Oberland (vgl. aber auch „Oberbalm“ und „Ferenbalm“) wölbt sich da und dort ein solcher Felsvorsprung zu einer Balęm (S. 16 f.), in welcher die dem Steinschlag und Lawinendonner, dem Sturm und Wetter entronnenen kleinen Weidetiere samt ihrem Hirten im Wohlgefühl eines mächtigen Schutzes sich friedlich lagern. Kein Wunder drum auch, daß der Alpenbewohner ganz vorzugsweise solch schützenden Felsen als Schopf, im Lötschental als die „Schi̦pfa“ bezeichnet. Nur hat sich die sinnvolle Benennung derart verallgemeinert und verflacht, daß nun auch jeder beliebige Fels, ja das lose Felstrümmerstück und schließlich der erste beste auf Weg und Feld liegende Stein Schopf heißt.[36] Mit der Hand hebt ein händelsüchtiger Bengel einen Schopf oder eine ganze Anzahl Schĕpf vom Boden auf, steckt sie in die Tasche, und im nächsten Augenblicke kann die Klage eines Getroffenen laut werden: är hed mer eⁿ Schopf a'n̦ Gri̦nd g'rĭchrd! Auf den Wanderer im Gebirge aber kann das lose Gestein in lebensgefährlicher Weise Schĕpf herunterregnen lassen.

So wird der schützende Fels zum bedrohlichen; die „Ägide“[37] bewahrt nicht bloß, sie schreckt auch. Gut darum, daß es im Gebirge neben dem so „vielseitigen“ Schopf auch die ausschließlich schützende Hi̦tta gibt: die vom Faulhornwirt am Wege zu diesem Damenberg erstellten und unterhaltenen Hi̦tti; das Lory-Hi̦ttli[38] unterhalb des Gläckstein am Wetterhorn; die Gläcksteinhi̦tta und alle die andern vom Schweizer Alpenklub immer mehr den Bedürfnissen der Touristenwelt angepaßten Klubhütten (S. 31). Alpwirtschaftlichen Zwecken dienen dagegen die in den Vorsaßen zerstreuten primitiven, bisweilen aber äußerst malerisch hingestellten Weidhi̦ttlęni (oder Weidhi̦i̦slęni).

Besonders aber gehören hieher die nun eigens zu besprechenden Sennhütten oder Alphütten, die in der Mundart einfach als Hi̦tti bezeichnet werden. Die ältesten derselben verdienen nicht einmal diesen Namen; sie erinnern eher an die auf S. 17 abgebildete „Bettlerküche“. So die

[33] Komplexe solcher sind verewigt in Eigennamen wie Schüpfheim (Schopfheim) und Schüpfen, romanisch Tschappina und Ceppina. [34] Lf. 173 f. [35] Laut plumper Umdeutschung des schönen Reimwortes zu „Friede“ hat „der große Fels schützend“ usw. [36] So hat übrigens auch der Stein die vorhistorische Bedeutung Mauer, Wand (Kluge[5] 361) und die gut historische von Burg („der Stein zu Baden“ u. dgl.; der „Stein“ bei Seeberg, woher das Geschlecht „vom Stein“. (S. Schmidlin, Geschichte von Kriegstetten, S. 82 ff.) [37] Der Schild des Zeus: Iliade 15, 308 usw. [38] W 4 (L).

ältesten Haslihütten z. B. in der Grimselgruppe, die weiter nichts als Erdhöhlen zwischen Felstrümmern und Blöcken darstellten,[39] ähnlich den armseligen alten Schäferhütten des Zäsenbergs.[40] Aber auch die von Scheuchzer um 1700 beschriebenen und seither als typisch geltenden Hütten, deren eine im „Läger" zu Jtramen die Jahrzahl 1635 trägt, erscheinen nun heute als „Typen" primitivster Bauart.

Wenig anders mag es auf den „fünf Gadenstetten" an Bußalp (S. 310) ausgesehen haben. Bildeten sie aber, wie wir S. 410 vermutet haben, das einstige dortige Unterläger, so spiegelt sich in „Statt" der noch heute so eigentümlich dörfchenartige Fernblick auf die meisten Alpläger. Unsere Abbildungen (S. 310, 311, 312, 375) zeigen dies an den Oberlägern Grindel und (teilweise) Baach, sowie am untern Läger Hölenwang.

Solche haufendorfartige Hüttengruppen zeigen immerhin bloß die ältesten und vorzugsweise die obersten Läger, in welchen sich zu frühern Zeiten die berühmten und von uns anderwärts besprochenen Älplerfeste (der Dorf) abspielten. Die meist loser gruppierten untern Läger gemahnen mehr und mehr an isolierte und unbewohnte Schirmhütten wie den Graatschäärm (S. 95) und die Scheuern und Scheuerchen — Schiiri und Schidleni —, welche den Blick zu den Talwohnungen überleiten.

Allein auch der neuere Alphüttenbau huldigt nun diesem Gedanken der Vereinzelung und erinnert damit in vielem an das altalemannische Hofsystem des unterbernischen Berglandes[41] als Gegensatz zum Dorfsystem. Das zeigt der erste Blick auf ganze Läger wie Nödhaalten (an Bachalp) oder Mürrenberg, und auf beträchtlich entlegene Partien von solchen wie Spiiherbach (zum Scheidegg-Oberläger), wie Bärgelegg (zum Grindel-Oberläger). Da stehen geräumige Hütten, deren Eigner sich der Vorteile einer nicht zu starken und doch sehr angenehmen Isolierung erfreuen: sie siin bi'n Lliiten und vö'n Lliiten.

Die Hütte als Herdraum.

Unter dem einen und selben Dach geht man vom Stübelchen in d'Hitta usi, vom Stall oder Melkhaus in d'Hitta inhi, von der Gastern in d'Hitta ahi. Kein Wunder: ist doch dieser Hauptraum der heutigen Alphütte der vormals einzige Raum der alten, im vorigen Abschnitt behandelten Urhütte! Da betritt man noch jetzt ohne Vermittlung eines künstlichen Sollers den Erdboden und sieht meist

[39] Wyß 714 ff. [40] Stud. T. 74. [41] Lf. 234 ff.

ohne Behinderung durch einen ob're^n Soller an das Dach hinauf. Da ist die in der Einrichtung uralt gebliebene Stätte der Milchtechnik.[1] Soweit nicht die letztere samt ihrem Mobiliar an eigener Stelle (S. 391 ff.) besprochen ist, halten wir Umschau in dieser engern „Hịtten".

Unter den Dachflügeln werden die Hüttenwände mit der First (d. i. dem Firstbalken) verbunden und vor Schneelast geschützt durch je eine Schalta inwendig und auswendig. Diese Schalti sind gezimmerte

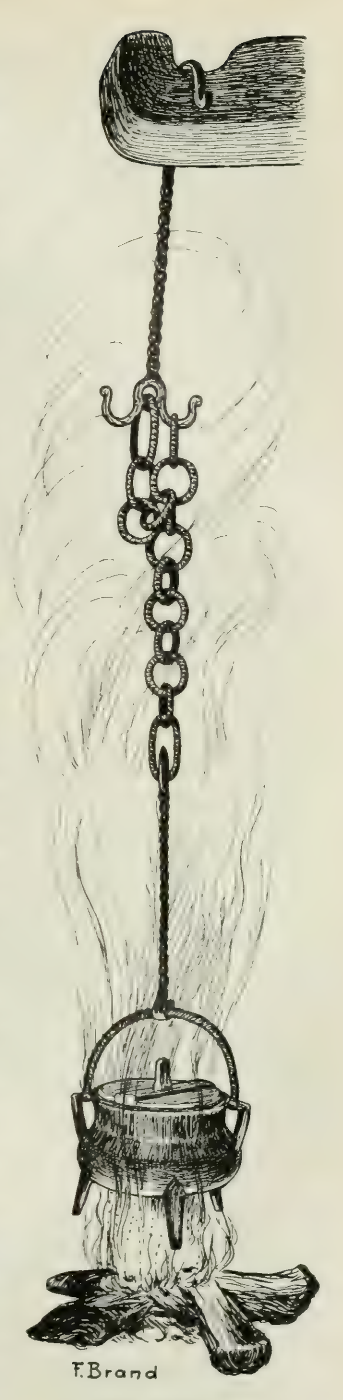


D's Jinwändiga einer alten Sennhütte. (Im Bach=Unterläger Hohlenwang.)
Das liegende Leiterchen weist auf die **Gasterra.**

Tẹlden (Balken), welche durch einen Chlöfe^n schlüpfen. Unter „Chlöfen" ist hier ein vorspringender Balkenkopf mit gemeißelter Durchhöhlung verstanden. Er bedeutet auch Türangel, und zwischen Bach und Grindel benennt er eine Bodenerhebung.[2] Von Schalte zu Schalte[3] reicht zu=

[1] Vgl. das „Herdhaus" im Kapitel vom Grindelwaldnerhaus. [2] „Klofen" ist in letzter Verschiebungsstufe = Kloben (ahd. chlobo) als gespaltener Stock zum Vogelfang, dann als Fessel in irgendwelchem Sinn und stellt sich zu mhd. kliube, kloup, klûben, gekloben, sw. spalten (WB. 1, 845). Man denke an „Kluft", an „klauben" (stückweise wegzerren), zürch. chlüüben (ü̦, kneifen) und g'chloben (ŏ, gekniffen), an bern. Chloopen (scheltenswerte Finger oder Hände). [3] In mhd. schalte, schielt, geschalten (WB. 2, 2, 78 ff.) steckt wohl als Grundbedeutung „stemmen" und zwar i. S. v. 1. schützend ab=

weilen unter dem Dache durch als zusammen-haltendes Holzli oder Band, sowie als Spannung, der Asniboim. Dieser trägt zumal in sehr niedrigen Hütten einen Bretterboden: die Asni.[4] Diese dient zum raschen Auffangen des alsdann leicht zu löschenden Schadenfeuers, das etwa mit dem Rauch durch die Spaltöffnungen des Dachs dringen sollte. Diesem Zwecke genügt übrigens auch ein einfacher Trääm, der[5] mit Steinplatten belegt wird. Ein unter der Asni sich hinziehender, dünner und geschälter Fichtenstamm, die Asnilatta, dient zum Trockenhängen der Käsetücher. — Die Feuersgefahr wird freilich durch den Chienrueß, d. h. hier: den schịịnnigen (glänzenden) Ruß der Innenwände,[6] fast gegenstandslos gemacht. Der Unerfahrene könnte sie übrigens eher in der offen lohenden und lodernden Flamme der Fịịrgrueben der Alp (oder dem entsprechenden Chääsĕfẹlli des Talhauses) erblicken. Wird doch sogar in ihrer möglichsten Nähe — neben, oder in den neusten Hütten auch über ihm — das Brennholz zum dorren aufgeschichtet, 'tịschsched. Auch die Hääli, d. h. die Aufhängekette (crémaillère) des äärigen Häfen, wie sie noch



Eine Hääli.

sperren (vgl. Schalter, guichet); 2. stoßen (z. B. ein Schiff, wie gr. kéllein und lat. céllĕre; dahin auch schelten: „hart anfahren". Kluge[5] 320); 3. stützen, unterstützen, nachhelfen; so in unserer Schalta; vgl. ferner schalten = dem schlecht brennenden Feuer oder Licht nachhelfen (Lf. 302. 305), und das Schaltjahr; 4. lenken, regieren (schalten und walten). [4] Vgl. „Asni" in Lf. 224 f. [5] Auch mhd. (WB. 1, 391) ist der drâme, trâme (neben der trâm oder trääme) männlich, neben sächlichem drum. Drumen und drûmen (in Stücke springen) u. a. könnte auf ein Verbum drim, dram, drâmen, gedromen führen, wenn man diesem eine Bedeutung wüßte, die sowohl z. B. mit fz. tramer als mit lat. terminus sich vereinigte. [6] „Kien", mhd. kinboum ist eben nicht bloß die Kiefer (aus „Kienföhre") sondern pînus überhaupt. Mhd. WB. 1, 228.

da und dort in einer Talküche ausgemustert in einer Ecke zusehen ist[7] und nun bloß noch als Übertragung auf ein nachlässiges, faules Weibsbild weiter lebt (eⁿ rrächti Hääli! die verdammt Hääli!), scheint in den Augen des ängstlichen Neulings geradezu dem Feuer den Weg ins Dach zu weisen. Bedenklich war oder ist jedoch an der Einrichtung lediglich die Holzvergeudung. Sie läßt sich indes bei der Verteilung der kurzen Alpzeit auf so manches Läger nicht leicht umgehen. Obendrein entschädigt solches „Kaminfeuer" durch die von ihm gebotenen Gelegenheiten zu einem gemütlichen Aabeⁿᵈsitz.[8] Als Sitzgelegenheit dient dabei jedem Mitglied der Tafelrunde der angeschnallte Mälchstuehl (S. 389), wenn nicht der zu Balancierkünsten einladende Drịịbeinig[9] oder der Hịttengrịtti ihn ersetzt. Das ist ein aller und jeder Kunst entbehrendes Brịttli mit drei eingezäpften Beinen; auch der Lään̈en (die Lehne) fehlt. — Haben die Wärme, das Plaudern, Singen und hoiren (Jodeln) die Kehlen getrocknet, so ist vom „Gefühl des Mangels" zum „praktischen Verhalten" nur ein Schritt. Dort steht ja der Sụụffitotzen, dessen Name (vgl. S. 257) sich allerdings jede rohe Deutung des Unterländers verbittet. Der Sụụffitotzen ist ein mächtiger Tannwurzelstock, wie er sonst eigentlich zum Holzspalten dient. Als ebenbürtiger Genosse des zum Holzsägen gebrauchten Sagbock mag er auch etwa als Bild der Ungeschlachtheit gelten. Auf diesen improvisierten Tịịsch kommt nun zunächst alles, was zum sụụffen in des Wortes altem unanstößigem Sinne dient, und was die Hütte an Milcherzeugnissen bietet. Ein ähnlicher zweiter Totzeⁿ trägt u. a. etwa den spitzeⁿ Tangelstock und den breiten Tangelhammer, zusammen die Tangla geheißen, zum tẹngẹllen der Sense für Fax, Lische oder Bergheu. Die neuern Hütten haben sich nun allerdings den Sụụffitotzen durch Tische ersetzt, von denen nur etwa der eine holziger ist (aus mehr Holz besteht, massiver aussieht), als der andere. Solidität muß eben in allen Dingen das Wahrzeichen der Alphütte sein.

Zu Rast und Ruh.

An einer Alphütte neueren Schnitts (S. 415) fallen uns bereits aus einiger Ferne zwei mittelgroße Fenster auf, die auf eine große, helle, luftige Stụ̈ba als Obergemach schließen lassen. Vom freundlichen Besitzer über die Innentreppe hinaufgeführt, finden wir die Vermutung

[7] Eine solche kam letzthin ins bern. hist. Museum. Zu „Häli" vgl. Lf. 224. [8] GlM. 63.
[9] Substantiviertes Adjektiv.

bestätigt. Neben dem gastlichen Gemach bleibt noch viel Raum über Stall und Schopf zur Verfügung, um für eine größere Zahl Alpbesucher zur Gäste̥rren oder Gastren (S. 420) alten Stils hergerichtet zu werden. Der ebenerdige Raum zeigt außer dem sehr zweckmäßig eingerichteten, großen Stall, der das Mälchhụụs (S. 426) der alten Hütten ersetzt, die gewöhnliche Sennerei-Einrichtung (S. 397ff.). An Wohnlichkeit kommen solcher Hütte am nächsten: die Hälfte der zehn alten Hütten am Grindel-Oberläger, zwei der eilf am Scheidegg-Oberläger, und zwei der vierzehn am Bachläger. Alle diese besitzen nämlich solid eingewandete, mit ob'rem und und'rem Soller (Zimmerdecke und Fußboden) aus Brettern versehene Alpstübelchen: Stụbe̥lle̥ni, und fünf mitgezählte an Grindel sind sogar heizbar gemacht: mit Efe̥llịnen ausgestattet. Ein solches Öfelchen bietet auf seiner recht rauhen, aber hinlänglich geräumigen Fläche von Fụụlblatten (Faulhorngestein) oder von gleichartigen, nur etwas härtern Ofenblatten die fortan kaum mehr entbehrliche Gelegenheit zum Trocknen des Gewandes bei anhaltendem Regen oder Frühschnee. Die übrigen Hütten entbehren jeder stubenähnlichen Einrichtung, die dagegen z. B. in einzelnen Hütten der Wasserwendi an Itramen stark an die Bequemlichkeit des Talhauses gemahnt.

In den primitiven alten Hütten vermißt der nicht abgehärtete Alpbesucher wohl am schmerzlichsten das Bett, welches z. B. in zwei Scheidegghütten doch noch vor dem Ofen zum Notinventar des Stübelchens gerechnet wird. Denn herrlich schläft sich's hier in den auf eigenem Buckel zur Alp getragenen Bettstücken, welche man in den bettgestellähnlichen Brị̊tschen über die gut durchsonnte Lị̊scha (S. 283) hinbreitet. Zum Bett gehört aber auch hier der ordentliche Tịịsch (ṡ), auf welchem doch allerwenigstens die Lantäärna nebst altmodischen Zịndhĕlzlinen (mit Phosphor- und Schwefelbelag) für nächtliche Notfälle bereit stehen. Ihn umgeben der ganzen und der durchs Fenster unterbrochenen Wand entlang der fixe Wandstuehl (der Oberstuehl des Lötschentals) und der ebensolche Pfẹisterstuehl, an der freien Langseite der bewegliche Bajch (die Bank). Auch das Bẹichli unter der Zimmerdecke erinnert an den Komfort des Talhauses.

Den aber verachtet der junge Alpensohn von altem Schrot und Korn gründlich. Wie unlängst ein solcher vor einem Nichtraucherwagen der Talbahn kehrt machte: Ich wollt nid in d's Chrankenzimmer! so überläßt er mit leicht an Mitleid streifendem Wohlwollen das Stụbe̥lli mit all seinem Behagen dem fremden Gast oder dem bejahrten Vater, dem unpäßlichen Bruder als seinem Alpgenossen. Für seine eigene kurze Nachtruhe besteigt er wohlgemut das Leiterli, welches

aus dem Innenraum der Hütte nach der kleinen Bühne über dem Melkhaus (S. 416) oder über dem Stall hinaufführt, und birgt sich in dem über den Boden hin ausgebreiteten Riedgras, mit oder ohne Bettzeug. Diese Gäste̥rra, Gästra trägt einen historisch interessanten Namen. Derselbe bezeichnete ursprünglich einen ganzen Komplex von G'häältren (Gehältern, Einzahl: das G'haalt oder G'chalt, mit welchem Worte man jegliche Art von Gebäuden zusammenfaßt). Zum Beleg haben wir noch das Gasterntal, das Tal „an“ oder in[1] Gasteren“, d. h. das mit Hütten besetzte Tal. Der Schlafraum heißt hier die Fi̥melen[2]. Da nun aber die noch so primitive Schlafgelegenheit gleichsam die Quintessenz des Schutzes, der Geborgenheit in Haus und Hütte, in sich schließt, konnte sich füglich mit der Zeit der Begriff der Gastren auf dieselbe konzentrieren.

Bezeichnenderweise nun auch wird sich der Älpler sein Lager in der „Gastren“ nicht etwa hin „betten“, sondern er nǟsted, macht sich seine Näste̥rra zurecht. Darin liegt aber, wie schon das vorhin Angebrachte vermuten läßt, ja nichts Abschätziges.[3] Will der Älpler solches in seine Sprechweise bringen, so nennt er auch ein unordentliches, verhottetd's Bett der Talstube nicht etwa „Nest“, sondern er ruft vielleicht aus: das ist jetz frịị n g̊lsó en Ggụsche̥rra (ṡ).[4] In d'Näster schickt denn auch hier unten ganz freundlich die Mutter alten Schlages ihre Kinder; erst mit der Mehrzahl Nästi würde sie das Bett dem Tierneste gleichstellen. (Vgl. S. 295.) Aber auch das Tierlager und ganz speziell das Sịwnäst ist dem Älpler ein Gegenstand großer Sorgfalt (S. 284) — schon aus einem sehr praktischen Grunde. Wird er doch empfindlich in seinem kurzen Schlafe gestört, wenn unter seiner Gastren oder seinem Stu̥be̥lli, in der Sịwstịịjen, die auf der Alp so leb-

---

[1] Grun. 1, 132. [2] Kasth. in AM. 1812, 176. Der „Fimelen“ liegt hier zugrunde lat. fœnile = Heuschuppen, wie es z. B. auch in „Vinelz“ steckt. In „Gasterra“ ist -erra (lat. aria) das so häufige Suffix der Fülle (vgl. die Bohnerra = fabaria, die Haberra, die Härdöpflera u. dgl.). Gast- aber ist eingekürztes mlat. casatium = Gebäude, zu spätlat. und it. casa = Haus. Ursprünglich war casa nur eine primitive ländliche Wohnung für Städter, aus Schilf und Ruthen geflochten (Gatschet 119. 208 nach Isid. Orig. 14, 12). [3] Das wird schon durch die Herkunft des Wortes (Nest aus ni-sad: sich niederlassen) und die daran sich knüpfende Vorstellung vom kunstreichen und zierlichen Vogelnest ausgeschlossen. Unbefangen redet denn auch z. B. Rebmann 466. 339 vom „gnist“ der Freiherren auf Thorberg und vom „nisten“ Julius Cäsars bei St. Moriz. — Niedrigen Sinn müßte die Wortgeschichte vielmehr dem Bett eintragen, da ja das Flußbett und das Gartenbett („Beet“ ist erst mitteldeutsche Differenzierung) auf altes badjan = lat. fodere (graben) hindeuten und damit das Bett i. S. v. Schlafgelegenheit als ursprüngliches (gegrabenes) Tierlager erweisen. [4] Zu fz. coucher, mit dem so häufigen abschätzigen Sinn der Entlehnung.

haften Vorstriche sich die ganze Nacht hindurch auf mangelhafter Streu um die besten Plätze zanken! Das ist bei der primitiven Einrichtung dieser Stịịjinen auch nicht verwunderlich. Ist doch die Stịịja, altes stia und noch älteres stîga[5] im Grund nichts anderes, als etwas, das man „ersteigt". Man beobachte, wie die Ziegen und die mit ihnen weidenden Schafe der Alp jegliche irgendwie sich bietende Erhöhung über dem naßkalten Erdboden benutzen und besonders die knappen Räume unter dem Hüttendach aufsuchen, um nur irgendwie im Trockenen stehen, geschweige liegen zu können. Da ist schon jede irgendwie an einen Verschlag gemahnende Schutzvorrichtung eine „bessere" Stịịja, und am besten richtet man sie eben für die bereits im nächsten Winter einzuschlachtenden Schweine her. An Grindel z. B. können die Tiere ihren Verschlag, der außen an der Hütte angebracht ist, mittelst beschwerter Zugschnur selber öffnen und schließen. Gewöhnlicher indes schlüpfen sie unter einem hängendem Brett: dem Fẹllbalken oder Falltị̄ri aus und ein, wobei die anfangs regellos herstürmende junge Bande in bemerkenswerter Weise Zeitabmessung und Disziplin lernen muß, um nicht durch das niederfallende Brett empfindlich getroffen zu werden. — Einen ähnlichen Anbau bildete die auch in Grindelwald noch häufig genannte Mordsstịịja auf Planalp über Brienz, von welcher im historischen Kapitel die Rede ist.



Der Fellbalken an der Siwstijen.
(Hängetürchen am Schweineverschlag.)
Im Grindel-Oberläger.

Ganz primitiv gehalten, wenn nicht völlig weggeblieben, sind im Gegensatze zu solcher swînstîge, verherstîga die schâfstîgen. Ihr lagerartiges Beisammenstehen hat zu Ortsnamen wie Schaffüsen (Schaf-[6] oder Schaffhausen), wie Owistwilare (Auswyl, Ụsü̦), wie z'em Eisten, Z'neisten (Lötschental), Eistlenalp und Eistlenbach (Brienz) u. dgl. geführt.[7]

Da schaaffẹlled's drum auch (es riecht nach Schafen), wie es bei schlecht gehaltenen Ziegen (und ähnlich riechenden Tabakspfeifen) mă̋gged.

Wenn nicht die Ziegen, so finden doch die auf der Alp gebornen Zicklein im Stall einen provisorischen Verschlag: eine Gitzichĕbia, kürzer nur eine Chĕbia geheißen.[8] Auch Hühner, von welchen die

---

[5] Mhd. WB. 2, 2, 630; Graff 6, 624. [6] Lf. 650. [7] Brandst. 47 auf Grund von lat. ovis (Schaf). [8] Lat. cavea, fz. la cage, zürch. das Chefi (der Käfig), bern. die Chefi (das Gefängnis; vgl. den Chefiturn = Käfigturm).

Hausfrau fünfzehnräppige Wintereier erwartet, werden im Stall in einer Hĭenderchĕbien warm gehalten.

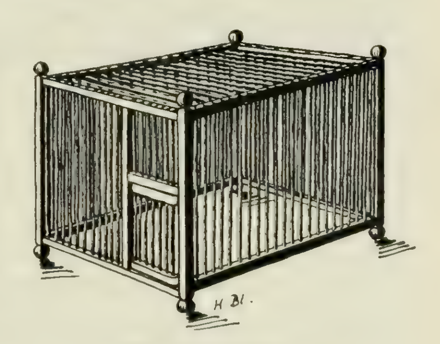
Der Chrŏmen[9] endlich ist ein Verschlag, der zum Verbringen und Einschließen — ịịⁿchrŏmnen — von Streue und dgl. dient. (1808: „ein streie-Kromen"). Solche Chrĕmen (1821: „Kremen"), unter welchen selbstverständlich auch der Härdepfelchromen des Talhauskellers nicht vergessen sein will, stehen zuweilen auch isoliert und können damit zu Fluenamen führen: „1 Mad lit uf em Kromen".[10]

Wie sticht gegen so dürftige Unterkunft der Kuhstall ab, der drum auch einzig die einfache Bezeichnung Stall trägt! Zumal in der Vorsaß- und Talscheune ist er in gewissem Grade rationell eingerichtet. Selbst an milden Wintertagen findet mittelst des weggehobenen Stallbalkli über der Tür eine zuträglich anhaltende Durchlüftung statt. Eine weithin sichtbare, graulichweiße Färbung der sonst so intensiv wetterbraunen Scheuerfront zeigt denn auch die „Kraft" der hier ausströmenden Dünste an. Dieser Chraft schrieb man ehemals einen heilsamen Einfluß auf kranke Lungen und auf die Knochen rịppsịchtiger (rhachitischer) Kinder zu.[11] Aber auch dem Alpenrind ist dieser Stalldunst heimliha („heimelig"). Um seinetwillen gilt ihm der Stall so sehr als Inbegriff aller Geborgenheit,[12] daß es sogar dem brennenden Stall immer wieder zueilt, so oft es schon aus demselben getrieben worden. Wenn daher der Stall brịnnd, sụ sĕll mụ drịị Gäblẹti Mist ụsi rĭehrren und erst denⁿ (nachher) aafan ụụslaan. Einzig das bischen ins Freie verpflanzten Stallgeruchs weist, nach Aussage alter Älpler, den mit so feiner Nase begabten Weidetieren den rettenden Ausweg.

Zum Glück äußerst selten kommt es zu solchem Brennen des Stalls. Um so häufiger ist das Entbrennen hitzigen, ja lebensgefährlichen Streits unter den nicht zweckmäßig angeketteten Tieren. Infolge ihres allsommerlichen Zusammenweidens kennen sämtliche Glieder eines Viehstandes einander genau. Jedes Tier weiß, welche andern es mag, d. h. welche es im Hörnerkampf schon besiegt hat. Daher muß jedes im Stalle so eingereiht werden, daß nie eins zwischen zwei kommt, welche beide es mĕgen. Es wäre sonst seines Lebens nicht sicher. Jedes muß auf der einen Seite einen schwächern, auf der andern einen stärkern Nachbar haben, als es selber ist. Stichd dann der stärkere Nachbar nach ihm, so darf es es, soweit die Seili (S. 424) es gestattet, nach der andern Seite ausweichen; der schwächere Nachbar wird nichts dagegen einwenden dürfen. Dem letzten Tier einer Reihe muß dann ein wenig

[9] Vgl. Lf. 223. [10] Font. 9, 228. [11] Osenbr. 6, 134 f. [12] Zell 12.

mehr Platz eingeräumt werden, damit es gegen die Wand hin ausweichen könne. Übrigens soll auch sonst das Vieh nicht zu dicht neben einander stehen: es tarf ni̩d in enandre^{n} g'gi̊rteds si̩i̩n. Ein ähnliches ŭf ^{d}e^{n} Sti̩i̩ch binden ist auch bei den Ziegen geboten. Denn aufs zanggen oder chriegen verstehen sich sowohl die gehörnten wie die ungehörnten Geiß oft meisterlich; statt der Hörner brauchen letztere die Zähne, mit denen sie der Nachbarin ins Ohr beißen, als sehr wirksame Schutz- und Trutzwaffen. Ja es gibt neben ungemein loiben (friedlichen, gutartigen) äußerst bĕĕsi (bösartige), bi̩nnigi (zanksüchtige) Tiere, die als zornig gescholtene binnig Chri̊ppla bloß noch von einem binnige^{n} Wi̩i̩bli (allzeit keifenden Weibsbild) übertroffen werden können. Aber kunstgerechtes anbinden hält die gesamte Bande, groß oder klein, unter fast militärischer Disziplin: die ganze Stalle̥ta stellt eine Stufenleiter physischer Kraft und moralischer Kontinenz dar.



Kienderchebia.

Und zwar geschieht die Bändigung mittelst des nämlichen Geräts, das den Stalltieren ausschließlich die Winternahrung bietet. Es ist die Baarni, welche die Krippe und die Raufe des Unterlandes in einem darstellt[13] — nicht gerade zum Vorteil der Ökonomie, welchen die Raufe zumal noch mit der in halber Höhe hinlaufenden Querleiste (Trävāärsen) bietet. Aus der Baarni gibt es bisweilen ein beträchtliches Maß verschmähten Futters: d'Urßi zu schaffen.[14] Die dem Zweck der Heufütterung entsprechende Tiefe der

[13] Schon ahd. konnte es gleichbedeutend «in parnin» oder «in chripin» heißen. Mhd. (WB. 1, 87 f.) die bar, die barre und der barn bedeuten einen Balken als Schranke (la barrière); ebenso die Vorrichtung zum beschränkten Gewähren von Speise (le bar), und gleicherweise die Krippe. „Die Barni ist eine Weiterbildung aus „der barn" mit dem Suffix der Ein- oder Vorrichtung (vgl. die Richti, Schlichti, Stampfi, Gärbi, Walki usw.). Wo im Gegensatze zur modernen Fütterungsweise des Unterlandes nur Dürrfutter verabreicht wird, ist der Behälter zugleich als Sperre gegen vergeudendes Herauszerren und als ein dem „Korb" (vgl. Kluge[5] 216) ähnliches Geflecht (vgl. lat. præsepe) gedacht. [14] Die Abstraktform gehört zu einem Verbum „ursen" (Futter vergeuden; schlesisch urschen: im Futter herumwühlen). Diesem liegt ein rückläufig zu erschließendes urss, uress, uraezze, ur-āz, ur-āzi mit der Bedeutung ausessen, d. i. vom Essen abstehen (vgl. „jetzt ist's ausgesungen" u. dgl.) zugrunde. (Schwz. Id. 1, 469. 499.) Räumliches „aus" dagegen steckt im gotischen Namen der Baarni: „der" uz-êta (Luc. 2, 7. 12. 16).

Krippe war schon mehr als einmal verhängnisvoll für junges, erstmal herangestelltes Vieh, das über Nacht hineinfiel — iⁿ d'Baarni g'hịjd ist — und über den Versuchen, sich herauszuarbeiten, zugrunde ging. Die Art und Weise, wie man das einzelne Tier ankettet, ist daher abermals ein Gegenstand großer Sorgfalt. Es dient hiezu die Seili (Mehrzahl Seilẹni). Das ist ein ziemlich schweres, nur für Kleintiere zäärter (dünner) uⁿᵈ liechter geschmiedetes, eisernes Kettenwerk. Bloß für die kurze Melkzeit im Melkhaus oder Alpstall bei ungünstiger Witterung darf die Seili durch den aus Haif (Hanf) gefertigten Hälsig oder das Hälsigli (S. 425) ersetzt werden. Das Mittelstück der Seili wird gebildet durch den drehbaren eisernen Wällring. Von ihm aus geht einerseits das Baarnitroom, dessen Endstück, der 1 Dezimeter lange geradlinige Chẹngel, durch das Baarniloch in der Vorderwand der Krippe schlüpft. Anderseits setzen am Wällring zwei gleich lange Kettenstücke ein: die Halstrĕmer (Mehrzahl zu -troom). Beide schlingen sich um den Hals des Tieres, und der Chẹngel des einen Trooms schlüpft durch einen der beiden Ringe des andern Trooms. Im Zank nun etwa kann es begegnen, daß ein Tier in die Halstrĕ̆mer des andern mit hineingerät und zu ersticken Gefahr läuft. Das ist eine heikle Situation, aus der es nur eine halb mystische, an alte Geisterbeschwörung gemahnende Befreiung gibt; und zwar gelingt diese bloß einem, der noch nie geflucht hat. Mit der Mistgabel oder mit dem hölzernen Stallrịgel, der von außen die Türe schließt, oder auch nur mit dem hölzernen Stallnägel, welcher außen schräg eingesteckt, denselben Dienst leistet, wird handgreiflich nachgeholfen. Das halb im Spaß, halb in bitterm Ernst auch vom Aufgeklärten befolgte Rezept lautet: Mụ sĕll d'Gäbla ergrịịffen, old deⁿ Stallrigel old deⁿ Stallnägel usaziehn und därmịịd uf ᵈeⁿ Chengel schlaan, und eiⁿs Tonnder iⁿ d's andra fluechen. Durch diese von solcher Erregung genährte augenblickliche Kraftleistung werden die Tiere befreit. Auch die Chẹngla können gelegentlich ụụsschleiffen (ausschlüpfen) und müssen daher gesichert werden. Über dem Nacken der Tiere geschieht dies mittelst des Seililä̆ders, in der Baarni mittelst des Seiliholzes oder des Seilitịtschi. Dieses kürzt zugleich das Barnitroom für unruhige Tiere. Wie unbedeutend ein solch schmuckloses Holzstückchen! und doch ist es (etwa wie der Glockenriemen im Emmenthalerhumor) eine Vorstufe zum Besitz einer Kuh. Wenigstens meinte einer in seither sprichwörtlicher Ruhmredigkeit: Mier chĕ̆nnen denn noᶜʰ meh Chchĭ̆eh aaⁿrreisen, mier hein noᶜʰ fịrigi Seilitịtschẹni (fịrig: vorrätig, überflüssig).

Zum Anbinden der Kälber und der Ziegen diente sonst, wie noch heute vielfach im Oberland und Wallis, die Chalber- bezw. Geischämma. Es ist ein aus Vogelbeeren oder Esche (im Lötschental: aus „Alętschholz", d. i. Traubenkirschholz, Prunus Padus) gewonnener Bogen, der sich um den Hals des Tieres legt und das Baarnitroom (im Lötschental: das eiserne „Aanband") aufnimmt. Die Geischämma schließt sich mittelst eines widerhakenartig auslaufenden Endstücks, das durch eine Öffnung des andern Endstücks schlüpft, die hufeisenartig bleibende Chalberchämma mittelst eines sinnreich konstruierten Holzschlüssels. So hat man das Tier und ähnlich einen überwältigten Menschen in der Chämmen; und wer einen schuldigen Gehorsam verweigert, dem ruft man zu: Ich will der d'Chämma iịⁿtuen!

Behufs bloßen Führens von Ort zu Ort schlingt sich um den Hals des Tieres der Hälsig. An demselben wird auch die Kuh zu Markte gebracht, aber nicht mit ihm wird sie verkauft! Denn der Hälsig geid nid mit der Chueh, sust tued mụ d's Glück verchoïffen. Wie bedeutsam für die bäuerliche haushälterische Sorgfalt im kleinen und kleinsten (ohne die es auch keine rechte Volkskunde gibt)! Dem Mangel an solcher ist es zuzuschreiben, wenn einer so gründlich verarmt ist, das er nid meh en Hälsigchnopf hed g'häben. Den Hälsig kann bei einem empfindlichen Tier das Halsband mit Ringgeⁿ zum Zuschnallen ersetzen.



Drehbarer **Stallriegel** aus Holz.

Die angeketteten Tiere stehen oder liegen auf dem einfachen oder doppelseitigen Stand, welcher auch das Läger oder die Brïgi heißt. Der Zimmermann läßt ihn sich etwas senken: stelld n en aan sowohl gegen den Gang, Schörgäng (Ablaufrinne) des Alpstalles, wie gegen den Schörgräben des Talstalles hin. (Bezeichnend ist für die Älplersprache, daß ihr auch das so eng und tief eingeschnittene Lauterbrunnental als „Schorgraben" erscheint.) Schorgang und -graben senken sich hinwieder um d's merken (eben merklich) nach dem Schörlooch, welches vor den neuen Alphütten sich nach dem leicht entleerbaren, umzäumten Misthof entladet. Etwas anderes ist die Spịịherschöri: eine Art Perron vor oder unter der Türschwelle des Käsespeichers (S. 412), gebildet durch die etwa meterbreit ins Freie vorspringende Fortsetzung des Fußbodens. Sie dient zum bequemen und saubern Verladen der Käse. (Der etwas seltsame Name mag ursprünglich bloß den durch schören des Erdbodens sauber gehaltenen Zugang bezeichnet haben.) Zu mehrerer Sicherung des kostbaren Speicherinhalts wird die Treppe durch ein mobiles Leiterchen ersetzt.

Bei dieser Darstellung hatten wir den Stall der Winterscheune im Auge. Sommerställe auf der Alp sind nämlich eine Einrichtung erst der neuern Zeit und fehlen noch heute, wie im Oberwallis,[15] so auch an Scheidegg zumeist. Es entspricht dies der züchterischen Tendenz der ältern Alpwirtschaft, welche ihr Ideal in der Fortvererbung einer allen Wettern und allen Nöten gewachsenen Bourbaki-Armee erblickte. Wie berechtigt solche Tendenz teilweise ist, zeigt die Verweichlichung zueha-g'choi̦fter Tiere, welche bei jeder kleinen Unannehmlichkeit der Witterung den Schutz des Stalls suchen und ung'weidigi bleiben. Daher ist in den alten Hütten der Stall (nicht sowohl für das Vieh, als für den Menschen) ersetzt durch das Mälchhu̦u̦s. Das ist ein unter das Hüttendach gezogener, auf halbe Höhe eingewandeter, nach einer Seite ganz offener kleiner Vorbau, in welchen bei ungünstiger Witterung Kuh um Kuh zum Melken eingelassen wird. Der Raum ist zugleich ein Aufbewahrungsort für die zum Melken benötigten Gewänder und Geräte.

Besitzer alter Hütten aber, welchen an den neuen Errungenschaften des Alpbetriebes gelegen ist, wandeln nun doch einer nach dem andern das Mälchhu̦u̦s zum Kuhstall um.

Der Bauer als Zimmermann.

Ein Gebäude zu Moosgaden trägt die Jahrzahl 1447. So alt es ist, so wohlerhalten sieht es doch aus. Cum grano salis gilt das nämliche von Hütten und Speichern der Alp. Das eine und andere dieser G'hälter sähe man freilich lieber durch ein neues ersetzt — so lange man nicht an den mühseligen Transport des Baumaterials und an die fast unerschwinglichen Taglöhne eines Fremdenorts (bis fi̦i̦f Franken u[nd] fi̦i̦fmal z'ässen) denkt. Da mutet uns denn die Unverdrossenheit und die oft beinahe genial zu nennende Anschmiegung an die Erfordernisse der Neuzeit, die im bi̋eßen oder reisen so einer alten Hütte zutage tritt, ganz sympatisch an. Doppelt ist das der Fall, wenn wir hören und selber sehen, wie der Vater oder ein Sohn der Eigentümerfamilie solche Erneuerung zumeist allein besorgt. Ja von mancher derselben darf ihr Urheber versichern: Da heb me̥r kei[n] Mmensch kein Hand dra[n] g'ha̋ben. Zu einem Berufsmann ist beispielsweise der älteste Sohn des Hauses gerade so in die Lehre gegangen, wie eine seiner Schwestern, die fortan das ganze Haus „beschneidert“, zur Nähterin.

[15] Goms 93; vgl. v. Tav. 92.

Schauen wir jenem eine Weile bei seiner ebenso anspruchlosen wie interessanten Arbeit zu.

Mit schwer beladenem Gäbelli ist er aus seinem Talheim oben angekommen, und alsbald langt er deⁿ Wärchzīīg aus sorgsamer Verpackung hervor. Besonders achtsam geschieht dies mit einer Anzahl Běhrer und Běhrerleni oder alt grindelwaldnisch: Nǟgwer und Nǟgwerleni. (Anläßlich dieses „Nägwer“ als Umstellung aus nabagêr, nabger, d. i. eigentlich: spitzes Eisen, um Naben zu bohren,[1] sei eingeschaltet, daß Nāba auch die Stelle des Melkstuhls bezeichnet, in welcher das Bein steckt.) Einer der Bohrer ist der Baarni-Nǟgwer, der in die Vorderwand der Krippe die zum Anketten der Tiere erforderlichen Löcher bohrt. Ein anderer heißt Tūbel-Nǟgwer. Mit ihm bohrt man Löcher vor für den Tūbel. Das ist ein sehr starker Holznagel; anderwärts bezeichnet das Wort den Stier, und „Duubel“ heißt dem Basler ein Querkopf oder auch Dummkopf[2]; vgl. unterbernisches „Tūbelgrindli“, „tūbleⁿ“ (schmollen und grollen). Der Tūbel dient zur Verbindung je zweier Wandbalken oder „Flecken“; das Verbinden heißt z'sǟmeⁿtībellen. Jeder Bohrer wird gleichzeitig an dem hölzernen Nägwerhefti und an der eisernen Stangen, welche in die Chāba ausläuft, ergriffen. Chāba heißt zunächst die Hülse von Bohnen und Erbsen. Ihr spitzes Ende veranlaßte die Anwendung auf die Bohrspirale, und die Beschaffenheit derselben hinwieder die Übertragung auf die „spitze“ Zunge eines zanksüchtigen Weibes: eh, dūū bist eⁿ Chchǟba! Als Unterschied empfindet man bloß, daß die Bohrspirale ihr Tun häufig unterbricht zum ūūsleessen (entfernen) des Bohrspans: des Schībels. Kleinere Bohrlöcher macht der mittelst einer Kurbel zu drehende Windel mit den nach Bedürfnis einzufügenden Běhrerlinen. — Ferner packt unser Mann aus: eine Anzahl Struubi (Schrauben), Nǟgel, ein Hammerli. Der Hammer seinerseits wächst bis zur Größe und Wuchtigkeit des Jīseⁿschlegels von 12 kg Schwere. (Dieses Gewicht von 12 Kilo läßt noch eine entsprechende zweite Deutung des Zwelfischlegels neben der auf S. 182 zu.) Solche Hämmer aller Schweregrade ersetzt sich unser Alpzimmermann einfach durch das einhändige Biel (Beil; das Waaffen oder Waaffelli des Oberhaslers), oder durch die zweihändige Zimmeräx. Bevor er aber die letzere zu deren eigentlichem Dienst: zum äxen, an das Stück entrindeten Baumstammes ansetzt, gibt es umständliche Vorbereitungen. Um letzteres kunstgerecht zum Balken zu zimmern, muß er vorzeichnen oder färwen oder schnieren. Dazu braucht er Schwerzi. Als solche

---

[1] Kluge[5] 265; schwz. Jd. 4. [2] Vgl. Seiler 89.

dient ihm im Notfall Rueß. Lieber aber holt er sich gelegentlich, beinahe mit Lebensgefahr, aus einer Bergspalte am Wetterhorn, deren Umgebung Rinderstutz heißt, einen Vorrat an fast breiartig dickflüssiger Masse (S. 405), die ihm Rinderstutzdräck oder einfach Rinderstutz heißt. Mit solcher Masse füllt er sich den Schwęrzichi̦bel, Raaⁿchi̦bel, Schnierchi̦bel und sättigt mit ihr die durchgezogene Raaⁿschnuer.[3] Hat diese vorgezeichnet, so wird der Stamm u̦u̦sg'hi̦wwen. Zur sichern Handhabung der Axt hat unser allzeit zum Humor aufgelegte Mann vom letzten Grindelwaldnerschützenfest her noch fi̦r nen Bätzeⁿ Bb'rreihi (Treffsicherheit) aufbewahrt und mitgebracht. Zufolge launiger Inschrift an der Festhütte war nämlich in einer eigenen Marktbude solche zu kaufen gewesen. Nebst der Treffsicherheit bedarf der Zimmermann einer bedeutenden Muskelkraft der Arme. Auch die ist glücklicherweise in Grindelwald als Ermelwind, in Lützelflüh als „Ellbögeⁿschmalz" käuflich zu erstehen. Ist sie doch ebenso unentbehrlich zum „Aushauen," wie zum Glätten der Flächen mit der Breitax: zum breitaxen. Mit solchem es bitzli abschäblen muß es, soweit das alte Alpgebäude selbst in Betracht kommt, sein Bewenden haben; der Höbel kommt bloß für die unentbehrliche Möblierung in Gebrauch.

Um so genauer arbeitet die Späⁿⁿsaaga oder auch der Fu̦xschwanz. Sie bringen hier einen Hälblig, dort ein Bri̦tt genau ins erforderliche Maß. Jede Braaua (Kante) wird mit dem breiten Zimmermannsstift, die Bli̦i̦fädra genannt, oder bei deren Ermangelung mit dem gewöhnlichen Bleistift: dem Bli̦i̦wi̦i̦ß oder Ri̦i̦sˢbli̦i̦, vor dem saagen genau vorgezeichnet. Denn es ist hintenher auf der Alp bös helfen, wenn z. B. ein Pfęisterbalken (Fensterladen) nach dem Einhängen mittelst des Schlängge" (Schließhaken) lögge̥lleb, wenn er löggellig oder im Gegenteil z'stręng (zu knapp und daher nur unter Müheaufwand) schließt. Es ist mißlich, wenn das Stallbalkli (S. 422) das Balklisloch über der Stalltüre mangelhaft schließt, oder wenn das Fueterlädli zum Fueterlooch über der Fueterli̦cken hinten in der Stalldecke nicht paßt. Schlimm ist es ferner, wenn der Obertidler (Oberti̦rler), d. ist der Türsturz (und humoristisch auch der Kopf) seine schön wagrechte Haltung hoffnungslos aufzugeben beginnt. Und recht verfallen sieht vor der Zeit eine Hütte aus, wenn am Melkhaus das Spränzeltoor aus den Fugen zu gehen scheint. (Spränzel: Stützsprosse, schräge Sperrleiste; auch z. B. ein Gatter ist ein Sprossen- oder Spränzeltor. Spränzel heißt auch ein überschlanker Mensch).

[3] Vgl. Lf. 185.

Ein ganz verzweifeltes Bessermachen aber ist es, wenn eine Hütte einen Ggödel darstellt: baufällig und verlottert — ggödelocht — aussieht. Ja wie, wenn der Gastreⁿsoller (Fußboden der Gastren) so brĕĕda geworden ist, daß er unter dem Schläfer einbricht! Zum Glück schlief ein dergestalt in das Melkhaus Hinabbeförderter so fest, daß er gar nicht erwachte. Är hed gräd bloß im Schlaf eṇ Grunza (Grimasse) g'schnitten; duḁ hed er siᶜʰ trääjd (gewälzt) uⁿᵈ siᶜʰ es biẓẹlli uf d'Siịta g'welpd und hed wịịters gschlaaffen.

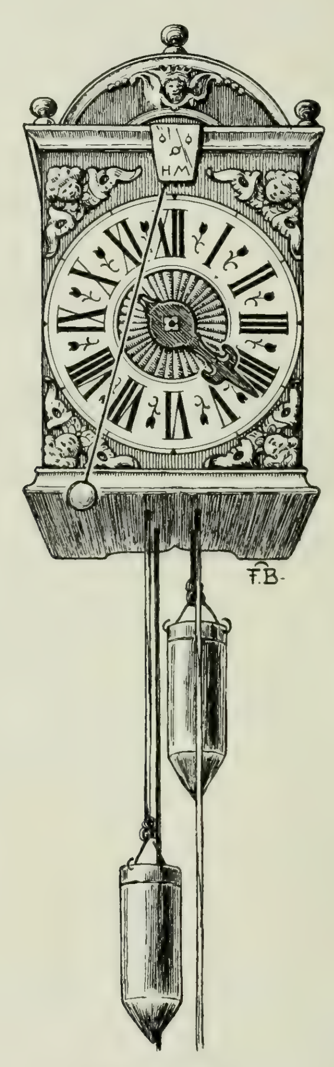
So bb'richted (erzählt, redet, spricht) unser Gewährsmann, während er ununterbrochen emsig arbeitet. Denn er ist kein Tăggẹller (gutmütig gemächliches Männchen), der nur so mit Hammer oder Axt an eppḁs umha tăggẹlled old fịsled, halb ziel- und zwecklos jetzt hier, jetzt dort etwas in Angriff nimmt: umha sälidierd, und ohne anhaltenden Fleiß nummḁⁿ so pfịstẹrred, alle Viertelstunden sịịⁿs Pfịịffli ụụstäggẹlled, um es dann noch recht gemächlich mit dem Gịsẹller (Pfeifenstocher) ụụsz'g'ịsẹllen und wieder neu zu stopfen: Tọbáck ịịⁿz'lĕgen. Obendrein aber mahnt unser Mann (der überhaupt nur diesen zur Heuernte ungeeigneten Tag der Alpbauerei widmen konnte) drohendes Ungewitter zur Eile. Eben hatte er einen Holzhammer — Holz- oder Wandschlẹgel — ergriffen. Der erinnert an einen Schindelplụwwel zum Schlagen auf den Schindelspaltmeißel — Schindelịịsen (S. 183); oder an einen Strangeⁿplụwwel oder Strangenn̥itscher zum Weichklopfen des gebäuchten Webgarns; oder an den Flaxabnịtscher zum Abschlagen der Flachssamenkolben, einigermaßen auch an den Chöreⁿplụwwel zum Chörḁn abnitschen (Abklopfen der Getreidekörner vom Halm: S. 270). Eben hatte er zum Schlage ausgeholt — er hed ịịⁿzögen — da krachte der erste ferne Donner.

Es heißt also: iⁿ d'Hẹnd spewwen, sich sputen! Da ist ein Räfen angefault und muß mit dem Hẹbịịsen dännag'weigged werden. Da ist auch schon das Stämmịịsen (der große starke Meißel) zur Hand, um in den bereit liegenden neuen Rafen die nötigen Falze einzuhauen. Er ist übrig geblieben vom Bau einer Zueschịịr (eines kleinen Anhängsels an eine Scheune für Futter und Streu) oder wie man dafür auch sagt, einer Tịli, eines Tịlti. Zugleich hatte in der also vergrößerten Talscheune der Tịlisoller (Heuboden und Stalldecke in einem) erneuert werden müssen.

Noch gibt's der Kleinarbeiten eine ganze Menge: en Hụffen oder eⁿ Schịri.[4] Sie wird bewältigt, und gerade will unser Mann

[4] Vgl. e Schiri Gäld; gleichsam eine „Schooreten".

noch an der Hi̦̋ttesti̦̋i̦̋r eine kleine Bi̋eße̥ta vornehmen — da klatscht der Regen und verspricht tagelange Dauer. Genug also für jetzt; unser Mann mueß d's Jahr o^{ch} no^{ch} eppḁs z'tue^{n} finden; jetzt hat er dringende Berufsarbeit im Tal.



Holzigs Ziit.

Bemalte Wanduhr aus Holz. Zifferblatt aus poliertem Stahl.
Engelköpfe aus Messing. 18. Jahrh.

Haus und Häuslichkeit.

Vor einem Grindelwaldnerhaus.



Eine einzige Kunst hat von jeher der Bauer selbständig geübt: den Bau seines Hauses.[1] Drum sind, wie Rosegger sagt, die Bauernhäuser das Abbild der Volksseele. Das erwahrt sich in ganz hervorstechender Weise am Grindelwaldnerhaus. Während die Fremdengasthäuser und übrigen dem Verkehr dienenden Gebäude Maß und Schnitt von Architekten zentraler Orte empfangen und aus dem Rahmen des Talschaftscharakters heraustreten, bewahrt das bäuerliche Haus alter und neuer Zeit seinen immer gleichen, scharf ausgeprägten Stil. Die Ausgeprägtheit steht im Einklang mit der Zielbewußtheit des Bauens. Alle *G'hälter* (oder *G'chälter*) der Talschaft suchen in ganz eigener Weise einer schwierigen dreifachen Aufgabe gerecht zu werden. Zunächst muß ihre Solidität den Unbilden des Klimas (Schneedruck, Föhn, Erdrutsche, Wassergrößen) in deren höchstem Ausmaß trotzen. Sodann muß ihre Zweckmäßigkeit insofern den Bedürfnissen der winterlichen Milchindustrie gerecht werden, als namentlich das uralte „Feuerhaus" (S. 460) immer noch seinen geeigneten Platz beansprucht, indes die Scheune, sowie der *Gwand-* oder *Chleiderspiiher* und das Waschhaus ihren eigenen Platz in der Nähe des Hauses angewiesen erhalten.[2] Endlich trachten die neuern Häuser mit ihrer stets vermehrten Wohnlichkeit bescheidenere Ansprüche fremder Sommergäste zu befriedigen.

Die Geschlossenheit der hiedurch bestimmten Bauweise bewahrt sich durch alle die Rührigkeit hindurch, mit welcher in Grindelwald durch eine beträcht-

[1] Sohnrey 101. [2] Vgl. Gauchat (im „Archiv" S. 351).

liche Anzahl einheimischer Zimmermeister und sonst auch Maurermeister 'buwwen wird. Bloß zwischen 1888 und 1900 stieg, trotzdem inzwischen der Brand von 1892 im ganzen 114 Gebäude verzehrte, die Zahl der Wohnhäuser von 518 auf 558. Die bis 1906 noch gestiegene Zahl ist aus dem Straßerschen Plan am Ende dieses Buches zu ersehen. Derselbe veranschaulicht zugleich die Ausdehnung des ständig bewohnten Grindelwald, welche von Ost nach West zwei gute Wegstunden beträgt. An den seitlichen Gehängen derselben aber schließen sich an die ständig



Der **Speicher** neben dem Haus. — Der **Kirschbaum** als Hausfreund.

besiedelten die temporär bewohnten Gebäude bis hinauf aufs Faulhorn (2683 m) an. Wird in der Höhe aus naheliegenden Gründen so lang als möglich nur 'bieẞd (S. 426 ff.), so schiired mu und huused mu im ständig bewohnten Gebiet alle Jahre. Daher die zahlreiche Benennung „alter“ und „neuer“ Gebäude. Einen Ort bi'm oder ze'm niwwen Huus finden wir schon seit 1603 als Gegensatz ze'm oder bi'm aalten Huus.[3] Die Zwischenstufen bilden da und dort es niwwelli^ch^ẞ oder niwwellends Huus. Zählebig aber trotzt noch lange jeglichem U^n^wätter recht manches „uralte“ Huuselli. So eins auf dem Stutz,[4] das auf 1555 zurückgeht. Gleich einem guten alten Heidenhuus

[3] H 2. [4] E 2.



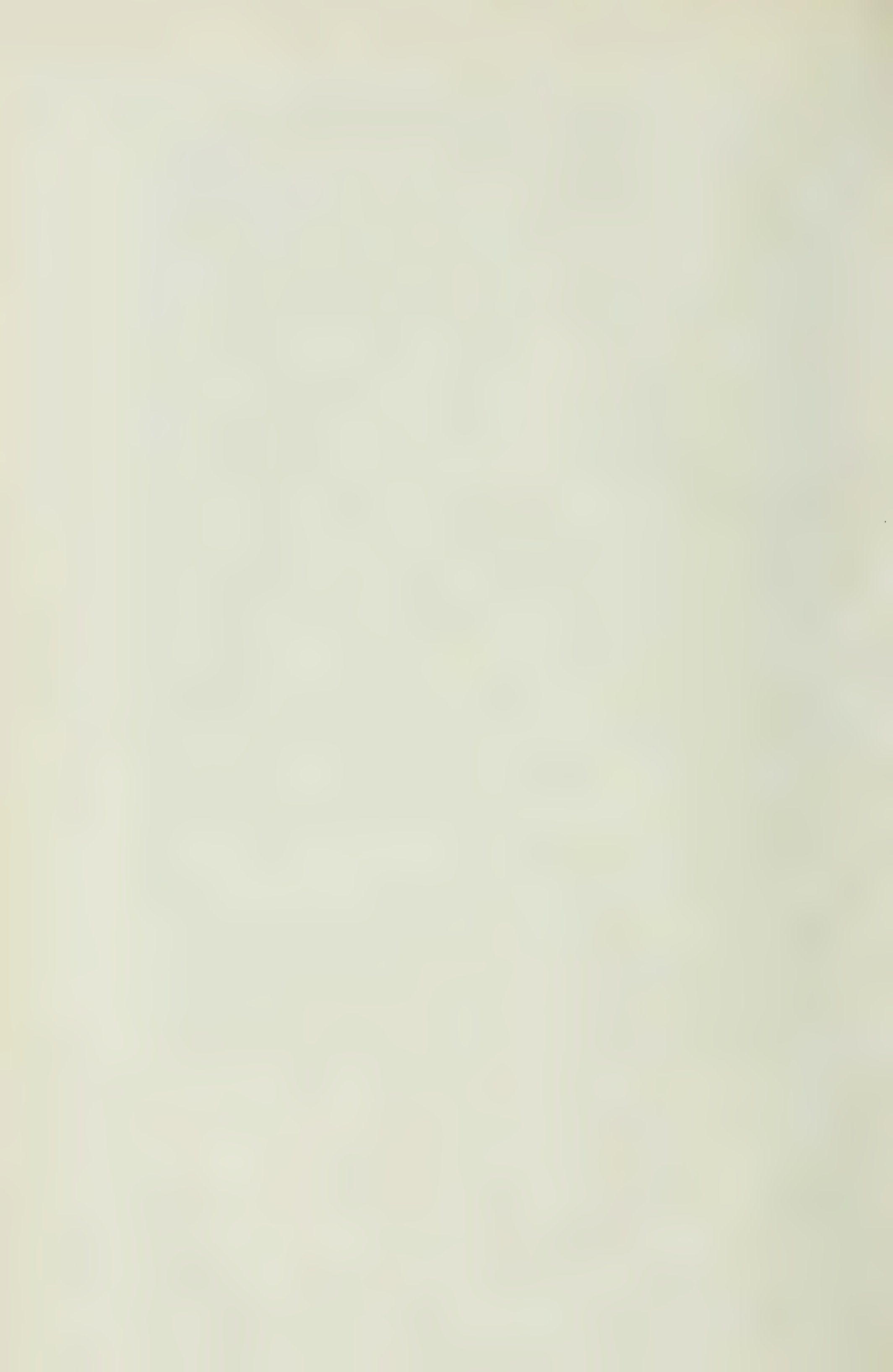
Jakob Großmann zu Grindelwald und Margrita Dällenbach.

Gemalt von Joseph Reinhard von Luzern 1790.

(Aus der Sammlung des hist. Museums.)

Kleid des Mannes: Rock schwarz mit blauem Futter; Weste und Hosen weißwollen; Strümpfe weiß mit blauem Strumpfband.

Kleid des Mädchens: Das die Stirne bis über die Brauen hinunter bedeckende Gebilde scheint eine Art Kappe zu sein und ist aus buntgeblümtem Stoff, durch ein Sammetband nach unten abgeschlossen; die Haar-Flechten, die um den ganzen Hinterkopf gehen, sind über diese Kappe geführt. Göller mit dem Halstüchlein schwarz; rote Schnürchen verzieren die Sammet-Bänder, die das Bruststück des Mieders mit dem Achsel- und Rückenteil verbinden. Das Mieder ist vorn mit gelben kleinen Halbmonden bestickt; seine Schnüre sind rot. Schürze weiß mit breiten roten und schmalen blauen Streifen. Rock hellblau mit roter Einfassung. Strümpfe weiß mit blauen eingestrickten Verzierungen.



wehren sie jeglichen Anschein des Zerfalls von sich ab, wie dieser dagegen einem alteⁿ Ggödel (Lotterhütte) oder einem alteⁿ T'hämpel (so hieß etwa der 1906 durch einen Neubau ersetzte ehemalige Gemeindespital) anhaftet. Zuweilen erhöhen bessere alte Gebäude ihr Ansehen noch durch den Nimbus historischer Erinnerung. Mit offiziellen Bezeichnungen wie Pfaar- oder Pfruendhuus, Talhuus (S. 14),[5] Zehnderhuus,[6] und mit solennen wie Gräässihuus[7] (S. 511) konkurrieren Namen wie bi oder bi'm Engels-,[8] Fäslers-,[9] Ruedihuus.[10] Können freilich schon diese nur dem sehr Lokalkundigen etwas besagen, so auch Bezeichnungen wie bi'm Brunnihuus,[11] bi'm verbrunn'nen Huus,[12] z'Underhiisi'ren,[13] bi'm obren Hiisli[14] und gar bloßes bi'm Hiisli.[15]



Das Spiiherli im Tal als Gwandspiiher.

Der größte Gehalt auch in dieser Richtung liegt schließlich im Wort Huus und seiner Sippe selbst. Während freilich seine Grundbedeutung („das Bergende") [16] im heutigen Sprachgefühl erloschen ist, entfalten sich aus ihm zwei andere Vorstellungskreise. An die Gestalt des Aufbaus ist zunächst gedacht bei g'hiisełled („g'hüslet",[17] quadrillé, kleine Quadrate zeigend, welche farbig oder reliefartig sich abheben wie z. B. beim rootg'hiisełleten Näseⁿlumpen). Mit Würfeln baut das Kind Huusełleni oder richtet es hohe Säulen auf: es huusełled, und die Würfel selber tieⁿ sich hiisełlen. Gelingt dies ohne Einsturz: welch ein Stolz und lauter Jubel! Von daher heißt es auch unter Erwachsenen: es hed 'mu sich g'hiisełled, d. h. es ist ihm gelungen, er hat Glück gehabt. „Huusełlen" wird dann auch vom Spiel des Kindes überhaupt gesagt; dieses spielt und vertreibt sich damit die Zeit: es tued mid 'mu

[5] G 3. [6] D 2. [7] F 3. [8] E 3. [9] H 2. [10] D 3. [11] E 2. [12] H 2. [13] H 2. [14] C 4. [15] D 3; E 4. [16] Kluge[5] 158. [17] Lf. 177.

sälber umha huuselen. Und zwar spielt es mit irgend welcher Huuselrustug, das Mädchen insbesondere mit dem Mämmi- oder Huuseltötsch: der schmucklos selbstgefertigten Puppe. Solches Spiel erhält das Kind aber auch dem Haus und seiner Umgebung anhänglich: g'hiisig (vgl. auch S. 376) und g'choorsam, ist zudem die beste Vorübung auf das hüshaltren, hüshäben, hüshäblen, hüshäbellen der allzeit geschäftigen Hausfrau, sowie zum haushälterischen Charakter eines Huusmaan.[18]



Weschhüsli.

Mehr Anteil an der Grundbedeutung hat die gegenwärtige Mundart sich in „heim" bewahrt. Sein Begriff des „Lagers" setzte sich fort in der Transportfähigkeit[19] des einzelnen Hauses als fahrender Habe. Leichte Transportfähigkeit wird noch 1785 auch für Grindelwaldnerhäuser bezeugt,[20] und sie reflektiert sich nur zu bemerkbar in der oft überaus schlechten, wohl auch ganz fehlenden Fundamentierung. Gerade das mitwandernde Lager war aber in den Zeiten der Eroberungszüge das einzige, was „sichere und sorgenlose Ruhe"[21] gewährte; und das spiegelt sich noch heute bedeutungsvoll wieder in dem Unterschied, womit der im Dinghuus (Miethaus) Wohnende bloß um oder em zuehigeid („wiederum hinzugeht"), während der Hausbesitzer gägen heim zue geid und sich dort daheimmen fühlt, es dort heimlich (heimelig, traulich)[22] oder gäbig (angenehm) findet.

Stellen wir uns nun zu näherer Betrachtung vor eines unserer echten Grindelwaldnerhäuser! Ein Vergleich seiner Orientierung mit der aller andern lehrt uns, wie möglichst alle gäg' d'Litschina ahi

---

[18] Vgl. dagegen „Ghusme" Lf. 179. [19] Hoops 510; vgl. Meringer 71 ff. [20] Museum 2, 773. [21] Kluge[5] 162. [22] Lf. 167—170.

g'sehn: ihre Giebelfront oder Stirn schaut von den Berggehängen herunter dem Talgrund zu. Man will offenbar keine Häuser haben, wa si^ch uehi oder obsi^ch chehrren und damit den Unterbau des treppenhohen Wohnstocks durch ein Erdgeschoß (S. 436 f.) unmöglich machen. Gäbe es bloß sunnenhalb Häuser, so würde dies zu der Folgerung führen, die Front kehre sich grundsätzlich der Sunneⁿ zue. Allein die schattenhalb gelegenen Häuser (also von Wärgistal, Itramen und Tschingelberg) chehrreⁿ si^ch von der Sunnen ab, chehrren



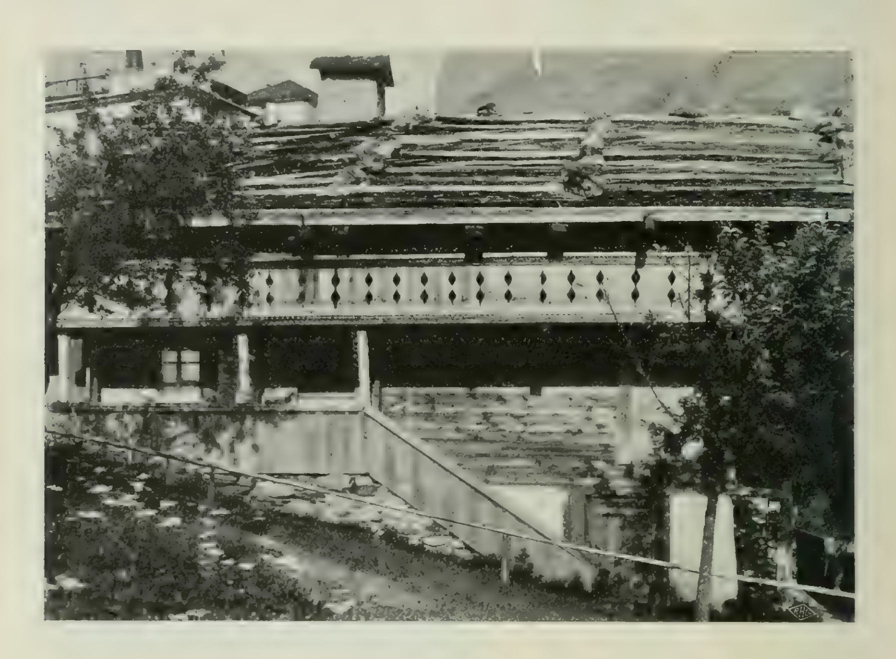
Stammhaus der Häsler zu Horbach.
Phot. v. Holzgang.

der Sunnen deⁿ Rigg, um talwärts schauen zu können. Je näher man sich dem Talgrund fühlt, destomehr weiß man sich auch daheim und bi 'ⁿ Lüüten. Die nebelreichen Gestade der Lütschine freilich meidet man nach Möglichkeit und siedelt sich bloß in deren erträglicher Biilihi an. (Diese „Beilichkeit", Nähe, bedeutet mittelst der Fügung „iⁿ 'ner Biilihi" sow. annähernd, ungefähr; auch zeitlich sow. bald. [23])

Nehmen wir nun — zunächst von außen — ein echtes und normales Grindelwaldnerhaus, wie unsere Aufnahmen zweier Häuser (zu Horbach und am Endwääg) es darstellen, genauer in Augenschein. Es ist ein

[23] Vgl. Note 26.

mittelgroßes und rein bäuerlich eingerichtetes Gebäude; also weder ein kleines Hịịsli mit Stṻba und Gå̈dẹlli, noch auch ein ganz großes mit drei Stuben in der Front, wie es deren in Grindelwald wohl kaum ein halbes Dutzend gibt. Ganz ụf der Sịịte[n] lassen wir so einen vielleicht gar hṻglos (unüberlegt)[23a] an die Hand genommenen Flickbau mit spätern seitlichen Vergrößerungen, durch welche die ursprüngliche Anmut eines echten Grindelwaldnertyps manchmal, ja ge-

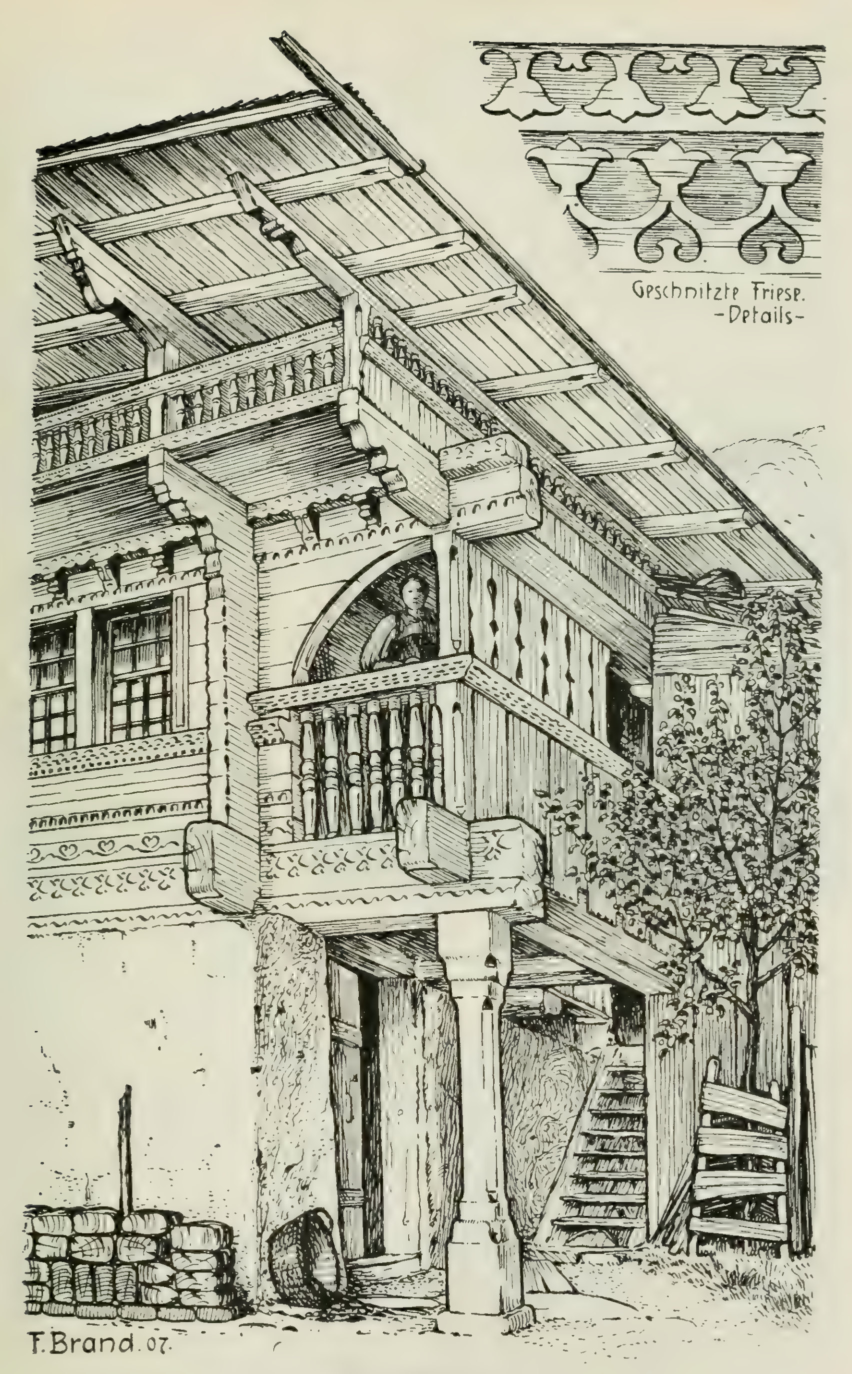


Westseite eines Bauernhauses uf der Gärwi.
Phot. v. Holzgang.

wöhnlich, zu Schaden kommt.[24] Als solcher Typ gilt uns ẹs Hụụs mid zwo Stṻbinen und zwo Loibinen drṻṻf und zwo Summerloibinen dran und dem Vortach hinnadraan — wie der Grindelwaldner selbst es kurz und treffend beschreibt. Dazu gehört noch, daß es ẹs Holzhụụs ist, d. h. im Oberbau ganz und gar aus Holz besteht[25]

Nur der Unterbau, das Chällerg'schoos, ist (mit Ausnahmen, s. Abb. S. 438) gemauert und weiß getüncht. Das Hauptmaterial hierzu liefern Dụftsteina. Tuff[26] baut an der nördlichen Talseite ganze

[23a] Altes hugjan (erhalten in Hugo, Hug, Hügli) ist unser „denken". [24] Vgl. dagegen Lf. 180. [25] Anders Lf. 240. [26] Pokorny, Mineralogie 126.



Am Endweg.

Felsen auf und findet sich an Stellen wie am Alpwääg in sehr schöner Qualität vor. Auf sein reiches Vorkommen deuten: das Duftli[27] als Name des mittlern Dorfteiles, der nach jüngerm Sprachgebrauch sich sogar bis zum „Bären" erstreckt; uf Duft[28] und z' Tuffbach,[29] letzteres seit 1326 verurkundet,[30] und das 1361[31] und 1363[32] genannte „güetli uf der Tuftfluo"; vgl. auch i'n tuftigen Brunnen (S. 158). Aus Tuff bestehen die Grindelwaldnerkirche und der Meiringer Kirchturm, aus Tuff so viele hübsch begrünte Umfassungsmauern, aus ihm ehemals auch viele Trockenmauern als Unterbau, und Außentreppen, sowie noch heute die Saaß als Ecksteinersatz an kleine Gehältern, wo nicht solchen Saaßi aus großen Saaßsteinen sich beschaffen lassen. Mit g'stampfetem Tuft oder auch mit Schlemmtuff — Schlaarggituft — werden die Holzgeschirre g'fä̋ged; und es ist charakteristisch, daß im alten Grindelwald bloß solches Scheuern mit Tuff mittelst des eigenen Duftlumpens oder allenfalls mittelst eines alten Fi̋rfueßes als Fä̋gers die Bezeichnung „fä̋gen" tragen durfte. Mit andern Reinigungsmitteln ward g'flääted, wie noch im Oberwallis „gifleetigud" oder „fleet gimacht". Aber mehr: auch die Stübeswendeni oder wenigstens die Biistaal der zur Küche führenden Türe, sowie diese selbst, wurden ehemals mit g'nitschetem Tuff g'fä̋gd und dadurch zugleich geweißt, damit sie stattlicher aussähen. Die Masse wurde von Tuftwiiblinen, z. B. dem Tuft-Elsi von Duftbach und sonst innerhalb Grindelwalds wiitna (weithin) verhausiert; und zu den in Grindelwald so beliebten Neckereien (vgl. S. 59)



D's aalte Chälengertschen Huus.
(Das Erdgeschoß aus Holz.)

[27] F 3. [28] E 2. [29] E 2. [30] Font. 5, 513. [31] Habsb. 2a, 579. [32] Font. 8, 536 f.

gehörte es auch, Einfältige mit schweren Tuffladungen zum Verhausieren behufs ähnlicher Stubenverschönerung sogar ga^n Krämelli: nach Interlakens erstklassigen Gasthöfen zu schicken. Neben den (im Tuftstampf zermalmten) Tuff und mehr und mehr an seine Stelle trat der Plaander oder Plander (plan de Troyes, der Kreidegrund der Maler).

Spuren im Lauchbühl und hinter Wärgistal deuten darauf, daß man einst auch hier wie in den verschiedenen Chalchofen[33] Kalk gebrannt hat. Der Chalch und das Sand als Materialien zum Pflaster (Mörtel) sehen sich nun auch hier durch Wätterchalch (hydraulischen Kalk) oder durch Zimänt ersetzt, wo es die g'eggete^n Steina (Quadern) für Mauerwerke und Therassi zu ersetzen gilt. Für die kunstlose B'setzi vor Ställen dagegen sind immer noch Blatti (rohe flache Felsstücke) und ander Schëpf gut genug.



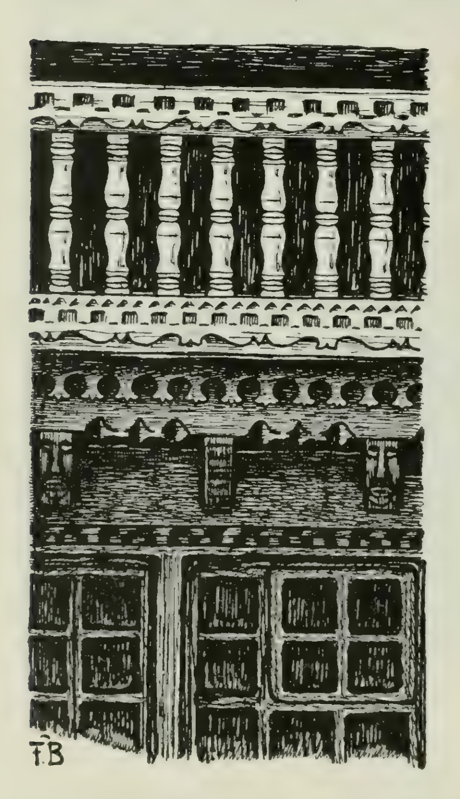
G'welbd-Chällers-Tireni.
(Kellertüren mit rundbogigem Sturz.)

Das wenig oder gar nicht eingegrabene Chällergschoos gibt in der Regel zwe Chäll'ra ab. Doch wird wenigstens einer mehr und mehr zur Chällerstüben eingerichtet, die als Wohnung, als Werkstatt oder als Krambude dient.

Der hölzerne Aufbau ist, wie bei jedem echt grindelwaldnischen Gehalt auch neuern Datums, ein Blockbau,[34] und zwar ein Gwättbüw.[35] Es kreuzen oder schneiden sich, we^n^n mu gwätted, die 12 cm dicken Bohlen oder Flecki an den Ecken, und das freie Ende ragt um 18 cm über die Hauswand hinaus vor. Ein mittleres dieser G'wätti: das Mittelg'wätt, deutet die Einteilung des Vorderraums in je zwei Stubi oder Loibi an. Der Gwättbau bietet einen so trefflichen Schutz gegen Windstöße, daß, wenn einer hed gfluehed, daß's in alle^n Gwätte^n g'chrachched old g'chroosed hed, man schon von einer ordentlichen Kraftleistung sprechen darf. Einen anmutigern

[33] Lf. 183. [34] Gladbach 2, 23. [35] Vgl. Lf. 136—186.

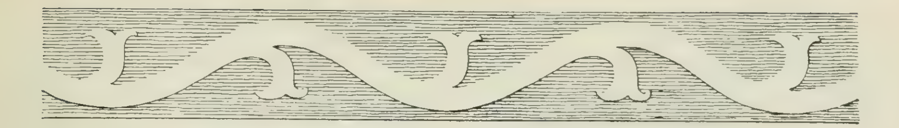
Eindruck erweckt jedenfalls der Anblick einer durch solche Gwätti vertikal gegliederten Hausfront. — Verg'wätted werden gleich den Flęcken auch die Bęnder, indem man sie an ihren Fügungsstellen chläffed: um halbe Holzstärke įįⁿsaaged. Diese Bęnder, welche Balkenvierecke bilden, geben die Grundlagen der beiden Stockwerke oder Hě̈chinen: der Stŭ̈benhě̈chi und der Loĭ̈benhě̈chi ab. Die erstere Hě̈hi ruht auf den Mųųrbęndren, welche ganz besonders genau im Wįįhel (rechten Winkel) und im Seihel (Senklot) liegen müssen, wenn der Aufbau tadellos erfolgen soll.





Details von der Hausfront
uf der Gärwi.

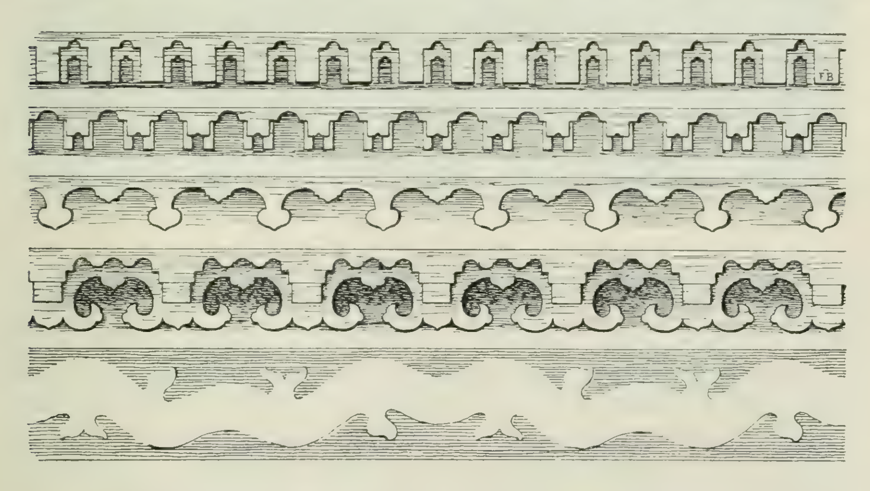
Ist dies geschehen, sų hed der Zimmermaan aⁿfạ̊ⁿ gspanneds, und das ųųfrichten oder ųųfbųwwen kann beginnen. Gleichzeitig kommen dabei immer Solidität und Zier auf ihre Rechnung. Die Bänder, welche jedes Stockwerk beginnen und abschließen, springen in ihrer Holzstärke von 15 cm im Gwätt bis um 20 cm vor. Sie tun dies mittelst ihrer (meist schmucklos gelassenen, selten zu Tögglen ausgeschnitzten) Köpfe, Bandchě̈pf, Bandgrinda geheißen. Mehr noch als hiedurch, werden die Stockwerke nach außen abgehoben durch den Fị̆rsatz. Das ist eine Vorkragung des Obergeschosses, mittelst welcher dieses um 4 bis 5 cm über das Untergeschoß hinausragt. Der Fĭ̈rsatz trägt einen ausgeschnitzten Bogenfries, ein Kremä̆nzel; er ist ųųsg'kremänzleta. Besondere Kunst (s. S. 441 die Frontzier des Zuhauses zum alten „Adler" und S. 511 dieses selbst) wendete man früher hieran, wenn — allerdings höchst selten — der Vorzug fehlte. Das ist eine Galerie, welche sich in einer Breite von etwa 70 cm vor den Fenstern des zweiten Stockes der ganzen Hausfront entlang hinzieht und ein mehr oder weniger kunstreich ausgesägtes oder aus ge-



Geschnitzter Fries an der Hausfront.

drechselten Säulchen (Spindlen) bestehendes Brettergeländer dem Beschauer zukehrt. Ihren ästhetischen Eindruck faßt man etwa in die Worte: d's Hụụs zähmed ab ᵈem Vorzug; äs gsehd minder wilds fịrha. Einen praktischen Vorzug des Vorzugs erblickt dagegen die Hausfrau darin, daß mụ dert gar chätzers gäbig chaⁿⁿ d'Windli trĕchchnen.

Außer den beiden Fịrsĕtzen, welche nach oben und außen die beiden Stockwerke abheben, tragen zur wagrechten Gliederung der Hausfront noch die Sinzenbrịsti bei. Die Sinzenbrust ist ein Gesimsband unterhalb jeder Fensterreihe; sie wird geschmückt mit Stabwerk und Bogenfries; auch sonst ist sie in oft recht bemerkenswerter Weise g'kremänzleti. Da die Stockwerke der ältern Häuser nịdẹrri sind, würden die keineswegs zur Zimmerdecke hinaufreichenden Pfẹister ihren hohen Gesamteindruck des Heimlichen und Aᵘmmĭetigen ganz verfehlen, wenn sie nicht in den Wohnstuben zu vieren gruppiert Licht und Luft ausgiebig hereinfluten ließen. Nur neuere Gebäude, auf deren Wohnlichkeit auch im Sommer Bedacht zu nehmen ist, regulieren



Geschnitzte Friese an der Front eines Hauses.

(Aus Gimmelwald.)

In obiger Folge zwischen den Fensterreihen.

(Weiterer Fassadenschmuck siehe S. 499.)

den Lichtzutritt mittelst Bälken (Fensterladen), Schälesiibälken (jalousies), die dann auch den winterlichen Vorpfeistren der Wohnstube nicht zu weichen brauchen. Holzstabgitter — Chriiz — oder Fellbalken an ältern Gebäuden (an recht alten, wie auf dem Einlagebild sogar zum Aufklappen, unna ueha litzen) dienen der Sicherheit. Jene tun dies gelegentlich auch vor einem der gut angeordneten und geformten Gguggineu (Gucklöcher ohne Glasverschluß). Zum außerordentlich anmutigen Überblick einer Fensterreihe trägt heute namentlich von



Kremänzel: Reich ausgeschnittener Fries (**Firsatz**) an der **Giebelwand** und unter dem **Vorzug.**

innen die Kremoone"-B'schlecht (aus Cremona) mit den elfenbeinschwarzen Griffen bei. Das ist indes eine Neuerung, welche gleich ihren Vorgängerinnen: der spänische" B'schlecht (l'espagnolette) und dem ihr voraufgehenden Stoosrigel die alten echt grindelwaldnischen Fiirriibra (senkrecht drehbaren Riegelchen) verdrängt hat. Die schmalen Rämi sodann (der Fensterrahmen heißt die Räma, Pfeisterräma) gestatten ein leichtes Ausheben aus den Pfeisterlichchren und den sie einfassenden Pfeisterg'reisen. Fleißig gereinigt oder 'bbutzd und mittelst des die Schmelzwasser auffangenden Sinze"chänels an der Innenseite der Pfeisterwand auch in ihrer Umgebung sauber erhalten,

lassen sie selbst ungeöffnet deutlich ze'r Schịịben ụụsi g'sehn. Letzteres wäre namentlich dann erwünscht, wenn ein Vorübergehender, auf uneheliche neben ehelichen Kindern anspielend, boshaft bemerken wollte: ze nandrer Lị̈ịte^{n} Pfẹistre^{n} g'seejje^{n} 'rụ den^{n} o^{ch} no^{ch} ụụsi.

Nur schmale, (bisweilen geschnitzte) Pfẹisterpfĕ̈sten unterbrechen die stattliche Reihe. Anderwärts spricht man hierbei von der Stụụd



Vorzug mit **Spindel**-Gitterstäben.

oder dem Stị̈dli. So heißt aber in Grindelwald irgend ein senkrecht stehender Stützbalken, und demgemäß sagt man von einem, der bildlich eine gute Stütze verloren hat: däm ist en gueti Stụụd dänna choon!

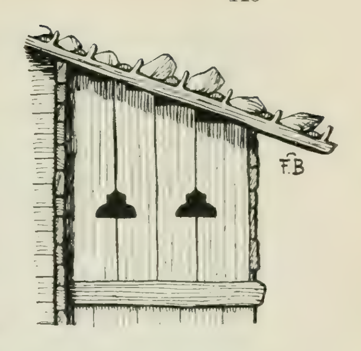
Das Weghobeln einer lästig vorspringenden Braauen (Kante) heißt technisch faasen, volkstümlich aber bräämen, im Hasli: „spắ̈rmịịlen“. Bildlich bedeutet si^{ch} erbräämen und umgedeutet: si^{ch} erbrääveren oder si^{ch} erbreveren sow. „seine Ecken und Schärfen“ abschleifen, „gehobelter“ oder manierlicher werden.

Die Gwätti der Hausfront setzen sich oben in schön geschweifter Form zu einer Länge von beinahe 1½ m (5 Fuß) fort und tragen damit die behufs weiterer Ausladung auf ihnen ruhenden Dachbẹnder, sowie die Firſt samt ihren zwei Nebenfirsten. Die letztern heißen Zuefịrsti. Diese ausladenden Gwätti und die genannten fünf Dachbalken bilden zusammen die Dachschịtz oder die First-Esla. Die Firstbalken ihrerseits verbinden das Giebeldreieck der Front mit demjenigen der fensterlosen Hinderwand. Auf ihnen ruhen die Dachsparren oder



Schwaartach.

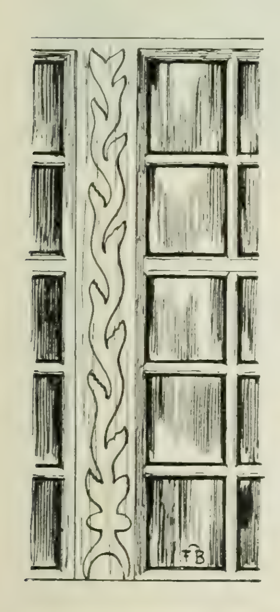
Räfen. Diese tragen an der Frontseite, soweit das Dach vorspringt, die Dachverschalung oder die Welbi, über dem Hausinnern die Underlatti. Über diese kommen, wo es sich um das ältere Schwaartach handelt, die dicken und uⁿb'schnätzeten (S. 184) Schwaarschindli in drei- bis vierfacher Lage derart übereinander, daß die frei herausragenden Enden jeder Reihe, die Chrägen, nid meh waⁿ vier Zolˡeⁿ schießen (12 cm Breite der untern Reihe unbedeckt lassen). Damit die Schindeln nicht abrutschen, muß das Dach lääġs oder g'lääġs, d. h. wenig steil sein. Die Höhe der Giebeldreiecke beträgt genau den fünften Teil der Hausbreite, was eine Steigung von 40 % mit sich bringt. Über die ganze Länge des Daches kommen dann, etwa 70 cm



Verschlag mit **Gugginen** (Guck- u. zugleich Zuglöchern).

auseinander, die Uberlatti, welche an den Dachrändern durch je einen Ortläden verbunden sind. Die „Überlatten“ und damit die Schindeln der Schwardächer sind mit Dachsteinen von ein bis zwei Zentner Schwere ịị^{n}g'lădnụ („b'schwaaret“, beschwert), um nicht vom Föhn entführt zu werden. Der vorderste Dachstein auf der First heißt der Vĕgẹllistein.

So gefällig proportioniert sich nun dieses wenig steile Dach über der mäßigen Heejji (Höhe) des ältern Hauses ausnimmt, und so malerisch diese „zäntnerige^{n} Tachnĕgel“ sich namentlich im Bilde präsentieren: unpraktisch ist das Schwaartachch immerhin. Es behält die Schneelast zu lange, trocknet nach Regen zu langsam ab und erfụụled schneller. Das neuere Năgeltachch ersetzt sich daher die Fi^{n}llădug der Dachsteine samt Überlatten und Ortladen mit Schindlennăglen und darf dank dieser Vereinfachung steiler oder rĕĕster werden, mehr Steilheit oder Roost bekommen. (Eine Stelle an Bußalp mit sehr steiler Doppelabdachung heißt die Höhrĕĕsti.)[36] Starke Ịịsenbẹnder verbinden behufs Föhnschutzes (vgl. jedoch S. 120) das Nageldach mit dem Unterbau. An Stelle des Tachtroĭfs tritt der Tachchănel mit dessen Auslauf, der Tachzụben. Vornen hat das Haus vịịl Schopf (S. 414) oder Vorschopf (bis 2 m), daß 's de^{n} Răgen nịd i^{n} d'Pfẹister rĭehrri oder daß 's d's Wätter (den Regen) nịd zuehi schmeizi. Die (fensterlose) Hinterwand hat weniger Schopf, weil sie vor Wätterschmeiß geschützt ist durch einen Anbau. Derselbe dient in der Regel als Holz-



Geschnitzter Fensterpfosten.

[36] Die Ablautgruppe risch, rasch, rösch ist im Altdeutschen (Graff 2, 548; mhd. WB. 2, 1, 555 f.) nur i. S. v. „rasch“ belegt. Leicht aber vereinigt sich auch hier mit der zeitlichen (und modalen) Anwendung die räumliche i. S. v. rasch ansteigend. Aus „röösch“ und „rööscht“ (mit dem so häufigen Anwachs) konstruierte sich dann die Fachtechnik, im Anklang an ein Homonym, einen „Roost“. An die „rööschi Frau“ des Unterlandes gemahnt fz. «gai» aus ahd. gâhi gäh, jäh, worin sich in ähnlicher Weise zeitlich-modale und räumliche Vorstellung mischen. Man denke an gääj = jähzornig und an „gääjs Glück“, an den „jähen Absturz“ und einen gääjja Chehr (jähe Wegbiegung).

schärem oder zu Schweineställen und heißt Vortachch. Seine eigene einseitige Bedachung wird Einschilt, Abdächler oder Pultdach genannt. — Ganz vereinzelt trägt da und dort ein neueres Haus einen Dachgiebel an der Front; dieses „Tschäpp" schützt vermeintlich gegen den Föhn.

Bedeutet „Roost" ursprünglich nur den Grad der Steilheit, so kam der Abroost dazu, alles zu bezeichnen, was von der Äbenwand uehi geid: das Giebeldreieck. Ähnlich konkret wird ja der Winkel zum Wiihel: die Neigung zweier Linien zum halb eingeschlossenen Raum; und der Schiirsgibel, Huusgibel oder einfach Gibel wird aus



Das **Vortach** (Holzschopf oder Schweinekoben hinter dem Haus).

seiner frühern Gleichsetzung mit dem „Gipfel"[37] zum Eingang irgend welcher Art: zur Türöffnung (S. 296), zum Einschlupf einer Schneehöhle der Knaben usw. Zur Zeit der blühenden Pferdezucht war mancher Schiirsgibel als Jinfahrt für Heufuder nach unterbernischer Art eingerichtet. Heute erinnern diese Giebelfelder nicht nur, sondern auch ganze Wendi (Wände) von Scheunen an landwirtschaftlichen Betrieb durch die Chörennägel (S. 269). Denn an diesen hängen nicht bloß Chörenschéib (ein Schoib besteht aus etwa drei bis vier Hampfellen), sondern auch ganze Reischelli (ss) oder Reigleti (Reihen) mit Strouwbendren gebundener Hampfellen von Flax, Fisel-

[37] J. B. Rebmann; vgl. Kluge[5] 139. 140.

strouw (S. 263), Härdepfelstụ̈ụ̈den vor ihrer Verwendung zum Trocknen.

Mit diesen Giebeln und Wänden wetteifert zuweilen das Dach auf der Schattseite an bunter Garnitur. Da wächst zwar nicht die Hauswurz als Sempervivum „tectorum“; wohl aber bergen sich im Miesch die Wurzeln zweimetriger Ahoren und Grotzlinen, worin füglich Tachrẽẽkli (Dachrotschwänzchen) nisten und zwitschern können. Drei solcher Fichtchen stehen noch woherhalten auf einem Hausvordach ụf



In einer Summerloiben.

Tụft. Vielleicht wurde ihre Stammmutter anläßlich der Ụụfrichti (Hausbaufest) an ihren luftigen und lustigen Standort hingepflanzt.

An beiden Langseiten des Hauses gewahren wir die ungefähr zwei Meter breiten Sụmmerloibi, welche nicht bloß die Wohnlichkeit des Gebäudes ungemein erhöhen, sondern im Bedarfsfall sich zu Zimmerchen einwanden lassen. Jedenfalls zur Verbringung von allerlei Geräten sind die obreⁿ Summerloibi ganz ịịⁿ'tä̋fẹllẹtu, während die untern über ihrer niedrigen Brüstung der Freiluft vollen Zutritt gewähren. Zutritt erhält auf ihnen auch der Mensch, der ins Haus will; und zwar zeigt der Haupteingang allerlei baulich interessante Modifikationen: hier einen doppelten Aufstieg, und in der Mitte ein Tablar zum Her-

unterhängenlassen gastlich einladender Loibennä̆ge̥llinen (S. 260); dort ein Peristyl mit Freitreppe; am dritten Ort einen ausgeweiteten Vorraum, den eine Türe absperrt usw. Da erlangen auch wir Einlaß ins Hausinnere bis hinauf zur Loiben anderer Art (S. 456 f.).

Zuvor jedoch kehren wir noch einmal vor die Front zurück. Hier fesselten uns gleich anfangs die hübschen Frakturbuchstaben über der obern Fensterreihe, welche von dem nußbraun nachgedunkelten Ton des Fichtenholzes sich so vorteilhaft abheben. Die von Zeit zu Zeit stattfindende Hauswäsche mit den kleinen Handfeuerspritzen hat freilich manchenorts diese Inschrifti zum Verblassen gebracht, so daß sie neben dem uụsg'kremänzleteⁿ Zị̈ị̈g (S. 441 f.) nicht mehr zur Geltung gelangen. Erst an neueren Gebäuden im Bereich des Fremdenzuges lebten allmählich wieder Inschriften auf, welche nicht bloß den Bauherrn, den Zimmermeister und das Baujahr namhaft machen, sondern auch etwas von der Denkweise der ersten Bewohner offenbaren. Aus alter Zeit von 1598 läßt sich die Inschrift entziffern:

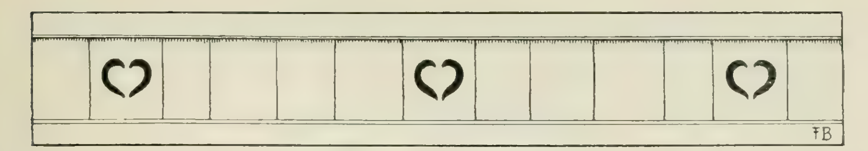


An der Schonegg.
(Im Hintergrund die Viescherwand.)

> Durk Kristan von Almen hargestalt.
> Alzit ist är in Gottes Gwaldt.

Witzige Wendung gibt diesem Gedanken das Sprüchlein:

> Diß Haus steht in Gottes Gwalt,
> Ist vornen new und hinden alt.
> Und hätt uns Spiis und Lohn nid gruwwen,
> Wir hätten's no lan scheener buwwen.



Ganze Länge einer Laubenbrüstung.

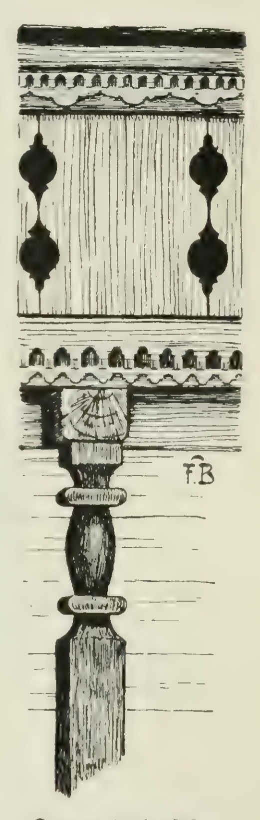
Ein verwandtes erzählt:

Tausend achthundert achtzig und acht,
Da hab ich diese Schiir gemacht.
Hätt mir der Schwager das Geld vorg'streckt,
So hätt ich ja mit Zieglen deckt.

Zum frommen Wunsche kehren zurück die so verschieden gefaßten Sprüche:

Als man zalt tausend achthundert nün,
Ward diese Schier gebuwen fün
Von Christian Bohren wohlbekannt,
Dermalen wohnhaft auf dem Sand.
Gott b'hiet das Vieh, das Heu, die Saaten
Und lasse alles wohlgeraten.

Dieses kleine Schweizerhaus,
Das hier an der Straße steht,
Mir der liebe Gott beschütze,
Das es nicht zu Grunde geht.



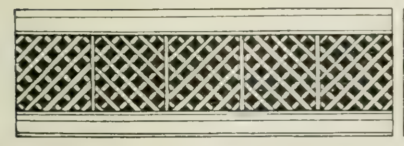
Sommerlaubepfosten.
(Uf der Bärwi.)

Eine auch auf Melkstühlen und (abgekürzt) auf Käsbrettern (S. 402) wiederkehrende Aufschrift moralisiert:

Wiechs Loib und Gras
Wie Nüd und Has,
So läbte mengi Chuh des bas.

Aus berufener Feder stammen die neuern Inschriften gegenüber der Kirche:

Stark und schmuck das Schweizerhaus —
Das Beste: die Freiheit schaut heraus.



Loibetäfel.



Laubenbrüstungen.

ÎM·1739·ÎAR·DAS·DEÎ·LOWÎNA·ZWELF·SPÎCHERA·
NAM.WALTHARTBOREM·VND·ELS·BET·ÎN·ÄBNÎ [illegible] T·

Speicherinschrift im Holewang.



Summerloibestäga mit Bluemmenbeichli.

Und am benachbarten Talhaus:

Ein Schulhaus bin ich, von Menschen gebaut.
Gott stellte ein größeres her! Da schaut
Ein Musterschulhaus: das Grindelwaldtal.
Da setzt euch hinein und lernt einmal.

Wir bringen zum Vergleich einige Sprüche aus dem Lötschental.[38]

(In) diesem wilden Tal, wo der Schne in Hafer felth
Wagst das Beste Gras, so man findet in der Wält. Deo gratias

---

[38] Zum Teil nach einer gütig mitgeteilten Sammlung des Herrn Pfarrer Alexander Imhof in Blatten. Vgl. auch Goms 62 f.

BETER·BERNET·ĂND·MARIAIMÄBNIT·SEIN·HŬSFROW.HA
BENDISEN·SPICHER·GE·BŬWEN·AŬFGOT·STAT·ĬR·VĔR·TRŬWEN·

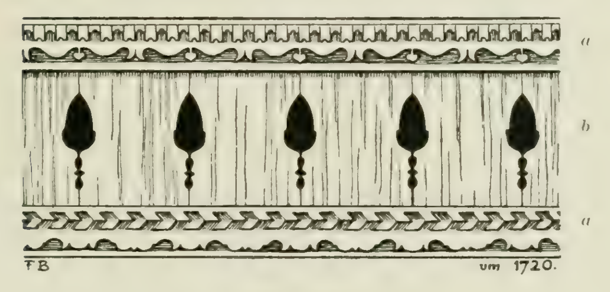
F.B

Speicherinschrift. (Wärgistal.)

Hier buw ich nach meinem Sin
Ob ich schon nicht iemand gefelig bin.
Däm es nicht gefalt,
Där denck, Er hab es nicht bezahlt. D. B. Z. M.

In dem 1884 abgebrannten Dorf Wyler:

Du verwelktes braunes Blatt auf meinem Schoß,
Was willst du mitten im Sommer sagen?
Noch ist dein Leben jung, die Freude groß,
Und fröhlich siehst du jeden Morgen tagen.
Wie lange währt's, und herbstlich kalter Hauch
Knickt die Blätter und die Menschen auch.
Bald wird auch dir das letzte Stündlein schlagen.



Loibetäfel:
a Geschnitzte und b ausgesägte Lauben-Brüstung.

Im Hausinnern.

Grịịse̥lli[ch] *gwundrig*, wie unser Beruf uns macht, laden wir uns als Käsekäufer ein *Gäbe̥lli* auf den Rücken und wandern durch tiefen Schnee dem entlegenen Winterhaus eines behäbigen alten Ehepaares zu. Wir *tịppe̥llen* an der Haustüre. Stille bleibt's auch auf wiederholtes leises Pochen. Wir haben also Zeit, eine kleine „Betrachtung vor einer Türe" anzustellen. Zunächst belehrt uns eine Probe, daß wir ungehindert eintreten könnten; und wir wissen bereits, daß man zwar nicht in der Umgebung des Dorfes, wohl aber *in den ụ̣ụßendịịr*[ch]*igen Orten* Tür und Tor und Kisten und Kasten bei Tag und

Nacht uⁿbschlosseⁿ laad.[1] Die der Gegenwart (nicht der Vergangenheit) zum Ruhm gereichende Seltenheit eigentlicher Diebstähle lehrt, mit welch scharfen Sinnen und leistungsfähigen Gliedern Langfinger es zu tun bekämen. Nur der Spịịherschlụssel spielt seine sehr wichtige Rolle. So manches antiquarisch interessante Schloos ist daher eigentlich nur zur Zierde da und kann vor Laube (S. 456) und Stall füglich durch den schräg in den Pfosten eingeschobenen Loibennägel oder Stallnägel ersetzt werden, wenn nicht durch den Holzrị̊gel, der wagrecht in einer Chlaffeⁿ läuft. Hauptsache ist ja, daß bei Winterkälte Tür und Fenster gut p'hellsen (füllen), in ihre G'reis passen und fest schließen: daß die Türe b'hä̋bi, das Fenster b'häbs ist. Will man im Gegenteil, daß e̥s Aⁿwärd (ein wenig) Luft einströme, daß man von Raum zu Raum alles vernehme u. s. w., so läßt man e̥s Pfẹister áchcharrs, eⁿ Tị̈r áchcharri, en Balken áchcharra[2] (ein wenig offen, entr'ouvert.) Es geschieht dann wohl, daß bei Windzug alle drei in ein rụuggen geraten, ähnlich dem rụuggen (kollern) im Leib. Es rührt daher, daß die Spangi in den Chlĕfen (Türangeln) trocken laufen. Das Lehnwort Angel braucht man bloß in der bekannten Redensart vom schwä̆beⁿ zwisseⁿ Tị̈r und Angel („zwischen Stuhl und Bank".) Boshaft Witzige wenden diese etwa auf die „Mauerblümchen" des Tanzbodens an, welche als Biịstaalkäriga („Türpfostenkarle") immer d's Biịstaal hein, daß's nid umghiji, und nur von Biistaaljaaggi old voⁿ Wwandhansli Schriịs g'hä̋ben hein. Wer indes an diesen kunstlosen Bauteilen allzu eingehende Studien machen wollte, könnte als Großgewachsener leicht vergessen, sich eⁿ chliịn iịⁿz'haan (sich zu bücken) und infolgedessen mit der obern Türleiste unliebsame Bekanntschaft machen: deṇ Grind a'n Obertị̈rler aaⁿrrĭehrren oder aⁿ'mmụ aaⁿchoon. Nicht unangebracht ist daher die gelegentliche Mahnung: „Gä̆ben Sie Acht, Madamm, daß Sie nicht dän Kopf anschießen!" — Überdies dürfte ein heimlicher Beobachter mutmaßen, ihm fähhli's im Obertị̈rler („im Oberstübchen").

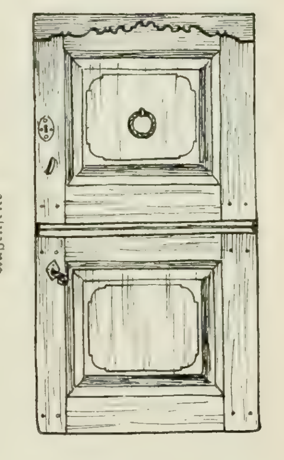
Wie nun aber der Blick auf die stark abgetretene Schwelle: die abtschaarget, zergrappet, abg'rälle̥t Schwella fällt, kommt uns plötzlich in den Sinn, warum wir immer noch keinen Bescheid erhalten. Hätten wir uns doch sogleich erinnert, daß der alte Grindelwaldner mid dem Schueh aⁿ d'Schwella g'chlopfed heed, um sich anzumelden! Diese anscheinende Roheit hatte ihre guten Gründe. Ein genauerer Blick auf die obere Hälfte der Tür, vor welcher wir stehen, belehrt uns nämlich, daß wir es hier mit einem Hụụstoor alter Ein-

[1] Vgl. Odenwald 158. [2] Gute Beispielsammlung: GlM. 103.

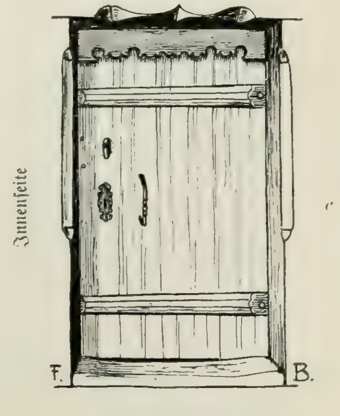
richtung zu tun haben. Das zeigt uns die Reihe ausgeschweifter (anderwärts gedrechselter) senkrechter Stäbe: Spränzla, welche die Bretterfüllung (oder die spätere Verglasung) ersetzen und im Sommer, ja selbst auch an milderen Wintertagen, für Luft und Licht direkten Durchtritt in die Küche gestatten. Denn während dieses „Haustor" als Vortüre in der Regel zue ist, bleibt zu besagter Zeit die innere Tür: die Hụụstịịr, offen. So zeigt sie dem Beschauer ihren nach außen gekehrten Bau als g'stämmti Tịịr mit Füllungen und Friesen, während sie die küchenwärts gerichtete einfachere Fügung als Lịịste^{n}tịịr nun gegen die Wand kehrt. Spätere Bauten ersparten sich diese Doppeltüren, ersetzten sie aber bis unlängst gerne durch die horizontale Trennung der Haustüre in eine obri und undri Tịịr.[3]

Am kalten Wintermorgen ist natürlich bei den alten Leutchen auch d'Hụụstịịr zue. Gleichwohl brauchen wir unsere energischere Anmeldungsart nicht zu wiederholen. Denn nicht lange, so dreht sich die innder Tịịr indertsi^{ch}, die ụụßer ụssertsi^{ch} ụụf. Und da wir von der Alp her ein guter Bekannter sind, erwidert der herausgetretene Alte unser wohlüberlegtes Guete^{n} Tag gắb e^{w}ch Gott! mit einem ganz heimeligen Danki (danke) Gott! —: Lohn e̥^{w}ch's Gott! fügt das alsbald zum Ehemann sich gesellende b'satzd (oder b'setzd: wohlbeleibte) Mütterchen hinzu. Wịịl ier ịị^{n}s g^{l}só na^{ch} altem Brụụch d'Zịịt g'wịịsd (oder g'wịsen) heid, so mießе^{n} mmier e^{w}ch tẹich wohl o^{ch} g̥^{l}só umhi lohnen! Ganz angeheimelt bestellen wir einen Gruß von unsern Quartiergebern und hören die Erwiderung: Ja? So grieß si^{e} Gott oo^{ch} und den Böten oo^{ch}!

Haustor. *a*



b



c

Haustüre.

---

[3] Vgl. Lf. 205.

Aber, fährt der trauliche Alte fort, *e^{n} sältsḁna Gast! Mier siin e̥^{w}ch ja scho^{n} llang wartend* (erwartend) *gsi̥i̥n!*[4] Das gesprächige Mütterchen aber wartet uns auf mit den lustigen Empfangsformeln: *Wär ist gstorben?* (da du wohl als Leichenbitter kommen mußt?) oder: *eh, wolltist du stärben?* (und hast uns zuvor noch ein äußerst wichtiges Anliegen vorzutragen?) Ja schalkhaft verzieht es den Mund und haspelt spassig die sprichwörtliche Erkundigungsformel herunter, welche von einem außerordentlich neugierigen Handwerker her in ganz Grindelwald die Runde macht: *Wa chu̥u̥^{nn}st har? Wa wolltist hin? Wäs hei^{n} s' de̥r g'seid, wäs 'sẽllist sãgen? Was hest in däm Seckli? Was treist in däm Hu̥ttli? Jetz aber is' 's gnueg!* schließt es ab. *Chẽmid grad ei^{n}s inha! Lãbig old no^{ch} ehnder!* („flink oder noch eher"). Wir suchen nach Gelegenheit, die Schuhe zu reinigen. *Oh, butzid e̥^{w}ch nu̥mmḁn nid ab!* tönt es unter hellem Lachen weiter. *Butzid e^{w}ch den^{n} ab, wen^{n} er u̥u̥si gangid! Old nã̈hmid den̥n̥ grad den Bãse^{n} mmid e̥^{w}ch inha! Mier hein dräckigi Wi̥i̥ti g'nueg. Mier hein de^{nn} f^{r}i̥i̥ n en Aa^{n}rrichti* (oder *f^{r}i̥i̥ n e^{n} Mmustrug*)! *Mier hei^{n} jetz denn flu̥gs g'loibd, es gäb Schlangi und Chrotti! Es ist hotzelocht, Hooggis uber Pooggis! Es versteid*[5] *ni̥i̥d, da ḁ'so u̥u̥fz'ru̥u̥mmen, we^{nn} mmu̥ sẽve̥l Pu̥rß*[6] *heed! Die schri̥i̥ßen ei'm meh fĩ̥rha, wa^{n} mmu̥ mag dänna tuen.* Übrigens, *we^{nn} mmu̥ nu̥mmḁ^{n} mmag g'höhlen* („sich durchhöhlen"), *das^{s} mu̥ inhi mag!*

Wischen u wäschen
Gid mer nid z'ässen,
U'd der Jäger in der Hand
Gid mer nid d's Gwand.

Wir haben bereits die Erwiderung eingeübt: *I^{ch} ru̥u̥mmen e̥^{w}ch ni̥d u̥u̥f, mier hein daheimme^{n} gnueg.* Dies ist uns um so leichter geworden, da wir solche chinesenmäßige — mitunter auch etwa renommierende oder doch nach Komplimenten fischende — Selbstherabsetzung auch von andern Gegenden her kennen, wo man gerade des unerbittlichsten „Peinlich reinlich" sich befleißigt. Zu demselben erzieht von selber das Umgehen mit der äußerst empfindlichen Milch, und die hier erworbene andere Natur kommt auch den nächstverwandten Lebensgebieten, sonderlich dem des Kochens und Essens, zugute. Aus Teller und Tasse auch des seitab hausenden Einsiedlers darfst du getrost essen und

[4] Im Unterland: warte sii; vgl. nhd. liegen haben und liegen bleiben und überhaupt den Übergang des Partizips der Gegenwart zum Infinitiv. [5] Nützt. [6] Hier Kinder; vgl. S. 346.

trinken — sorge nur, daß nicht du ihm eklig werdest! (Vgl. S. 395.) Alle Augenblicke wird in Küche und Alphütte das Hendwääsch (š̌, Waschgeschirr) in Anspruch genommen, wird g'wäschen (ṡš) und g'schwẹichd (gespült). Welch ein gründliches Riebeln und Bürsten des Alpzị̈ịgs am Lägerbrunnen, der sein spiegelhelles Wasser in mächtig geschwungener Parabel in den ausgemeißelten Riesenfichtenstamm dahinwirft! Dieses eifrige Hantieren muskulöser Männerarme, nicht gestört durch noch so manchen vielleicht auch ungewaschenen Witz, der sich über den Bịịßer des Stummelpfeifchens hinausdrängt, macht auf den Neuling einen ganz eigenartigen Eindruck. Aber auch den energisch aufstrebenden jungen Sommerbergwirt sehen wir die schwere Rückenlast ablegen, unter heiterem Witzwort an einen der zahlreichen Gäste sich den Schweiß von der Stirne wischen und alsbald in der Küche Handlangerdienste verrichten. Wie elegant hantiert er mit Abwäschhụdel und Handlumpen, mit Harnisch (oder Harnischbläz) und Wị̈rzlifä̋ger (S. 285)! Jetzt greift er schleunig zum bịrhigen Bä̋sen und zum Schmălbä̋sẹlli, zu Ggị̈sterschụụflen und Ggị̈sterhụtten, um das Ggị̈ster auf den Ggị̈sterhof zu verbringen, also z'wischen (š̌š) und überhaupt ụụfz'rụụmmen, i^{n} d'Egge^{n} z'rụụmmen, ụsaz'eggnen. Wir wissen aber, daß auch in seiner Winterwohnung Or^{d}nug ist und keineswegs alls dị̈r^{ch} enandre^{n} wie n ẹs Ärbsmues.



Das Stubestüürschiibli oder Gguggi
(Guckloch oben in der Türe.)
ca. 6 cm Durchmesser.

Kaum nun sind wir eingetreten, so haben sich zwei andere Besuche genaht — sehr verschiedenartige: es ist en groẞa Underschịịd under 'nen. Ein Epigone des durch seine Unverschämtheit unsterblichen Ggụ̆ggi ist gleich bis vor d'Stụ̆bestị̈ị̈r vorgerückt und schaut dị̈r^{ch} d's Stụ̆bestị̈ị̈rschịịbli inha (das sonst vorzugsweise die Mutter zur heimlichen Beobachtung der Kinder benützt), wär drị̈^{n} sịịg. Unser Gastgeber tritt hinaus, und der Eindringling faad eppạs an, uf ^{d}en Esten umha tanzen: er „streckt die Fühlhörner aus", um die Stimmung gegen ihn zu erforschen. Zur Kürze gemahnt, brooted ẹr: redet um etwas herum, das sich als ẹs Almuesen zu erraten gibt. Die Mutter erhält Auftrag, ein Stück Brot und Käse zu bringen; aber ungíetig (lästig) mundfertig mueted der Unverschämte weiter (bettelt verblümt). Das macht unsern Mann endlich mụtschiga (unwirsch wie einen „bissig" gewordenen Mụtsch, S. 423), so daß er zu einer barschen Abfertigung sich anschickt: ne^{n} churz abspiised. Das pariert der Schlaue, indem

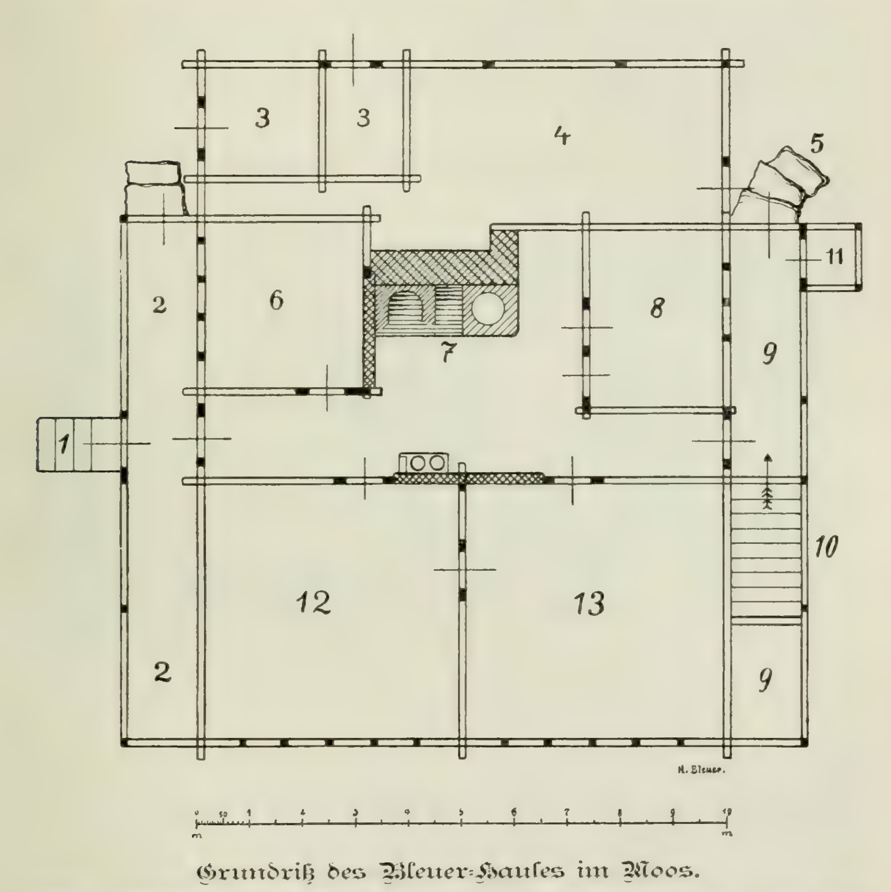
er mụ jäämmerli[ch] underg'sehd u[nd] seid: Eeh, han i[ch] di[ch] toĭba g'machd? Was han i[ch] de̥r z'heißes g'gässen, daß d'e[n] settiga Grind reisist? Gib du me̥r jetz um de̥r Gotts Willen no[ch] e̥s Mụtschli! Antwort: Ja nu! wịịl d' seist: de̥r Gotts Willen, sụ muest ei[n]s haan! (Mißbrauchst du Gottes Namen, so hast du's zu verantworten.[7]) Auf sein Dank heigid! aber wird der Unverschämte mit der traditionellen Formel verschickd: Da hesch nịịd z'danken! Das mag's nid erlịịden.[8] Noch einmal hatte unser Mann die Unverschämtheit triumphieren lassen; allein er entschloß sich — är hed de[n] Chnopf g'machd —, es nie mehr zu tun: 'mụ d's Keisi[9] gään. War doch die Frechheit allen Witzes des alten Ggụggi bar! Einmal bei einem Bauer zu Gaste, ergriff der den aufgetischten halben Mụtsch und fragte: Chan[n] i[ch] de̥rvo[n] jetz abhauwe[n], wa i[ch] wil[l]? — „Ei[n]mmal wohl!" — Ja, sụ wil[l] i[ch] am liebsten daheimen de̥rvon abhauwen. Zum Lohn für den Witz durfte er den Käse behalten. — Ganz anders das tschịtter Wịịbli, das mit sehr anständigem Benehmen — g'rĕsĕĕnts, entendant raison — ohne zu betteln naht, aber gar gern seine Spịịs (S. 382) entgegennimmt. Gerührt dankt es: Bhĭet e̥[ch]ch der lieb Gott Lịịb u[nd] Seel und Hụụs und Hein u[nd] d's Veh und alls was e̥r heid, und welli Gott, daß e̥r nịịd de̥s minder heigid! So tued's griise̥lli aa[n]wenden (sich befleißen), und unter freundlichem Das welli Gott wird sein B'hĭet e̥[w]ch Gott erwidert.

Jetz weid ier teich o[b] eụ gueta Handel tuen! heißt es nun zu uns mit lächelndem Blick auf unser Gäbe̥lli. So chĕmid ier jetzeụ grad sälber uehi i[n] d'Loĭba gan ụụslăăsen was e[w]ch gfalld! Mit der Loiben ist eine (selten zwei) der drei Gemächer über den Stuben gemeint. Dort birgt der Bauer seine Milchprodukte. (S. 405.)

Aus der schattigen Laubhütte[10] (vgl. die „Gartenlaube") hervorgegangen, ist mit der Zeit die Laube ähnlich dem Saal und Gaden, der flachländischen Scheune und bisweilen dem Speicher unter das Dach des Hauses gezogen worden. Dem Nidwaldner ist das „Läibli" ein einfenstriges Zimmerchen, dem Zürcher die „Läwbe[n]" ein Korridor,[11] dem Grindelwaldner die Loiba sowohl die Sụmmerloiba in vorn (S. 447) beschriebener Gestalt, als die jetzt zu betretende „Laube" als Obergemach über je einer Stube.

[7] Vgl. Gerocks: „Es reut mich nicht". [8] Pas de quoi! Dont mention it! Niente! usw. [9] Gelegenheitswort, gebildet aus kei(n)s = kein Mal, vgl. ei(n)s = ein Mal. [10] Mhd. WB. 1, 1048; Kluge[5] 227. [11] Bei Spleiß (des Amos Comenius Sprachen-Tür, 1667) 75 ein „Vorhaus".

Nicht ohne Selbstgefühl öffnet uns der Mann die *Chääsloiba*. Da liegen die *linden* und da stotzen (stehen) die *trochchenen Chääsle̥ni ab der Alp* und die *Mụtschle̥ni vom Chääsĕfe̥lli* (S. 458) auf den *Stĕlinen* (S. 404), welche eine ganze Längswand oder beide



Grundriß des Bleuer-Hauses im Moos.

1 Stäga. 2 Summerloiba. 3 Siwsiäll. 4 Bortach. 5 Stägli. 6 Hinna-uusa-Stibli. 7 D's Gsodchessi u d'Fiirblatta. 8 D's Chuchistibli. 9 Summerloiba. 10 Stäga. 11 D's Hiisli (Abort). 12 Die (uußer) Stuba. 13 Die innder oder ander Stuba (Näbetstuba).

garnieren. *Aihe*^{n}*fäßle̥ni* und allenfalls *Chöre*^{n}*standle̥ni* (S. 270) vervollständigen das Mobilar. Wir sind bald Handels einig, und nur der berufsmäßige *Gwunder* läßt uns noch in die gleich niedrige und roh gezimmerte *Gwandloiba* einen Blick werfen. Versagt ist uns ein solcher wegen absichtlichen Lichtmangels in das *fiịster Leĭbli* oder *Fleischleĭbli* über dem *Hinna-ụụsi-stịbli*. Denn die am *obre*^{n} *Soller* hängenden *Späckfiịti*, *Hammi*, *Lịdle̥ni* nebst anderm

dirrem old g'reikdem Fleisch sind zum Wohl und Besten des Eigners lichtscheue Dinge.

> Si mießen alli fiister haan,
> Denn cheme d'Guege minder draan.

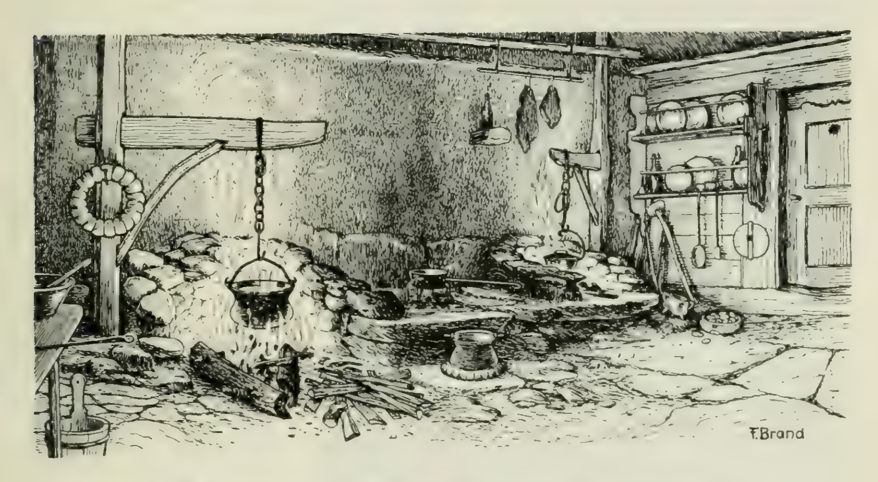
Die Loibestireni schließen sich, und über den Loibengang schreitend, tappen wir uns über die schmale, finstre Loibenståga wieder in die Küche hinunter.

In derselben sehen wir uns erst jetzt um, und das Mütterchen kommt unserer Neugierde hell auflachend zu Hülfe. Das da ist d's Stågenhuusi, wa n er jetzen grad siid ahachoon. Und das Eggelli da ist d's Chuchchistibli old d'Chěbia (vgl. S. 421) fir G'wundernăsi. Und hie also am Brandmiirli hei^n mer bis fääeren (letztes Jahr) o^ch no^ch numman en altvätrischi gmuureti, ei^nlichchrigi Chunst g'häben. Aber sie ist uus'brennti g'siin und ist z'lest (zuletzt) zertrooled. Dua hei mer dua disi zweilichchrigi Iise^nchunst, wa jetzen da ist, g'choifd u^nd laan dartuen. Die ziehd jetz besser! Wen^n i^ch numma^n Ggaffě machen, su wird der Ofen in der Stübe^n g'fiirheißa, das^s er tschuusled! Wen^n i^ch alba viil u^nd lang chochchen, su tuen i^ch denn de^n Summerzug uuf u^nd laa d'Wermi dir^ch d's Chěmi uuf. Sust wurdi in der Stuben numma^n z'heis^s.

Aber jetzen achtid ei^ns hie an der hindre^n Wand! Da hei^n mer no^ch es altvätt'risches Ii^ng'richt: e^n Fiirblatta und es Chääsčfelli und e^n Gsödöfen, alls năb'nenandren. Séli^chß ist 'nen jetz i'n niwwen Hiis'ren nimme gued. Aber i^ch bigähre^n 's gliich (gleichwohl) no^ch nid lan usi z'ruummen. Gäbigs is' 's doch no^ch, we^nn mu im Summer, wa mu d'Wermi in der Stuben nid nĕëtig heed, uf der Fiirblatten in der Bei^npfanne^n (Pfanne mit drei Beinen) cha^nn Ggaffe machen; old we^nn mu den äärigen Häfen (aus Erz, Bronze) chan^n a^n d'Hääli (Aufhängekette, crémaillère, S. 417) heihen u^nd d's Garte^nziig (S. 262) dadri^n chochchen. Gräd der Äärbsfisel (S. 263) wird nummen in 'em äärigen Häfe^n rächt gued! U^nd we^nn mu de^n Winter diir^ch es Trěpfli Milch z'chääsen heed, gi^bd's e^s [12] si^ch o^ch besser, we^nn mu d'Milch im Chessel li am Turner da chan^n uf d's Chääsčfelli ricken, wa^n we^nn mu sa in em Chunsthäfen in der Chunst sol^l chääsen. U^nd der Gsödöfen mit dem ii^ngmuurete^n hundertu^nddriißglitrige Chessi, där ist nid numman găbiga fir de^n Siwwe^n z'g'söden; där verstelld ei'm grad es Wěschhuus (s). Da cha^nn mu d'Wesch (ss) sieden, u^nd d'Wäscherri (ss: Wäscherinnen) hed mu denn gräd in der Chuchchi und'r' ^den Oigen; und de^nn mieße^n s' eppas tuen u^nd těrffen nid

[12] Beitrag zu Note 26, S. 294.

alliwịịl nụmmḁ^{n} tắtschen. Ja gloibid's nụmmḁn, i^{ch} tịị̆scheti (ŝŝ) mị^{n}s altvättrisch Fịị̆rhụụs no^{ch} lang nịd an en nị̆wmĕdischi (ŝŝ) Chuchchi! Was s' in e'r sĕlhen gueds wissen aa^{n}z'reisen, bringen i^{ch} hie o^{ch} alls z'wắgen. Und we^{nn} mi^{ch} d'r Att eppḁ ei^{n}s hinder d's chĭechle^{n} reised, sụ bringen i^{ch} hie so gueti[13] us ^{d}em Fịị̆r (vgl. S. 461) a^{l}s dert. J^{ch} b'chennen meṇ'gs fịsigs Wịịb in e'r heeren-ochte^{n} Chuchchi, wa den^{n} no^{ch} lang nid Fĭetri gääbi under mi^{ch} fịr d's chĭechlen. Äs chunnd denn drụ̆f aan, ob mụ newwḁs chenni und newwḁs dḁrzue heigi. Jer heid d'Aihe^{n}fäßlḙni doch g'sehn ḙm erst, wa ḙr sịịd i^{n} d'Loiba g'sịịn?



Alte Bauernküche. (Drei offene Feuerstellen, **Fiirblatti.**)

Die alte Küche spitzt sich fast in ihrer ganzen Ausdehnung nach dem zweiten Stock hinauf viereckig zu, und eine Öffnung an der Spitze dieser Pyramide läßt uns unmittelbar den blauen Himmel erblicken. Wir haben es mit dem alten holzige^{n} Chĕmi, Holzchĕmi zu tun, welches vortrefflich ziehd, aber außerordentlich chaalts ist. Das Mittelstück, die Chemiglogga, nimmt fast den halben Laubengang in Beschlag. Über das Dach hinaus ragt der Chemihals und kann von der Küche aus mittelst des Chemitechchels (Abbildung S. 446) geöffnet oder gegen Wind, Regen und Schnee abgesperrt werden. Die zwei Asnibeĭmlḙni mitten im Chemi nehmen Fleischstäcken auf, an welchen das Fleisch zum reĭken g'hẹichd wird. Dies vollzieht sich hier weniger gut als in den alten abzuglosen Roĭchchuchchinen,

[13] Ergänze: Chiechleni.

besser immerhin als in den sonst weit vorzuziehenden gemauerten Kaminen. Diese unterstehen nun der Feuerpolizei, während die Holzkamine von den Hausbewohnern mittelst Trooslenbäsen (S. 169) selber gereinigt werden. Unberufene Zuschauer bekommen dabei etwa ihr unwillkommenes Teil ab über Gesicht und Gewand. Daher heißt einen ausspotten oder beschimpfen: uber einen ụụs rueßen. Den einst ungebahnten Weg des Rußes zeigt die niedrige Rueßloịba über den vorhin beschriebenen Lauben an. In neuern Gebäuden wird sie durch den Estrich ersetzt.

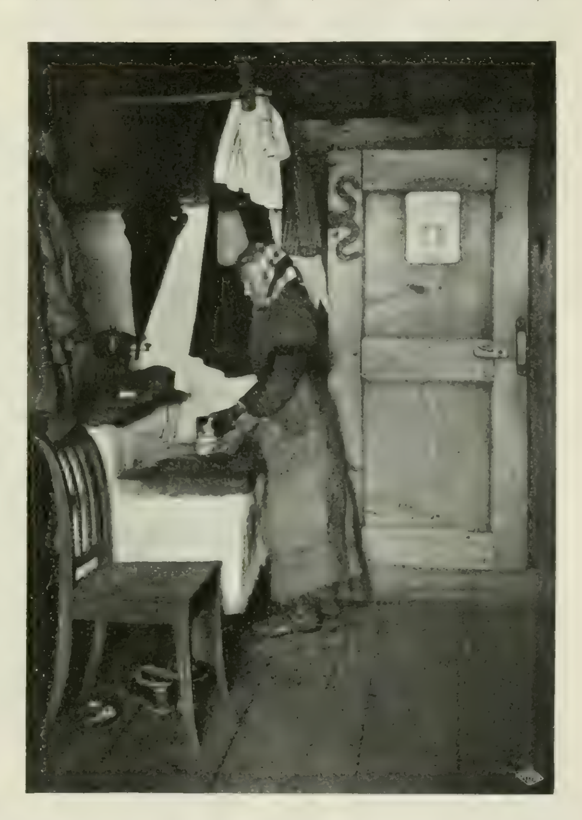
Die Rußlaube erinnert an die Küche[14] oder Herdstatt[15] als ursprüngliches „Haus": das Herdhaus[16] der Baugeschichte. Noch bei Mannsgedenken hieß auch in Grindelwald die Küche d's Fịịrhụụs, ja kurzweg d's Hụụs.[17] War man in der Stube, so schickte man ein Kind nach der Küche: gang ụ̃ụ̃si i[n] d's Hụụs u[nd] reich mẹr das und das; also ganz analog, wie der Feuerraum der Alphütte d'Hitta ist (S. 415 f.).

Hier pflegt ja der Mensch sein „ältestes Haustier"[18]: das Feuer — neben dem Wasser als heilige Himmelsgabe bei hochbegabten alten Kulturvölkern verehrt. Noch der heutige Volksglaube bietet Anklänge an die einstige Perserreligion, wenn es heißt: Wär i[n] d's Fịịr spịwd, uberchunnd ẹs rụụdigs Mụụl; nụmmạn der Tịịfel tueds.[19] Bueben, wa i[n] d's Hirte[n]fịịr brịnzlen, tien dem Tịịfel Wasser und Holz ịi[n]traagen. Ganz eigentümlich mutet aus alter Zeit, welcher jeder Gedanke an Holzersparnis so ferne lag, die Mahnung an, man solle das Wasser nicht unnütz brodeln lassen. Chochched d's Wasser im Hụụs, so ist d's Unglịck vor [d]em Hụụs. Was man heute als lässige Vergeudung von Zeit und Material tadelt, war einst entweihendes Herunterziehen des Feuers in die Knechtschaft menschlicher Willkür und Laune, Trägheit und Sünde statt in den Dienst des strikten Lebensbedarfs.

Für alle an ihm begangene Leichtfertigkeit rächt sich aber das Feuer auch — nicht ohne warnende Vorboten. Wen[n] bi 'nem Hụụs z'bụwwen der erst Tụ̊bel (S. 427) bi'm ịi[n]schlaa[n] rroichned, sụ verbrịnnd d's Hụụs.[20] Das Feuer „entrafft sich der Fessel" wie in dem furchtbaren Schadenfeuer von 1892 (S. 121). Sonst sind allerdings die Brandfälle so äußerst selten, daß eine Örtlichkeit die Bezeichnung bi'm verbrunn'nen Hụụs[21] als Eigennamen tragen kann. Ist freilich einmal ein Brand ausgebrochen, dann ist das Gebäude meist hoff-

[14] Lusern 46 f. [15] Habsb. Pf. 351. [16] Meringer 8—10. [17] Zu Gauchat (im „Archiv" S. 351). [18] Verd. 3, 49. [19] Rothenb. 20. [20] Vgl. Lf. 203. [21] H 2.

nungslos verloren, und in der Regel bringd mụ nịịd ụs ^{d}em Fịịr. Das heißt (wie nịịd ụs der Schlacht bringen) auch bildlich: dies Unternehmen glückt nicht (S. 459) oder rentiert nicht. Die seit 1892 neu organisierte Feuerwehr (S. 121) mit ihren vierzehn Fịịrleiffren, ihrem Hydrantennetz, der großen Dorffpritzen, den ebenfalls fahrbaren Spilstatt-, Schluecht- und Mättenbärgspritzen und den zum Tragen oder charre^{n} von Hand eingerichteten Spritzchen von ụụßendịịr^{ch}igen Orten muß sich in der Regel auf Rettung der Nachbargebäude beschränken. Und auch dies ist nur möglich, wenn Brunnen und Bäche gestatten, jeweils bis zum Abrueff härzhaft Waſſer z'gään. Mehr erwirkt auch hier das Verhüten des Unheils speziell durch die sechs Fịịrg'schauer, wa dem Rueß na^{ch} gaan.



Bi'm Wiibertrost am Ofen.

Schadenfeuer kann entstehen durch vorsätzliches aa^{n}stecken eines Gebäudes; durch leichtfertiges bụbe̥llen (das Bụbi der Kindersprache ist Feuer und Licht); durch Selbstentzündung — e^{n}tbrịnnen — gärenden Futters; höchst selten durch Blitzschlag: we^{nn} d's Wätter schießd.

Dem „e^{n}tbrinnen" steht gegenüber das transitive e^{n}tbrennen (das oberhaslische „empfe̥ngen" [22]) von Brennmaterial für Licht, Speisebereitung und Wärme. Man entbrennt Zịnthe̋lzleni, entbrennt das Licht, die Lantäärna. Man macht e̥s Ịi^{n}fịịr oder tued ịi^{n}fịịren behufs

[22] Mit dieser analogischen Faktitivbildung aus „empfangen" vgl. „eini fehren" aus „fahren": Lf. (278) 636.

Heizung; und man machd ḙs Fi̦i̦rḙlli oder ḙs Aaⁿfi̦i̦rli, man tued aaⁿfi̦i̦ren oder reiken auf dem Kochherd. Zu solchem Geschäft bedarf es natürlich einer gewissen Reife. Dás Meitḙlli da ist noᶜʰ z'gääjs (wird zu früh beansprucht)[23] oder ist noᶜʰ z'jungs fi̦r nes Aaⁿfi̦i̦rli z'machen. Es bedarf schon einiger Kraft zum baarten: zum Schnitzeln eines Bartes (am Scheit hängen bleibender Späne), womit besonders unbri̦nnigi Schi̦i̦ter zu rascherem Brennen gebracht werden. Wie leicht kann auch ein unsorglich gehandhabtes Streichholz noch hintendrein in gefahrbringender Weise Feuer fangen! Es brinnd aⁿ d's Hĕlzli: es ist eine Gefahr vorhanden, und mir wird angst und bange.

> E teil hein gääre g'schichti Chind.
> Nid, daß 's'nen grad a d's Helzli brinnd,
> Daß ihru Chind uf diser Ärden
> Just selle Staatsminister wärden.
> Doch usw.[24]

Oder das Kind kann deⁿ Spaaⁿ lla̦u̦ gaan, weil er an die Finger brennt, und damit die Übertragung auf einen Menschen veranlassen, der bei Übermacht hindernder Umstände von einem angefangenen Werk die Hand lassen muß. Die schlecht verhehlte Unzufriedenheit unter Eheleuten hinwieder, von denen nur eins erbt, kleidet sich in die Rede: Es geid gḙng ḁˡsó g'nietig, nummḁⁿ mid éi'm Spaaⁿ z'fi̦i̦ren. Ferner will d's Fi̦i̦r sachkundig unterhalten sein. In gegebenen Augenblicken mues mu̦ eppḁs aaⁿllĕgen (Holz zulegen), sonst brinnd's schlächtliᶜʰ; d's Fi̦i̦r sḙngd siᶜʰ (senkt sich; im Hasli: „singged") unter leisem Zischen; ḙs vergeid, und d'Glued ist am tooden, sie tooded. Bald wieder loodred das Feuer und treid Sprangen (S. 397) old Flaammen di̦rᶜʰ ᵈeⁿ Luft. Die Flamme heißt der Flaammen[25] und ist éin Wort mit der Bezeichnung des schwellenden Ḙuters (S. 390) als Parallelbildung zur Sippe von lat. flāre = blasen. Die gut mundartliche sachliche Vertretung von „Flamme" aber ist Glanz. Das Feuer glanzed, glanzed u̦u̦f, glanzed häälu̦u̦f; und weh, wenn gar etwa siedendes Fett Feuer fängt: wenn der Schmutz aaⁿfaad glanzen! Es bedarf dann des Humors eines richtigen Grindelwaldners, um nach solchem Erlebnis Schaden und Schrecken unter dem Wettevorschlag vergessen zu lassen, ḙs vermĕgi niemḁⁿ d'Fi̦i̦rblatta mid Ankeⁿ z'salben, wan äär. Bloße Heiterkeit dagegen erweckt es, wenn die kleine Kochkünstlerin Rueßflecke

[23] Vgl. das zu „wohl" Bemerkte S. 400. [24] Str. GlM. 40. [25] Der Flamm: Rebm. 13.

abkriegt: si^{ch} b'räämd, so ernst hinwieder die Rede von einem klingt, der vermutlich Frevel an den Eltern abbüßt: där hed si^{ch} g'wiß a'n Elt're^{n} b'räämd!

Sowohl absichtliches wie ungewolltes Leuchten heißt zị̋nten. Vgl. ei'm heim oder dänne zị̋nten. Auch z. B. ein Gewehrschuß zị̋nted im Dunkeln; die grell und heiß scheinende Sonne aber zị̋nted zuehi (S. 364). — Obwohl es um 1828 im Amt Interlaken fünf Eelẹ̊ni



Winterarbeit.

(Ölmühlen[26]) zum ế̋len von Flaxsaamen gab, zog man dem Flachssamenöl noch lange, ja auf der Alp bis um 1850, die Hărzfeißti oder den Liechtschmutz vor. Das war eine Mischung aus einem Teil Tannenharz und drei Teilen Butter und diente übrigens auch als treffliches Schuehsalb. Im offenen Tắgel hed mụ sạ̊ nid so lịịcht ụụshijd und versị̈wwed wie das Öl, welches zudem stark rauchte und rußte und schlecht leuchtete. Erst als das Räpsế̋l aufkam, wich der Harzfeißtitắgel dem Eeltắgel. Dieser letztere ist denn auch gemeint, wenn es von einem blindstärne^{n}voll Betrunkenen

[26] Öf. fol. 29 F 13.

heißt: är hed aber e^n Tägel! är hed e^n Tăgel g'lăden! Der Tägel erleuchtet auch die Stalllantärna, sowie der eigene Mịjeltăgel das Mịjellantărẹlli im Stall.[27] Auch beim Gebrauch des Repsöls mußte man sehr häufig die rasch verkohlte Dochtspitze entfernen: de^n Chölen abstrịịhen, was beim Brennen von Betrool nicht mehr der Fall ist. Mehr und mehr aber gewinnt nun d's eläktrisch Liecht Eingang, und man erlegt gerne achtzehn Franken fịr nes Trähtli volls oder fịr n es Lämpli (Glühlicht) von sechszehn Kerzen.

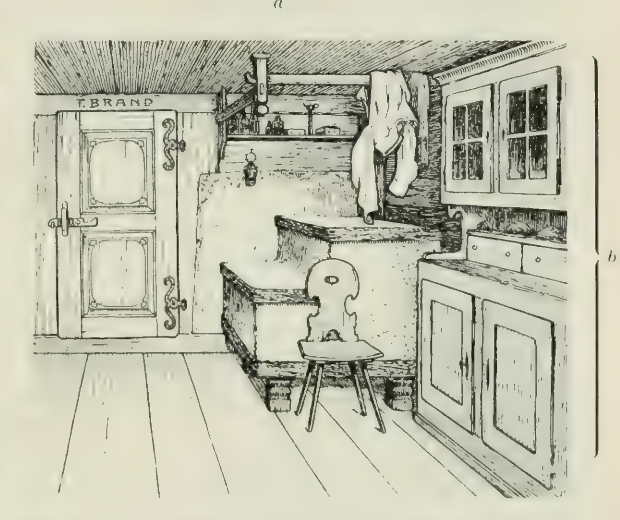
Vom Licht zur Wärme!

Der bereits S. 419 angezogene Stubenofen war früher der rohe, ungeschlachte, in Brusthöhe errichtete würfelförmige, aus Bruchstein und Mörtel aufgemauerte Stocköfen, in welchen man ganze Klötze, ja Wurzelstöcke u^{n}g'schịtten (S. 185) vom Herd her einschieben konnte. Er ist nun doch fast überall durch den Trittöfen ersetzt. Der Ofe^{n}tritt erst macht ihn beinah zum Ideal eines Stubenwärmers. Kommt dazu noch das Ofe^{n}lloch (im Lötschental: die „Ofe^{n}schlopfa") an der Ofenmauer, ferner das auf zwei Seiten herumgehende Ofenbẹichli und parallel gehend unter ihm das Schuehbẹichli zum Aufstützen der Schuhe und Ausruhen der Füße, so ist die Bequemlichkeit des Emmentalerofens[28] wenigstens zum Teil erreicht. Was ihn davon besonders unterscheidet, ist das fehlende Hinüberreichen in die Nebenstube und der Aufbau aus den fast einzig nah erreichbaren Ofenblatten aus dem Fụụlblatte^{n}lloch zwischen Hertenbühl und Waldspitz, also aus dem Tonschiefer des Faulhorngehänges. Diese Öfen sind wenig präsentabel, doch leicht und auf die Dauer heizbar; bloß mittelst leichter Platte auf Tịtschịnen als Ofenbeinen ruhend, könnten sie aber bei einiger Überheizung leicht springen, ja zertroolen. Besser gemahnen an den Emmentaler Ofen die Ofe^{n}stengleni zum Trocknen von Kleinwäsche.

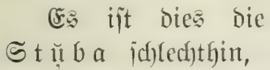
Höchst selten führt, wie in unserm Einlageblatt, ein Ofe^{n}stăgẹlli vom Stufenofen aus durch das Ofe^{n}lloch in die Chääsloiba (S. 457) hinauf. Wenn die Vermutung nicht von kompetenter Seite bestritten würde, so möchte man in diesem Stăgelli den in alter Zeit gewöhnlichen Vorläufer des Stăgenhụụsi (S. 458) erblicken, wie hinwieder an des letztern Platz in neuern Gebäuden die Außentreppen in hübscher Parallele von Stock zu Stock führen. Die untere, oder seltener von dreien die unterste, leitet vom Unterbau mit dessen ebenerdigen Zimmern, Werkstätten oder Krambuden (S. 439) über dem nunmehr eingegrabenen Keller auf die untere Sommerlaube. Die zweite Treppe geht zur obern Sommer-

[27] Lf. 305. [28] Lf. 227—229.

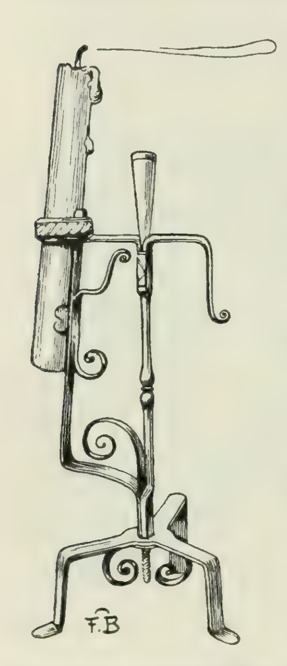
laube und mittelst ihrer in das obere Stockwerk, welches dank seiner größern Hĕ́ĕ́jji aus einer bloßen Loibenhĕ́ĕ́hi (S. 440) zu einer Stŭ̦benhĕ́ĕ́hi vorrückt. Über eine dritte Außentreppe gelangt man bisweilen zu einem ebenfalls noch sehr wohnlichen Dachraum. An der Front hat nun der Vorzug (S. 440) weder Sinn noch Raum mehr. Um so stattlicher wachsen sich die Pfeisterpfĕ́sten zu Lịịbwẹndlinen aus. (Ụụslịịben ist ausfüllen.) Die beiden Frontstuben aber werden in neuester Bauweise durch einen dị̆ị̆r^{ch}gänden Gang, welcher das alte, schmale Gẹngli zwischen Haustür und Küche ersetzt, von letzterer und dem Hinderstị̆bli old Hinnaụụsi-stị̆bli und Küche getrennt. Der Typus des Grindelwaldner Hauses (S. 436) wird durch diese vermehrte Bewohnbarkeit und Wohnlichkeit im wesentlichen nicht verändert. Es ist also einerlei, ob wir jetzt im betretenen alten Haus in der einzigen, oder in einem neuern Haus in einer der beiden Stubenhĕ́ĕ́hinen die Wohnstube betreten.



Winkel einer alten Bauernstube; darin: a d's **Ofenbeichli** und ein **Ofestengli**;
b der **Glasschaft** oder **G'schirrschaft**.


Es ist dies die Stŭ̦ba schlechthin, welche dank ihrer Fensterreihe (S. 441) e^n lụụtẹ̊ri (helle) und liechti (lichte) Stụba zu heißen wohl verdient. Die ander Stube oder Räbe^{n}tstuba, etwa auch von jener inndren als die ụ̆ụßri unterschieden, ist ziemlich gleich eingerichtet und in neuern Gebäuden nun auch von ganz oder annähernd gleicher Größe. In ältern Häusern dagegen ist sie meist nur schmal und erinnert da und dort bei ungewöhnlicher Raumbeschränkung fast an einen angebauten Verschlag: eppḁs Zueha'buwwe^{n}s oder eppḁs Gă̋dmers (vgl. S. 410); in diesem Fall spricht man von einem Gäden. Heimeliger klingt bei entsprechender Ausstattung der Name Stŭ̦bẹ̊lli.

Als Teile der Stube benennt man eigens: die vier Stubeswendi,[29] der ober Soller oder der ober Boden (Zimmerdecke), der under Soller, Stụbeⁿsoller, Boden, Stụbenböden.[30] Das Einlegen dieser Sę̈ller nennt der Zimmermann sę̈llẹrren. Charakteristisch ist auch hier wie im Emmental[31] der (dem Tịliboi̊m des Stalles entsprechende) Underzug, das „Band" des Obershasli und die mit eingeschnitzten Sprüchen zuweilen äußerst hübsch gezierte „Bịnna" (Binde) des Oberwallis. Der Böden hinwieder figuriert in allerlei Redensarten und Bildern. Wer hartnäckig etwas behauptet, stelld z'Böden oder hed z'Boden. Wer erregt mit dem Fuß aufstampft, springd z'Boden. Wer heftig schimpfend einem zugesetzt hat, där ist vor däm gued z'Bodeⁿ gsprungen. „Das wirst du mir gelten lassen (müssen)", heißt: Das muest mẹr z'Bodeⁿ llaan! Wer eine glückliche Ehe geschlossen hat, ist mit dem hịiraten gued z'Bödeⁿ choon.

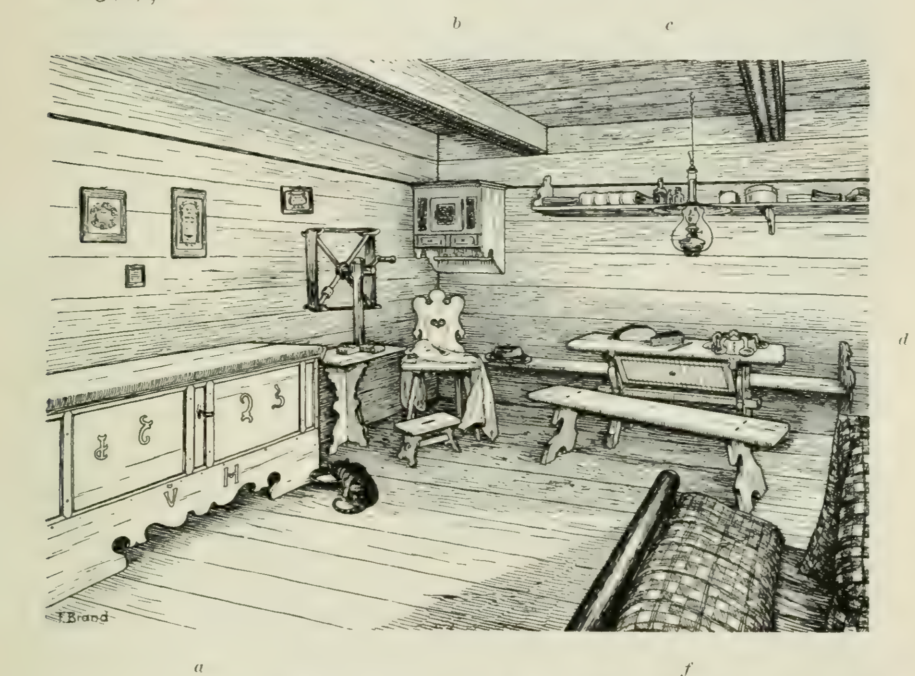


Schmiedeiserner Kerzenhalter. Vom 16. bis weit ins 18. Jahrhundert hinein gebraucht.

Dem „Tschüepeⁿlädeⁿ" des Emmentals[32] entspricht die Scheiba oder der Scheibeⁿladen: er dient dazu, einen neuen Zimmerboden im Maßstab seines Austrocknens nach und nach fest zu schließen, so daß er strẹng z'sa̋meṇ geid. Die Scheibe ist zum Behuf allmählichen Eintreibens — fịr naahiz'scheiben — keilartig zugespitzt: fịrspitzi, oder technisch gesprochen: scheibzịgiᵍ. Wenn dieses Füllbrett hartnäckig siᶜʰ b'steckd, so hat es seinen Dienst geleistet:

[29] Wand wird seit Mehringers Festgabe für Richard Heinzel (Halle, 1898) nicht mehr davon hergeleitet, daß man an ihr „wenden" (erwinden) müsse, sondern vom korbgeflechtartig „gewundenen" Holzgerüst mit Lehmfüllung, wie die balkanische Bauart sie noch heute zeigt. [30] Man bemerke den feinen Unterschied zwischen der Zusammensetzung mit s als Bindelaut (vom Genitiv der Maskulina analogisch auf die Feminina übertragen) und derjenigen ohne solches s. Jene ist primär, diese sekundär. Man sagt genuin mundartlich Garteshaag, aber im Lehnwort Garte(n)zuun; man sagt Stubesboden wie Hittestür zur wesentlichen Unterscheidung von jedem andern Boden, jeder andern Türe; aber man sagt höchstens verdeutlichend (und hier auch pleonastisch) Stube(n)soller (vgl. solarium Platz zum Sonnen), weil eigentlich bloß der „ober Soller" einer ausdrücklichen Heraushebung bedarf. Von hier aus rechtfertigen sich auch so gute alte Bildungen wie Gerechtigkeitsgasse, wie G'meindsbresidänt und Gemeindspräsident gegenüber banal-pedantischen Neuerungen wie „Gemeindepräsident", „Gemeindeschreiber", „Haltestelle" (in Zürich), vor deren Klang ein Jakob Grimm sich die Ohren zuhalten würde. [31] Lf. 198. [32] Lf. 198. 603.

der Böde^n b'schịịbd gued, är ist gued g'scheibe̥ta. So „beschäubt“ man auch einen andern Gegenstand, der eines Verschlusses irgendwelcher Art bedarf; und wer seinen Posten behaupten, gleichsam dessen Blößen decken will, muß achten, was er b'scheibi oder b'schịịbi. B'schöben wird buchstäblich auch z. B. die Flasche mit dem Papịịr- old Pantoffel-Schịbel, der Brunnentrog mit dem Trogschịbel.

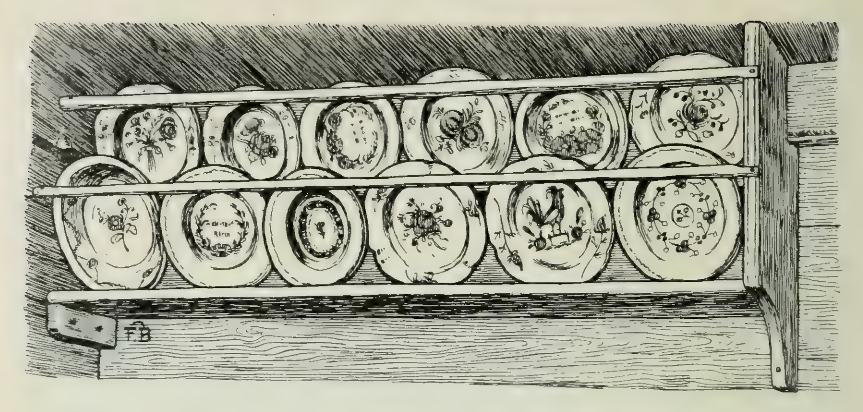


Bauernstube zur Veranschaulichung

a des G'wandchaften; b des Wandschäftli; c des Vieherbaich; d des Chriiztiisch (mit gekreuzten Beinen); e des lenge Stiehlli; f wie mu g'fiirstet betted. (Der Anzug der Bettdecke aus Cheltsch.)

Von Zimmerteilen, welche niet- und nägelfest mit dem Hause verbunden sind — z. B. der Pfẹisterstuehl, der mit dem Wandstuehl an einer fensterlosen Nachbarseite im Egge^n zuehi fix verbunden ist, sowie an beiden Enden samt ihm durch Esla (Esel) gestützt wird — ist im Bauernhause der Hụụsraad oder das Möbe̥liár schwer zu trennen. Selbst ein hier allfällig nötiges zị̈glen (vgl. dagegen S. 308) würde übrigens sehr vereinfacht durch den gut altschweizerischen[33] Verzicht auf allerlei Rụstug u^nd Plunder (Krimskrams), der doch bald wegen Nicht-

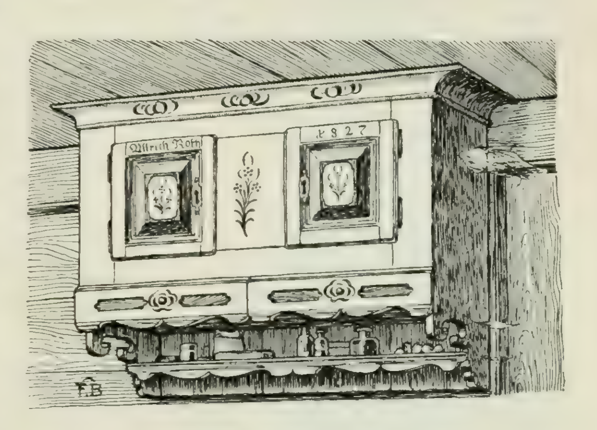
[33] Bern B. 525 f.



Blatteschaft. (Geschirrbank in der Wohnstube.)

gebrauchs von Guegeⁿ zerbohrd (vom Wurmfraß befallen), oder verwụrgged (zerknüllt, zerknittert) oder zerfächchlled (ausgetrocknet und zerfallen), oder erbröded (vermodert) ausſähe. Nicht wenige antiquariſch wertvolle Stücke ſind in letzter Zeit ins hiſtoriſche Muſeum Berns gewandert und ſtellen allerdings dort mehr vor als im ſchlichten Bauernhauſe. Eine kunſtvolle Schäbälla bildet kein Aſſortiment zum ſchmuckloſen lẹngeⁿ Stuehl, dem beſtimmungsgemäß der Lånen (die Lehne) fehlt, zum Stïehlli oder Schåmẹlli, zum Tågel-, Bïeher-, Ofenbẹichli an je einer Wand, zum Plampi (hängenden Kinderſtühlchen) mit beweglichen Chrṻglen als Spielzeug. Einen Chrị̈ịz-tịịſch ferner, deſſen kunſtvoll geſchnitzte, ſich kreuzende Beine gnappen (wackeln), müßte man eigentlich, aus der ſpaßhaften Vorſchrift Ernſt machend, mid 'nem Fị̈ịfkränkler underlẹ̈gen. Das würde ja übrigens zu dem koſtbaren feſttäglichen Tiſchlachchen und zu dem reichen Inhalt ſtimmen, welchen der Tiſchchaſten birgt. In der Regel freilich ſind beſonders Tiſch und Bett ſehr einfach. Der Madrätzen erſetzt erſt jetzt allmählich den viel wärmern Strouw- und darüber gebreiteten Sprị̈wwerſack, auf welchem noch heute die echten alten, auch reichen Grindelwaldner ſchlafen. Daß ſie's óᶜʰ hätten, beweiſen ſie mit dem alljährlichen, ja oft halbjährlichen anders ịịⁿſtoßen, wozu nur das beſte, tüchtig durchſonnte Stroh auserleſen wird. Der Sprị̈-werſack aber muß leider auch hier häufig dem ſo ungeſunden Fåder-Underbett weichen, deſſen Füllung zweiter Güte gelegentlich vor Prallheit näben ụụſa ſtotzed. Auf das beidſeitig ahigſteckt oder ahi-gſchoppet Lịⁿlachcheⁿ folgt das Hoiᵖteⁿchịſſi. Der Anzug desſelben, die Hoiᵖtchị̈ßzieha, kehrte bei der alten Art zu betten die ſchönfarbig geſtreifte Seite: die 'zeichnet Siita tagsüber nach oben; vor

Bettgang aber heb mụ d's Chịssi g'chehrd, um die Muster eigener Webekunst tunlichst zu schonen. Als dann die zịịßleten (gestreiften) oder gar weißen, sowie die 'billᵈeten, d. h. mit reliefartig erhöhter (ụụfg'woorffner) Zeichnug geschmückten Tappẹni (das Tappị: le tapis[34]) aufkamen, hatten freilich die Ausübung und Schaustellung häuslicher Kunst keinen Sinn mehr. Unter der Techchi (Fädertechchi) breitet man für ältere Personen eine Wulltechchi und für Gliedersüchtige wohl dazu ein Schafhärden (S. 95). Ein ebenso geschätzter Bettwärmer ist aber etwa ein gehätscheltes Enkelkind, zu welchem es nach dem Abendessen heißt: gang aⁿfạn nịder und tue mer deⁿ Tụpf wärmen! Dieser „Tụpf" ist die eingedrückte Stelle mitten im Bett, welche nachher, ohne das schlafende Kind z'b'ụⁿriewwen, der oder die wärmebedürftige Alte in Beschlag nimmt. Das gesamte Bett samt Gestell heißt noch heute gelegentlich Gụụtschi. Das echte alte Gụ̈tschi aber war ein an die Wand gebautes — aⁿg'nägelets — Gestell ohne Anstrich noch sonstige Zier. Was es dagegen



Bemaltes Wandschäftli.

auszeichnete, waren so hohe Beine, daß auch der Großgewachsene, wenn er zu Bette wollte, entweder als ganz respektabler Turner eⁿ Ggụmp nään oder aber einen Kasten als Vorstufe heranrücken mußte. So bis um 1850, in Vorsaßen teilweise noch heute.[34a] Das so hohe Bett bot tagsüber Raum für das auf Rädchen untergeschobene Underftoosgụụtschi (das Gutschibett der Walliser, das Gụtschli der Lauener) für größere Kinder. Zu kurzer Tagesruhe der Erwachsenen dient das Rueʷgụ̈tschi oder Rueʷbett ohne Lehne, allmählich jedoch ersetzt durch das (immer noch einfache) Känäbee der Grindelwaldner, das „Kanabett" der Lötschentaler. Belangreicher ist der Tausch des Bettkorbes für Säuglinge an die alte Wäga (Wiege), das Wägi oder das Wägẹlli, worin das arme junge Hirn[35] zum Schlaf gezwungen wurde. Erst

[34] Die Endung des Lehnworts als Deminutivsilbe aufgefaßt. [34a] Ebenso im Lötschentaler Wohnhaus. [35] Vgl. dagegen Odenwald 169.

dann, meinte man, tiej's dem Chind im Hoiptli weh, wenn mụ die läär Wäga wĕgi.

Der bereits als Vorstufe zum Gụtschi erwähnte „Trog“ [36] oder vielmehr Chästen (vgl. die Örtlichkeit bim Chastenstein[37] und die Kastensteinhöhle am Schreckhorn), sowie das Chasteḷli repräsentieren die anspruchloseste Nützlichkeit. Gleicherweise tun dies der gewöhnliche Schaft (Kleiderschrank), der Chuchchischaft und das kleine Chlắbschäftli an der Küchenwand. Ein kleines, oft recht zierliches Chlắb- oder Wandschäftli, fest an die Wand genagelt, fehlte früher keiner Bauernstube. Es barg d's Gäld und d'Gschrifti, und das Schlịsseli dazu trug meistens d'r Ätt am Gäldseckel angebunden im Hösensack. Sehr viele dieser Wandschäftleni haben nun dem Bịịroo, also der Mode weichen müssen. Größere Sorgfalt verwendet man an den Blattenschaft oder doch das Blattenschäftli zum Aufstellen der Paradeteller. Heute ein Ganzes für sich darstellend, bildete der Blattenschaft sonst auch etwa das Mittelstück eines kunstreich geschnitzten und bemalten Bụffet, welches dem „Buffert“ des Emmentals[38] entsprach. Ein solches Buffet ziert nunmehr das historische Museum in Bern. Noch heute vereinigen sich Gömöda, Bịịroo und Glasschäftli übereinander zum Bịịroo (Bureau) im weitern Sinne. Zu seiner Rechten oder Linken hängt wohl die Schwarzwälderuhr oder irgend ein anderes Ziịt (das „Ziịtgreis“ des Wallis), trotz seinem Alter immer noch wertvoller, als eine schlechte Taschenuhr: eine Chắfermịli. Platz findet an heller Wand der Spiegel, dessen Verwandtschaft mit speculari u. a. auch im spieglen und spienzlen (anlockend halb versteckt sehen lassen)



Blättleni.

Irdene Platten mit bunter Bemalung; die obere aus Heimberg (um 1800), die untere aus dem Simmental (Ende 18. Jahrhundert).

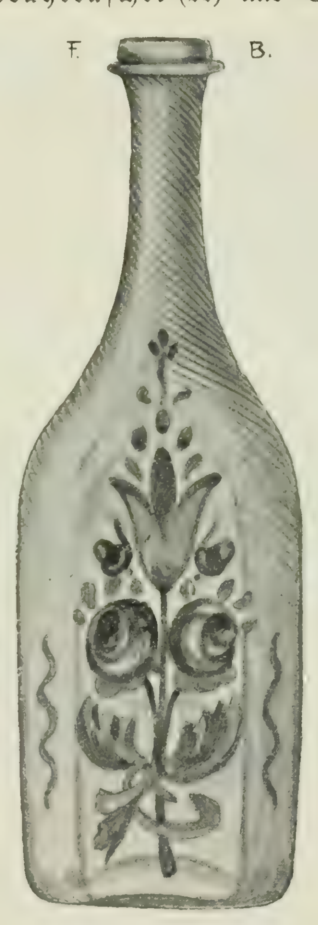
[36] Lf. 313. [37] B 2. [38] Lf. 315.

sich reflektiert. Gegenstand eines solchen „spienzlen“ ist zumal die daneben hängende Guggisbärg-Pfiiffa (Weggen- oder „Chammenpfiiffa),[39] womit auch der Grindelwaldner eⁿ junga Stolz und en alti G'wähnheit übt. Aus den fünfräppigen irdenen oder häärdigeⁿ Pfiifen dagegen, als den profiitlichisten, hat man nach beliebtem Rätsel z'erstist'zögen, was 's eineⁿ g'chosted hed. Ein geschnitzter Schuehlëffel, das Strähltäschli (ss) und Bïrsteⁿtäschli gemahnen an Toilette, aber auch an deren Störung durch bïrstig Bonzen (händelsüchtige Kerle), wa enanderen erbïrsten.

Ein Blick in die Küche erinnert zunächst an die Bedürfnisse der Äſſen (des Mundes). Da paradieren die Suppeⁿschïßla mit ebenflächiger und der Suppeⁿchopf, der Chopf, das Chopfli mit bauchiger Wand.[40] Wie diese, können auch die Chachtla (Kachel) und das Chachtelli (Tasse) samt dem Ggaffeblättli (Untertasse) und dem Suppenblättli



D's Dorfgutterli
oder d'Dorfgutterra (10 cm hoch).



Bluemti Butälla,
Chindbettifläscha (22 cm hoch).

Das rotviolette, platte Dorfgutterli ist Iseltwalder-Gebläse a. d. 18. Jhd.; die bunt bemalte weiße Flasche gehört der Mitte des 19. Jahrhundarts an.

---

[39] Lf. 469. [40] Die cuppa, coupe verbleibt im Oberland auch als „Kopf“ im Bedeutungskreis des Gefässes, ohne auf die Hirn-„Schale“ und danach auf den Kopf (das „Hoipt“ des Oberlandes) sich überzutragen.

(irdenen Teller) Gegenstand einer kleinen Kunstausstellung werden. Das danken sie beispielsweise den Reißen, womit sie g'reißed sind. Der Reiß ist ein Ring kunstreich gruppierter gemalter Linien oder Tupfen, langer, schmaler Streifen, z. B. auch als Anzeiger des gewesenen Höhenstandes einer abfärbenden Flüssigkeit: äs blịịbd e^{n} Rreiß z'rụgg. In Reißen heißen übereinander gelagerte schmale Bänder an der Winteregg. Ebenso vgl. z. B.: e^{n} roota Häfen und wịịß Reißa drum. Alle diese Geräte sind, gleich dem Ggaffẹchrueg („Chrụụsi") von gewöhnlichem Ton. Zu Porzellan versteigt sich auch der Reiche nicht; nur wo vornehmelndes Gehaben eingerissen ist, da geid alls purzẹlịịnig zue und har. Fast lediglich zur Parade dienen das zị̊n^{n}ig Täller und die zị̊nig Ggaffẹtiẹra; im Alltagsgebrauch wird Zinn durch Eisenblech ersetzt, oder aber durch Holz, wie beim Salz-, Wasser-, Milchnapf. Gefässe zum Übergießen haben einen Ausflußschnabel: den Zoiggen, dessen Abgang an mụtten Geräten gleich dem Fehlen der Handhǻbi den häßlichen Eindruck der Verwahrlosung erweckt. Die ehemals (noch um 1760) in Iseltwald bestehende Glashütte brachte auch nach Grindelwald manches Stück, das nunmehr als sehenswerte Antiquität neben die gewöhnliche Pụtälla (bouteille) sich stellt. Wir bemerken die Flágoona (Weinflasche), das Ggụtterli und insbesondere das S. 471 aufgeführte Dorfgụtterli, die Wẹntẹlla und das Wẹntẹlli (s. v. w. plattgedrücktes Busenfläschchen) den jetzt

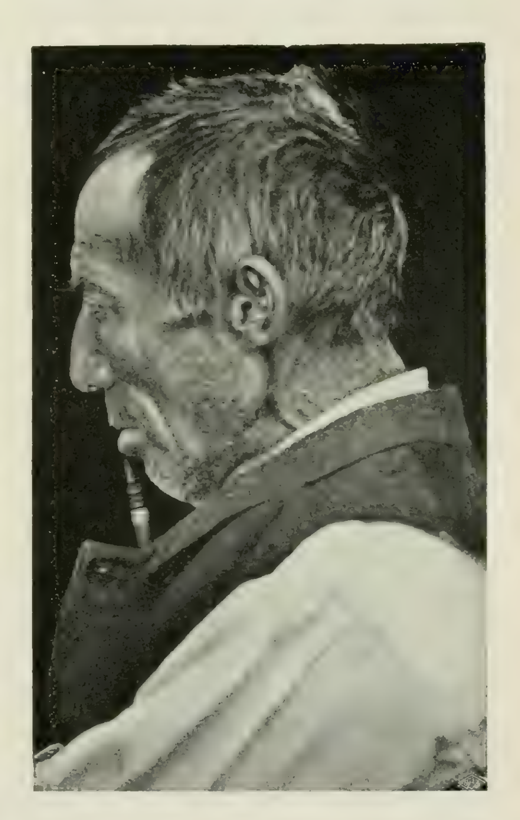


Krug aus Steingut mit plastischer Ornamentik.

24 cm hoch. Deutsche Herkunft: 17. Jhd.

noch zum darmässen von Saatzwiebeln gebrauchten Schoppe^{n}mịjel. Flüchtig wie die Glasgeräte berühren wir hier Pfanni, Chelli und Häfen aus Eisen — ịịsnig —, aus Erz — äärig — oder Bronze (woraus der Brụns als der Siedetopf des Lötschentals besteht). Früher sagte man auch hier: ịịsin, holzin, äärin: en ịịsina Ring, en äärina Häfen, es holzi^{n}s Hefti. Rasch erwähnt seien auch Chrụụdmässer, Chrụụdbrịtt und Gnịịpli zur Bearbeitung von Spinat und Mangold; der Härdepfelstungger oder -stämpfel; die Rḗésti- oder Härdepfelhächchla und Raafhächchla zum schịịblen der Siedekartoffeln, der Weißrüben; der Härdepfel-

Chääs-, Zuckerrịber; die Härdepfelmịli[41] und der ähnlich gebaute Chirsmuesstuehl (s. Abbildung S. 504). Ebenso flüchtig seien hergezählt: das Theerichterli (la passoire); der Lĕffel und die Gäbla oder (in Itramen) der Gä̋bel, beide früher auch hier in der Rịịglen[42] verwahrt; das Mässer in seinen Wertabstufungen von dem mit Schildchrott oder Schildplatt besetzten Zierstück herunter zum Schnitzer mit scharfer Lämẹllen (la lame, Klinge) bis zum allzeit verderpden fünfräppigen Rolli, Rollihĕgel, Rollipaggel.



Raucherphilosophie.

Als Gegenstück zu den Haussprüchen versparten wir bis ans Ende des „Innern" die kurze Erwähnung des Zimmerschmucks. Welch ein Gegensatz auch hier zwischen heute und ehedem! Da unterbrach nichts die Kahlheit der schwarzen Stubenwände, als einmal die hinter Glas und Rahmen verwahrte Zahlungsaufforderung, die ein behäbiger Bauer irrtümlicherweise zugestellt erhalten hatte. Portẹree und Maalẹni (Gemälde) an der Wand, Maalibīechlẹni und Nippsachen auf dem Tisch, Nĭwjahrswĭnsch und andere kaligraphische Künste wie z. B. die Initialen unseres Buches reden von altem natürlichen Kunstgeschmack, der eben jetzt von mancher Seite her durch billige Darreichung guter, ja feiner Bilder in verständige Schulung genommen wird. Denken wir nur an den ungemeinen künstlerischen Aufschwung der Kalender, die den alten Spott: är ist en lleida, är gääb es Brattŭgmaali, immer mehr Lügen strafen; an die Bestrebungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft;[43] an die Bernerkirche mit ihrem „Säemann" und dessen schönen Prämienbildern.

---

[41] Vgl. Lf. 507. [42] Lf. 515. [43] Vgl. „Bund" 1904, 12; Echo vom Emmental und EvG. in verschiedenen Artikeln.

Hausarbeit. Gewand.

Des Mannes Haus ist die Welt, die Welt der Frau ist das Haus. Auch den Mann weisen indes Wintertage, die nicht an Arbeit im Walde gewendet werden können, an häusliche Beschäftigung. Und deren gibt es im Oberland, wo nach alter Tradition jeder sein eigener Handwerker sein muß, genug. Schon der fleißig beanspruchte Zi̊gstuehl beweist es. Auch Zi̊gmässer und Saaga, die zweihändige Ax und das einhändige Schnätzbielti sind für Bearbeitung von lindem wie zääjjem Holz allzeit zur Hand. Besonders die Alp-, Wasch- und Traggeräte werden meistenteils sälber g'macht. Irgendwo wird sicher in diesem Augenblick an 'em ni̋wwe[n] Mälchstuehl g'schnätzed. Nebenan muß ein Handbräntlitechchel seines Dienstes entlassen und für die erste Not durch ein gitterartiges Chri̋i̋z aus kleinen Spälinen oder Hélzlinen ersetzt werden, damit nicht beim Tragen die wallende Flüssigkeit u̥u̥saggoitschi oder e̥s sḁ u̥u̥sschlääj. Dies andere Gefäß ist nicht mehr bhääbs, sondern ist durchlässig geworden, ist zerlächchneds; mu̥ mues 's g'schwe̥llen oder z'g'schwalle[n] tuen (im Hasli: z'b'häbe[n] tuen). Jetzt sind die zum mehrfachen Binden um den Tu̥tel gelegten tannenen Schléßlireiffa mit den Schléßli̥nen: den so elegant gefertigten Bindestellen, locker. Oder der untere, vorspringende Teil der Umfassung: der Fréésch (Frosch) muß wegen Fäulnis ab'zöge[n] (weggeschnitten) werden. Die Mälchtra da hed en u[n]mmu̥glichi Handdu̥wwa (die Handdaube mit der Öffnung zum Anfassen ist lästig unbequem)[1], und auch die andern Tu̥wwi (douves) sind altersschwach. Nur die Gepsi, welche auf den Gepse[n]latten der Chuchchisti̥bliswand entlang stolze Parade machen, si̥n no[ch] gued im G'reis.

So kommt der Mann auch zu Hause nie vor d'Arbeit u̥u̥si. Und an allem, was er in die Hand nimmt, bestätigt sich das alte Urteil: der Oberländer weis[s] 'mu̥ en Art und eu̥ Gattug z'gään. Er weiß es auf gefällige und praktische Art anzustellen. Drum hat er ja auch die Holzschnitzlerei als Hausarbeit aus den bescheidenen Anfängen eines Geisbueben (S. 328) zu der gegenwärtigen Blüte gebracht, und Grindelwald reiht sich den Schnitzlerorten Brienz, Meiringen, Interlaken, Lauterbrunnen nicht unwürdig an.[2] Schade nur, daß der herrliche Marmor[3] über dem untern Gletscher eine gewerbsmäßige Ausbeute nicht lohnt.

---

[1] Vgl. „ummuglich" S. 388. [2] v. Tav. 111. [3] Baltz. 1, 108 f.

Besonders freilich ist im Winter das Haus die Welt der Frau und Tochter. Es klingt wie ein Märchen aus alten Zeiten und ist dafür eine um so interessantere Tatsache, daß noch im Jahr 1907 im reichern wie im ärmern Grindelwaldner-Bauernhause eine hiezu angelernte Tochter für sämtliche Familienglieder das Alltags- und selbst das gewöhnlichere Sonntagsgewand verfertigt, indes eine zweite Tochter für den Hausbedarf spinnt, eine dritte strickt und flickt, die vierte den Haushalt besorgt. Alle Attributte der Weiblichkeit: Nadel und Spindel und Kochlöffel finden also hier noch ihre Vertretung. Besonders gilt dies vom zweiten und im Mittelalter einzig genannten Symbol, mit welchem sogar die Weltgeschichte beginnen durfte.[4]

Wir können also den Gị̈rben noch in seiner vollen Tätigkeit betrachten, was wir freilich unter Verweisung auf „Lützelflüh"[5] hier in aller Kürze tun. Wie im Emmental, konnte man früher auch in Grindelwald gelegentlich e̥s Manne^{n}volch, wohl gar ein hochgewachsenes: e̥^{n} lẹnga Gị̈rben, spinnen sehen. Ja diese Mannsperson lebte vielleicht in ganz glücklichen Umständen, war gued ụf ^{d}e^n Seitnen. Man muß nämlich wissen, daß der Seiten (die Saite), welcher am Gị̈rbe^n-raad doppelt umläuft, in der Regel bloß aus Ịse^{n}fäden statt aus Schafdarm besteht und deshalb durch häufiges Reißen viel Unannehmlichkeiten bringt. Durch die Trätta und den Trätte^{n}chnächt in Bewegung gesetzt, bringt die Saite den Wirten und die von ihm im Aa^{n}traagi („Anträgli") eingeschlossene Spịnndla (den „Spuelen") in vervielfachte Umdrehung. Hụ̈bẹlli um Hụ̈bẹlli gesponnenen Garns füllen die Spindel, welche alsdann das Abrachchli (äbr-) heißt. Zwei Abrachchle̥ni ergeben auf dem Haspel, welcher nur selten ein Zellhaspel mit Umgangzeller ist, einen Strangen. (Das Verhältnis zwischen Zettel und Einschlag wird durch Wägung festgestellt.) Den Strangen verschnürt oder vermachd, underhäspled man mittelst der Underhäspleten. Dies geschieht mittelst des Faden-Endes: des Trooms oder Trẽmlis. Wer im Unrecht ist, ist am lätze^n Troom, und wer nie zu seinem Vorteil gelangt, chunnd niemals a^n d's Troom.

Fehlgriffe im Spinnen sind noch strenger verpönt als im Emmental. Wer hindr' ^{d}e^n Fingren aa^{n}setzd, dem soll man das verfehlte Garn um die Finger wickeln und in Brand stecken. Ebenso scharf wird bedroht, wer de^n Traadel dị̈r^{ch} d'Chụụchla uehi laad, wer ein Pụlggi

[4] Die Berge standen bereits da, „als Eva span und Adam hackt' im Morgenland" (Rebm. 6). Vgl. das „Kunkellehen" S. 539, und „Schwert- und Spillmagen" Lf. 371.
[5] 369—375.

(„Chnụ̈lz": schlecht gedrehte grobe Strecke) oder gegenteils einen Chräämmer (eine zu dünn geratene, daher abreißende und durch neues Einspinnen mangelhaft verbesserte Strecke) ins Garn bekommt.

Die fleißige Spinnerin und auch jede sonst immerfort beschäftigte Person hat nach kurzen Zwischenpausen je und je wieder frisch a^{n}g'chụụchleds, und die Arbeit geht nicht so bald aus: mụ hed gẹng g'nueg a^{n}g'chụụchleds. Man muß darum auch gelegentlich eine getroffene Verabredung widerrufen lassen: mụ heig jetz no^{ch} sụst eppạs a^{n}g'chụụchleds, oder: scho^{n} vịl z'viil a^{n}g'chụ̈ụ̈chled's, ẹs sig ei'm newwa^{n} gräd nid gắbigs. Und ist gerade kein Gespinst zur Hand, so dient der Chụụchle^{n}stuehl rasch als Träger der wagrecht laufenden Gare^{n}winden. Oder das Spinnrad dient zum zwirnen von Nähfaden oder Strickgarn, wobei der Håber, Spindlenhåber die erforderliche Anzahl Spulen aufgesteckt erhält. Gewöhnlich aber ist für den größern Teil des Winters buchstäblich und bildlich g'nueg Rịịsti a^{n} der Chụụchlen.

Die Rịịsti[6] besteht aus den schön geordneten langen Gespinstfasern, welche in der Hand des Hechlers zurückbleiben, nachdem die verwirrten Fasern vorab weggestreift und als Chụ̈ụ̈der in verschiedenen Abstufungen zu eigenen Büscheln geformt worden. Wird nämlich zunächst ein Bündel gebrochenen Flachses an der Blütenseite oder am Tolden ergriffen und durch die Hechel gezogen, so bleibt in dieser der Tolde^{n}chụ̈ụ̈der stecken und wird abgehoben, um zu grober Seilerware (Hewseil, Ggụ̈ntelseil u. dgl.) verarbeitet zu werden. Wird jetzt der nämliche Büschel Flax nochmals doppelseitig, also am Dolden und am Storden durchgezogen, so erhält man dẹṇ guete^{n} Chụ̇der, aus dessen Gewebe, dem Chụ̈ụ̈dertuech, der starke Chụderschlụ̈ffi (S. 484) und die Uberhösi des Hirters für die winterliche Männerarbeit geschneidert werden. Die alsdann in der Hand des Hechlers zurückbleibende Flaxrịịsti gibt das lịịnig oder fläxig Tuech als das für den bäuerlichen Gebrauch feinste. Die Reaktion gegen eine Unbill lautet daher grindelwaldnisch: das ist dẹṇṇ gröbs fịr lịịnigs! Das zääjst Tuch dagegen ist das im engern (und unterländisch ausschließlichen) Sinn so geheißene rịịstiga aus der Hajfrịịsti. Das ist u^{n}zerhịjli^{ch}ß! Was aus dieser Hajfrịịsti als verworren ausgesondert wird, gibt das sehr grobe, aber bei Gliedersucht geschätzte hẹiffig Tuech (die „g'chnopfeti Waar" des Lötschentals). Die in der Hanfhechel

[6] Im Unterschied von der unterländischen Riisten (geordnete Langfasern des Hanfs; vgl. dagegen mhd. WB. 2, 1, 729) erscheint die „Riisti" als eigentliches Substantiv des Tätigkeitserfolgs; vgl. reist (fertig) zu reisen (herrichten, zuwege bringen), aa(n)reisen.

zurückbleibende Uⁿspunni liefert, gleich dem Doldeⁿchụụder, Seilerware.

Bezieht sich also grindelwaldnisches „Rịịsti" auf beiderlei Gespinst, so war dies in alter Zeit[7] ebenso beim Ausdruck Wäärch der Fall. Heute ist Wäärch auch dem Grindelwaldner bloß noch Hanf, und er unterscheidet am stehenden Gespinst d's grooß und d's chlịịn old d's under Wäärch; jenes hohe wird zuerst obenab ausgerauft, dieses niedrige folgt als „Stụ̈mpleteⁿ" nach. Beide Gespinste liefern eben das Material zum „wirken" des Kleides, zum „Werk" im engsten Sinne.[8] Flax ist speziell das zu flechtende,[9] während „Hanf", Hawf oder Hajf, aus „cánna-bis", die „Hanf-Nessel"[10] bedeutet. Die letztere wird damit der Brennnessel — Nĕßla — gegenübergestellt, deren äußerst feines und starkes Gewebe[11] man einst auch auf der Alp zu schätzen wußte. Hießen doch die Chääsťĭcher der alten Sennen Nesselťĭeher und wahrte man sich deren Vorzüge sorgsam damit, daß man sie nach dem gewöhnlichen Auswaschen in heißer Schotte in kaltem Wasser durchspülte. Dadurch wurde ihr z'sǟmeⁿstäppen verhütet. Unter Beiseitelassung der Nessel wird aber bis zur Gegenwart bloß noch g'hajffed und g'flaxed oder Flax g'machd. An alten Hanfbau erinnern sogar Flur- und Ortsnamen wie der alt Hajf hinter Itramen, die Hajfmatta, der Ort am Hanfgarten oder „zem Henffeler" in Gündlischwand (1335)[12] und „in der Hanferren" zu Äschi (1309).[13] Auch der „Hargarten" wie z. B. zu Gümligen und (1305) zu Mörswil[14] fehlt als älterer Ausdruck für Flaxnẹrra nicht. Diese dagegen ist nur in Gweren-Entis Weltreise[15] „dokumentiert"; da erscheint nämlich der Thunersee als „eṇ großi, mächtigi Flaxnerra"[16] (vgl. S. 265). Die Gefährdung freilich, welche der uⁿzịịtig Schnee beiden Gespinsten bringt, und die ertötende Konkurrenz der so vielfach vorteilhaftern Baumwolle lassen ihren Anbau derart zurückgehen, daß selbst die Hajffaat (die Hoissẹt der Burglauener und die „Hawßet" des Unterlandes) ganz, der Flaxsaammen (die „Lisẹt" des Oberwallis) größtenteils zuchag'choifd werden muß, um der Pflege von Vieh[17] zu dienen. Die

[7] Vgl. Habsb. 1, 308; 2ᵃ, 26. 28 f. und ö. [8] „Werg" ist später aus „Werk" differenziert, etwa wie „Beet" aus „Bett" u. dgl. [9] Ahd. flachs oder flass konnte daher z. B. auch den Docht bedeuten. Die Stelle Jes. 42, 3 = Matth. 12, 20 lautet in den Fragm. theot. 5, 1 (Braune ahd. Leseb. 154, 4): riuchantan flas ni leschit (den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen). [10] Hoops 472. [11] Vgl. Lf. 376. [12] Font. 6, 208; Reg. 66. [13] F 4, 359. [14] F 4, 237. Haro, har, Genitiv harwes ist Flachs. [15] Gw. Rs. 3. [16] Ähnlich spotteten die alten Alemannen über die (keltischen) Bojer, sie seien auf einem Eroberungszuge über ein blühendes Flachsfeld geschwommen, das sie für einen See hielten. (Vgl. Birlingers Alemannia I.) [17] Vgl. S. 345 und Lf. 360.

ehemals ausgedehnten Flaxspreiteni zum reezen oder roossen[18] sind ebenso am Verschwinden, wie vorlängst die Blewwen (vgl. die Blewwa in der Nähe des Mettenbergfußes (die „weyd bei der Bläüwen" 1744),[19] die „matten zer Blöiwon" bei Därligen 1360,[20] verewigt im Geschlechtsnamen Blewwer, Bleuer, „Blöwer" 1355.[21] Auf diesen Bleewen hatte man den zertinglete^n Flax, der seine Dingla vom Bast zu sondern anfing, mit Bluwwlen (Knüppeln) bearbeitet, wie man auch einen Menschen „bläut" oder flaxed. Dann verrichtete die Riibi, vielleicht früher auch ein Gebäude im Riibigäßli seinen Dienst. Später wurde zur Ersetzung des Bläuens das bekannte rätschen a^ng'reised. Das G'rätsch, die Rätscha, das rätschen, wovor der Schweigsame sich hütet, „feiert" auch hier seine bekannte Bildlichkeit, und ebenso bildlich kann ein zugrunde Gerichteter under d'Rätscha g'hijen. Das buchstäblich unter diese gefallene Gespinst, der Rätschhund, wird zum Abschluß der „Brächcheten[22] aus den Dinglen herausgelesen und als Seilerware no^ch g'rätschhunded.

Zum Glück für die heimische Gewandindustrie läßt sich trotz ebenfalls enormem Rückgang die Schafzucht nicht so gründlich wie die Gespinstkultur aus der Alpwirtschaft ausschalten. Noch vor Flachs und Hanf fügt sich daher die Wolla in die winterliche Tagesordnung ein. Und lieber, als das selbstproduzierte neue Wollzeug mit Rupf („Hudelrupf") zu vermehren, wird man von Uri (Wassen) wiißi Wolla lä^n choon. Den Zettel für alle im Haus gefertigten Gewebe liefert die Bou^mwolla (Baumwolle), obschon diese hier oben niemals Gegenstand einer Industrie werden könnte. Die einzige Manipulation, die man am rohen bou^mwolligen Zettelgarn etwa vornimmt, ist das rëëtlen. Man färbt es mittelst einer Lauge aus Erlenrinde, deren Braun man mittelst Zusatzes von Brasilie^nspäänen oder Siide^nspäänen (Fernambuk) dem Rot nähert,[23] oder sogar nur mittelst Rëëtel (Rötel: derbem Roteisenstein). Man ersetzt sich durch solche Röst-Färbung einigermaßen die teure Tirrggengären-Färbung, welche in frühern Jahrhunderten ein einheimischer Färwer ausübte. Etwas luxuriöser schickte man die selbstgewobenen Stoffe in die Buntdruckerei: mu hed's la^n tricken (wie man auch in der Buchdruckerei trickt). In bescheidenem Maßstab verarbeitete man vor Jahren mittelst Handweberei durch einen Zürcher Siidenheer importiertes Siidengaren. Grindelwald zählte noch 1895 dreißig (Lauterbrunnen 63) Seidenwebstühle[24] und ver-

[18] Vgl. Lf. 363 f. Wie noch im Oberwallis (Goms 77), wendete man in trockenen Jahren in Grindelwald die Wasserröste an. [19] Moos. [20] Font. 8, 344. [21] F 8, 89. [22] Vgl. über diese Lf. 364 f. [23] Lötsch 112 [24] Demme 16.

kehrte dieserhalb mit der Ferggerịị, dem Fergger in Wilderswil; mụ hed g'f'ergged. Da aber solche Handweberei nur als Unterbietung gegen die ostschweizerische Maschinenindustrie bestehen konnte, mußte sie mit unglaublichen Hungerlöhnen [25] und obendrein nicht ohne Gefährdung der Solidität [26] arbeiten. Sie konnte sich daher noch viel weniger auf die Dauer halten als die doch so gediegene einheimische Fabrikation des Frutigtuches oder Oberländertuches. [27]

Um so schätzenswerter ist die im Haus für den eigenen und nachbarlichen Bedarf betriebene Weberei und Verarbeitung des Halblịịn aus baumwollenem oder noch besser: rịịstigem Zettel und wollenem Einschlag (Jịⁿtraag). [28] Wie herzgewinnend der Anblick eines hablichen Bauernpaars und seiner stattlichen Söhne und Töchter, welche Tag für Tag allesamt iⁿ wwǟhrschaftem Halblịịn dahar chěmen, der gewöhnliche Sonntagsstaat der Töchter nur mit einigem Besatz von Seiden- und Sammetbändern, der der Söhne durch das blendend weiße Hemd ausgezeichnet! Nur am Nichtbauer übersieht man hier das Tragen des ganz wollenen Guettuechs. Wer dagegen als Standesgenosse in Pomp und Pracht leben wollte, von dem würde es in kurzem heißen: där chunnd i'm Guettuech dahar! (Vgl. pụrzẹlịịnig, S. 472).

Wie über den Halblein, weiß man in Grindelwald auch noch über den Schịrlitz Bescheid. Es ist, wie im alten Emmental, [29] aus Rịịsti gefertigtes Tuch, aber in Grindelwald speziell für Bettg'wand bestimmt. Er wird in der Weise vierträttig (vierschäftig) gewoben, daß für die farbigen Einschlagsstreifen — Zeihen oder Zịịßi — alle vier Trätti und Geschirrflügel einzeln, für die glatten Zwischenstrecken deren je zwei miteinander auf- und abgehen. Das Tuch wird demgemäß dickbědigs oder dicks.

Die Hausfrau begibt sich also zu der nicht weit entfernten Wịbri (Weberin; Wǟber sind ungefähr so selten wie Spinner es waren). Es ist eine noch junge Person, deren Mutter und deren beide Groosi (Großmütter; Einzahl: die Groosa; der Großvater ist der Groosi, Mehrzahl: Groosiga) auch schon Wịbrẹni gewesen sind. Die haben wahrlich — das sell mụ wissen! — meụ'gs Wụ̈bb gwǟben! (Früher sagte man auch hier g'wŏben, kehrte aber zu der normalen Biegung zurück.) [30] Auch unsere junge Weberin wụbi oder wụ̈b (tisserait) [31] sogar zur

---

[25] Ebd. 17. [26] Vgl. Bern V. nach Pfarrberichten 1764. [27] Vgl. Demme 21 mit JG. AB. 1, 157. 169; Ztgst. 2, 179. [28] Dieser „Halblein" ist der alte wiffling (mhd. WB. 3, 626), der Berwer oder Berwart (berbicinus? aus vervex: Habsb. 2^b, 275), die Beiderwand des Odenwalds (V. 81). [29] Vgl. Lf. 378. [30] Mhd. wibe wap wâben gewëben (WB. 3, 611) geht nach dem Typus „geben"; allein ein Schwanken zwischen „wab" und „wob" und das Überwiegen des letztern zog „gewoben" und damit Umsprung zum Typus „fliegen" nach sich. [31] Hier also verbleibt es beim Ursprung.

Sommerszeit, wenn da nicht die reiche Feldarbeit ein wǟben im ältern weitern Sinn erforderte. Altes weben ist nämlich sow. die Glieder bewegen, mit ihnen hin und her fahren"; mụ wịbd z. B. auch noch beim Schwimmen. (Vgl. die Formel „leben und weben" [32].)

Die Hausfrau frägt etwa: Welltid ịer (oder bei Bekanntschaft von Jugend auf: welltist dụ) so gued sịịn und ịịs (uns) eppa fịr zǟhen Spreitẹni Schịrlitz wǟben!" (Die Spreiti besteht aus einem Deckbett und einem Kissenanzug.) Antwort: Ja, wenn ich gsund blịiben und 's eppa nịịd anders gibd, denn gibd das ẹs schon eppa. — „Nụn gued! Was gloibid ẹr jetz, wi vịịl Zettel mießen mer denn eppa da haan?" — (Die Weberin rechnet vor, wie viel, und fährt weiter:) Soll ich breiti Zeihen mmachen? Old soll ich schmal zeichnen und denn d'Zeihen nẹẹher z'sǟmen mmachen? Iẹr wißd ja, sụ̈mi [33] hein denn llieber schmali Zeihen usw.

Eine andere und bekanntere Art Bettzeug ist das „kölnische Tuch": der Chẽltsch. Als vornehmster gilt der blaustreifige. Der rotstreifige ist teurer, weil in der Farbe haltbarer, aber gröber und wurde deshalb ehemals in Häusern, wo man auf Selbstunterscheidung von den harchoon'nen Lịịten hielt, als Bättelwẽsch (ṡṡ) mißachtet: er bättẹlled (gemahnt an Bettel). Sehr zierlich nimmt sich der eintraagig oder traagig Chẽltsch aus, d. h. Kölnergewebe mit Farbstreifen von der Breite eines Fadenbüschels am Zettelbaum: einer Traagen. [34] Eine andere Zeichnug erhält g'gǟßleds Tuech (z. B. für Tischlachchen) durch gleichfarbige, aber gröbere Einschlagfäden. — Wie der Schịrlitz vierschäftig, war ehedem das ganzwollene Frauenrocktuch gleich dem braven Haslituech und der Zwịlhen (dem Zwillich) drịịträttig. Zu erwähnen bleibt noch das G'schịtzel oder das g'schịtzlet Tuech. Zu diesem Stoffe nimmt man braunen Baumwollzettel. Der Jịntraag bringt jeweils auf zwei Schịtz (Einschüsse) von Baumwolle irgend welcher Farbe zwei Einschüsse von ungefärbter Wolle. Wirft man, um ein kühleres Kleid zu bekommen, nur einen statt der zwei Schüsse wụlligs Garẹn ein, so entsteht nicht G'schịtzel oder g'schịtzlet's Tuech, sondern Schịtzeltuech oder Schụtztuech. Beiderlei Stoffe werden präßd statt gewalkt.

Zum Weben nun muß zunächst die Spuelẹrra (das Spulrad) ihre Dienste leisten, um erst das Zettelgarn auf die Spuelspindli und sodann auch das Einschlaggarn — den Jịntraag — auf die Spïelẹni, Schifflispïelẹni zu verbringen. Dabei gilt es gleed

[32] Bekanntestes Beispiel: Ap. Gesch. 17, 28. [33] Sumi = einige; sums = einiges; vgl. engl. some. [34] Lf. 381 f.

(häufig nacheinander), mit Geduld und Geschick manchen verworrneⁿ, verhụrscheten (ṡṡ) oder verhịrscheteⁿ Strangen ụụfz'fịslen, z'eⁿtwärren. Das gilt auch bildlich:

Wär sell es Tschuppli Chinder b'schuelen,
Hed viil verworre's Züg am Spuelen.[35]

Nun gilt es, den Zettel zu besorgen. Dies geschieht mittelst der Zetti oder des „Zettihaspels“. Es ist dies der „Weerpfen“ oder das „Wäärpfli“ des Lötschentals, während in Grindelwald die Wärpfa oder das Wärpfli das am Zettelbaum geordnete Garn bedeutet. Auch eine Aufgabe, ein Vorhaben hed mụ ụf der Zetti. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die Fadenkreuzung: der Scheid (die „Rispi“,[36] die „Scheitliga“ des Lötschentals, die „Garn-scheere“ Lüneburgs usw.). Am Webstuhl oder Gstịedel, wie auch ein häßliches Weibsbild heißt (vgl. die „Stuedla“ des Lötschentals, „dat Wewtau“ oder „Wewstell“ Lüneburgs usw.), gilt es nun weitere Proben abzulegen, in welchem Maße mụ chënn Gidụlt nähn. Auch schon das kleine primitive Bendergstịedel erfordert solche. Denn wie häufig zerschletzd es einen Zettelfaden (oder dieser selber zerschletzd), namentlich wenn das Garen sehr reins (dünn) ist, und die Weberin muß jenen mittelst des Wịbrichnopfs[37] reitlen! Nach Maßgabe des vorgerückten Gewebes sodann müssen die Dämpli, die beiden Glieder des Spann-stabs vorwärts gesteckt werden: mụ mues nahi tämplen, ohne das Ende zu verstächen. Zuweilen geschieht dies dennoch und macht das Ende wertlos. Drum lautet der Satz „das Rechte, Beste kommt erst noch“ grindelwaldnisch: das ist bloß d's Endi vom Guettuech. (Dieses Ende ist übrigens auch andersfarbig und wird vom Schneider entfernt.) Mittelst der B'strịịhi („Schlichti“, welche auch für die Federkissen dient),[38] muß ferner Stück um Stück des rịịstigeⁿ Zettels geglättet werden.

Bis 1907 auf der nunmehr eingegangenen Walhi zu Duftbach g'walhed und an der Walhirämen getrocknet, kommt das Wolltuch gleich anderm Stoff der Schneiderin des Hauses in die Hände. (Ob-schon „walken“ mit „wallen“ etymologisch nichts zu tun hat, sagt doch der Grindelwaldner im Sinn des letztern Wortes z. B. beim Anblick eines geblähten Rindes: es walhed iⁿ 'mmụ. Nach einem ähnlichen walhen sind auch die Walhilịcher im Jischmeer benannt. Es sind dies große Trichter von unergründeter Tiefe, welche sich das zu-sammenfließende Gletscherwasser an geeigneter Stelle ausfrißt, und in

[35] GlM. 40. [36] Lf. 393. [37] Lf. 387. [38] Lf. 308.

die es alsdann hinunterkreiselt, um unter dem Gletscher den weitern Weg sich zu bahnen.)[39]

Wie me̥n'gs Fäde^{n}trĕĕlli (Fadenspule), wie me̥n'gs Chlụmmli oder Chlụmme̥lli (Faden- oder Garnknäuel) wird den Winter durch von der Schneiderin verbraucht! Dabei hed alls Fäden (ist geschickt und gescheit gemacht),[40] was aus ihren Händen hervorgeht. Nichts ist bloß gröbjănisch 'pfụ̆ụ̆ted oder g'schnụrpfd. Nirgends heißt es, wie bildlich auch von liederlicher Akkordarbeit: Stich wịịt und fị̆rd're^{n} d'Lị̆ị̆t! („Läng Stịịch, heit enandere^{n}!") Auch wo es bloß zu bịeßen (flicken) oder etwas ịị^{n}z'bịeßen (einzunähen) gibt, z. B. e̥n Dị̆nni old en brĕĕda Blätz in altem Gewand, oder einen ụụfg'fă̆sre̥ten (zerfaserten) Hosensaum, wird exakt gearbeitet. Will der bejahrte Vater etwas altmodisch haben: einen Före̥m aus Knochen statt des neuern Hosenknopfes, oder Häftle̥ni und Ringle̥ni am Hemdkragen: auch dieses „Problem" wie andere ungleich schwierigere sucht die Schneiderin mit Glück z'e^{n}thäftlen. Wenn dann einmal ein etwas einfältiger Mensch: e^{n} Lă̆tsch Zukunftsträume ausspinnt und sie ihn, wenn er sich aufdringlich macht, ein wenig verbe̥ndled, am Be̥ndli heed, so mag ihr das Übermütchen schon ein wenig hingehen.

Sehen wir nun ein bißchen zu, wie diese Hände, die im Winter nääjjen und im Sụ̆mmer määjjen, im Frühling die Mistgabel, im Sommer die Sense und im Herbst den Karst führen, in der Stube nebst äußerst beschränkten andern Mitteln die Schääri und die Naadla handhaben.

Da kommen zuerst die Bedürfnisse des Säuglings an die Reihe. Bis vor kurzem hat man die Wickelkinder so allgemein g'fääsched (š̌š̌), ịị^{n}g'fääsched, daß grị̆ị̆selli^{ch} fääschen noch jetzt „verzärteln" bedeutet. Das Fääsch (š̌) bestand der Hauptsache nach aus dem Brịịsi. Das Brịịsi war ein etwa fußbreites, zugespitztes Stück Linnen, das um den Bauch und dann, Arme und Beine mit einwickelnd, über Schultern und Füße geschlungen wurde. So hat man noch vor einem Dutzend von Jahren die arme, lebende Mumie ịị^{n}g'mụmme̥lled, ịị^{n}'bịịtled oder ịị^{n}'gị̆rted, schon damit, we^{nn}'s „anders Wätter" g'gään heed („bei der kleinen Majestät Tauwetter eingetreten ist"), die frischen Windeln

[39] ÄFG. 137. [40] Eigentlich: Man weiß doch auch, was es sein soll; es ist in seinem Wesen gegen alles andere scharf abgegrenzt. Denn „Faden" steht hier noch in seiner Grundbedeutung gleich „Klafter", woraus die von „Umspannung mit beiden Armen" als Maß und als Abgrenzung, Abzäunung („Ehfaden") sich herleitet. Vgl. Kluge[5] 96; mhd. WB. 3, 201 («diu vade» im Unterschied von «dër vadem»).

sich bequem unterschieben lassen und das Kind sich nicht entblöße. Hauptsächlich allerdings sollten g'fääscheti (ẞs) Chind greeder waxen, gschtrakteri Glider uberchoon als rationell gepflegte Säuglinge. Welche Befreiung, wenn das Fääsch an die losere Einwicklung ins Goimmertechchelli und an das Schlifelli (vgl. Schlufi S. 484) getauscht wurde! Und welche Emanzipation brachte sodann das erste Rockelli, wenn auch der darüber gebreitete Seifermantel die Unmündigkeit noch genugsam kennzeichnete!

Als erstes Zeichen der Mannheit[41] gelten die Hösi mit den sogleich (ohne Vorstufe, wie für städtische Knaben) auf die Schuhe hinunterreichenden Beinigen. Dazu gehörten bei den alten Balkenhösen der Hösbalken statt des Schlitzes, sowie nunmehr die Obenahiseck zum iinstooßen von Näsenlumpen und Rollihegel (S. 473). Aber welche Abkühlung des Selbstgefühls, wenn mit der Rute 'drewd (gedroht) wird: aha, es geid der denn uber d'Hosi! Möglich allerdings, daß da der Junge, ehe man sich's versieht, Reißaus nimmt: abhösed oder abpfitzd. Aber wie, wenn er auch einst als Ehemann kein anderes Mittel zur Wahrung des Hausfriedens weiß!

> Heb d'Frau statt diine d'Hosi aa:
> Gällt, Maa, su cha sie d's Schaaf[42] denn haa!
> Du bruuchst, i meine, sälber kei's.
> Warum? Du bist ja sälber eis![43]

Die rechte Mannheit verurkunden übrigens am Älpler die zum Stall- und Hüttendienst über das sonstige Gewand angezogenen Uberhösi oder Hirterhösi aus Chudertuech oder Zwilhen, wenn nicht der Hirterpluusen oder der Burgunder, wohl auch der eigene Hirterschlufi. Samt den Hirterschuehnen oder Hirterholzbednen bilden sie ein ganz stolzes Berufsinsigne. — Die heutige Weste heißt das Schili (gilet; im Oberhasli: „der" Schili). Die Westentasche: das Schiliseckì birgt u. a. am Sonntag die Uhr an angemessener Kette. Früher wurden manchmal in die Uoxlichcher Ärmel eingefügt. Ein solches Ermelschili stand jedoch nur dem einigermaßen Beleibten, stattlich Aussehenden gut; über seinen hagern Träger spottete man: är g'sehd gräd uus, wie n en Muheim in e'm Ermelschili. (Der Muheim ist die Grille: S. 199.) Da während der ganzen milderen Zeit des Jahres nur die Weste über das Hemd angezogen wurde, so gehörten zu diesem Kleidungsstück die Ärmel häufig, der Rücken aus grobem Zwillich immer. Sein Hauptdienst bestand im

[41] Vgl. JG. AB. 1, 20. [42] Als Schwingerpreis. [43] Str. Sänger 151.

schützenden Umgürten der Lenden. Dies letztere Wort[44] ist zwar im Grindelwaldnischen durch Wįlhe̥ni ersetzt; allein der Fluß der Wortbildung hat auch hier erhaltend gewirkt, und man nannte die Weste den Länder, das Länderli. Zum Kirchweg und zu andern Ausgängen wurde behufs Deckung des unansehnlichen Rückens über den Länder der óber Länder angezogen: ein farbig gestreiftes Tuchstück ohne Ärmel und ohne Zusammenschluß nach vorn. Ihn ersetzt nunmehr der jackettenartige Schlų̈fi. Die Bequemlichkeit dieses Kleides brachte ihm die Übertragung erst auf einen gắbigen, gutherzigen, dann aber auch gutmütig einfältigen und deshalb zu bemitleidenden Menschen: eų gueta Schlų̈fi, en arma Schlų̈fi. Von einem solchen erzählt man etwa: Är heig d^e^n Stäcken a'n Schlufisack g'heichd, und darna^ch^ heig er umhi a^n^faan umhawalpen, umhaglanggen oder „heltiruarschen" (wankend gehen). Man redet aber auch im Sinn des Festkleides vom Sųnntägschlų̈fi, vom Hochzįįtschlufi. Neben dem Schlufi kennt man den Chįttel (Bauernfrack), und ei'm und'r ^d^e^n^ Chittelfäcke^n^ staan bedeutet ungefähr: einem „unter den Bart stehen". Dem Gehrock hinwieder entspricht der Aų'glees, das Aų'gleesi. Es war eine für ihre Zeit stark gestutzte Abart des Uberrocks, der bis auf die Knöchel hinunterreichte.

Der hier auffällig vermiedene Name „Chų̈tta" gilt in Lauterbrunnen dem Frauenrock. Dieser heißt im Lötschental als Alltagsgewand der „Tschoop", als Festgewand der „Rock". In Grindelwald ist der Rock überhaupt das den Mittel- und Unterleib kleidende weibliche Übergewand, zum Unterschied von demjenigen für Oberleib und Arme: dem einst sonntäglichen, jetzt bloß noch zur Tracht (S. 489 f.) getragenen Rǘckli und dem werktäglichen Mantli alter Mode, dem Jagg oder dem Plųųsen moderner Kleidung. Der Rock besteht für den winterlichen Alltag aus selbstgewobenem Halblein, im Sommer aus G'schį̈tzel oder g'schį̈tzletem Tuech (S. 480). Das G'schį̈tzel oder auch der Halblįin liefern insbesondere das ober Glöschli (ŝŝ), beliebiger Stoff das undra. Beide Gewänder dürfen als Insignien der Weiblichkeit ja nicht unerwähnt bleiben.[45] Hat doch das Eheweib, welches das Regiment führt, dem Maa^n^ d's Gloschli g'gään u^nd^ 'mmų d'Hösi g'nųųn, und erklärt der bloß noch als Prokurist seiner Frau rechtskräftig Handelnde, är gsehj oder är jų^ch^zi der Mueter ze'm Gloschlischlįtz ųųs. Zwischen beide Unterröcke schieben sich für den Sonntag das Gorsee und das Gstäältli aus Baumwolle oder Barchent. Über das Korset kommt, wenn die Trägerin ein bequem

[44] Urverwandt mit lumbus (Kluge[5] 235) und Lummel. [45] Vgl. Lf. 400.

sitzendes, nur lose anliegendes Gewand vorzieht, der faltig geschnittene Plụụsen oder das ebensolche Sụmmerjaggli aus Grétona, Pịggee, Mụ̈sselina, Flönălla, old aber Sịịda. Knapper oder loser anliegend, tritt dafür im Winter der halbleinene und gefütterte Jägg, bei alten Frauen das Mantli, ein und bildet mit dem gleichstoffigen Rock die eigentliche Aⁿllĕgi. Zum winterlichen Ausgang kommt darüber, an Platz der veralteten Schälen (shawl) und der ebensolchen Pellerinen, das Schäggett samt Chrägen aus Schéwiott (cheviot) oder Guettuech, sofern den Kragen nicht heute der engländermäßige Belz ersetzt.

Heimeliger sieht sich das sommerliche Ausgehkleid an. Über Hals und Brust legt sich, den gestrickten Underschlụ̈fi oder das ebensolche Underlịịbli bedeckend, das Lịịbli. Es wird in altmodischer Leidtracht durch das große schwarzwollene Halstuech ersetzt, welches sich die Trägerin über Brust und Nacken schlingt und vorne einfach oder uber's Chrịịz einschlägt. Zum Lịịbli aber und den Lịịbli-chette̥llinen, welche nunmehr wie unterländisch auch Gĕller-chette̥lle̥ni heißen, gehört das Mieder: das Wĕßli. In solchem Weßli geht man ohni Ermla z'Chilhen. Es besteht aus glattem oder ụụsgstoch'nem Säme̥t und ist nun auch mit den dem Unterland abgesehenen silbernen Brusthẹften besetzt. Zwischen Weßli und Lịịbli hervor sticht das Mänte̥lli (Vorhemdchen). Im Feierkleid für Abendmahl, Taufe und Hochzeit werden Weßli und weites Hemd (s. unten) durch das Rĕckli ersetzt.

Der zum Festkleid gehörende Schurz ist nunmehr meist seiden. Sonst aber war oder ist es ein 'glanderierta Schurz aus Rịịsti, worin blaue und rote Zeichen abwechseln. Diese Zeichen sind entweder ununterbrochene Striche (Zịịßi), oder aber Reihen von zierlich verschiedenfarbig sich abhebenden Quadrätchen, die sich aus einiger Entfernung wie Kettchen ausnehmen. Solch ein Chette̥llischurz paßt besonders gut zum g'faaldneⁿ Rock aus tiefschwarzem Kaschmir oder Merino. Derselbe will jetzt ebenfalls durch englische Gewandung verdrängt werden.

Der nämlichen Tendenz weicht nun auch mehr und mehr das „im Litz gaan": das Tragen des wịịten Hemmli mit weiten und auf der Oberseite steif geplätteten Ärmeln. Das an seinen Platz tretende ẹng Hemmli verbirgt sich unter dem Obergewand und kann daher aus einer beliebigen Sorte Parchet bestehen, oder nun auch aus Bouᵐwolleⁿtuech, dessen Aufkommen seinerzeit als gewaltige Neuerung galt. Noch angehende Fünfziger erzählen, wie sie als Knaben und

Jünglinge mit Hemden aus Chụ̈ụ̈dertuech samt haften gebliebenen Dinglen (S. 478) sich die Haut wund gerieben. Das Underhemmli (Unterteil des Hemdes) mag noch heute aus solchem Chụ̈ụ̈dertuech oder sonst unscheinbarem Stoffe bestehen. Das nämliche gilt vom Knaben- und Männerhemd. Hauptsache ist bei diesem, daß zum Ausgehen die fläxigen Brĭsti und die am Hemd haftenden Chrägen, sowie die Ermla oder wenigstens die undr' dem Schlŭfi fĭrha guckenden Handbẹndla oder Bräßla (der Brassel ist le bracelet) recht gstaag seien. Das ist heute mit dem Chöhlịịsen oder Steinịịsen (Plätteisen, welches mit Holzkohlen oder mit durchglühter eiserner Füllung heißes gmachd wird) unschwer zu erreichen; und der alte Bauer, der nach aufgefrischter amerikanischer Mode d's Hemmli hinna ịịⁿtued, erhält damit eine tadellos schimmernde Brust. Wie schwer war das hingegen noch vor einem Menschenalter, wo man (auch im Oberhasli und anderwärts) bloß mit dem hölzernen runden Lĕffel, Rịịdleⁿlĕffel die Bügelkunst zu üben wußte! Da blieb das Hemd lampigs, die sich Abmühende mochte als noch so gstags Wịịbli ihren Willen, ẹs gstägs Hemmli z'wägz'bringen, durchzusetzen versuchen.

Zu ihrem Troste konnte es allerdings dienen, daß erst recht das schimmernd steife Hemd jedes an ihm geschehene verungasten (verderben) und dräcken (beschmutzen) gleichsam höhnisch zur Schau stellt. Wie schön stimmt auch zu einem recht auffälligen Pflaars oder Pflaartschlig am Ärmel ein Sịlch (Kotstriemen) am Gewandsaum! Wartet dann die Hausfrau ohne Not mit dem z'lindeⁿ tuen oder ịịⁿllegen (einweichen) des verunglückten Stücks bis zur üblichen großen Ụ̈ụ̈stäg- und Herbstwĕ̈sch (ŝŝ), so wird es natürlich um so uⁿwäschiger (ŝŝ). Sie hatte, um billigeres Linnen zu erhalten, das Baumwolltuch rouw's eingekauft und, um gleichwohl wäschigs (ŝŝ) Tuech zu bekommen, es in hübsch ausgebreiteten Stücken auf natürlichem Wege sälber 'pleikd.

Während wir uns über alles dies im Bauernhaus orientieren, ist grad der Schuehmacher uf der Stĕ̈r. Es ist ein vielbeschäftigter Nachbar, der im Sommer seine Alpgeschäfte besorgen muß und bloß im Winter schuejed. Geduldig hat man auf ihn gewartet, obschon die Schueh, welche er letzten Winter gefertigt hat, ob der harten Arbeit in Wald und Feld beinahe oder ganz zu Schlappschuehnen, Schlaarpischuehnen, Schlaarplịgen, Schlopfĭgen, Läärpschlịgen, Tschaarggen, Tschaargglịgen ausgetreten sind. Sie waren allerdings gleich den Tääplen (alten Filzschuhen) noch zur Not brauchbar. Ja sie ließen sich sogar noch als Holzmaß im Walde anwenden.

Gab doch einer die Erklärung ab, er sei, um einen Stamm zu messen, druber g'läärpschliged und es sigen driißg vo^n siine^n Tschaargg-lige^n gsiin. Sonst ist freilich der Tschargg und der Tschaarggglig auch en hi^nläässiga Mentsch, z. B. ein Weibsbild, an welchem sich einer e^n Schueh volla nimmd.[46] Schließlich käme es also dazu, daß auch die reiche Familie sich vor des Oberländers Augen mit dem Merkmal äußerster Armut beladen und barfues oder allenfalls in blutte^n Fießen, d. h. in bloßen Fi̊rfießen (Fußteilen des Strumpfes) gehen müßte. Doch da langte der Ersehnte an. Seiner Hendschen (Handschuhe) und Stooshendschen (Miitleni, mitaines) entledigte er sich schleunig, und aus der Hutten legte er sii^n Wäärchzi̊ig Sti̊ck fi̊r Sti̊ck vor sich hin auf das Wäärchbeichli. Da kommen zuerst e^n Tschuppe^n (größere Anzahl) Ggnippi (Klingen) und Alsi. Die Alsa (in Interlaken „Aalissen") ist die Ahle.[47] Hinter Wärgistal heißt Alsa ein idyllisch gelegenes Plätzchen, seit dem Burenkrieg der „Spionskop" der Skifahrer. Es folgen die Nägelalsa, die Räspa (Lederfeile), Stiftzanga, Lochzanga (schafft die Löcher zum Durchziehen des Schuehbendels, womit man den Schuh b'heftetd), die Bstächzanga (zum Einklemmen des Leders), die Falzzanga (um den Schaft über den Leist z'zwicken, uufz'zwicken oder uufz'zwäcken). Der Striichchnochchen stülpt ein Riesterstück in die Naht zwischen Sohle und Überleder; der Fummel glättet die Sohlenränder; das Ablaaßmässer schneidet den obern Sohlenrand glatt; die Glettschi̊na glättet Sohlen und Nähte. Der Leisthaaggen zieht den Leist heraus; die Chnewhälftra leistet die Dienste des Spannriemens, und beim näglen dient die Iise^nsöhla, der Bschlägstock oder Bschlägfues.

Für das nötige Trähtgaren oder Trääggare^n zu Spettdrähten (Pechdrähten) haben die Bauersleute selbst fi̊i̊rg'sehn (vorgesorgt.). Denn sie wollen nicht g'näględ Schueh, sondern g'nääjt Schueh und zwar fläschnäätig (s) oder Bäächschueh: Schuhe, bei welchen Oberleder und Sohle außen zusammengenäht sind, statt innen wie beim Rähme^nschueh. Da bei den fläschnäätigen Schuhen die Sohlen ringsum weit vorstehen, sagt man spaßweise, si heige^n z'ringendum Summerloibi. Auch das Lederklopfen (verschieden von d'Söhlichlopfen, d. i. Reißaus nehmen) wurde dem Schuster abgenommen. Auf herthölzigem Totzen wurde mit dem eigenen schweren Läderchlopfhammer die ganze oder halbe aus der Gärwi[48] geholte Haut geklopft.

---

[46] Vgl. Lf. 401. Über das Simplex vgl. S. 182. [47] Ahd. (Graff 1, 224 f.) alansa, alunsa, alnsa, alsa (mit dem Werkzeug-Suffix wie in seg-ansa Sense) neben ala, Ahle; vgl. Kluge[5] 6. [48] F 3.

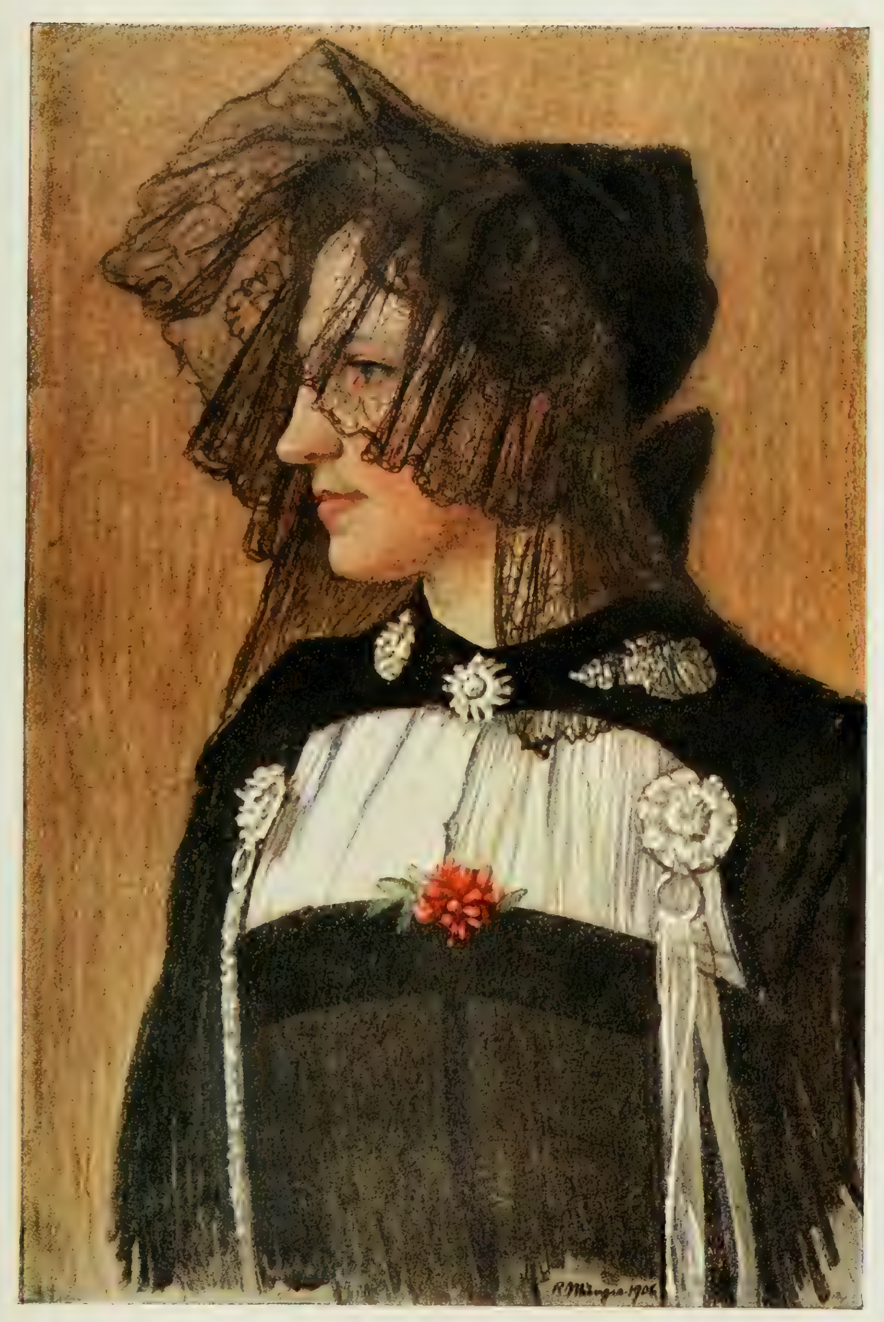
Dafür bekam freilich der Schuhmacher beim Bauer andere Arbeit. Der letztere ließ die Tierhaut vom Gerber nur enthaaren; der Schuhmacher glättete dann die Innenseite und übergoß sie darauf mit dem gesamten geschmolzenen Talg des geschlachteten Rindes. So sịịn d'Schueh fast nịd z'zerhịjen gsịịn; die mangelnde Eleganz aber konnte für solche, die den Vorhalt des „Geizes" nicht scheuten, durch das gịịgen oder gịxen (quietschen) ersetzt werden. Schon Kinder sind überglücklich, wenn der Schuhkünstler ihnen verspricht: Wenn e̥r loibi sịịd, sụ will ich e̥wch Gịịx drin tuen. Der nicht Eitle dagegen hält mehr auf Dauerhaftigkeit seines Schuhwerks und erinnert sich u. a. des Spruches: Wenn mụ d'Schueh (erst) a'n Fießen salbed, so wird mụ vergäßlich. Mit wegwerfendem das gibd me̥r nid Schuehsalb! ist er sogar imstande, einen Dank abzulehnen.

So wenig der Oberländer barfuß geht, so häufig sieht man beide Geschlechter kleinere Ausgänge barhaupt verrichten; auch Kinder entledigt man mehr und mehr der ängstlichen Verhüllung des Kopfes. Die erste Kopfbedeckung war und ist ja auch der Schäre̥m, der Wätterhuet, Wättertschäbi, Tschä̊bi, das Huetchleid aus weicher Wolle, die ohne Schaden jegliche Form annimmt. Nur der gstaag (steife) Hut kann sackermäntisch verwullhueted werden. Der praktische Zweck des „Scherms" wird vor allem durch den breiten Schopf erreicht. Einen andern Zweck kann der hohe Gụgel haben. Ihr Nastuch bargen die alten Grindelwaldner oben im zusammengeschnürten Futter des Zilinderhutes aus schwarzgefärbtem Stroh, womit sie zur Kirche gingen. Hohe Feiertage aber und namentlich Hochzeitstage wurden mittelst billiger „Seidenhüte" geehrt, wie etwa noch Junge deren zum Mummenschanze tragen. Der nämlichen Belustigung dient ein da und dort vorgefundener geschnitzter Holzhut. Die heutige Kopfbedeckung bietet nichts Eigenes mehr; am wenigsten tun dies natürlich die Hịet und Hịeteni der Hịetle̥rren, welche als Modisten hịetlen. Schimpft der Walliser über die Kosten des Modenwechsels („der Wịibergrind choştet es Zịitrind"[49]), so spottet der Grindelwaldner über dessen Raschheit: En lloiba Grindelwaldpapa ist dem Wịịbli und den Mmeitschinen uf Hinderlachen gan Hịet choịffen. Uf dem Heimwääg ist 'mụ en Bikannta e̥bchoon und hed mid mụ wellen dorfen. Aber ịịsa Papa hed gseid: Ich han nịd Zịịt z'dorfen! Ich han Hịet g'choịfd, und da mues ich pressierren, sụst sịịn die us der Möden, wenn ich heim chụmen. (Grindelwalds zwei Hutgeschäfte bestanden damals noch nicht.)

Wohl noch nie ist dagegen geschimpft oder gespottet worden über

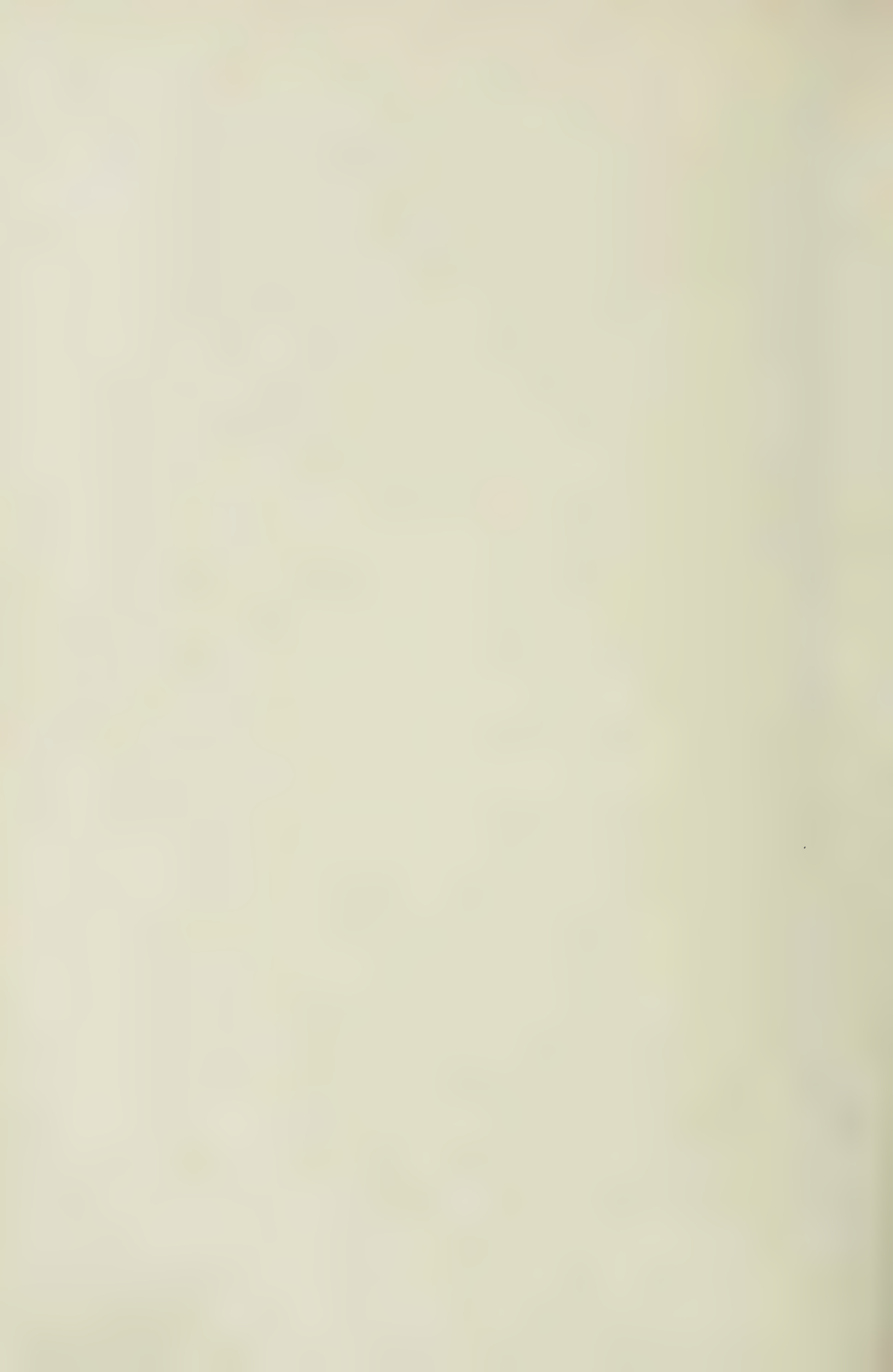
---

[49] Goms 102.



Gemalt von R. Münger. Buchdr. Büchler & Co., Bern.

Im Reckli.



die Spitzlihụụbi, obwohl die bloßen Seidenspitzen daran über zwanzig Franken kosten. Und zwar ist an diesem Preis kein Zwischenhandel beteiligt. Gleich vor dem „Adler" und wieder vor dem Spitzlerhịttli am Wetterhornsträßchen tịntled, angelernt durch die verewigte Frau Pfarrer Stauffer aus dem Hotel Staubbach, geschickt und emsig je eine Lauterbrunner Spitzlẹrra oder Spitzlifrau mit zwei angehenden Spitzelmeidschinen. Jeder Vorwurf der Verschwendung muß aber auch schweigen schon angesichts unserer Bilder auf und zu S. 490. Und wer erst weiß, daß Hụụba und Rё̆ckli sich bisweilen auf drei und mehr Glieder vererben, erblickt vollends im Anzug der Matronen einer Abendmahlsprozession, eines Leichengeleites keine Spur von Eitelkeit. Auch den Sämet des Haubenbodens, welch erstern übrigens in der altmodischen, bloß das Gesicht freigebenden Chindshụụben Wolltuch oder Häkelarbeit ersetzte, tadelt kein noch so sparsamer Hụụsmaan. Oder sähe er lieber eine 'tịechleti Kirchgängerin aus dem Pest- und Trauerjahr 1669?[50] Vollends nach der Haubenträgerin auf unserm Farbenbild wird gerade der unerbittlich am Alten hängende Träger einer gestrickten Kappe mit lätz u rächt g'lịsmetem Bort (S. 491), oder



Tintlen (Spitzen klöppeln).
Bmk. zugleich die Haartracht.

einer Tǟtsch- old Schё̆pflichappen als Prototyp der heutigen Sportskappe, oder einer Pụụren- old Pịschelchappen (ss, Zipfelmütze) am allerwenigsten als Cato censorius hinschauen.

Die Haube samt den fliegend und bebändert getragenen Haarzöpfen der Jungfrauen ist ja auch das einzige, dafür um so intakter erhaltene und wertvollere Erbteil der alten Grindelwaldnertracht. Sonst sei, heißt es, diese seit einem Dutzend Jahren noch gründlicher als selbst in Interlaken durch die städtische Mode ersetzt worden. In den oben erwähnten und andern Einzelheiten hat auch englische Touristenfrauentracht derart sich eingebürgert, daß selbst Einheimische bisweilen Landestöchter mit Fremden verwechseln. Die Klage über Einreißen städtischer Kleidungsweise ist

[50] GlM. 19.

übrigens ebenso alt[51] wie nutzlos. Um so bedeutungsbewußter wird bei gegebenen Anlässen d'Tracht fi̍rha g'nụụn: Rĕckli und Hụụba ersetzen das gewöhnliche Sunntaggwand.

Durch letztern Ausdruck sticht noch die alte umfassende Bedeutung von G'wand durch: alles, was man sich zu Trutz und Schutz und Putz um den Leib „windet" oder winden kann. Es gehört also dazu schon das Bett-g'wand und die Leibwäsche, mittelst deren man zur Zeit der zwei Jahreswäschen am Gwandseil, gestützt durch die Gwandstaagli und gekrönt durch das Großdutzend aufgesteckter G'wand-gäbẹllinen (Waschkluppen) temporäre Ausstellungen veranstalten kann. Im „Gewandhaus" (Zeughaus) hängt des Deutschen soldatische Rüstung, und als Kleidung unterscheidet der Grindelwaldner das Manneṇg'wand, das Wịịbeṇ-g'wand, das Chinds-g'wendli. „Gwand" aber und „Laken" bildeten in alter Sprache gewissermaßen konzentrische Kreise; das Lachchen war der weitere.



Im Reckli.

Es gab ein reise- oder reitlachen, ein badlachen und hemdelachen (Art Hemd), ein houbetlachen (Kopftuch), ein banc-oder stuollachen neben dem Tischlachchen, ein deckelachen und chussilachen neben dem Lịịⁿlachchen usw.[52] „Gewobenes"[53] scheint wie hier, so auch in „Kleid", B'chleidụg, B'chleidụgli die Grundbedeutung zu sein. In engstem Sinn dagegen ist die Aaⁿllĕgi oder für Kinder das Aaⁿllẹgẹlli G'wánd ein „Anzug" aus einem und demselben Stoff, mit Ausschluß also der Fuß- und Kopfbedeckung.

[51] Pfarrberichte v. 1764; Wyß 624. [52] Graff 2, 156—159; mhd. WB. 1, 923 bis 925. [53] Kluge[5] 200.

Für „Gewand" selbst aber sagten die alten Grindelwaldner in der noch nicht herabgesetzten Bedeutung[54] das G'hĭ̮del. Sie redeten selbst vom Su̦nntagg'hĭ̮del und hielten es, wenn Geld in Frage kam, für g'schii̦der, 's aⁿ d's Ghĭ̮del z'gään wan dem Tokter. Wenigstens für Hu̦del aber neigt der Sprachgebrauch ganz zur ungünstigern Bedeutung. Hat die schwarze Wäsche sich angehäuft, so mangleti mu̦ d'Hŭ̦dla z'lindeⁿ z'legen; alt Hudla gibt es beständig hier zu flicken, dort wegzuräumen. Ein neues Gewand wird nicht durch viele gleichartige in seltenen Gebrauch gesetzt, sondern nahi u̦u̦fg'hu̦dled, bis es dem Hŭ̦dler: dem Lumpensammler verfällt. Ganz parallel gehen übrigens der Hoiᵖtlumpen (das ordinäre Kopftuch der Frauen und auch schon der kleinen Mädchen) und der Näseⁿlumpen (der Schnĭ̮zlumpen der Gomser, der Schnĭ̮zlu̦uder der Hasler und der Schnĭ̮zer speziell der Gadmer) neben dem Lumpen als Lappen, und der „Sonntagsfetzen[55] neben dem Fetzen der Schriftsprache. Die moralischen Übertragungen Hu̦del, Lu̦mp, Fĕtzel bieten nichts Neues, wie dagegen die Adjektivbildung g'hŭ̦del. G'hŭ̦del Hosi und überhaupt das g'hŭ̦del Gwand oder das G'schlĕtter kennzeichnen eine Person, welche



Lätz u rächt g'lismeti Chappa.

sich nachlässig kleidet, dahar chu̦nnd z'gschlĕtteren, z'schlĕde̦llen, z'schlöde̦llen, zschlöden, schlotteracht dahar chu̦nnd und daher ein G'schlĕtter, eine Schlöda, ein Mänĕve̦rli[56] zu heißen verdient. Höchst bezeichnend ist aber dem Bauer schlöde̦llen und schlĕdellen zugleich ein u̦u̦fg'mĭ̮tzled's Zurschautragen von Firlefanz. Es ist der nämliche Älpler, der in witziger Selbstpersiflage, wenn er das Melkgewand anzieht, erklärt, är welli mid dem Hŭ̦del deⁿ Fĕtzel tecken. Es ist dies die schon S. 454 berührte Art von Äußerung des Selbstbewußtseins, womit

[54] Die hadara (Graff 4, 812) und der hader, hadel, huder, hudel (mhd. WB. 1, 608. 724) gehen zurück auf die Bedeutung locker, lose (Kluge[5] 149). [55] Kluge[5] 105. [56] Die „Manöver" (Truppenübungen) nach ehemaliger Weise als „Spektakel, lustige Schaustellung aufgefaßt und in der Verkleinerung persönlich gedeutet.

der Mühlebacher gleich sehr von armseligem tschääggerlen, von filzigem g'miggerig und gnappocht dahar choon, wie von Nachlässigkeit und von Eitelkeit eben berührter Art sich ferne hält. Damit ist nicht geleugnet, daß das an sich gesunde Urteil auch etwa irre gehe und nach dem Bild auf S. 321 gelegentlich all i'n gliihen Napf mälhi. Nachäffen der Krinolinen mit Weidengerten, der Tournüren mit Strohpolstern und der Spinnentaillen mit sich iingiirten bis zur Atemnot hat nichts zu tun mit geschmackvoller Anbringung eines schlangenartig gewundenen Wuremlitzi am Rocksaum, eines Bandelli (Stück Samtschnur) auf der Schulter, eines Lisreeli oder Lisree (liséré) an einer Seitennaht. Selbst das staffierren mit imitierten Pollen (Korallen), Bärgroosen und Edelwiiß und anderseits den Anzug des Stotzchrägenheer tadelt der Objektive erst, wenn noch vor ihm der Wuchs des Leibes, der Stand des Trägers und der Bestand der Kasse dagegen Einspruch erhoben. Er weiß, daß das löbliche simpel und einfach dahar choon ein Grundsatz ist, der in unzählige persönliche Anforderungen von Fall zu Fall sich auseinanderlegt. Wie man in weitgehender Parallele für den Leib mit seinen Gliedern und für die Leibeshülle mit ihren Teilen sich der nämlichen Ausdrücke bedient,[57] so prägt nach dem alten Worte „wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen", selbst das Seelenleben sich in der Gewandung ab; die Art, sich zu betragen, entspricht der Art, sich zu tragen. Nicht zufällig ist der Sprache wâtlîch und waartlich zugleich kleidsam und wohlanständig (vgl. bien séant), und gilt unwaartlich von häßlichem Gehaben. Fiifig ist dem Grindelwaldner, wer in beiderlei Sinn etwas auf sich selber hält.

Herd und Tisch.

Teich einmmal ooch, Elisi, jetz mues Böhren-Chrusti[1] noch sich sälber choſtierren! Siin Jungfrau[2] ist newwan fir nen Schutz: fir vierzähen Tag old drii Wuchchi gan Uri. Chumm, mier wein 'mu g'räd eins gän uberd's z'Morgen[3] loſſen und mu en chliin ind' Pfanna g'sehn! — „Ob ächt?[4] Das wird mer frii nes G'chééch[5] siin in siim Huushalt!" — O, hab nid Chummer, där wird mu schon eppas rächts z'äſſen aanrreisen. — „Einmmal wohl schier! Eppa es

[57] Man denke nur an Lüb und Lübli, Kragen (Hals) und Kragen, col und Göller, Mieder und Mutter (Kluge[5] 257), Arm und Ermel, Bein und Hosenbein, Fuß und Firfues, caput = Haupt und Kabut, Kapuze, capellus capello chapeau Tschäbi usw.

[1] Christian. [2] Haushälterin, Magd. [3] Mittagsmahl: S. 498. [4] ób ächt? = wirklich? [5] Ein rechtes Durcheinander.

g'schmorreds G'chĕĕch[6] vou̯ gester naaha!" — Meinst, där heigi dean nịịd wa^{n} schlächt alt Rästen und tiej's dä^{n} Wwääg dĭr^{ch}hi^{n}-stächchen?[7] — „Z'eerstist![8] Es ist, wie von Alters dahar der Walser[9] seid: nịịd g'hăbed's ist bald gikochụds. D'Jungfrau hed ja gseid, sie welli denn eppạs Chosts mid'rạ nään, und sie ist wóhl nịd dieja, wa schlächti Rụstụg ịị^{n}p'hackd." — Ho, är wird ụf d's wenigist Här^{d}epfla chochchen old Reesti machen. — „Ja, da mues ẹr doch z'erst d'Härdepfla sieden, old „g'schwellen", wie s' im Nịderland[10] ahi sägen, wie we^{nn} sie si wellti machen ụụfz'gaan wie d'Sịwbohni vor ^{d}em setzen. Aber weis äär ächt dee^{nn}, we^{nn} s' lind sịịn?" — Da laa^{s} du ihnen nụmm^{a}ạ^{n} mmachen! Är wird si schö^{n} g'hĕĕrre^{n} plödẹrren (plŭdẹrren[11]) und brĭsẹllen (brŭslen) und g'sehd's doch, we^{nn} s' zerspṛunge^{n} sịịn. — „Ja ja, das wird miẹr es schĕĕ^{n}'s Gsood gään! ẹs Sĭwg'sood! Där tued allwääg[12] d'Här^{d}epfla churz ẹ^{n}wägg[13] i^{n} G'södhäfen old i^{n} d's G'södchessi, wie we^{nn}'s fịr d'Fähdlẹni wää^{r} und laad sị denn da a^{l}só umha g'söden; ja ja, er g'söded sị nụmman, dä^{r} Gsödi, was er ist!" — I^{ch} gloiben gẹng, Meidschi, we^{nn} „Gsödi" e^{n} schĕĕnna Näme^{n} wää^{r}, sụ welltist du ganz gääre^{n} G'söda heißen; old nịịd? (Verlegenheitspause.) Weist was? Mier gaan jetz gräd ei^{n}s ganz u^{n}sich^{t}lichụ vor sịịs Hụụs, wie we^{nn} mẹr vọrbịị wellten, und rĭeffen aụgänds ze'r Chuchchistịịr inhi zue'mmụ, ob d'Milch schon erwallni sịịgi, old ob er sa heig laan uberghijen. Ob mẹr ei^{n}s tĕĕrffe^{n} chön gän achten? — „O hättist mẹr das der ehrder Tag[14] gseid! I^{ch} bin gräd ẹm eerst (grad vorhi^{n}, grad bloß, ụ^{n}llangist)[15] ze'r Groose^{n} gsịịn wägen . . ."

Ja so! Wägen dẹr[16] Gschicht? Drum bist a^{l}só aa^{n}'trĭckd's[17] g'sịịn! Aber das Dingẹlli chajst du d's Naa^{ch}maal regẹliẹrren,[18] we^{nn} d'Groosa umhi ze d's Jaaggẹlli's Bänze^{n} chunnd. Die geid ja all Tătsch (all Pott)[19] dert anhi, v'lịcht[20] scho^{n} mmor^{g}en umhi. Mẹngist[21] geid s'[22] zwĭren[23] im Tag, und we^{nn} s' ei^{n}s ei^{n} Tag ubersprungen hed, sụ geid s' mornẹsti[24] drịị Mal. — „Ei^{n}mmnạl eppạ dick (dick und dick[25]), das ist wahr! — Ja ja, gleed,[26] daß gleeder nịịd nĭtzti. — „Aber du geist ja oo^{ch} eppigen ei^{n}s,[27] und dás de^{nn} no^{ch}

---

[6] Lang in der Pfanne herumgezogene und unschmackhaft gewordene Speise. [7] Es so aushalten. [8] Am wahrscheinlichsten. [9] Walliser. [10] Unterland. [11] Die gelegentliche Synonymenhäufung entspricht der Tendenz, in diesen Abschnitt sonst unanbringbare wertvolle Idiotismen einzuflechten. [12] Jedenfalls. [13] Kurzerhand. [14] Tags vorher. [15] Alles sbw. „soeben". [16] Dieser. [17] „Angedrückt": pressé, pressiert. [18] Das nächste Mal. [19] „Alle Augenblicke". [20] Vielleicht. [21] Manchmal. [22] Bemerke s' = illa, sa = illam. [23] Zweimal. [24] Am Tag darauf. [25] Häufig. [26] In rascher Abfolge sich wiederholend; vgl. GlM. 95. [27] Hie und da.

mịthịn, old wie s' in Luuterbrunnen sägen: mịkdi." — Eh nụn, wägen dér Sach, wa mier am verwichchnen Sunntäg dessen Rreed g'häben hein! Eppa alsó uber und uber eins gaan ich dert anhi, einmmal wohl! Aber jetz gang und leg eins diịn eeltra Chettellischurz aan und chum! Du chajst denn diịs G'schichtelli geng noch vor der Groosen eräferren;[28] das hed noch alliwiịl siịn Ziịt, und wenn's erst d's Jahr[29] wäär. Gang mier aan[30] noch hịnad,[31] wenn d'Groosa g'grächcheti ist z'lösen.[32] — „Old z'Hand,[33] wie alban[34] iịsa Groosi g'seid hed." — Aber bi miị'm Bsinnen seid niemman meh alsó. Aber jetz wein mer gaan! — (Unterwegs): „Aber schmeck[35] eins! Und lös, wie's tschuụsled! Äär hed d's Schmalz lan z'heißes wärden, där Lappi! Und wie's sprätzled! Gräd alsó wie iịsi tannigen Schiịter im Fiịr. Äär wird eppa wellen uụfbruụhen, was mụ sin Jungfrau, die Chäfla,[36] hed lan vergaan.[37] Sie hed d's ganz Ziịt nụmman g'chäfled,[38] und Summerszịịts wollt sie nummạn am Schatten groppen. Z'lest und am End hed s' noch hert[39] vor dem lengsten Tag welle Fiịsel stecken, där Tschaargg! Dua hed äär 'ra grad bloß gseid, sie sell jetz nụmman lụgg laan[40] darmid, sie chénnti ịhra sụst noch übertúen, und das verstandi[41] jetzen niị-mmeh. Wohl, da hätt ich duamaal anders zue 'ra gseid! Ich hätt 'ra fiịr eins und alli[42] gseid: Das chann ind'Harr[43] alsó nid gaan! Ja, derra hätt ich gseid, wie tiịr und wie spaat!"[44] — Ach, was willt! D's Mannenvolch ist fiịr áan[45] alsó! Sie[46] sin lappig und tappig. Hinna bi deersch[47] und naach bi naach (bi lengem) g'sehn s' denn g'wohnlich, wie s's hätten sellen machen. Aber es zweit's Mal machen s' 's éinist[48] umhi gliịch. Es séllt 'nen äben darnach[49] gaan; old niịd? — „A waß! Ich mag niịd g'héérren! Es Mannenvolch ist alliwiịl wiịlweihigs und zipfelsinnigs,[50] es wiịled mụ sich gleed. Es ist d's lenggwiịligst Wäsen, wa 's in der Wäld chan gään!" — Und mid Chrusti alban hurtig es Rastli (es Wiịltschi, es Bitzli) z'brichten, das ist och gar schreckellich lengziịtig, old? Das hed sich bi däm lenggwiịligen Maan eppa noch nie g'wiịled und gwiịled! (Vor Chrustis Haustüre): Grieß Gott! old eppa schon gueten Aabend? Es ist ja scho lang von Zwelfen dänna! Du bist, meinnen ich, es Bitzelli en spatlochtiga!

[28] Wiederholen. [29] Über Jahr. [30] Was „mir an" (an mir) liegt = meinetwegen. [31] Diesen Abend, diese Nacht. [32] Bereit zu hören. [33] S. 376. [34] Jeweils. [35] Rieche. [36] Plaudertasche. [37] Unbrauchbar werden. [38] Geplappert. [39] Unmittelbar. [40] Ablassen. [41] Nütze. [42] Ergänze: Mal. [43] Auf die Länge. [44] Im Emmental: Wi alt u wi tüür. [45] In der Regel; aber auch: künftig. [46] Constructio ad sensum. [47] Nachträglich, hintendrein. Mit «bi des» vgl. „indes(sen)". [48] Gleichwohl. [49] Nach Verdienen ergehen. [50] Launisch.

Aber das ist jetz grad gued; jetz chënnen mier chön gän achten, ob niid bränntі[51] old aanbränntі[52] old aanbraati[53] bi n eewch, old jetzen: bi n dier? — „„He friilich! Alls ist g'schehn. Da chënnd ier gräd inha choon und eins d'Pfanna schäben und d's andra den Häfen butzen!““ — Soo, das hätt noch siin Bscheid![54] — „„Eh jjaa! d's G'schaab ist denn ew's. Das chënnd ier gräd alsó warms ässen old mid ewch hein nään, wäders dass er gräd weid.““ — Dank héigist; aber mier nähmen gräd lieber eppas Bessers. — „En chlii von ewwem z'Morgen, wenn ier welltid so gued siin“. — „„Das chann's schon gään, warum niid! Da heid er anfan es Blättli Suppa.“



Aus Itramen.

„Potz, die ist heißi!“ — „„Ja, die ist allwääg uf dem Fiir gsiin! Aber wartid, ier chënnd sa laan chuelen, und ich will ewch ussen[55] en tolla Bitz Chääs braaten. Da ist vom fäärdrigen,[56] und das da niwwa Geis . . .““ — „Aber wie weid ier das jetz aan-faan?“ — „„He, ich tuen en teich bääjjen, alsó wie mu d'Schweiff-la[57] bääjd am offenne Fiir, old mier-aan, wie mu alban in der Pestziit hed Brod 'bääjd ze'm äs-sen.““ — He nu, su zeig jetz, mier wein 'seu[58] grad eins fet-ken![59] Sä,[60] Elisi, da hest och en Bitz! — „Ich chann en niid![61] Är hed alsó en Bitz (Abbitz),[62] old, wie alban d'r Att hed g'seid: där Mang ist mer z'wider. Und denn ist mier där aalt Chääs alla z'starha,[63] ich han 'seu gääre frischa.“ — „„He nun, su nimm, old nämid da von der Suppen, sie hed jetz g'chueled. Da ist Wasser, ier wärdid doch will's Gott, och eppa d'Händ wäschen vor dem ässen! (Lachen). Ich will ussen den Härdepflen schaalten, ich firchten 'ru.““ — „Ich chchann die[64] Suppa nnid bruuhen![65] Die ist mir denn hinggägen

---

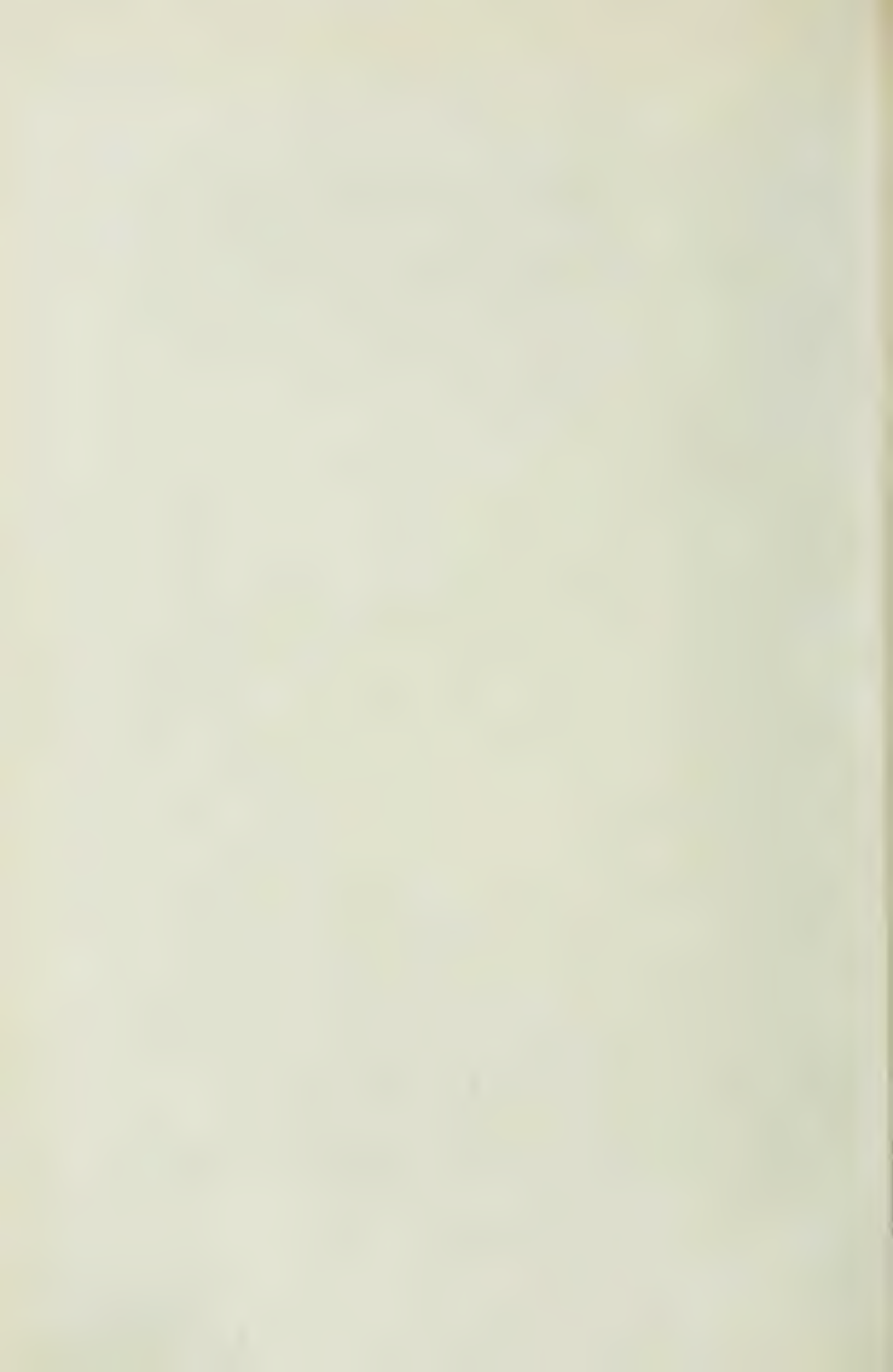
[51] Nämlich Milch. [52] Suppe. [53] Feste Speise. [54] Guten Sinn. [55] Mittlerweile, unterdessen; vgl. GlM. 95. [56] Letztjährigen. [57] Hagringe: S. 259. [58] Wie fz. en: S. 299. [59] Kosten. [60] Da! nimm! tiens! [61] Ergänze: eßbar finden (S. 120). [62] Üblen Beigeschmack. [63] „Zu stark“: zu scharf. [64] Diese, solche. [65] Genießen (frui: S. 238).

z'luemi.[66] Sie ist ja ganz schlë̋ë̋di[67] und leete̥rri![68] Und denn heid ier me̥r ja no^{ch} e^{n} b'schleezta[69] (uberschleezta) Lë̋ffel g'gään!" — Eh, du hest ja g'sehn, är hed neṇ grad frischa i^{n} d'Suppa g'stị̈tzd. Chrụsti, Chrụsti, da chajst umhi eppḁs chị̈sten![70] Es schịịnd, es well si^{ch} hị̈ịt aber alls fecken![71] Das da ist wóhl en bë̋ësi, die wollt si^{ch} fecken.[72] — „„Sie ist e^{n} schlimmi, das han i^{ch} glịịchanhi (bi Zịịten, blë̋tzli^{ch}, flụ̆gs, raß[73]) g'merkd! Und scho^{n}, sịịt i^{ch} sḁ d's erst Mal ha^{n} g'sehn, han i denn und denn ei^{n}s (denn und denn, dennen)[74] biḁ mme̥r sälber 'tẹichd: die cha^{nn} meh wa^{n} Chääs un^{d} Brod ässen!" — Das hest jetz aber o^{ch} aụgänds (glịị^{ch}, im Schwịck)[75] g'sehn, was sie im Sịịn^{n} heed. Sie tued jetz nụmmḁn ḁ^{l}só eige^{n}llich und ehrlos[76] und mängled[77] alls und laad's staan, fị̈r z'achten, was d'a^{n} 'ra më̋gist lịịden. — „„Das wird sịịn, i^{ch} han me̥r das dḁrnaa^{ch}[78] o^{ch} g'seid."" — „Ja, Bäsa, mid däm chụụst du mier nụmmḁ^{n} schier z'g'schnäll (z'gleitig, z'gschwind)! Du welltist jetz nụmmḁ^{n}, daß der Chrụsti so ring so ring[79] a^{l}s mụgli^{ch} eṇ gueti Meinug vo^{n} mme̥r uberchääm. Aber das geid nid so lingig!" — „„Mier wei^{n} jetz das ụf der Sịịte^{n} llaan! Nimm du jetze^{n}, Zị̈ịsi.[80] Du tuest denn nịd nụmmḁ^{n} so in der Suppen umha geidellen[81] und dran umha trääschen[82] und dran mäwse̥llen[83] und am Lë̋ffel sị̈rpflen und schlụrpfen und tschụrggen wie n es Chind am Sụụger,[84] und we^{nn}d' an es Brë̋ë̋se̥lli Brod g'raatist, ḁ^{l}só g'schnoisig tuen und dran umha schnaaren und rällen,[85] das^{s}'s ụụsg'sehd wie n es Mụụse^{n}ggräll."" — Neei, g'wi^{ß} gwi^{ß} nịịd, Chrụsti! J^{ch} nähm 'ra grị̈ịse̥lli^{ch} gäären, sie schmeckd ja so gued! Aber mi^{ch} hungred und tị̈rsted wääger nid schön umhi! J^{ch} ha^{n} scharpf z'morgned[86] und es Chachte̥lli Ggaffee old v'licht zwei drụụf g'nụụn und jetze^{n} sịịtna[87] no^{ch} von dịị'm b'raatne^{n} Chääs g'gässen. Weist, där fuehred! — „„Eh nụ^{n}, sụ machen i^{ch} der e^{n} Schwarza! Nụ̆mmḁn e^{n} Schluck fị̈r ahiz'schweihen! Wolltist n e̥n mid Chị̈mi[88] und Zucker wie mier albḁ, we^{nn} me̥r i'^{n} Wald gaan? J^{ch} han de̥r ja us d's

[66] Zu wenig gewürzt. [67] Fade. [68] Ohne Geschmack. [69] In Gebrauch genommenen und nicht gereinigten. [70] Merken und „sich hinter die Ohren schreiben". [71] Nichts wolle gelingen. [72] Sich als „böse" erweisen. [73] Alles „sviw. bald"; auch „plötzlich" ist = „bald"; vgl. z. B. är hed es Chind, bletzli zwei. [74] Ebenfalls = bald. [75] Sofort, sogleich. [76] Wählerisch, „schmäderfrääsig". [77] Appetitlos im Mund herumwälzen. [78] Nachher, nachmals. [79] Die Bedeutungsentwicklung vom mhd. ringe und geringe: leicht und damit behende, mit keiner Mühe verbunden und darum rasch, schnell (adverbial und attributiv), schließlich: ohne Gewicht und Wichtigkeit, „gering": vgl. Kluge[5] 135. [80] Susanna. [81] Plätschernd umrühren. [82] Nicht damit fertig werden. [83] Ungefähr wie Note 76. [84] Saugzapfen. [85] Nagen. [86] Bien diné. [87] Seither. [88] Kümmelgeist.



E warma Ofen ist doch heimliha!



Steinbilleⁿ-Rüthis Chrĭĭterbuech[89] schon eiⁿs däⁿ Satz g'lăsen:[90] Kaffee macht den Leib gering,[91] hurtig und den Geist wachtbar."" — Ja ja, i^{ch} bsinneⁿ mi^{ch}! Aber jetz mag i^{ch} 'sçn doch nịịd. — „„Aber Thee? Old von däm bruụneⁿ Ggaffee,[92] wa di^{ch} a^lsó gued hed 'dụụchd, weist no^{ch}? D's Wasser ist erwalleⁿs; săg nụmman härzhaft!"" — Mier lịịd jetz an allem nịịd, Chrụsti. — „„Und wenⁿ i^{ch} Ggaffewịịßes nähmm, Zĭĭsi? — „Was welltid er ächt denn aaⁿrreisen?" — „„He, i^{ch} schĭttẹti halb Milch und halb Wasser uber d's bloß Bulver."" — „Ohni Schịggoree?" — Eiⁿmmal wohl! aber mid 'nem Brịịsẹlli Salz dran!"" — „Aha, Chĭejjerggaffee, wie n en alba Peter ụf der Alp machd? Er seid alben: fĕli^{ch}ß Wasser ist cheibisch gueds." — „„Und wie machd er's deen?"" — „Eh, er leid deⁿ Wellhansli[93] uber d'Fĭĭrgrueba und heidht d's Milchchessẹlli draan." — „„An 'ẹm Looch, old wie?"" — „Jer Běěsa! Tẹich am Hienneⁿllătsch[94], wa z'obrist an der halben Hiennen[95] aaⁿg'machta ist. Da tued er d'Milch z'wellen,[96] un^d a^lsó erwallni (g'fĭịrigi) schĭtted är sạ uber d's Bulver." —

„„Däⁿ Wääg! Und wenⁿ i^{ch} jetz fịr d's Wasser Milch nähmm und fịr d'Milch Nịịdla? Du weist richtig, Zĭĭsi, im ganzen Grindelwald chann nụmman éini gueta Ggaffee machen."" — „Eh jja, d'Nịịdla!" — Die wä^r mẹr jetzeⁿ z'festi![97] — „Und immier schoⁿ d'Milch! I^{ch} chĕnnti's nid haan, wie die alteⁿ Pụụrelĭịt, wa gẹng na^{ch}'m z'Morgen no^{ch} ẹs Chachtẹlli Milch nään." — Old gar ẹs Blättli Suppa! — „„Keiⁿ Wịịn?"" — Oh, där chuund wundersälten ụf ^deⁿ Tịịsch! Eppa an e'm Festtag und bsunders fịr d'Gotti und d'Gĕttiga[98] an 'er Chind-betti macht mụ ẹs Wäärmli. — „„Es Wäärmli, was ist das eigeⁿtli^{ch}?"" — Mụ . . . — „Oh, Băsa, i^{ch} will 'mụ's schon ăschbli-zierren! Mụ schlaad ẹs Tschụppli Eier ụụs, wie meh wie lieber, und rĭehrd s'grĭĭsli^{ch} lang. Deⁿⁿ tued mụ gliịchvịịl dĭrri Broodwĭrfẹllẹni im Anken brụụⁿ rĕĕsten und schlaad d'Eier drịịn. Denn siedet mụ eⁿ chlịịⁿ Wasser und Zucker z'sämen und machd wịịßa Wịịⁿ mid däm Eierwăsen und Zuckerwasser z'sămen heißa." — Ja, und weⁿⁿ mmụ wịl^l, chaⁿⁿ mụ o^{ch} eppas Saffẹrẹts[99] draⁿ tuen. — „„Sol^l dẹr gräd a^lsó eiⁿs aaⁿrreiseⁿ, wie s'albạn hein deụ Ggaffee g'machd fịr d's Nĭwjahr old fịr epper Chranks?"" — „Ja, wie heiⁿ sie's o^{ch} g'machd ohni Ggaffee! Eh miⁿ Troost und Läbeⁿtaag!"

„„Das hed miịn Ănigroosa meụgist verzelld. Da sịịgeⁿ s'am

---

[89] Kräut. 103. [90] Vorgelesen. [91] Beitrag zu Note 79. [92] Cacao. [93] Holzstab als Milchkesselträger. [94] Masche. [95] Am tragenden Halbring. [96] Bringt, veranlaßt sie zum Sieden. [97] Zu substantiell. [98] Patinnen und Paten. [99] Safran.

Morgen nĭechter a^{n} d'Arbeit, uf d's Land old gan hirten, und d's Mueti hed si^{ch} im Winter z'em Chụụder g'setzt.[100] We^{nn} mụ ist schlächt worden, sụ hed's 'mụ im Pfänni e^{n} chlịị^{n} Milch g'wärmed, und d's Manne^{n}volch hed en Bitz Chääs mid mụ g'nụụn. Drum seid mụ̆ däm no^{ch} jetz eppḁ d'Spịịs[1] old Morge^{n}tspịịs. Mụ hed v'licht o^{ch} eppa Suppa g'machd und dér Morge^{n}tsuppen ó^{ch}[2] Morge^{n}tspịịs g'seid. Sĕlhi Morge^{n}tspịịs hed mụ daheimmen eppa um nịịnị g'ässen. Vo'^{n} Fremden hed mụ duḁ[3] de^{n} Ggaffee g'lehrd b'chennen und hed 'sḁn óch aa^{n}faan nään und hed duḁ richtig nịị=meh g'morg^{n}t=spịịsed; mụ hed duḁ mit dem Ggaffee trịịhe^{n} d's tịsche̥niere^{n} (s̆)[4] g'lehrd. Nụmmḁ^{n} tued mụ das de^{nn} schon am Morgen um fịịfi old säxi im Summer und um säxi old letzli^{ch}[5] halbi sịbni im Winter.



Im Chlunsi.
(Zu dem Abschnitt: Vor einem Grindelwaldnerhaus S. 431 u. ff.)

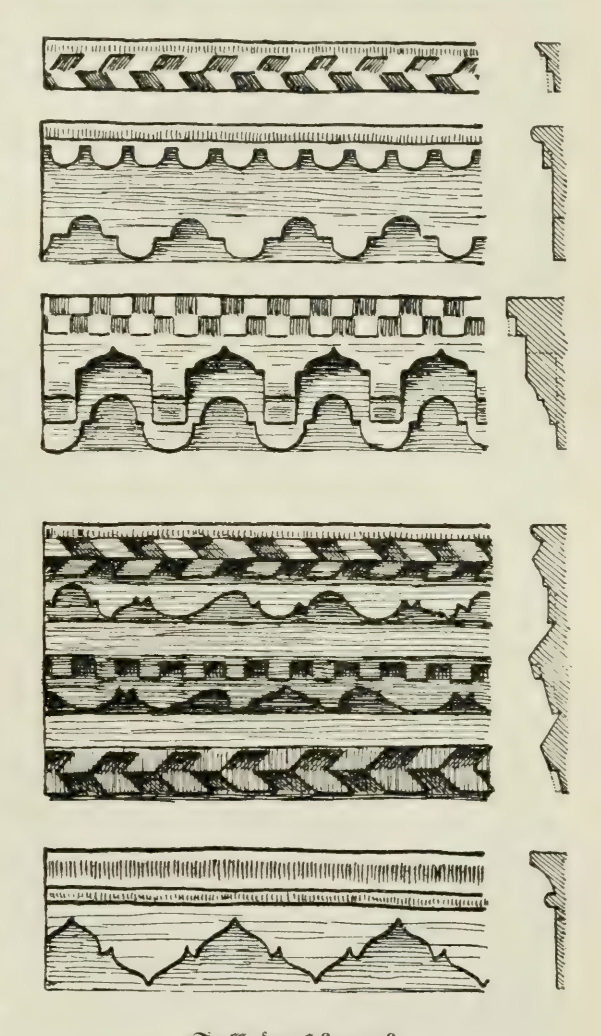
Dḁrmid ist dued's z'Morgen i'^{n} Vormittag ụsi g'rịckd, und wa mụ hed aa^{n}=g'fangen,[6] um achti old nịịnị 's z'Nịịnị ụf d'Wịịti ụsi z'bringen, is' 's duḁ mit dem z'morgnen eindle̥fi old zwĕlfi worden."" — „De^{nn} chunnd im Winter um vieri, aber im Summer schon um halbi drịị old drii 's z'Aaben^{d}." — Und we^{nn} mụ scharpf z'aabned's heed, sụ mag mụ's denn wohl erlịịden bis ze'm z'Nacht. Und we^{nn} mụ z'nachtned's heed und mĭeda ist, sụ geid mụ ăben nịder. Aber z'erst

---

[100] S. 476.

[1] S. 382. [2] Ebenfalls. [3] Aldann, nachmals; nämlich etwa um 1860. [4] Déjeuner. [5] Spätestens (last-ly). [6] Vgl. dieses plastisch gebliebene „angefangen" mit dem mechanisierten aa(n)faan, afan, afen (augmentlos wie „funden", „laan" = lassen = gelassen usw.).

nimmen i^{ch} no^{ch} e̥s Chachtelli volls vo^{n} frischem Bụlver. Miṇ Gott, wie hei^{n} si^{e} 's albạn o^{ch} aa^{n}gg'reised, wa d's Ggaffe triịhen hie ist ụụschoon! Sụmi hein die ung'rëë-steten Bohni gsotten und g^{l}só welle^{n} Ggaffee ma-chen. Andri hein Bohni g'rëësted und d's heiß Wasser uber die ganzen Bohni g'schịtted. Die Tịfigẹrren hei^{n} g'wißt, das^{s} mụ d'Boh-ni séllt mahlen, aber die meisten hei^{n} kei^{n} Mịhli g'hǟben; den^{n} hei^{n} ſ' Bohni in en Hụdel p'hackd und mid 'nem Hammer g'nịt-sched.



Fassadenschmuck.
(Zu dem Abschnitt: Vor einem Grindelwaldnerhaus S. 431 u. ff.

„Ja, aber we^{nn} mier hei^{n} z'Schuel mießen, da hei^{n} mmier nid nụmma^{n} ze'n Ässe^{n}'s Maalen eppạs 'brụụchd. Mier hein ị'^{n}s zwis-sen inhi sälber Mähl-tẹni gmachd; mier hei^{n} G'chịfel g'gässen old Bohni g'rịfled." — „„Wie ist newwa das ẹs Wǟsen?"" — „Eh, da hei^{n} mmier schon im Herbst Sịwbohni[8] griennụ und frischụ ụụsg'fịsled und . . ." — „„Das wird mier f^{r}ịị n ẹs G'chooch . . .""[9] — „Nid ẹs G'chooch und nid[10] ẹs Gchëëch[11] hed's g'gään! E^{n} selhi G'schicht dạrmid z'verfiehrren hätte^{n} mier ^{d}ẹkei^{n} Ziịt g'hǟben! Mier hein die Bohni albạn ei^{n}s 'ddërrd und 'braaten, das ist chịrzer[12]

[7] Neunuhrbrot. [8] S. 263. [9] Kocherei, cuisage. [10] Weder — noch. [11] Gemüse. [12] Eher.

gmachd's gsiin. Denn hed es jeders es Hampfelli in d'Schuel g'nuun und darzwissen inhi dran g'rifled, bis nii-mmeh g'siin ist. Denn hed mu dem Mueti dirr Chirsi g'heisched (šš), old hed vo'm Herbst naha noch dirri Mählberreni[13] g'häben. Und da hed geng eppa eins d's andra g'fräägd: hest du G'chifel im Sack?" — „„G'héérst jetz, Ziisi, wie mu's machen mues, daß's ei'm nid weich wird von ei'm Mähli ze'm andren? Chan ich nid einmmal dier eppas anerbieten?"" — Wääger, wääger niid, Chrusti, und dessen sollt du froh und z'friden siin. Denn, weist, ich bin von ung'sägneten Liiten[14] har, wa daheimmen nie gued und gnueg z'ässen und z'suuffen[15] hein. Und wenn ich bi díer eins anfieng, da wellt ich denn en gueti Stund lang mid Gnuus ässen und mich an dii'm G'chééch titschen[16] wie d'Chind, wa an der Niidlen ihri Schnäbelleni wetzen. — „Säg nid z'viil, Bäsa! es machd mer ganz Angst. Chrusti chénnti ja gloiben . . ." — Ja ja, es ist alsó! Das geid bi n iis den ganzen Tag an es inhischoppen und wurggen und wursten und inhi mullen.[17] Es ist gued, dass ich miin dicka Hoiptlumpen um haan, sust wurdist schon achten, ob ich nid och alsó en Mulli[18] siig. Und ze'm mullen g'héérd denn rrichtig d's ahischweihen: d's schlurpfen und d's schmatzren und d's schlappen . . .[19] — „Schwiig doch, Bäsa, derch Gotts Willen!" — . . . wie d'Fädscheni und d's laffen nnd d's läffellen wie d'Chatzi . . . —

„„Gued jetzen! mu meinti sust, was d' fír n en aalti Chäschella und Chäfella[20] siigist. Setzid ier ewch jetz noch en chliin, und wiil[21] ich issen, tíed ier mer en chliin von disem und däm b'richten, wíe n ich's sélli chochchen, dass ich doch och epp' umhi eppas g'rächts heigi. Nummau geng Brod und Ggaffee mag ich newwan niid, und d's Brod wírd mer alliwiil alsó herts wie n en Turbenbitz, b'sunders, wenn ich da alsó en vierpfíndigi Mitscha[22] choiffen."" — „He, choiffid es bätzigs Mitschli[23] old es grééssers Mitschli, wiss'd er, eins von denen niderren Tätschbretlinen." — „„Die chénnen mier gstöhlen wärden! Da chief[24] ich noch grad ehnder bi'n Gräbelwiiblinen, wa am Uussäget[25] feil hein, alsó eu Ggräbelheer old es Ggräbelwiibli[26] old en Läbschiiba[27] old sust eppas Ggräbels old

[13] S. 188. [14] Starken Essern. [15] Zu trinken: S. 257. [16] Sich's dran wohl sein lassen. [17] Immer neu nachschiebend den Mund übervoll stopfen. [18] Person a) mit allzeit gestopftem und daher des Sprechens unfähigem Mund; b) mit Pausbacken; c) von beschränkter Intelligenz. In Frutigen: der Moli. [19] S. 343. [20] Plaudertasche. [21] Wiil und wil vermischen sich. [22] Schwarzbrotlaib von 2 kg. [23] Milchbrötchen für einen Batzen (zehn Rappen). [24] I chifi (emmenthalisch: i chüf), i sieg, i miechi: j'achèterais, je dirais, je ferais. [25] Alt für Schulexamen. [26] Backwerkfiguren. [27] Lebkuchen.

G'schnääpers,[28] wie's d'Zuckerbecken aa^{n}rreisen. Da ist mier denn alba von 'em frischen Brëëtli d'Chappa[29] (d's Aanhoui) und d's Weggli old d's Bïppi,[30] wie d'Chind 'mụ sägen, no^{ch} lieber. Aber de^{nn} wird's mẹr blëtzli^{ch} steinherts. Es ist deņņ graad wie die aalteņ gäärstige^{n}[31] Chuehẹni old Chuehibrod . . ."" — Ja, derrụ han i^{ch} als Chind o^{ch} no^{ch} g'gässen! Sie hei^{n} mi^{ch} schreckli^{ch} gued dụụchd; warum? Der Gäärstenbeck hed s' gar gued g'wißt z'hëbinen (z'heblen, z'hëben). Und we^{nn} mụ mi^{ch} na^{ch} Chueheni hed ze'r Mịli g'schickd, so han i^{ch} ụf ^{d}em Wääg allimal ei^{n}s mëgen. Sie sịị^{n} fịr mi^{ch} gräd gsịịn wie d'Ankfeimchuechẹni,[32] wa 'mụ fiifi hätti chënnen an en Naadla stecken. — „„He ja, wie's die Alte^{n} ghäben hein mit de^{n} wịịßen Brëëtlinen, wa mụ bi^{n} Chlosterherre^{n} z'Hinderlachchen hed mießen gä^{n} rreihen[33] und in Hutten inhaferggen und am Sunntag na^{ch} der Bredig ụf ^{d}em Friithof choïffen, we^{nn} mụ ei^{n}s fịr Chranki hed wellen. Aber wie machen i^{ch}'s mid mịị'm Brod?"" — „Eh! wie d'Walser, wa i^{ch} es Jahr biẹ ne^{n} 'diened haan!" — „„Wie deen?"" — „Die bachchen ịhrụ Roggenbrod sälber un^{d} numma^{n} zwịren im Jahr, und doch blịịbd's 'nen besser und chịịstiger[34] wa^{n} d's „Bịịtelbrod"[35] und d's „Wịịßbrod" vo'm Beck." — Aha! die mache^{n}'s d'rụm v'licht wie ịịsa Ätti ụf der Alp. Där hed apart ẹs sụụfers Chastẹlli mid 'mụ g'fergged, wa obna und ụnna chlịịnni Lịchchlẹni[36] ghäben heed. Da hed äär d's Brod inhi 'taan und b'schlossen, das^{s} niemmaņ hed drụber chënne^{n} wan äär. Aber wen^{n} epper zue 'mmụ choon ist, denn hed er's fịrha g'gään und g'seid: Nähmid, was ẹr nụmma^{n} mëgd, aber lääd mẹr bi'm Sackermänt ^{d}ẹkei^{n}s Brëësẹlli umha lịgen! Aber weist was, Chrusti? Wiil mer jetzeņ gräd a^{l}só am ụụsbroote^{n}[37] sịịn, sụ wil^{l} i^{ch} dẹr no^{ch} meh bb'richten am heiligen Aaben^{d} — „also i^{n} vier Täge^{n}!" — we^{nn} d'de^{nn} zue n is willt choụ gä^{n} d'Milch=brochcha ässen. Elisi, du geist denn na^{ch} wịịßes Brod![38] Mier hei^{n} ja jetz fịịf Becken iņ Grindelwald deņ Gletschren bịị, und wär weis^{s}, wie vịịl Brodablaagi. Du chajst gaan, ze wäm d' willt, mier a^{n} ze'm . . (forschender Blick). — „„Aber mịịn Haagge^{n}llëffel[39] wirden i^{ch} mieße^{n} mid mẹr nään; i^{ch} weiß nịịd, fịr wän ier ewwa dritta g'sparta heid."" — Oh, dä^{n} laan dụ nụmma^{n} riewig daheimmen! — „Aber

---

[28] Kleinkram. [29] Der Anschnitt. [30] Der knorrige Kohlensäureaustrieb. [31] Aus Gerstenmehl mit allfälligem Zusatz von getrockneten und fein zerriebenen Kartoffeln, wohl auch von gebratenen und zu Mehl zerklopften Ackerbohnen. Solches Brot buk man noch vor 30—40 Jahren. Das „churz" und buchstäblich „schwarze" Brot schmeckte natürlich derb, aber sehr gut. [32] S. 396. [33] Wyß 620. [34] Schmackhafter. [35] Aus gebeuteltem Mehl. [36] Löchelchen. [37] Ausplaudern. [38] Der Akkusativ enthält das in „nach" mitgedachte „holen gehen". [39] S. 393.

und de^{nn} d's Chösi, Bäsi, wa dų gęng vo^{n} 'mmų bbrichtist?" — Gidult, Meidschi! Das chunnd denn na^{ch}'m Nïwjahr, wenn der Gắbel und der Chįnig g'chalb'red's hein und d'Hïender umhi aa^{n}fää^{n} llĕgen. — „„Wie ist newwą das ęs Wắsen dármid?"" —

„He, da nimmd mų" — „„wie i^{n} d's Elisis Chochbuech, wa n i^{ch} ei^{n}s fįr n e^{n} Réësti han ųųfgschläge^{ns} g'sehn"" — „ier Béësa! mų nimmd (i^{ch} will's jetz grad ắxbrắß ą^{l}só bbrichten) frischi Chïehmilch und tued die wellen. We^{nn} s' erwallni ist, tued mų lind's Brod" — „„^{d}ekeiņ Grųsta?"" — neei, Chrusti! nųmmą^{n} vom linden inna ųųsa, drį^{n} rïehrren, e^{n} Vierlig[40] ųf zwee^{n} Liter. Wenn das z'säme^{n}-g'chochcheds ist, sų schlaad mų fįįf Eier" — „„wie męn'g's?"" — „eh, fįįfi! drįn ųųs und tued en halba Liter gueti Nįįdla drųber." — „„Eh, d's Herrschaft! das ist ja n ęs Ässe^{n} wie jung Mįįs!"" — Und fuehrigs! Das vermachd deen! Aber no^{ch} ęs Brįįsęlli Salz draan hest vergässen, Meidschi. — „Aber und de^{nn} d'Ankfeimchue-hęni z'Wiehnachten? Da wollt dęich Chrųsti o^{ch} dąrvon haan, old wollt er 'sęn ächt sälber machen?" — „„Eh, es ist ums fecke^{n} z'tuen! Sägid ier nųmmą^{n}, wie!"" — Jä, hest ęs Brätzel-Jįsen? — „„Oh, eppa umha in 'ęm Ggrįmpelgắdmer . . ."" — wird wohl ei^{n}s sįįn! ęs séll ja sųst in je^{gl}^{i}hem Hųųs ei^{n}s sįįn. Weist was: chumm dų denn z'Wiehnachten oo^{ch}! Da mache^{n} mier's deųų grad na^{ch} d's Änigroosis Manier. D's gäärstig Mähl mïeße męr de^{nn} richtig[41] jetz eppa umha trachte^{n} z'choiffen. De^{nn} mmache^{n} mier Gäärste^{n}chuehęni u^{n}d tïen Ankfeim[42] drįįn, daß, we^{nn} mų mit der Fųųst ųf ^{d}e^{n} Tįįsch schlaad, ą^{l}só es Chuehi vor Mįrwi zertrooled. So mųrwi und so sprįtzigi hei^{n} sį sį albą gmachd. Scho^{n} we^{nn} mų ei'm de^{n} Rįgg[43] hed dänna g'nųųn, is' 's zerfahren.

„Aber moor^{g}en, Bäsa, wa's Sunntäg ist und Chrusti im Na^{ch}-mittag fųrt wollt, was hed er dénn? — „„Oh, das ist flųgs g'räch-ched's! Da machen i^{ch} męr Brodschnįtti und Ggaffee, und dár-mid hän i^{ch} g'gässe^{n}s."" — Das gi^{b}d ja richtig weniger z'tue^{n} wan eppą Epfel- old Bįre^{n}chïechlęni, old Schlįįffęrlęni old Chrï-gęllęni — „old Gräswįręm, old Chnewchïechlęni, wa mų an der Fäsnąch t[44] machd." — „„Und den^{n} is' 's no^{ch} besser, wan e^{n} Tauggel, wa wollt e^{n} Tắtsch[45] heißen."" — „Oh, das machd ei'm, wa nįįd dąrvo^{n} b'chennd, nid vįįl! B'sunders, we^{nn} mų ei^{n}s cha^{nn} g'schęnten, wie įįs's Brïederli, wa alba g'sungen heed, weist no^{ch} wie?" —

---

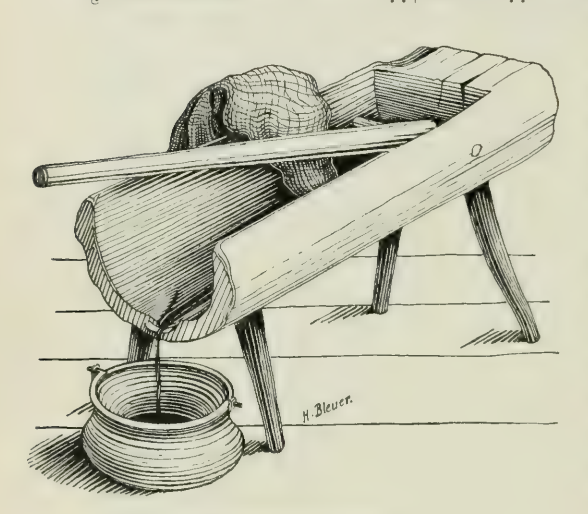
[40] 1/8 kg. [41] Allerdings. [42] Bodensatz zerlassener Butter. [43] „Rücken", Anbruch (Anschnitt). [44] Lf. 508 ff. [45] Pfannkuchen.

Wenn iisi Mueter chiechled,
Su bin i'ra nie wiit,
U wenn i'ra eis erwitschen,
Su gid s'mer mit dem Schiit.
[oder: su chißled sa der Siit.]
U wenn i'ra gan ga chlagen,
Es tiej mer griisli weh,
Su nimmd si mi bi'm Chragen
[oder: Su nimmd si d'Ofengabla]
U ggid mer no viil meh.

„Aber wär nid chann chiechlen, chann och nid Brii machen, daß d's Mähl nid g'chnübleds[46] bliibd." — Da gibd's denn en alta tumma G'spaß; mu seid von eppas, wa nid z'machen ist:[47] den Brii tecken und b'stendig steerren.[48] „Aber wär nid chann Brii machen, chann och nid Pälänten,[49] und das ist fir beedi schaad." — „„Aber wie machid ier denn d's Meis?"" — Aha, äben, du seist jetz Meis; friejjer ist das Wort viile Liiten nid chind's gsiin. Ei'm, wa verbbrichted heed, da sig Eina Totz uber Meis[50] trooled, hed en andra g'riefd, ob äär denn nid chenni sägen: Totz uber Pälänten! Und en Andra, wa bi'm Chräämmer es Gintli[51] Schulden hed wellen b'sählen, hed 'mu bi'm abläsen im Biechli drin g'redt: Päläntenn wohl, die bin der schuldig, aber Meis, old wie du da läserist, bi'm Tonnder dekein Vierlig! — „„Aber en andra, ganz en aalta Einsidler, heig von beeden Nämen bloß eina g'heerd sägen. Und wa n er eins heigi des Ziigs g'chochched, heig n en newwer g'fräägd, was är da chochchi. Dua heigi där g'seid: Pälänten old Stüdänten, ich weiß nid, wäders. Mu tued's einmmal mid Chääsmilch aansiderren. Aber ist denn das alsó rächt g'siin?"" — Da gib du 'mu umhi B'scheid, Elisi! — „Eh neei! Wenn ier ru ze'm tischenierren wolltid haan, su mießt ier si am Aabend mid chochchigem Wasser" — old noch besser mid g'fiiriger Milch — „anbriejjen und Salz und en Milchleffel volla Simelmähl dran tuen, und s' tecken. Denn gaan s' uuf uber d'Nacht. Am Morgen tued mu si denn in Schmalz[52] und Anken braaten und tued, wenn mu's heed, noch es Ei draan." — „„Aah! Drum ist das im Wallis alsó gued g'siin ze'm z'Morgen am Sunntag! Und b'sunders, wenn s' denn noch hein Niidla d'ruber g'schitted und mu das nach der Suppen hed ze'n Härdepflen und ze'm Chääs g'gässen, su hätt dekein Mensch dem Fleisch eppas naachg'fräägd, wenn's schon wär da gsiin. Alsó

[46] Knollig. [47] Vgl. Sägemähl zusammenknüpfen u. dgl. [48] Umrühren. [49] Ergänze: kochen. Man bemerke auch die Umdeutung der weiblichen Einzahl von „Palänta" als Mehrzahl. [50] Kopfüber: S. 178. [51] Petit compte. [52] S. 340.

scharpf fuehred das!““ — E^{n} chlịịn besser, wan ụf der Alp, we^{nn} mụ mues gä^{n} lischnen[53] old brụụhen[54] un^{d} nummạn grad, we^{nn} mụ hed de^{n} Zi̊ger ụụsag'nụụn, es bär chaalt g'sotten Härdepfla im Fi̊i̊r wärmed. — „Oh, under der Alp hei^{n} si 's denn umhi besser, we^{nn} d's Wịịbe^{n}volch im Ụụstäg Garte^{n}zi̊i̊g und Siwsti̊dẹller[55] und im Herbst Ri̊eblẹni und sụụr Epfla z'sa̋me^{n} chochched.“ — „„Old es Stụnggis von Härdepflen und Epflen und Bire^{n} wie i'^{n} chlịịnne^{n} Kantée̋nen!““[56] — Aber di̊rr Bi̊ri mid blääjter Nịịdle^{n} si^{n} wóhl no^{ch} besser! — „Und Gomfiti̊i̊rra, mache^{n} s' die nid oo^{ch}? Und Heitimues?[57] Und Grịịflenbrịị?[58] Das ist eppạ gued, we^{nn} d'Berrẹni sụụser zsa̋me^{n}g'läs'ni sịịn und nid zertrö̆sẹti und verschmaarsẹti ụs ^{d}em Wald chĕmen, daß alls ei^{n}s G'schmaars u Gschmụ̈sel ist.“ —



Chirsmuesstuehl.

Und Chirsmues? Dịị's Mueti hed ja o^{ch} g'chi̊rs-muesed old churz g'seid: g'muesed. — „„Wie machd mụ denn das?““ — Mụ wärmed d'Chirsi (ohni Wasser) in der Pfannen und tued sụ in dä^{n} Chirsmuessack, wa en El^{l}e^{n} lẹnga und obennahe en Halbel^{l}en breita und ụnna spitza ist. Mụ hed ne^{n} fri̊ejer o^{ch} 'brụụchd fi̊r d's Hụụ'g ụs ^{d}e^{n} Wäbe^{n} z'ziehn. Mit dem Chirsmuesstuehl[59] cha^{nn} mụ d's Saft alls sụụser ụụstri̊cken. De^{nn} chunnd d's Saft in 'em Chupferchessẹlli fịịf old säx Stund uber Glued (ohni Fi̊i̊r) und wird b'stẹndig gstéérrd. Ụsse^{n} wịịl mụ's machd, g'hịjd mụ en Bitz Späck i^{n} d's Saft, daß 's nid an-hẹihi;[60] u^{n}d de^{nn} wird's dicks u ziehnd's, daß es si^{ch} laad mit dem Mässer strịịhen. De^{nn} tued mụ das Zi̊i̊g i^{n} Chirsmueshäfen und schi̊tted Rhụụm old heißa Anke^{n} d'rụber, daß 's lẹnger gued blịịbd. — „„Mier ist de^{nn} richtig ẹs Äärbsmues old ẹs Mues vo^{n} Fleisch und Häber no^{ch} lieber.““ — Jä, da g'sehd mụ umhi: jungs

---

[53] S. 283. [54] S. 284. [55] Löwenzahn. [56] Z. f. hd. Ma. 3, 38; Lf. 506. [57] S. 190. [58] 190. [59] S. 473. [60] Auf dem Boden ansitze.

Fleisch und alts Fleisch tı̋en[61] nid z'sa̋me^{n} sieden. Du weist, Elisi, was das wollt sägen. — „Eh ja: daß die alten und die junge^{n} Lı̣̋ı̣t in gar mẹngem nid z'säme^{n} passen." — Das ist ze'm Bı̣ı̣spı̣ı̣l o^{ch} der Faal, wenn der Alt e^{n} Spaarer ist und hụụse^{n} wollt und der Jung ẹn Gı̣̋ı̣der, wa gẹng wĕllti ab der Wurst nään,[62] fı̣̋rs mit den Andren nŏbel z'gään. — „„Es ist wohl eppa besser, we^{nn} mụ si^{ch} nid an eppḁs nı̣̋w's laad, wa mụ doch nị̣d versteid, und wa ei'm nı̣ı̣d versteid.[63] Da tẹihen i^{ch} gẹng an dän Bueb, wa sı̣ı̣^{n} Att mid 'mụ ga^{n} Thun ahi ist. Dert hed d'r Att im Wirtshụụs en Gast g'sehn eppḁs ässen, wa n äär 'mụ kein Nä̆me^{n} gwißd heed. Är hed g'fräägd, und sie hei^{n} mụ g'seid, das sı̣ı̣ge^{n} 'braate^{n} Chrẹbsen. Är hed bifŏhlen, sie sĕlle^{n} 'mụ o^{ch} es baar bringen. Sie hein n ẹ̥n gued 'dụụchd, un^{d} är hed ei^{n}mmḁl sı̣'m Sụhn o^{ch} eina i^{n} sı̣ı̣'s Blättẹ̥lli g'leid. Aber där hed n e^{n} wı̣ı̣t vo^{n} 'mmụ dänna gstooßen und gseid: Neinis bi'm Tonnder nı̣ı̣d, Ätti! Friß du die Guege^{n} sälber und ggi^{b} mmiẹ̥r eppḁs von Här^{d}epflen!""

[61] Bemerke diese Pluralformen des Präsens im Indikativ, Konjunktiv und Imperativ mit Umlaut, gegründet auf die Otfriedischen (fränkischen) Formen duen, duet, duent usw. (Braune, ahd. Gr. S. 265). Sie sind unterbernisch auch in's Supin vorgedrungen: z'tüe(n). [62] Vom angelegten Kapitel zehren. [63] Nützt.



Das Plampi, Chindsplampi.

(Kinderschaukel mit beweglichen Spielkugeln.) Aus 1. Hälfte 19. Jhr.

Verkehr.

Verkehrsbedürfnis.



ern (der Kanton) wies im Jahr 1900 in seinen 74,366 Wohnhäusern 589,433 Personen und 122,200 Haushaltungen zu durchschnittlich 4,82 Personen auf. Für Grindelwald galten damals die entsprechenden Zahlen 558; 3346; 747; 4,35. Im frühsten statistisch erreichbaren Jahr 1669 betrug Grindelwalds Einwohnerschaft rund 1300 Seelen, bevor die Pest ihr schreckliches Regiment neu begann. Um 1737 wird, nach Maßgabe der auftreibbaren Notizen, die Bevölkerung 1673 Köpfe, also die Hälfte der heutigen, betragen haben. Trotz den Seuchen vollzog sich also die Verdoppelung in etwa 1¾ Jahrhunderten, während man für Europa hiezu eine Normalfrist von 5 Jahrhunderten ansetzt.[1] Zwischen 1798 und 1900 wuchs Grindelwald um 37 %, Unterseen um 73, Gadmen und Guttannen (früher zusammen eine Pfarrei) um 16 % der Bevölkerung. Grindelwalds meist landwirtschaftliche Einwohner halten also im Zuwachs ungefähr die Mitte zwischen dem raschen Zunehmen eines industriellen und dem langsamen einer ebenfalls landwirtschaftlichen, aber durch Auswanderung stark geminderten Bevölkerung. Die Auswanderung hat nämlich, wie das Oberhasli und die Lenk, so auch Bergorte wie Lütschenthal, Isenfluh u. a. in so starken Rückgang gebracht, daß eine ferne Zukunft ihnen das Schicksal eingegangener Dörfer wie „Frienisberg“ (an Bußalp),[2] Ammerten und dgl. bringen könnte.

[1] Kasth. Hs. 146. [2] Wyß 631.

Blieb Grindelwald im großen und ganzen vom Auswanderungsfieber verschont, so grassierte hier dafür vor Alters das Söldnerfieber.[3] In Annämen (Zunamen) wie Päpstler, Näplitaner, Prįįßen-Jelli, Hölender-Bääbi, Fahner-Heini hat es bis heute seine Spuren hinterlassen. Zur Entvölkerung führte der Söldnerdienst freilich nicht, da die Ausgezogenen meist in einem heiratstüchtigen Alter und mit einem anlockenden ökonomischen Satz heimkehrten. Sie zählten also auch nicht unter die zuehag'schlinggeteⁿ fremdeⁿ Fëtzla, wie man etwa die als minderwertig angesehenen nichtburgerlichen Elemente bezeichnete. Schon 1888 jedoch vertrugen sich 2555 ortsansäßige Burger mit 499 außergrindelwaldnischen Bernern, 18 außerbernischen Schweizern und 15 Ausländern so, dasˢ mụ nịịd anders g'wißd heed. Die Engilender, Franzosen, Nordamerikaner, Italiener und die Tịịtschen, welche in immer größern Strömen als Pensionäre und Touristen die Wịsiteⁿstụba des Berneroberlandes[4] und besonders Grindelwald als das „Mekka der Alpenpilger"[5] zu besuchen kamen, öffneten mit goldenen Schlüsseln die von Natur engen Herzen der Hiesigen auch für die Fremden im allerweitesten Wortsinn. Ein weiteres tut gegenwärtig der neulich eingeführte Wintersport, welcher erst noch recht „die richtigeⁿ Llịịt" herbringt, wenn auch auf wie kurze Zeit! Denn hurtig eⁿ chlịịn sich auf Schnee und Eis zu tummeln kommen und dann plötzlich darvóⁿ stịịben oder abschieben, daß von heut auf Morgen nid en einzigi Scheiha Fremds meh da ist, das ist ja die Signatur dieses „Winterfeldzugs".

Die Gäste kommen und gehen, um rasch eine Weile sich das Vergnügen zum Geschäft und dem Wirt das Geschäft zum Vergnügen zu machen. Der urchige Landwirt beneidet freilich den Gastwirt auch in den Zeiten nicht, wo selbst er das Gasthaus eine Gäldfalla zu nennen geneigt ist. Er weiß: in der tooteⁿ Zịịt giᵇd's denn nịịd, und in der Vorsaison nimmt mụ bloß fịr Brod uⁿᵈ Ggaffee ịịn. Drum seine Erklärung: iᶜʰ biⁿ lieber bi'm Landwäseⁿ wan bi'm Wirtswäsen. Das schließt freilich nicht aus, daß es in bescheidenem Maßstab Übergänge zwischen beiden gibt: Sennhütten als Gasthausvorstufen,[6] die allerdings erst bloß Milch ụụswirten; da und dort ein Marggidänderhịttli als Erfrischungsstation; eine Hütte zum Einstellen der Saumpferde.[7] Hier, wo es noch nicht Verzäpfta (Flaschenwein) zu konsumieren gibt, macht der Inhaber, die Inhaberin der Hütte selbst den Wirt, die Wirtin, den Kellner, die Stụbeⁿwirti

[3] v. Tav. 59—62; Pfr.-Ber. 1764. [4] Str. BO. 6. [5] Wäber 258. [6] König 39. [7] Stud. T. 71.

(Kellnerin) oder das Gaststübe"meidschi. Als Übergänge anderer Art führen die zahlreichen Pensionen zu der eigentlichen und berufsmäßigen Gastwirtschaft, die sich durch das Wirtsschild: die Taffärna[8] kennzeichnet. Auf die Bedeutung beider wies bereits 1892 die „Kapazität“ Grindelwalds von beiläufig achthundert Betten. Daß seither diese Zahl auf mehr als achtzehnhundert gestiegen ist und dementsprechend die Zahl der Gasthäuser sich gemehrt hat, macht schon ein Blick auf die Straßersche Karte in unserem Buche glaubhaft. Wir dürfen aber auf unserem knappen Raume bloß die von ihr ausgeschlossenen Etablissemente des nicht ständig bewohnten Grindelwald berühren. Erwähnen wir zunächst das 1832 durch den Adlerwirt Samuel Blatter erbaute Gasthaus auf dem Fụụlhören. Am Sommerwege zu ihm liegt der Waldspitz (S. 157). Den Wanderer ins Hasli hinüber erfrischen Loi̓chbi̓el und Scheitegg, jenes im Sommer 1905 neu, dieses nach dem zweiten Brand von 1894 größer gebaut. Am Milchbach vorbei gelangt der Wetterhornsteiger zu seiner Nachtstation Gläckstein. Der Besucher des untern Gletschers findet Erfrischung u. a. im Marmorbrụụch, der des Eismeeres Nachtherberge



Gasthaus auf dem Faulhorn.

[8] Umgedeutet aus taberna (Bude, Pinte).

in der nach dem zweiten Lawinenunglück von 1906 (S. 70) neu errichteten B ä r e g g. Der Weg zur kleinen S c h e i d e g g führt an A l p i g l e n, diesem lieblichen Pendant zum W a l d s p i tz, vorüber, und der Ersteiger des Männlichen verfehlt seit 1867 schwerlich eine Einkehr im H o t e l R i g i M ä n n l i c h e n.

Von einer dieser Höhen den Blick nach dem Dorf und seiner Umgebung hinunter werfend und die stattliche Doppelreihe modern ausgestatteter Gasthäuser musternd, schauen wir in die unferne Vergangen-



Der Speisesaal im Faulhorn-Gasthaus.

heit zurück, wo noch das Pfarrhaus ganz oder größtenteils dem Fremdenverkehr genügte. Langsam nur sehen wir einen Gasthof nach dem andern sich seine Existenz erstreiten, indes Pintenschenken (nacheinander auf- und eingegangen) im alten T ä l h u u s, im G r a b e n, b i n d e r P o s t (die P i n t a), an S t o tz h a l t e n, das u u ß e r (1790) und i n n d e r W i r t s h u u s u f d e r G ä r w i, sowie ähnliche Wirtschaften am E n d w ä ä g, bi der S a a g i i m G r u n d, am F å s l e r s t u tz (1760) mit der vielbesprochenen frühern Knappheit des Geldes sich in seltsamen Widerspruch stellten.[9] Nicht dagegen sind die beiden „S t ä r n e n“,[10] von Wald eingerahmte Gütchen, als Restaurants der heutigen Sprache zu deuten.

[9] Vgl. Ch. [10] A 1.

Im Jahr 1628 [11] schenkte die Berner Regierung für „so lang es uns und unsern gnädigen Nachfolgern gefällt“ der Gemeinde Grindelwald zwei Taffärnenwirtschaftsrechte und ein Pintenwirtschaftsrecht. Mit obrigkeitlicher Bewilligung versteigerte später die Gemeinde die beiden erstgenannten Rechte. Ein Burginer erwarb den Bären, den Vorläufer des heutigen Hôtel Bear, zwischen 1817 [12] und 1820 in dessen Nähe neu gebaut. Auf den Steinbock als „das Wirtshaus zu Gydisdorf“ kam jener Christian Bohren, der durch seine glückliche Rettung aus der Gletscherspalte (S. 57. 126) so bekannt geworden ist. Von der zur Hingabe einberufenen Gemeindeversammlung in der Kirche hatte man die Namen des bisherigen Inhabers, Ritter aus Unterseen, und des neuen Bewerbers Bohren untereinander auf großer Tafel angeschrieben. Der Landvogt eröffnete die Stimmabgabe. Würdevoll erhob er sich von seinem Ehrensitz im Chor, schritt gewichtig zum Taufstein heran, griff gemächlich zur Kreide und ließ einen wohlgezogenen Strich sitzen hinter Ritters Namen. Wie einer, der gelassen ein großes Werk getan, nahm er schweigend wieder seinen Sitz ein. In feierlicher Stille verstrich eine Minute. Dann schlürften über die Fliesen des Chorbodens die schweren Nagelschuhe des Statthalters. Die Ergebenheit symbolisierend, fügte sich hinter des Landvogts Kreidestrich ein kleinerer. Heran nun schritt Mann um Mann des Untergerichts: der Vertreter der Bergschaft hinter Scheitegg, der ab Grindel, von Baach, von Holzmatten, die zwei aus Bueßalp innert und außer Orts, der von Itramen, der von hinter Wärgistal; zehn Stimmen für einen Mann. Jetzt trat aus den Reihen der gemeinen Untertanen im Kirchenschiff der breitrückige Bauer Bören-Hansi im großen Huus, schritt wie einer, der seiner Sache und seiner Leute sicher ist, zur Tafel hervor, setzte einen wuchtigen Strich hinter Bohrens noch leeren Raum und murmelte wie für sich in den Bart so vernehmlich, daß es in die hinterste Ecke drang: I^{ch} mmĕchti de^{nn} wwissen, warum nid eina von ịị^{n}s das sëllti haan! Und Strich um Strich fügte sich an den seinigen wie zu einer langen hängenden Kirschleiter; bei den zehn Stimmen des Widerparts verblieb es. [12a]

Das war um die Zeit des Übergangs. Kurz darauf, im Jahr 1800,[13] erwarb Bohren das Gasthofrecht zum „schwarzen Adler“ und erbaute das danach benannte hübsche Haus, welches unser Einlagebild nach Deroy's vues de Suisse zur Rechten zeigt. Das Gebäude zur Linken aber, d's ober Huus oder die heutige Dependenz zum „Adler“ mit selbständig betriebener Pintenwirtschaft, ist eben der ehemalige „Stein-

---

[11] Berner Mandatenbuch Nr. 7, pag. 730, St.-A. [12] Wyß 626; Murray 77. [12a] Nach Mili-Jelli (S. 520), dem wir überhaupt viele Beiträge verdanken. [13] Vgl. Wäber 256.



D's ober Huus (die Dependenz) zum „Adler“,
auf die Urgestalt von 1779 rekonstruiert.

bock“. Unser Bild zeigt ihn in seiner vermutlichen Urgestalt von 1779. Der „Adler“ selbst, an dessen Bau die Gäste bloß die nächtlich störende Ringhĕĕrigi zu tadeln fanden,[14] ging um 1890 in Flammen auf, wurde aber als Gasthaus durch das ihm benachbarte Grääfihụụs[15] (vgl. S 543) von 1841 ersetzt.

Mit den Gasthäusern wetteifert an Stattlichkeit die Reihe der Kaufläden und Magazine an der Dorfstraße, welche in den seltenern und einfachern Lä̆den der Außenorte allgemach ausklingen. Gụmiga (commis voyageurs, Einzahl: der Gụmi) vermitteln nun an Stelle der alten Sụst (Warenniederlage) zwischen Klein- und Großhandel. Welch einen Gegensatz aber bieten diese zahlreichen Kaufgelegenheiten erst gegen die noch unferne Zeit, wo d's Braawan̥d-Elsi im Duftli

[14] König 27. [15] FG 3.

und d's *Egger-Anni* an der *Spilstatt* die paar einzig gangbaren Waaren von Interlaken *hein* in *Hutten inha g'fergged*, um sie hier Bestellern oder Zufallskäufern in einem *Gäden* neben der Wohnung um einen kleinen Profit abzugeben! Das war etwa *en Hụụbenbläz* (S. 489) mit *Spitzlinen dḁrzue*, oder *e̥s sịịdigs Halsband* (Halstuch). Gewöhnliche Kleiderware war in Grindelwald nicht käuflich. Die mußte von der Frau eigenhändig gefertigt werden; der Mann wies ihr einfach die Gelegenheit an, zu Wolle und Linnen zu gelangen: *da sịị^{n} Schaaf, und da ist Land, und da ist Mist!* Heute aber gibt es Töchter, welche das selbstgewobene Haustuch zum Krämer tragen und dafür Fabrikplunder eintauschen. Daß auch Lebensmittel, außer allmählich eingeführten Kolonialwaren, selber beschafft werden mußten, ist auf S. 260 ff. auseinandergesetzt.

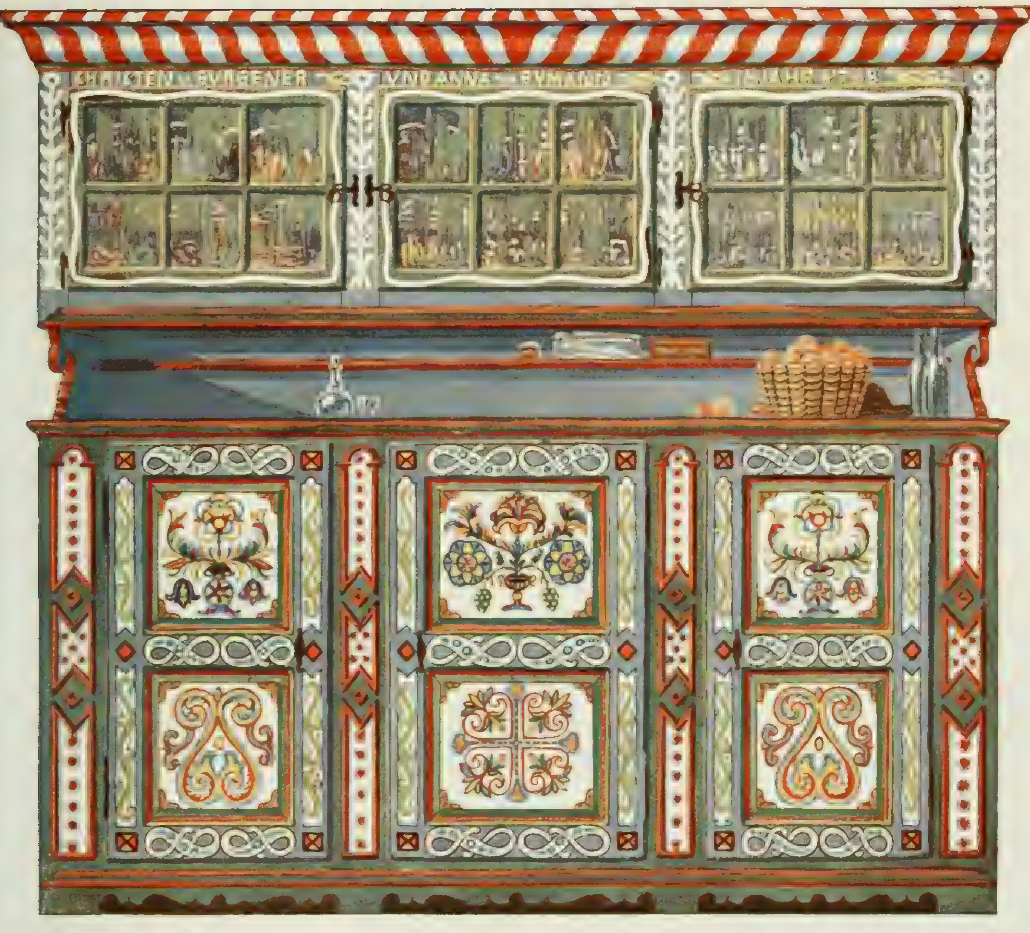
Seit langer Zeit hat Grindelwald auch einen herbstlichen *Märt*. Da derselbe jedoch allermeist nur mit *Trḯecht*, besonders Ziegen, befahren wird, hat er den Übernamen *Geisgä̊gẹller*, *Geisgägler* bekommen. Um so lebhafter geht's auf dem *Chräämmermärt* zu. Der Viehzüchter aber macht seine Geschäfte vorzüglich auf den Großviehmärkten zu Interlaken: dem *chaalten* Märt im Januar, dem *Meie^{n}märt*, dem herbstlichen *Michels-*, *Gallen-*, *Martis-* und *nịwwe^{n}* Märt. Daneben besucht er den dortigen *Sị̆wzịịstäg*.

Verkehrswege.

Moderne Einrichtungen wie die Kanalisation des Dorfes (1904) und das Elektrizitätswerk (seit 1897) führen über auf das Thema der Verkehrswege. Der einheimische Sprachschatz möge uns eine skizzenhafte Geschichte derselben an die Hand geben.

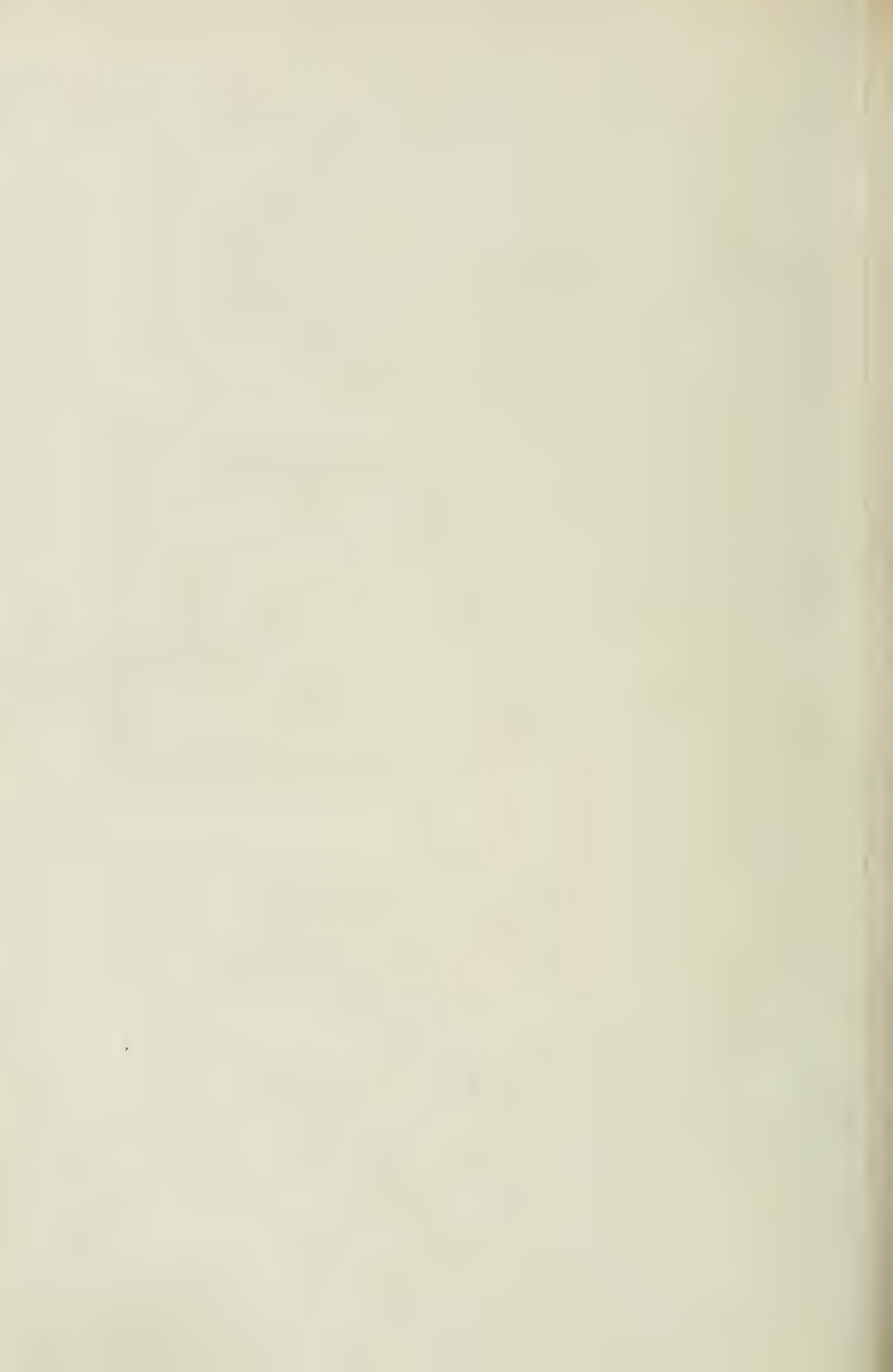
Ein unüberschreitbares Gewässer oder dessen trockenes Bett, ein *Gräben*, bildet in bewohntem Gelände das häufigste Verkehrshindernis. Am einfachsten wird das erstere überwunden durch Benutzung einer seichten Stelle: einer Furt (vgl. die Orte „Fürten",[1] „Er^{d}furt",[2] „Oxford" = „Bosporus"). Den nassen und mitunter bedenklichen Durchgang ersetzt auf elementare Weise eine *Steinbrı̆gg*: distanzenweise ins Wasser geworfene Felsstücke, wie über den Abbach im Sụ̈terweidli. Sie ist der Prototyp zur richtigen *Brı̆gg*, welche als Anknüpfungspunkt von Niederlassungen so viele Brügg, Brig, Brụgg, Bruck, Langenbruck u. s. w. als teilweise sehr bedeutende Orte benannt hat. Eine *Brı̆gg*

[1] Lf. 51. [2] Rebm. 387.



Gemalt von F. Brand. Buchdr. Büchler & Co., Bern.

Buffet vom Jahre 1768.



ohne nähere Bestimmung führt über den Horbach nach dem Haus bi'r Brịgg[3] und weiter nach den Brịggmĕd'ren am Bergelbach. Auf Bauteile einer Brücke deuten Namen wie: bi'm Brịggstock[4] (nach dem Fuß der Lütschinenbrücke bei der 1890 errichteten Wirtschaft Burglauenen); die Bögenbrịgg oder der Schwịbbögen, 1698 über dem Bergelbach (nördlich der 1904 errichteten eisernen Straßenbrücke) erbaut; die uⁿ'teckt: eine der Brücken des Lütschentals, zum Unterschied von den andern, welche hübsche kleine Gebäude darstellen. Über den Mühlebach führt die Mịlibrịgg,[5] über das Bernhardsbächlein das Bärenhardsbrịggli.[6] Nach nahegelegenen Orten, Fluren u. dgl. sind benannt: die Ei-, Lindi-, Stäg-matten-, Horlouibrịgg im Lütschental, die Jụdeⁿwáng-brịgg[7] mit ihrer bemerkenswerten Bauart, die Schwẹndi-,[8] Eěrtli-,[9] Burg-lauenenbrịgg.[10] Dem Eis- und Marmortransport mit Rollwagen diente vormals die Rollbahn-



Judewangbrigg.

brịgg.[11] Nach der Kirche endlich führt von der Schattseite her die Chilchbrịgg.[12]

Die um 1750 von den Grindelwaldnern erstrittene Gündlischwandbrücke[13] erinnert an deren Nachbarorte Gsteigwyler und Gsteig, alt Gesteige, Steiga, Stega und die dahinter steckende reiche Wortgruppe. Die Brücke nämlich, im Ursinn[14] so viel wie Fußboden (vgl. Brịgi), braucht schon nach Ausweis voriger Beispiele nicht breiter und länger zu sein, als ein ordentlicher Stääg z. B. bei den Häusern vor ᵈem Stääg[15] oder beim Gut „am Stege" (1345,[16] vgl. „Amstääg"). Ortsnamen wie „der" Kandersteg[17] können denn auch (namentlich in Zukunft) an Bedeutung mit den ver-

---

[3] H 1. [4] B 1. [5] G 2. [6] GH 2. [7] H 3. [8] D 2. [9] D 2. [10] B 1. [11] F 4. [12] E 3. [13] Cronegg im GlM. 167. [14] Kluge[5] 55. [15] D 2. [16] Font. 7, 104. [17] Grun. 1, 132.

schiedenen „Brügg“ sich messen, und der Name Stäägbrǐgg vereinigt sogar beide. Daran hindert auch nicht die leichte Transportfähigkeit z. B. des abziehbaren Wintersťäägs oder Schuelstäägs in der Ei, welchen die ehemals auf den Endwääg angewiesenen Schüler von Wärgistal und die in die Schluecht (jetzt Bachsbort) pilgernden Schüler von Jtramen benützten, um nicht z'r Chilchbrǐgg oder Stägbrǐgg mǐeßeṇ ga z'chehren.



Faulhorn-Wirtin.
Von R. Münger gezeichnet 1907.

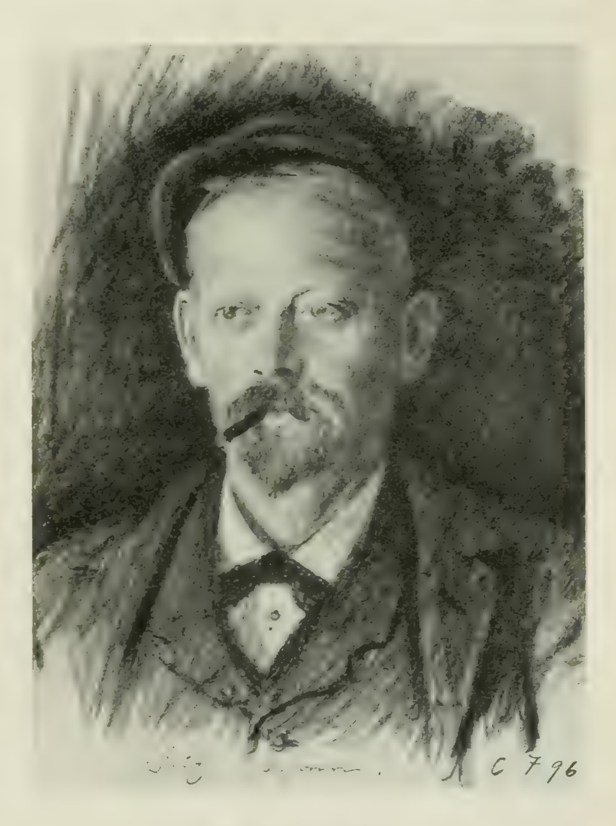
Ist nun altes stîgan mit seiner Bedeutung des Auf- und Abwärtsschreitens eine Spezialisierung des Schreitens überhaupt,[18] so ist auch seinerseits der über ein Wasser führende Stääg eine Abspaltung der Gruppe, zu welcher u. a. die folgenden Worte mitgehören. Einen Steg machen hieß stëgen, und das Umherklettern der Kinder ist ein stǟgẹrren; ein Pfad, Fußsteig ist ein Stiịg; die stîga oder die „Steig“[19] ist uns (S. 420 f.) unter Stiịja, Sǐwstiịja begegnet. Auch ein Teil Nodhaaltens, dessen oberster Zugang mehr einer „Stägen“ als einem Weg glich, heißt noch heute uf Stiịjen. Zu steigel gehört ein gekürztes „steil“ (stotzig), zu stëchel die Ortsnamen Stächelegg[20] und Stächchelberg. Eine Schwesterform zu Stiege (Treppe) ist die Stǟga, an welche

---

[18] Vgl. z. B. gr. steichō (gehen, schreiten, stapfen, auch wie ein kleines Kind stiffellen) und das daraus geleitete Stöchio- sow. Elementar- (=Messung u. dgl.).
[19] Roth 125. [20] A 2; vgl. S. 11.

auch bei Benennung der so hübsch sich abstufenden Stăglouinen (S. 69) gedacht ist.

Die unmittelbar an den Steg anknüpfende Art des Fußsteigs ist die Leitra mit alljährlich erneuerten Seiglen (Sprossen). So führen die Schĕĕnbielleitri über den riesigen Felsenspalt vom Milchbach zum Gläckstein, führten vormals auch die Zybachleitri gegen letztern hinan. Auf einer langen Leiterreihe steigt man von der Báregg zum untern Gletscher hinab. Das „Hühnerleiterli“ führt auf die Spitze des Strubels. Das romanische Gegenstück scala findet sich in den verschiedenen „Schallenberg“.



Faulhorn-Wirt.
Von Charles Flach gezeichnet 1896.

Wie sehr ist aber selbst eine „schwanke Leiter“ noch einem ehemaligen bĕĕsen Tritt zwischen oberm und unterm Challi[21] und über dem Rosenlauigletscher,[22] selbst auch einem Gelten-, Dungel-, Tschingeltritt[23] vorzuziehen! In die eisig polierte Felsenplatte zwischen Milchbach und Gleckstein waren früher nur die Zybachtritta, ist nun aber ein Pfad gehauen. Am nämlichen Wetterhorn führen das under[24] und ober[25] Jịschpfad über die Jịschpfadflueh[26] hinan. Ebendort finden sich (s. d. Waldspitz-Panorama) d's schmaal Pfaad[27] und Loosi's

[21] Der Name seit Rohrdorf (12); vgl. Stud. T. 72. [22] Roth 127. [23] BOB. 36. [24] Gadmerisches „Fat“ neben „Fad“ (AR. 1814, 271), „Bärenfaat“ oder „Bärfaaten“ könnte die Bedingung einer Urverwandtschaft mit gr. pátos (Weg) usw. (Kluge[5] 291) erfüllen. [25] W 3. [26] W 3. [27] W 3.

Pfaad.[28] Das gandig Pfad hinwieder ist ein Felsband zwischen Zäsenberg und Kalli.[29]

Die „Furgge", z. B. die Sefinenfurgge zwischen Mürren und Kiental, sowie die Lücken, die Sättel, die Joche — Jịchcher, Einzahl: das Jooch — und die Pässe, insbesondere die Gletscherpässe, führen über zu der noch belangreicheren Gruppe „Wääg". Der Volksmund stuft ab: das Chatzeⁿwägli, der Geiswääg, der Chịehwääg, der Rösswääg, die Gassa. Auch letzterer haftet, wie der städtischen Gasse neben der Straße, der Begriff der Enge an; man denke nur an die alt Gassa[30] oder an die Alpgassa nach dem Männlichen. Immerhin ist sie so breit, daß ein im Zickzack wankender Betrunkener, der d'Gassa brụụchd, auf ihr eines schon ordentlichen Spielraumes sich erfreut. Da zudem laut der Definition eines zwölfjährigen Knaben eṇ Gassa ist, wa Schépf drịⁿ sịịn, so erinnert die Gasse mit solchem wiewohl oft recht regellosen Steinbelag bereits an die Straaß als den „mit Steinen besetzten Weg" (strata via). Sie unterscheidet sich damit grundsätzlich vom g'wäsmeteⁿ Wääg, dessen mit Gras, Wấgerich, Kletten u. dgl. bestandene Ränder nach der Mitte hin zusammenwachsen.



Bergwirtin.

Auf solch einem Weg, sei es nun der Terrasseⁿwwäg zwischen Chlụụsi[31] und Duftbach,[32] sei es der angenehme Edleⁿwääg der Lütschine entlang und dessen noch liebliche Fortsetzung bis Burglauenen, oder was immer für einer der zahlreichen halbtägigen Spazierwege, denken wir uns einen frohen Wanderer: ụụfliha, d's gueteⁿ Muets oder bi guetem Mued. Nehmen wir sogar an, er finde Reisegesellschaft, mit welcher er gued z'wääg, d. i. befreundet wird. Es sei eine alte Bekanntschaft, zu der es in freudigem Erstaunen heißt: Eh bist du óch d'wấga! oder gewöhnlicher: t'wấga![33] (Lässest du dich eben-

[28] W 5 (sP). [29] W 3 (LoPf). [30] F 3. [31] G 2. [32] E 2. [33] „Die Wege": der Akkusativ der Richtung zu dem des Verweilens erweitert, wie in uehi, ahi usw. Der

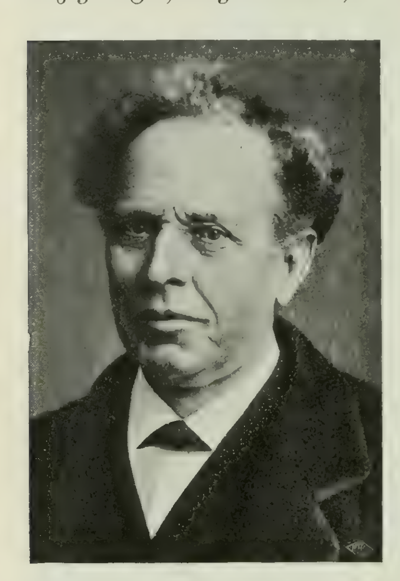
falls hier blicken?) Die Antwort lautet etwa: Ach ja, ich habe dort und dort ein Geschäft zu besorgen, und dạ̊rvon t'wä̋gen[34] (deswegen) bin ich gräd einswä̋gs (ohne Umweg und Zögerung) z'wääg (auf den Weg) und han 'tẹichd, ich welli eins t'wä̋ga choon; von wä̋gen (denn), wenn ich lẹnger warten, sụ bringen ich nịịd z'wä̋gen (erreiche nichts). Man soll ja überhaupt seine Stunde und seine Gelegenheit wahrnehmen; nur in dän Wääg (so) erreicht man etwas. Der andere: Gräd in dän Wääg (nach dieser Seite hin) führt mich mein Geschäft ebenfalls; und es ist ungefähr, wie du sagst; das ist nid wịịt — oder nid vịịl — us dem Wääg. Reisen wir also eine Strecke zusammen! Und wenn ịns d'Oigen nid am Wääg sịịn (so daß wir das zu allernächst Liegende nicht gewahren und z. B. nach dem Hute suchen, der uns auf dem Kopfe sitzt, oder nach dem Stock, den wir bereits in der Hand tragen),[35] so kann unser Geschäftsgang zugleich zu einem hübschen Lustreischen werden.



Wirtin.

Artikel machte in dieser Verbindung auch die Verflachung der demonstrativen Bedeutung durch („die Wege“ = diese Wege). Vor Dauerlauten wird das aus „die“ gekürzte **d'** überall zu **t'** als verstärkter Lautstütze. Man sagt t'Epfla neben d'Biri, resp. b'Biri. Vgl. auch jetwäda (jedweder) usw. Drum sagt man auch z. B. nicht „an d'Alp“, sondern a t'Alp (vgl. S. 303). [34] Dies t dagegen ist Einschiebsel wie in „deßtwäge“ oder sogar „dessitwäge“. [35] Im Emmental sagt man: We's e Hund wär, är hätt di 'bbisse!

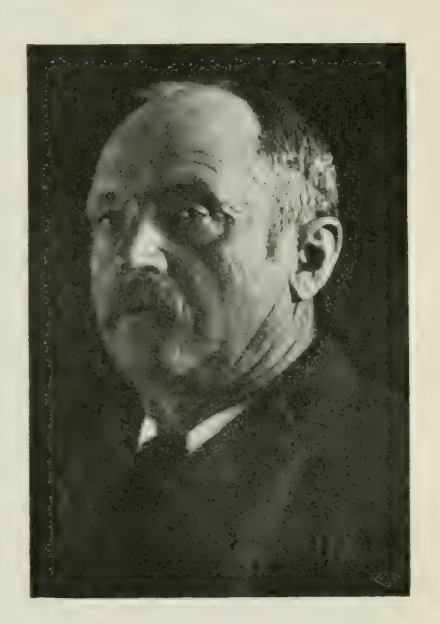
Die Breiteabstufungen des Weges setzen sich fort im Strääßli und in der Straaß. Das straaßen bringt auch in Grindelwalds Budget zuzeiten empfindliche Ebben; und vor den daherigen Anforderungen zurückzuweichen, sich gleichsam „davon zu machen" oder sich z'strääßen geht auf die Dauer nicht an. Die Lasten sind um so schwerer, da die Gemeindesträßchen oder Straßen vierter Klasse (3,6 m breit) neben den drittklassigen Verbindungsstraßen (4,8 m breit) seine einzigen Fahrwege ausmachen. Landstraßen (5,4 m) und Transitstraßen (7,2 m) beginnen erst zu Interlaken. Der staatliche Wăgchnächt (Wegmeister, Straßenwärter, wie es deren seit 1787 gibt) hat bloß von Burglauenen bis zur Kirche zu arbeiten; auf dem 1899 erstellten Sträßchen von der Kirche bis zum Wetterhorn, sowie auf den übrigen Gemeindewegen arbeitet der kommunale Wegmeister unter der Wăgkomission jährlich vier Monate. Bei dringenden Werken wie Schneebruch u. dgl. und bei bedeutenden Korrektionen hilft ihm das gmeiⁿ Wwäärch in genau festgesetztem Pflichtanteil jedes Familienhauptes. — Bald wird nun auch das von Itramen und Wärgistal so bitter vermißte Sträßchen seine endliche Ausführung finden. Die 1828 des Namens würdig gemachte Dorfstraße, seit 1901 durch einseitiges Trottoir verbreitert, findet seit etwa vierzig Jahren ihre westliche Fortsetzung durch die Burglauenenstraße, die u. a. an der Straßschịịr vorüberführt. Dieser Weg nach Interlaken ist der einzige fahrbare ze'm Tellti ụụs, während an den gigantischen Scheidewänden für Wetter und Wind, für Volk und Verkehr, für Kultur und Sitte die Lütschinentäler wohl für immer erwinden. Wie an den bisweilen jähen — gääjjen — Wegbiegungen im Chehr,[36] wo es buchstäblich wie sonst auch bildlich (im Sinn von angewendeter List) eⁿ Rank z'brụụhen gilt, müssen diese Täler auch auf jenem mächtigen Umweg ihre Anschlüssen suchen. Glücklicherweise ermöglicht ihnen nun die Bahn (S. 528 ff.) eine schätzenswerte Ersparnis an Zeit, Geld und Mühe.



Bäre-Boß (der alt Boß-Ätti).
(1815—1900)

[36] D 2.

Von letzterer sei hier zuerst die Rede. Alte[37] und neue[38] Klagen über schlechte Wege und Straßen beziehen sich zunächst auf Staub und Kot: in trockenen Sommertagen stoibed's und in regnerischen is' 's plüdrig, es grüslichß Plüder, en wiesta Papp. Dazu kommen die zahllosen Unebenheiten. Es ist unmmüglich oder uugäbig z'gaan. Der Weg ist uneben: der Weg ist hotzelochta, ung'hampleta, un-g'höbleta oder (in seltsamer Wortmischung von „ungehobelt" und „holperig"): ung'holpreta, wie auch gewisse ihn begehende oder befahrende Menschen es sind. Es geht oder fährt sich auf ihm in der Weise eines hotzelochten Meidschi, eines „Houderidou"; es geid hotzelocht zue; es hotzledun-g'hiir; auf den Hotzlerren oder Sprengginen (vgl. S. 83) hotzled's einen, oder es spreng gdn en uuf. Eine Sprenggi ist also ein höchst unnötiger Absatz in einem Wege. Von ihr unterscheidet sich die Spreng geta als Irreführung. So lockt etwa zweifelhaftes Heuwetter zum nutzlosen zertuen der Schochen; und der Erfahrne sagt: äs gibd hiit sajft aber noch en Schochchen-sprenggeta!



Voß-Fritz, Großrat.
(1847—1907.)

Die Jugend, für die es noch nichts zu verlieren gibt, hat daran ihre Lust; und in freier Zeit däu Eglust z'bießen, ist jedenfalls harmloser, als das Gehaben der Wegelagerer noch vor wenig Jahrzehnten. Wie war das ein umhalasten (umherfaullenzen), es umha fahren oder troolen (vagieren), umhafändren, ein feien: tagedieben nach Art einer anrüchig gedeuteten „Fee" oder einer Umhafahren! Klagen über das Verbarrikadieren von Naturschönheiten, über absichtlich nötig gemachtes Brückenlegen und Pfadweisen, über die verkappte Bettelei von Zaungatteröffnern, Echokanonieren und Fremdenansingern[39] waren leider begründet genug, bis Obrigkeit, Pfarramt,[40] Gemeindebehörden und

[37] König 61. [38] BOB. 118; Schmidt (1897). [39] v. Tav. 3. 126; Roth 124; Schmidt 366; SAC. 19, 125; 40, 72. [40] GlM. 44. 54. 59 f.

edeldenkende Fremde zumal in Grindelwald dem Unwesen energisch und erfolgreich steuerten. Um die Grenze des Zulässigen herum schwankte bis letzthin etwa noch die winterliche Lotz zusammengerotteter Knaben, die durch loozen, durch Lĕĕzer unter sich ausmachten, wer dem nächsten in Sicht kommenden Fremden stoßen (auf schwachem Gefäll ihm den Schlitten schieben) dürfe. Diese Art „Fremdenindustrie" hatte denn auch die gesamte Männerwelt der Erde in zwei ganz neuartige große Klassen geteilt, zu welchem System die Soziologie der Zukunft noch Stellung zu nehmen haben wird. Die Klassifikation lautete: Wer wenigstens e̥s Halbfränkli gi^b d, ist en gă̈biga Heer (im Ursinn dieses Wortes); wer weniger oder gar nichts gibt, ist en gi̥i̥tiga.



Mili-Zelli, Wirt.

Verkehrsarten.

Wie man seit Kant in dreimal vier Kategorien die kleinen und die großen Bürden des menschlichen Erkennens unterbringt, so gibt es schon seit Jahrhunderten drei mal vier Grindelwaldner-Arten, in unwegsamem Gelände wie auf bessern Pfaden die realen Lasten des Alltagslebens zu bewältigen. Es gibt Achselträger im ehrlichen und ehrenhaften Sinn dieses Worts, Rückenträger und Handträger. Nur das Lasttragen auf dem Kopfe, das einen so dauerhaften Schädel und eine graziös straffe

Haltung anerzieht, überläßt der Bewohner des allzu unebenen Alpen-Bodens den Frauen des Oberaargaus und deutscher Gegenden![1] Der Tragende aber bewegt sich entweder auf freiem Fuß, oder auf dem altmodischen Schlitten, auf den neusten winterlichen Schjiern oder auf dem sommerlichen Zweirad. Dies letztere erhält durch den Straßenbau immer mehr Vorschub und wird bereits nicht mehr als das ausschließliche



Pintefritz.

Zunftabzeichen städtischer Gewerbsleute anerkannt. Auf zwölf Arten also fretted mụ oder fergged mụ Lasti, wie dagegen der Bauer so und so viel Vieh fergged (S. 249), wie man alte Sitten und Gewohnheiten fergged, wie der des Alten Gewohnte auch noch di e alt Spraach fergged. Dieses ferggen ist mehr ein mühevolles und beschwerliches, traagen (emmentalisch „träägen") eher ein leichteres Vorwärtsbringen von Lasten. So treid mụ d's Ässen uf d'Wịịti ụsi oder zum Vater, zum Bruder auf dessen entfernten Arbeitsplatz und wählt dazu ein

[1] Odenwald 159.

trëgigs, meidet ein uⁿtrëgigs Gefäß. Mit Vorliebe dient dazu das kleine, zierliche, aus modellierten Schienen gebaute Broodhụttli (das „z'Morgenhụttli" am Brienzersee). Statt „trëgig" sagt man aber auch fërig, was mittelst der Faktitivbildung „fehren" und der Einkürzung „ferggen" aus „fertigen" und „fertig" auf „fahren" zurückgeht. Viel häufiger braucht man d'Fịehri. Das bedeutet (vgl. bereits S. 75) ein umständliches Inbeschlaggenommensein von einer Angelegenheit. Am konkretesten gilt das Wort von einem Zaagg: är hed e̥s rächts Zaagg mit dieser Sache, mit der er nie fertig wird; är hed en Hellfịehri, eⁿ tụụsigs Hellfịehri därmid. Är fịehrined menga Tag dran umha, wa en andra in ei'm fertig wurd. Eben anlangende Herrschaften, die es zu empfangen gilt, sịịn uf der Fiehri. Wer Kopfschmerz nahen fühlt, hed Hoiᵖtweh uf der Fịehri. Ein Säufer hed aber eiⁿs en Hụ̈delfịehri g'häben, oder eⁿ Stëër. Anmutiger hört das Wort sich an bei einer komplimentfreien Einladung: Mier heiṇ grad d's tische̥nieren, oder 's z'Morgen usw. ụf der Fịehri, oder: mier heiṇ Ggaffee uf der Fịehri; wolltid e̥r nid oᶜʰ es Chachte̥lli?

Man vergegenwärtige sich hierbei, daß in alter Sprache „fahren" gleich wie „führen" sich auf jegliche Art der Fortbewegung bezog. Es galt also auch dem gaan (sich hin begeben) nach einem bestimmten Ziele (naᶜʰ n es Brëëtli gaan); dem an sich ziellosen lọ̈ffen (gehen) z. B. des kleinen Kindes; dem eiligen springen (laufen). Letzteres übt man z. B., um nicht vom Regen b'sögen („bezogen, e̥b'söge", d. h. eingeholt, ereilt) zu werden. Dieses bsiehn („beziehen") hat auch den Sinn schließlicher Abrechnung und Vergeltung in einem Satze wie: e̥s b'siehd e̥s anders ge̥ng („eines holt das andere immer ein", d. h. jedes Tun belohnt oder bestraft sich einmal).

Wer uns beim Vorwärtseilen im Wege steht, im Wääg ist, zu dem kann es heißen: dụ irrst miᶜʰ! du bist miᶜʰ am irren![2] Flịch! (Heute hiefür: gang dänna!) Dies gut mundartliche „irren" ist altes irran[3], während irrôn[4] seine Entsprechung in schriftdeutschem „irren" findet. Mundartliches irren ist aber auch sonst ein Stören in einem Tun, und zwar mit dem Nebenbegriff des Verdrießens, des Ärgerns, welcher besonders in altem irri, irre (erzürnt) liegt.[5] Ein solches „irren„ ist z. B. das zịcken: ausglitschen und fallen. Es hed mụ z'ịckd oder ne̥ⁿ z'wäggrịehrd, weil er etwa keinen Stecken zur Stütze be-

[2] Umgestellt aus: du bist am mich irren. [3] Graff 1, 452. [4] Ebd. 456. [5] Kluge[5] 177: Zorn wurde als Abirrung des Geistes betrachtet, wie auch de-lirare, delirium ein Austreten „aus der Furche", aus dem Geleise ist.

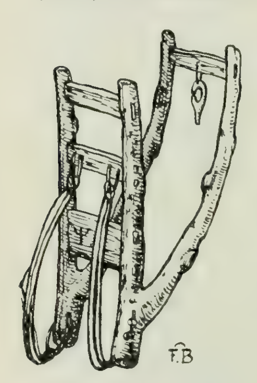
saß. Dieser Stäcken ist noch die letzte irgendwie tragbare Waffe; und wer „Butz und Benz“,[6] „Krethi und Plethi“[7] zusammenfassend benennen will, sagt: was Stäcken u^nd Stab hed mĕge^n tragen, Lähms u^nd Chrumms, Alts u^nd Jungs. Daneben bedeutet der Stecken auch eine moralische Stütze. Törichte Eltern, welche ein Kind noch gar in seiner Widersetzlichkeit gegen den Lehrer bestärken, gää^n 'mmụ daheimmen no^ch de^n Stäcken i^n d'Hand, oder sie gää^n 'mmụ Starz.[8] Aber auch der starke Lastträger, z. B. der Milchtrĕger ab der Alp (S. 385) hält es trotz dem besten Stecken nicht aus, ohne von Zeit zu Zeit auszuruhen: z'lịwwen oder nach gutem altem Grindelwaldner- und nach heutigem Haslerwort: z'ghịrmen.[9] Dazu dienen die Lịwwischĕpf oder Lịwwisteina, von Natur oder von Menschenhand distanzenweis am Weg oder Nicht-Weg aufgerichtet.



D's G'mieswiibli.

[6] Luther in Hiob 2, 4. [7] Ders. 1. Sam. 30, 14. [8] Rücken, Rückhalt. Dazu gehört stürzen und Sturz (auch als „gestürzter“ Deckel und Stoff dazu: Lf. 317 ff.), wie purzeln zu Bürzel. [9] Es gibt ein ahd. hirmjan (Graff 4, 1034), ein mhd. (WB. 1, 691) gehirmen (ruhen, ablassen), ungehirme und ungehirmlich (rastlos), „das“ ungehirme (Ruhelosigkeit).

Sehen wir uns die eine und andere dieser Lasten an! Den Tụtel kennen wir bereits aus der Milchwirtschaft (S. 385), das pụgglen der Futter- und Streuvorräte aus S. 289. Auch die Hụtta (der Rückentragkorb, die „Tschịffẹra" des Goms und besonders des „Tschịffẹre"viertels" von Niederwald bis Reckingen)[10] ist uns nichts Neues; erinnern wir uns bloß noch einmal der Grindelwaldner Salzschịfẹrren (S. 404). Neu ist dagegen dem Besucher des Oberlandes das Reff ohne Deckel, verschieden vom gedeckelten Techchelrääf, Uberrääf. Es kam hieher aus dem Wallis, wo es noch in ursprünglichster Form einfach aus zwei seitlichen, über den Rücken des Trägers hinüber mit Holzstäben verbundenen Astgabeln besteht. Mit einer Trieglen wird die Last, die sich hoch auftürmen läßt, festgebunden. Dieses Gábẹlli wanderte über die Alpen, um hier verschiedene Formen anzunehmen. Jedes solche Gäbẹlli — auch die Gäbẹlla oder das Halbrääfli geheißen — trägt eine geschlossene hölzerne Rückwand, welche im Underwaldnergabẹlli ein Rechteck, im Schwịzergäbẹlli ein Trapez mit der kürzern Breitseite nach oben, in Grindelwald aber nach unten, bildet. Frei herausstehende Trĕgra (am Brienzersee; Schwịrẹni) tragen die Last, z. B. Käselaibe, aber auch das schwere Chääschessi und den anderen Alpzịig (S. 307) beim Fahren von Staffel zu Staffel. Auf diesem so äußerst fĕrigen oder trĕgigen (S. 520), dazu handlichen und hübschen Gerät, oder aber in der

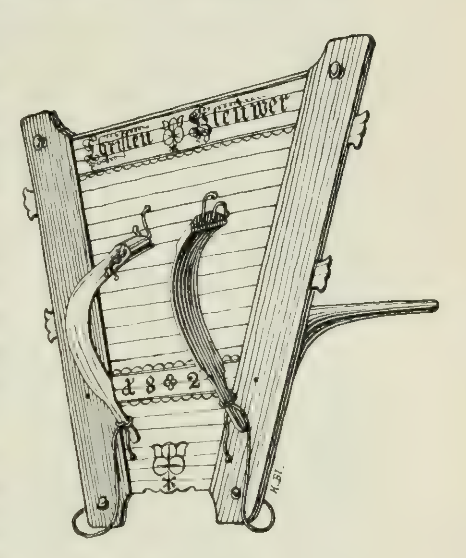


Walliser-Gabel.

Hụtten, trägt auch der jugendkräftige Hausierer seine Waren selbst über die beiden Scheideggen, ja als willkommener Gast bis aufs Faulhorn. Sogar recht schwere Lasten bewältigt er wohlgemut, weil er i'n Bräătschlen ist: wohlgemut und zwääg; weiß er doch, daß er seine Absichten erreichen wird und wohl mag z'Schlaag choon. Auch sind Rücken und Brust der Last gewohnt: är is' 'sẹⁿ gwöhned, sie zu tragen, und er g'spịrd's, dasˢ er aˡsó i'n Bräătschlen ist. Dies Bild „iᶜʰ bin aˡsó i'n Brätschlen" bedeutet überhaupt: so bin ich's gewohnt. Weh dagegen, wenn der Träger bééés i'n Brätschlen ist: ökonomisch oder sonstwie „in bösen Hosen steckt", so daß er als fallit mues us ᵈen Brätschleⁿ schleiffen; daß er also in ẹngen Brätschlen oder in bééésen Bẹndren ist. — Was sind die Brätschla? Der Bräătschel ist das aus dem Armband (braciale, bracelet) umgeformte und umgedeutete Schulterband. Es ist bisweilen

[10] Goms 97; vgl. Eivisch 42. 142.

ungemein zierlich aus Ahorn oder anderm zähen Holz geschnitzt. Es legt sich vom Achselbein weg bis über die unterste Rippe hin an den Leib an. In geschickt gearbeiteter Rundung paßt es sich mit seiner dreifingrigen Breite so trefflich der Achsel und der Brustwölbung an, daß auch bei schwerer Last schmerzendes Drücken und Atembeengung möglichst verhindert wird. Obna und unna nimmt je ein knaufartiger durchlöcherter Ansatz das Band, speziell das eiserne Tutelband auf. An beide Bẹnder knüpft man die Rückenlast. Mit dieser Last, in oder auf Tutel, Wässerbränten, Hutten, Rääf, Gabelli geborgen, kann der Träger abbrätschlen: sich auf den Weg machen. Einfacher als das Rääf- oder Gäbe̥lleⁿfe̥rtli rüstet man zum pṳgglen die verschiedenen Pịntla (S. 288), auch die schweren Holzbürden.



Altväterisches
Gabelli, d'Schwizergabella,
mit natürlichem Ast als Träger.

An diesen Lasten sind Rücken und Schultern gleichmäßig beteiligt. Ähnlich werden kleine Kinder g'chrääzd (Huckepack getragen), wenn nicht zu schwache Kindermädchen sie mühselig umha pelzen (halb tragen und halb schleppen).[11] Ebenso einfach wie interessant ist die Art, wie der Zimmermann lange und schwere Läden (Bretter) nach der Alp verbringt. Er bindet mit guter Gleichgewichtskunde die an sich so plumpe Last auf das Lädeⁿtraagi: ein möglichst leichtes Holzgestell, das in manchem an den Beinz (S. 85) erinnert und wohl auch im Notfall durch einen solchen ersetzt wird.

In den Händen oder der Hand endlich trägt man alle möglichen Gschịrri. So die Handhutta oder das Handhuttli („Steinkratten") und den bauchwandigen Chratteⁿ für Beeren oder Kirschen — Chirschratten. — Alta Chratten oder alti Trụcka heißt eine verschätzte alte Kuh; eⁿ tumma Chratten ist ein Dummkopf; wohl auch einer, dem man beim Todfallen seines Vaters vom Kirschbaum das albern egoistische Diktum in den Mund legte: Es ist mẹr nid wäge̥ⁿ 'm Atten, es ist mẹr wägeⁿ 'm Chratten (daß ich traure). — Wer schließlich nicht mehr wie sonst sịịs Pịnte̥lli im verknüpften

[11] Vgl. die tirolischen Penen: Luf. 53.

Kopf- oder Nastuch zu tragen begehrt, formt sich daraus einen P'hack (ein Paket) oder verbringt es in altmodischem Wartsack old Wartseckli (Waatsack, d. i. eigentlich Gewandsack),[12] oder im hochmodernen Garen (Marktnetz).

Während für Bäregg, Gläckstein, Waldspitz die Inhaber einfach mit Hülfe von Knechten oder Burschen sich verproviantieren, geschieht dies für den Männlichen mit Bahn und Pferd, für die große Scheitegg mit zwei Muultigen oder Pastigen (S. 342), für das Faulhorn obendrein mit einem Roos, alle geleitet vom Basti (Säumer, mularius). Zum pasten (säumen, säumern) hängt oder knüpft dieser die Ladung: das Päst („Gebast"), an das Past (Sattel) des Pastěsels oder des Pasti, womit das Muulti (petit mulet, unfruchtbarer Bastard — Päster — von männlichem Steinesel und weiblichem Pferd) gleichbedeutend ist.[13] Eine Säumerladung für das Faulhorn veranschaulicht unser Bild. Es könnten dazu beispielsweise auch zwei beiderseits herunterhängende Lägelleni[14] voll Wein gehören. Prosaischer nehmen sich aus: zwei Säckchen Zimänt für Höhenbauten; oder es Past Holz, im Wallis mittelst des Chraapfens am Bast befestigt; oder zwei am Boden zu entleerende Kisten voll Dünger. Derart uufpasteds, geht das Tier gemütlich langsam, aber nachhaltig seinen Weg, um auf der Scheidegg oder auf des Faulhorns Höhe nach seiner Entladung sich am Boden zu wälzen, die Glieder wohlig zu strecken und derart sich z'entmieden.

Uf g'iebter Straaß dagegen wälzt, sobald sich dies rentiert, auch der Grindelwaldner die Last auf ein Gefährt. Schlitten und Schii sind unter „Schnee" verhandelt (S. 80 ff.); das „Velo" und die „gelbe Gefahr", das „Auto", sind bloß zu berühren. Mundartlich benannt sind der Rědig (zweiräderiger Karren), der Charrwägen (Lastwagen für Holz, Stroh, Steine, Sand, Eis), der Brittschenwägen (Brückwagen). Im Dienst des Fremdenverkehrs stehen nicht mehr der veraltete Schärembaich (char à banc, der ja allerdings beim schärbaihen „Schärem"bot);[15] wohl aber dienen die Schěsa (chaise) und das Schěsli zum wagnen (Fremde im Wagen fahren) und gutschnen (Lohnkutscherei betreiben). Rědigen und charren bedeutet: tote Lasten führen; allgemeiner aber heißt letzteres: ein Gefährt in Bewegung setzen

---

[12] Waadsack: Kyburz A 22. [13] Über den afrikanischen Esel vgl. besonders Berd. 2, 239. Lat. mulus wurde altdeutsch „der" oder das mûl, erst später auch mûltier, woran „das Muulti" halbwegs erinnert. Zu „Bast" gehört neben den aufgeführten Ableitungen auch Paster: Kluge[5] 30. [14] Lagella aus lagena: Flasche, Korbflasche; vgl. Ofenbr. 6, 118 ff. [15] Andere Volksetymologien: Lf. 342.

und darin erhalten. Das Sitzen auf irgend einem Gefährt heißt auch hier[16] rịịten. Das ịị^{n}gschịrred Zugtier gemahnt an einen Menschen, der z. B. als ungeberdiger Kranker seine Angehörigen auf starke Geduldproben setzt: sie ịị^{n}gschịrred. Daß erst recht im Gebiet des Fremdenverkehrs „d's Gold am Sattel schịịnd“ (daß es glänzend zugeht),



Der Lastesel.

versteht sich; gleich selbstverständlich aber ist es, daß eben nid alls Gold ist, was am Sattel schịịnd. Ganz auf das Gold des Geschirres wird der Fuhrmann verzichten, der allenfalls einmal ein schlecht geladenes, daher auseinanderfahrendes Fuder loser Dinge fährt; ein Fuder, welches zergịge̥rreds oder zergäge̥rreds aussieht und hinna usi ggarred. Weh erst, wenn ein solches Fuder an böser Stelle blịịbd stächchen, weil es aa^{n}gstochchen (auf ein Hindernis

[16] Lf. 279.

„gestochen" ist), ein Hindernis es g'stelld heed. Es kann dies irgend eine bedenkliche Wegstelle sein, die der Fahrende nicht aufmerksam genug ins Auge gefaßt hat, auf welche hin er nicht gehörig 'zaaled heed. Weh hinwieder, wenn eine Gefällegefahr nicht hinreichend bekannt ist, wie etwa ostwärts des Staldens! Da lauern allerdings Spannbueben, um an Fremdenwagen etwas zu verdienen. Am Ende des Gefälls hinwieder sind Fleĭgenbueben uf der Lotz, um ruhende oder langsam bergan ziehende Pferde vor Geschmeiß zu schützen. Ebenso wünschbar aber wäre zuzeiten das aanheihen von Vorspann.

Ohne solchen kommt das tapfere schwarze Roß aus, das wohlgemut, obschon weit vernehmbar pustend, die dortige Zahnbahnstrecke durchmißt. Uns wenigstens kommt das Lŏkŏmŏdịịv (das „Chŏleⁿmotiv" eines alten Gsteigwilers), welches ja auch sein Führer in all seinen individuellen Eigenschaften und Launen, in seinen Stärken und Schwächen, so durch und durch kennen muß, immer wie ein selbstbewußt handelndes, beinahe menschliches Wesen vor. Wir könnten nicht auf die Schịịnigi fahren, ohne oben dem unermüdlich wackern „Tier" ein herzlich anerkennendes „brav gemacht!" entgegenzurufen. Nicht könnten wir Mürren bereisen, ohne auf so angenehm sittiger Fahrt das leise Schnurren der Drahtseilrollen, von Grütschalp weg das noch leisere Gesumse der Elektrischen als ein freundlich gemütliches Plaudern aufzufassen, welches Antwort oder doch Verständnis erwarte.

Und solchen Verständnisses ist es wert! Was hat das tote Metall der Wắgen, Schịnen und Dräht uns nicht alles zu sagen! Als im Jahr 1811 die Kaiserin Josephine von Interlaken aus Grindelwald besuchen wollte, mußte man für sie eine Extrakutsche aus Bern b'schicken.[17] Jetzt gelangt man in einem Tage von Bern nach der Station Ịịschmeer und zurück. Vor siebzig Jahren noch erklärten deutsche Ärzte die Vernagelung eines Bahnkörpers, den man allfällig doch zu bauen wage, mit mannshohem Bretterzaun für unerläßlich zur Vermeidung der Gehirnkrankheit Delirium furiosum bei allen Fahrgästen. Heute plant der Mensch, der ja von Natur wilda (S. 20) ist oder durch gutgeleitete Trainierung es werden kann, eine Schwebebahn von der Station Eismeer zur Eigerspitze. So schwindelhaft nun, im Doppelsinn des Wortes, manch ein ins Auge gefaßtes oder bereits ins Werk gesetztes Bahnprojekt ist oder aussieht: auch hier wird der Besonnene von Fall zu Fall urteilen und nid all Chĭeh i'ⁿ glịhen Napf mälhen (S. 321). Von abscheulichem verhunzen, verungesten herrlicher Naturgebilde zugunsten krasser Spekulation auf Faulheit und Genußsucht

[17] Str. BO. 73.

einer öden Lebewelt ist himmelweit verschieden das Hineinstellen wunderbarer Zeugnisse menschlichen Denkens und Könnens in eine öde, monotone, nichtssagende Bergwildnis hinein. Auch ist das Entgegenkommen gegenüber Naturfreunden mit beschränkter Zeit und bescheidener Börse, mit unsportmäßigen Neigungen und Eigenschaften, das Verhüten zahlloser Unfälle und das Erschließen der ersten Herrlichkeiten unserer Alpennatur für alle zu deren Genuß sich berechtigt und befähigt Fühlenden ebenfalls ein Stück Heimatschutz. Ein Blick sodann auf alle die Angestellten und Gelegenheitsarbeiter, die unbeirrt durch fremdländische Hetzer des ehrlichen Verdienstes sich freuen! Wir gedenken der Ggramper, welche mit den Ggramphauen im Takt arbeiten: ggrampen (schottern), um die Querschwellen des Bahnkörpers neu zu stützen. Wir vergessen nicht ihre Vorarbeiter: die Grienhü̦rter, welche das Kies rüsten. Wer dächte nicht auch an die Schneeschaufler, die Bahnbrecher bei Überrieselungen, bei Lawinenverschüttung!



Hotel- und Ladenbesitzerin.

„Unter sehr gemischten Gefühlen", heißt es, „sah 1890 die Talbewohnerschaft die ersten Züge der Berneroberlandbahnen von Interlaken nach Grindelwald und Lauterbrunnen fahren, 1891 deren Züge nach Mürren und 1892 auf die „Schynige Platte", woran sich 1893 die Bahn über die kleine Scheidegg schloß.[18] Gewiß mischte sich unter diese Gefühle doch auch recht manche Hoffnung der Angehörigen von Marktbesuchern, daß die nun künftig z'rächter Zi̦i̦t heiᵐ chĕmen. Wie viel Zeit und Geld blieb so dem Heim und Heimwesen erhalten und konnte an dessen Aufbesserung gewendet werden! Hören wir ferner die Zugführer reden vom Abstand des Benehmens ihrer hiesigen Fahrgäste zwischen den wenigen Jahren 1890 und 1907! Wie viel Hotzelochtigi, wie viel Flegelhaftigkeit als Kehrseite des Naturburschentums machte sich im Anfang des Bahnbetriebes behaglich oder auch protzig breit; und wie sittig fährt jetzt auch der Angesäuselte mit, sobald er merkt, wie wenig Anklang und Beifall er mit andersartigem Gehaben findet! Lebhaftes brichten, schallendes Gelächter,

[18] Bern V. 319.

fröhliches hoiren und lustiger Gesang gehört gewiß immer zur Rückfahrt vom chalte^n Märt oder von einer wohlgelungenen Skitour; allein gerade die Öffentlichkeit solcher Intermezzi zwischen Ernst und Verdruß des Berufslebens hinein bietet die größte Gewähr für eine fröhliche Stunde ohne den bittern Nachgeschmack eines übel verbrachten Tages.

Daß aber auch die Verwaltung einer privaten Touristenbahn in keinem Menschen Fische zu sehen begehrt, beweist sie mit ihrer kluge berechneten Taxermäßigung für die Ein- und Umwohner der so sang- und redelustigen Talschaft. Diese Konzession an die örtlichen Verhältnisse gewährt sie trotz dem kostspieligen Bau und Betrieb,[19] welch letzterer aber selbst in dem schwierigen Winter 1906/07 gẹng und gẹng d'Lịịt zur Zịịt hei^m gferged heed.

Gegenüber der Kopfstation Grindelwald errichteten die B. O. B. das hübsche Post- und Telegraphengebäude, welches in der Nacht vom 15./16. November 1905 bezogen wurde. Vorher hatte die nunmehr alti Post zu Gydisdorf dem Verkehr notdürftig genügt, und noch früher mußte die durch Posthalter Rịihen von Erlenbach im jetzigen Stettlerhụụs bediente Postablage für Grindelwald gut genug sein. Als ältestes Posthaus figurierte das alt Tälhụụs, welches 1889 dem jetzt ausschließlich als Schulhaus dienenden neuen Talhaus weichen mußte. Noch heißen die hieher zur Schule gehenden Kinder im Mund alter Leute etwa d'Pĕ̆stẹller oder d'Poster.

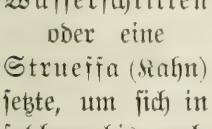
Vom Aufschwung des Verkehrs in Grindelwald, bloß zwischen 1889 und 1904, zeugen die Versechsfachung des Briefverkehrs und der Einzugsmandate, der 3½ Mal größere Wertzeichenumsatz und Zeitungsverkehr, die Verdreifachung des Paketverkehrs. Die Bewältigung der Arbeit erfordert seit 1899 vier Briefe^{n}trĕger mit dreimaliger Vertragung im Dorfbezirk. 1892 ward ein dritter, 1888 ein zweiter, 1885 der erste Austragende angestellt. Es war dies Frau Rụ̆bi, die Mutter eines jetzigen Boten. Es gibt also seit 1885 auch einen eigenen Posthalter für den ausschließlichen Bureaudienst. Demselben stehen seit 1898 zwei bis drei Gehülfen zur Seite. Mit der Errichtung des Postbureaus im Jahr 1861 gab es auch einen Postwagenkurs. Der Wagen fuhr anfänglich viermal in der Woche, seit 1868 täglich und seit 1872 im Sommer halbtäglich nach Undersewwen. Das waren schon gewaltige Fortschritte gegenüber 1857, wo noch d's Posthänsi (Hans Bohren) die Postsachen in Unterseen abholte, um sie tags darauf zu vertragen. Er

---

[19] Man denke z. B. an die beiden Zahnradstrecken zwischen Interlaken und Grindelwald von 4,4 km Gesamtlänge und mit einer Maximalsteigung von 12 %.

tat dies sukzessive ein-, dann zwei-, drei-, viermal in der Woche.[20] Mit seinem Pferd fuhr er jeweils vom Hellbach, wo er wohnte, ab.

Wie aber erst, als der Verkehr mit dem Flachland bloß in Privathänden lag! Da fuhr die Thun-Bĕtti („Bötin") alle Wochen ein bis zweimal nach Thun, woher sie mit ihrem Pferd oft beträchtliche Lasten heimbrachte. In Meiringen verrichtete solches tụụnbotten ein Charrer. Zu Fuß aber reiste — nicht ganz selten heimtückischen Raubmordanfällen ausgesetzt — alljährlich auf einen durch Verlesen publizierten Novembertag (um d'Märta umha) der Zịịstrĕger nach Bern. Als riskierter Luxus galt es bereits, wenn er in Neuhaus sich in einen Wasserschlitten oder eine Struessa (Kahn) setzte, um sich in solchem bis nach Thun und dann bis nach Bern in einem Weidlig rudern zu lassen.





Tuusig Wuchen alts.

Im neuen Postgebäude sind also auch der Tĕligraaf und das Tĕliffoon (hie und da töricht französelnd „Teleffong") eingerichtet. Der Telegraph — anfangs durch Private garantiert — spielt seit 1866, das Telephon — vom Gemeinnützigen Verein und schließlich durch die Gemeinde lebensfähig erhalten[21] — seit 1892. Die Telegramme wuchsen

---

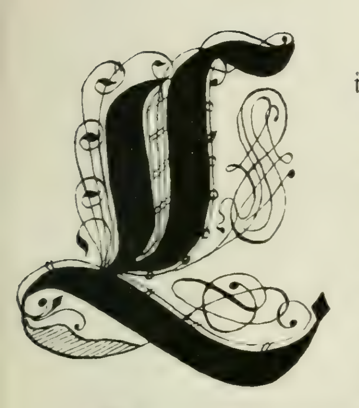
[20] Vgl. die Publikation des Kur- und Verkehrsvereins Grindelwald im EvG. 1905, 103. [21] Ebd.

zwischen den Jahren 1867 und 1898 von 1597 auf 7376, die interurbanen Gespräche zwischen 1893 und 1898 von 3673 auf 8594. Diese Zahlen leisten ihren guten Beitrag zu dem Tatbestand, daß 1906 in der Schweiz auf 64 Einwohner ein Telephon- und auf 11,3 Quadratkilometer (im dichtbevölkerten Belgien auf 24,1 Quadratkilometer) ein Postamt entfällt.



Bluemd's Glas (Trinkglas).
15 cm hoch.

Eigen, Eigentum, Eigentumszeichen.



Links und rechts am Bußalpwege liegt ein vormals einheitliches Heimwesen, am Eigen[1] genannt. In der Nähe breitet sich die Häusergruppe uf der Herrschaft[2], und abermals unfern erhebt sich der kleine Hügel Burgbi͡el. Noch zur Stunde will man auf letzterem die Reste eines Grabens und einer Grundmauer erkennen,[3] die dort um ein vermutetes Zwingherreⁿschloß geführt hätten. Ein anderer Burgbi͡el liegt am Ende des untern Gletschers unfern des Dörfchens Mettenberg. Ferner sollte auf einem Hügel unter dem Röthihorn ein Jagdschloß gestanden haben,[4] was freilich ungefähr so phantastisch klingt wie die Erhebung der schloßähnlichen „Burg“ über Burglauenen zu einer ehemaligen „Burg Schillingsdorf“,[5] oder gar die Erhebung des Wildschlosses am Challi zu einem von Menschenhänden gebauten Schloß. Man persifliert solches Vermuten allenthalb bestandener Burgen etwa damit, daß man auch auf die kastellähnliche Höhe über Isenfluh einstige „Herren von Isenfluh“ versetzt.

Mehr besagen der Ort uf ᵈem Wartstein zu Wärgistal[6] und der noch durch zwei Hu̧u̧sleni markierte Wartenbärg (vgl. S. 3) am gleichbenannten Graben, welcher Grindelwald von Gsteig trennt.

Nun wäre laut Tradition der Burgbi͡el nahe der Herrschaft eine zeitweilige Residenz der Freiherren von Unspunnen gewesen.[6a]

---

[1] D 2. [2] E 2. [3] Jahn KB. 325; Wyß 631. [4] Wyß 436. [5] GL. 1, 396; vgl. Wyß 432; Jahn KB. 326. [6] E 4. [6a] Über Unspunnens „Geschichte“ handeln besonders ausführlich: Band VIII des „Geschichtsforschers“ (s. Quellenregister), und Jahns „Kanton Bern“; die schöne Sage von der Erbtochter Ita lese man in BOB. (s. d.). Den Namen selbst sucht Gatschet zu erklären, indem er an ein rätisches a(lla) spuonda denkt, was nach Maßgabe von lat. sponda etwa „im Ruhesitz“ bedeuten könnte. So wenig einwandfrei diese hübsche Deutung ist, so hoch steht sie über der landläufigen Verlegenheitsauskunft, welche „Unspunnen“ von „Uspunni“ (S. 477) herzuleiten sucht.

Derselbe eignete sich in der Tat trefflich zur Überwachung des schmalen Taleingangs bei der Enge; nur bietet die Geschichte keinen Anhalt zu seiner Zuweisung an die einstigen Herren jener Burg, die noch in ihren Ruinen so malerisch am Rugen sich hinbreitet.

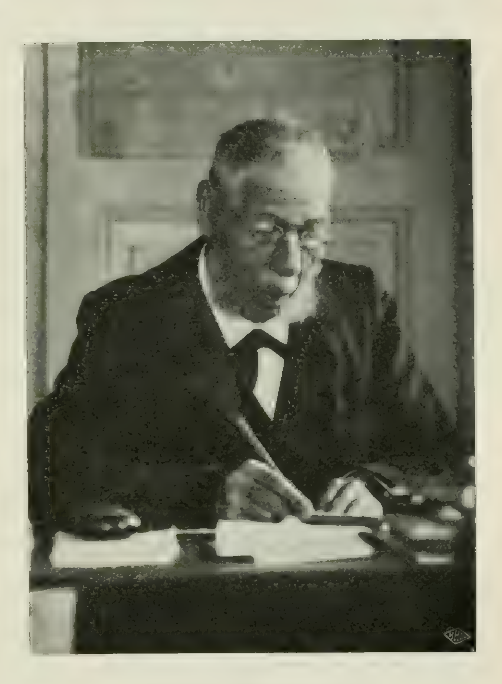
Vielmehr stand in urkundlich frühster Zeit das gesamte Grindelwaldtal unter der Oberhoheit der Herzoge von Zähringen,[7] welche als königliche Reichsstatthalter der Westschweiz eine Respekt gebietende Zwischenmacht zwischen der deutschen Krone und dem aufstrebenden Adel darstellen. Um letzterm ein Gegengewicht zu schaffen, verpflanzten die Zähringer die Geschlechter der zürcherischen Edlen von Wädischwyl und von Eschenbach ins Berneroberland, und diese beiden bereicherten nachmals ihre Güter dadurch, daß Rudolf von Wädischwyl († um 1240) durch die Heirat der Erbtochter Ida die Freiherrschaft Unspunnen erbte, nachdem bereits Walter II. von Eschenbach († 1224) durch die Heirat der Erbtochter Ida von Oberhofen diese Herrschaft und damit auch Besitzungen in Grindelwald[8] an sich gebracht. Während nun das Wädischwyler-Erbe sich bald verzettelte und Unspunnen teilweise an die Eschenbach überging,[9] hielt sich dies letztere Geschlecht einige Zeit auf der Höhe, um aber mit dem Königsmord von 1308 durch Walter IV. seinen durch Mißwirtschaft vorbereiteten Untergang zu besiegeln.

Den Verfall auch dieses Hauses machte sich die Probstei Interlaken zunutze, und zwar in der sehr weltlichen Weise, in welcher auch andere geistliche Stiftungen jener Zeit zu ihrem mächtigen Grundbesitz gelangten. Mittelst gefälschter[10] Königsdiplome von „1146" und 1173" hatte sie sich in der „Interessensphäre" zwischen der Schonegg[11] einerseits, dem untern Gletscher und Wärgistal-Alpiglen anderseits[12] den Grundstock ihres Güterkomplexes geschaffen. Nun ließ sie sich von ihrem erblichen Schutzherrn (Kostvogt) Walther II. († um 1224) und nachmals (1238) von dessen Witwe Güter im Fischböden schenken; darunter namentlich vier Lehen mit Alphütte an der großen Scheidegg.[13]

War hier dem Stifte auch sein Verfügungsrecht über die Kirche Grindelwald[14] zustatten gekommen, so erlangte es dagegen 1246 die „Alp" Mättenberg[15] erst nach erbittertem Kampf mit den Herren von Wädischwyl und gegen Erlegung von 140 Mark.[16] Leichter ging 1252 mit Hülfe Berns die Alp Wärgistal aus dem Besitz der Wädischwyler in den des Klosters über. Die Hörigen durften aber frei fort-

[7] Tat. 6. [8] Ebd. 2. 177. [9] Berchtold II. († um 1296) erhielt als Gemahl der Lucardis von Wädischwyl (in heutiger Aussprache: Wätteschwiil) Teile von Unspunnen; vgl. Tat. 177. [10] Font. 1, 392; Tat. 3, 5, 174 ff. [11] G 2; vgl. Gschf. 8, 3. [12] Font. 1, 422, 471; 2, 283. [13] J. 1; Font. ?, 176. [14] Tat. 2. 24. [15] Font. 2, 279. 283. [16] Nach Tat. 25 = 42,000 Franken unseres Geldwerts.

ziehen, wenn sie nicht vorzogen, von der Probstei nach deren Gutdünken versetzt zu werden.[17] Ganz frei dagegen verfügte das Kloster über die Hörigen, welche bis 1275 unter Walter III. von Eschenbach als Reichslehensträger gestanden hatten. Im erwähnten Jahr erwarb nämlich das Stift von dem tief verschuldeten Eschenbach eine große Anzahl Grindelwaldner-Güter: im Moos, zu Horbach, an der Egg, unter der Sulz, auf der Sulz, im Brand, an der Schonegg, in der Steinbillen; am Sampach, im Schwantwald, am Eigen; z'Fisch, z'Fischböden, am Alpwääg; „ze Hofstete", „Bulhalton", „Dürsluchern" (Dïrslïchchren). Aber am 6. November 1275 verkaufte Eschenbach dem Kloster auch die achtundachtzig Grindelwaldner-Familien, welche auf den genannten Gütern saßen, förmlich um 150 Mark.[18] Wie bloße Nachgerichte bei der Hauptmahlzeit erscheinen da noch Erwerbungen an Gütern und Reichslehen wie „an der ußren Schonegg" (1308);[19] „uf den Blatten" (1319);[20] „im Bodme" (1323),[21] zu Tuffbach (1326);[22] „1/9 von 1/6" des Lägers (casalis) genannt Lugibach an Grindel[23] für 40 und für 60 Kühe (1329).[24] Das Jahr 1388 brachte Besitzungen in Gidisdorf, am Alpwääg, im Spiis,[25] 1345: das Gut vor dem Stääg,[26] sowie „das mahd uffen Schrecke, gelegen uffen Rottenflue zwischent düm Stadelmadd einhalb (einerseits) und düm madd in dür Swendi anderhalb."[27] 1432 ging Bueßalp von Habsburg an das Kloster über.[28]



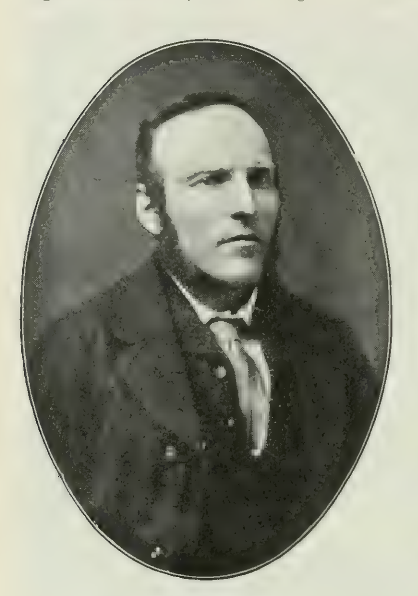
Notar Heimann.

Auch die Güter, Allodien und Reichslehen, welche um die Wende des 13. Jahrhunderts der Berner Schultheiß Lorenz Münzer, die Herren

[17] Font. 2, 351 f.; Tat. 26—38. [18] Font. 3, 144 ff.; Tat. 28 f. [19] F. 4, 326. [20] F. 5, 105. [21] F. 5, 429. [22] F. 5, 513. [23] F. 5, 572. [24] Reg. 62; Interlakner Dokumentenbuch 4, 200. [25] F. 6, 396. [26] F. 7, 104. [27] F. 7, 137. [28] Reg. 90.

von Weißenburg, der Thuner Bürger Peter von Wichtrach u. a. im Grindelwaldtal, sowie anderwärts besaßen, kamen mit der Zeit zumeist ans Stift Interlaken.[29] 1331 fielen demselben die Reichslehen in Gsteig und Grindelwald zu, welche bisher Johann von Ringgenberg besessen;[30] 1334 folgte die alte Herrschaft Unterseen,[31] ausgedehnt auf Lütschental und Grindelwald.[32]

Damit gehörte der überwiegende Teil Grindelwalds zu dem mächtigen Gebiet hinder Hinderlachchen, wie man analog die sieben Bergschaften hinder Itramen, hinder Wärgistal usw. (S. 304) unterscheidet. Gleicherweise nämlich, wie etwa rière Berne „im Gebiete von Bern" bedeutet, ist das gesamte Territorium Grindelwalds samt seinen Gebäuden und seinen Bewohnern unter die besagten Bergschaften aufgeteilt. Auch die Kirche z. B. steht hinder Grindel (S. 192), wie der gesamte Schulkreis Burglauenen hinder Bueßalp uußert Orts (S. 16) liegt. Alpwirtschaft dagegen betreibt man an Scheitegg, an Baach usw.; und so unterscheiden ihr „hinter" von ihrem „an" auch die übrigen Bergschaften, also das Holzmatten, das Bueßalp innert Orts usw. Das räumliche „hinter" des gemeinen Sprachgebrauchs steckt insofern auch in diesem spezifischen hinder, als darin im Grund die Vorstellung des Schutzes angedeutet liegt. Was oder wen ich schützen will, nehme ich „hinter" mich, und ich biete ihm Deckung mit meinem Leib. So hat auch bildlich der Vormund das Guthaben seines Mündels, der ehrliche Kassier das Vermögen seines Vereins hinder mu̦.



Amtsrichter und Gemeindeschreiber Häsler.
(1837—1884.)

Solch mächtigen Schutz gewährte Bern in besseren Zeiten seinem Gebiet „rière Berne", und auch Interlaken schuf seinen Untertanen freien Rücken und freie Hand in einem Maß, wie niemals im Mittelalter einer der kleinadeligen Grundbesitzer es tat. Zwar mußten Hörige wie Konrad von Horbach (1349), Uolrich z'dem Bache und Walther

[29] Tat. 29. [30] Font. 5, 818. 820. 845. [31] F. 6, 138—142; 163 f. [32] Reg. 64.

ab der Halten (1354), Chuonrat am Alpweg (1361), Jans Frieso (1365), Cuontze zem Sambach (1370) und sein Sohn Jakob (1372) für wiederholten Abfall Bußen von hundert bis dreihundert Pfund (oder auch Gulden) erlegen und in langen „eigenhändigen“ Erklärungen „Hulde thun“; allein wir sehen auch z. B. 1302 sechs Gotteshausleute auf einmal die Lehen under Eiger, an der Halten, im Ritt, zu Gumbach erwerben.[33]



Amtsrichter u. Gemeindeschreiber Häsler, Sohn.

Daß hierbei unter „Interlaken“ immer die Probstei verstanden ist, ergibt sich aus dem Sachverhalt von selbst. So zähe haftet denn auch die Bezeichnung Chloster noch an dem seit 1528 als Amtssitz dienenden Gebäudekomplex, daß bis zur Stunde ein dort zu erledigendes Rechtsgeschäft, zumal es (e^n) Brözäß, eine Chloostreta (wenn nicht eine Richtreta oder Schlosseta) geheißen wird. Mu chloost'red oder richt'red dort etwa so, wie die Emmentaler auf die hochgelegenen Schlösser zu Burgdorf und Trachselwald als auf ihre „Brozidierhöger“ „gööⁿ gaⁿ schlosseⁿ“.

An die einstigen Chorherren aber erinnern Bezeichnungen wie Chlooster,[33a] wie Pfaffenegg (S. 158) und Pfaffeⁿtiri. Mit letzterem ist der enge Durchlaß am Einfang des Grindel-Unterlägers gemeint, der beim Bänzen uußziehn (S. 348) zur Kontrolle dient. Die Lägerpartie selbst, zu welcher der Einfang gehört, ist die Stifterra

[33] Font. 4, 109. [33a] W 1 (Chl).

(S. 312); die Hüttengruppe liegt unmittelbar über den beiden Vorsassen, welche ebenfalls d'Stifterri genannt werden. („Stift" ist religiöse Widmung.)

Wie anders die heutige Namensgeltung! Die beiden volkstümlichen Formen Hinderlachchen und Inderlachchen lassen nicht vermuten, daß in ihnen die ganz vage ursprüngliche Bezeichnung des Gebietes inter lacus: „zwischen den Seen" oder älter deutsch: „under (den) Sewen"[34] stecke. Erst Underseewwen (alt emmentalisch: „Undersööjeⁿ") gelangte als uralte Ansiedlung zu erster eigentlicher Ortsbenennung und zwar aus Gründen, die in eigener Abhandlung zu erörtern wären, unter der lange Zeit ausschließlichen Form Hinderlappen, Inderlappen.[35] Im Umschwung der Stadt Inderlappen lag das „Kloster" Interlaken, welcher Name also ebenfalls mit der Zeit zu spezieller Ortsbezeichnung sich zuspitzte. Und zwar geschah dies in einer Geltung, wie der alte Grindelwaldner sie noch bei Menschengedenken verstund. Demselben war Hinderlachchen immer noch lediglich das Chloster sammt der Herberge (dem heutigen „Hotel Interlaken" oder dem Gasthuus der ältern Sprache) und übrigen Umschwung. Als dritter Name aber kam „Aarmühle" auf. Um die Klostermühle nämlich, deren Stelle heute das Postgebäude Interlaken einnimmt, entstund eine Ansiedlung, welche bis vor wenigen Jahrzehnten zu Matten gehörte und dann als eigene Gemeinde links der Aare (neben dem bloß noch rechts der Aare seinen Namen behauptenden Unterseen) sich konstituierte. Mit der Zeit aber, und schließlich auch offiziell, überwucherte und verdrängte der durchs Kloster gehobene Name „Interlaken" den von „Aarmühle". Doch der ältere Grindelwaldner geht immer noch nach dem alten „Aarmühle", dem „Amüli" von 1364,[36] „gän Aarmelli" oder gaⁿ Rraamelli, gaⁿ Rraamelli z'Märt, begibt sich auch sonst anstatt nach Interlaken gäⁿ Raamelli uusi oder ahi.[37] Nach Underseewwen aber, oder schlechtweg iⁿ d's Stedtli reist er auf den Chräämmermärt. Auch über den obligaten Knabenstreit zwischen Rämellerren und Stedtlerren weiß er sich seinen Vers zu machen.

Ein Burger von Interlappen, „der Bangartner",[38] hatte von Österreich drei Lehen inne: an der Spilstatt, uf der Halten und „ze

[34] Schöpf 1, 118ᵇ; vgl. Unterwalden, unterweilen, underlauffen (Lf. 117) u. dgl. [35] Man liebt dies als (freilich nur zu läppische) Entstellung aus „Hinderlachchen" zu deuten. Wyß u. a. denken an « inter lapides », was allerdings erst noch einer zutreffenden Deutung harrt. [36] Font. 8, 574. 623. [37] So unterlag auch der mächtigen Klosterstiftung und dem jetzigen Amtssitz Fraubrunnen in Sache und Namen das alte dortige „Mülinen" (Kib.-Urb. 2ᵃ, 15; Font. 2, 274), ohne doch im Volksmund völlig zu erlöschen. [38] Font. 5, 492.

Rufach". Als andere habsburgische Lehen erscheinen Güter oder Gütchen „*nit dem weg*", im *Dịrrenbärg*, an *Anggistalden*, an *Rothenegg*. Am *Lehn*[39] zu Itramen hausten 1345 drei Brüder;[40] am *Chịịschlehn* hatte ein Asket[41] als *Lä̋he^{n}maan*, Lehensmann vom Lehnherr oder Lehner *e̥s Lä̋hen e^{m}pfangen*.

Die österreichische Lehensherrschaft aber machte alle Stufen der Strenge und Milde durch vom taglen[42] an, welches jeden Tag den Inhaber auf die Gasse setzen konnte, bis zum erblichen Lehen[43] und faktischen Besitz. Zu den Übergangsstufen gehört namentlich das *Mannlehen*, welches auf die männlichen Erben überging. Solcher Mannlehen gab es besonders viele im Simmental,[44] nicht wenige aber auch in Grindelwald. Zwei davon haben sich verewigt in den Namen *Maa^{n}lä̋hen* und *Männlichen*.[45] Eins liegt auf dem Anggistalden; das andere ist der berühmte Aussichtsberg, der noch 1349 als „Berg und Horn Menlicha"[46] figuriert, dann aber mit seiner Bedeutung als „oberster Mannlehen-Berg"[47] auch diesen Namen verlor und bis in neuere Zeit „Thunertschuggen", wohl auch „Tuplonina" heißen mußte. Aus dieser Zweiheit erklärt sich die Stelle im Alpenkatalog des Landbuchs von 1657: „Mannlehen, unbekannt auf welcher Alp".[48] Auch unterhalb Mürren gibt es eine Örtlichkeit „Männlichen". An übrigen Grindelwaldner-Mannslehen hat Jakob von Brandis, Schultheiß zu Unterseen, im Jahr 1363[49] neune von Österreich empfangen. Es sind dies: das Mannlehen „*uf dem Buol*, daß Hofwalthers was; das gut *vor dem Stege*; ein güetli *uf der Tuftfluo*; daß lehen *in der Schluecht*; ein guet *am Bigenstoße* und *zer Balme*; ein guet *in Zingelberg*, (*Tschingelbärg*), dem man sprichet der Buellusse; ein guet *uf dem Ritte*; ein güetli *an der Blatten*, was Risensteins seligen."

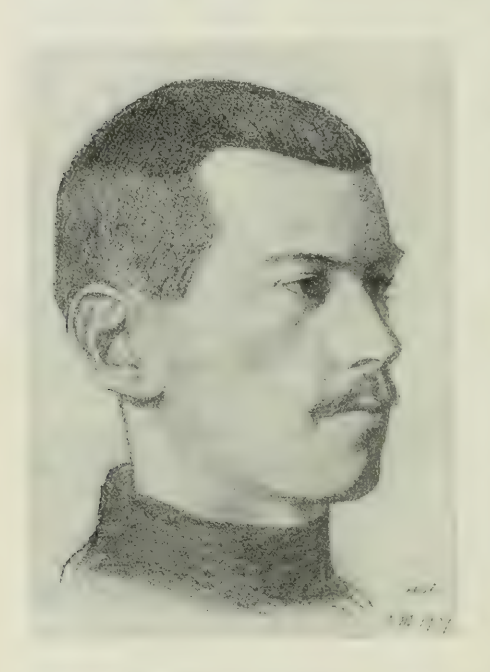
Einen weitern Schritt zur Lockerung des straffen Lehensverbandes bedeuten die Kunkellehen: auf Töchter wie Söhne vererbbare Lehen.[50]

Wie nun heute der Lehenmann gleich dem Schuldenbauer sehr gut weiß, was *zịịsen* heißt, und wie vor der eidgenössischen Post der *Zịịstre̥ger* seine gewichtigen, mitunter selbst gefährlichen Botengänge alljährlich im November vollführte, so mußten die habsburgischen Schuldner ihren census, ihre „Schatzung" nach genau aufgesetztem Urbar[51] ent-

---

[39] C 3. [40] F. 7, 104 f. [41] Keusch, kiusche (mhd. WB. 1, 823) ist „enthaltsam" in jeder Beziehung, namentlich rituell „rein" (Kluge[5] 194) und erinnert damit sachlich an jüdisches kôscher, *kouscher* (althebr. kaschér: sich geziemen). [42] Habsb. 1, 141 f. [43] Vgl. Muoth 1, 8. [44] Geiser Ldw. 8. [45] Gatschet 21. [46] Spruchbr. [47] Vgl. Gusset 49—51. [48] Öf. Q. 30, A 3. [49] Font. 8, 357. [50] Kunkel wie Spille (Spindel) symbolisieren die Weiblichkeit, wie das Schwert die Mannheit; vgl. Lf. 553. [51] S. „Habsb." im Quellenregister.

richten. Da hieß es nach alter Formel: Entweder Pfand oder Pfenning! d. i. Naturalleistung oder Geld. An jene als Einsatz erinnern noch das Pfand östlich des Schwarzhorns und das Underpfand im heutigen Dorf.[52] Durch die Leistug (giselschaft, obstagium) wurde der Schuldner zu voller Schuldentrichtung gezwungen. Unerbittlich wurde ferner durch den Zehnder, an welchen noch der Ort bi'm Zehnderhuus[53] erinnert, der ursprünglich rein kirchliche Zehnten erhoben. Denn daß Habsburg je etwas „geschänkt und verehret" hätte,[54] das schickd sich niid! Um aber deⁿ Chosten, die Chĕsten eines noch so einfachen Haushalts unter österreichischer Herrschaft noch größer zu machen, erhob auch der Zoller seine Gefälle.



Großsohn Häsler.

Sodann forderte der Fronvogt herrschaftliche Dienste sowohl mit der Hand, als mit Wagen und Zugtieren. Sowohl „die Mĕni" (S. 182) für herrschaftlichen Zugdienst, als auch das Verbum mẹnen: mit übermenschlicher Anstrengung arbeiten, gehört dahin. Im Waldkapitel aber haben wir ebenso „die Mĕni" und das „Mĕnẹlli" (S. 182) auseinandergesetzt; und auch vom froonen, von der Froon als einer gueteⁿ Moden, als einem wirklichen „Ehreⁿ-Tagwan" ist dort (S. 179 f.) die Rede. Ja das froonen dehnt seinen Begriff von der arbeitsreichen Holzzǘgi eines halben oder ganzen Tages auf andere gemeinsame Hülfeleistung aus, wie z. B. winterliches Heimschaffen von Bergheu aus der provisorischen Unterbringung.

Zu den gelegentlichen Abgaben gehörten der Ehrschatz, das Loob (laudemium) beim Wechsel des Lehensherrn und Lehenmannes. An diese Auflagen erinnern das Lobmedli, das Löbersmaad, die Lobhörner bei Interlaken und vielleicht unser Loiberhoren. (Die alte Ablautgruppe lub liub loub umfaßt die Wörter Lob, lieb, loib = loub (artig), glau-

[52] F 3. [53] D 2. [54] Cronegg 1785.

ben, erlauben, Urlaub, und so auch geloben und Gelübde, gg'lŏben und gl̋ịbden.)[55]

Solche und noch andere Ausdrücke zeigen, wie tief das feudale Verwaltungswesen sich in das spätere freie Gemeindeleben gleichsam eingeätzt hat. Die unerbittlich stramme Gesetzlichkeit drückte schwer — allein sie lehrte Or^d^nug; und nachdem Bern an Habsburgs Stelle das Kloster Interlaken sich einverleibt, bekam unter dessen ausgedehnten Besitzungen auch Grindelwald die Regierungskunst Berns in dessen bessern Zeiten wohltätig zu spüren.[56] Wie im Begriff des „Regierens" als des Gegensatzes zum Herrschen, zum 'herrschelligen (ss) Wa̋sen die eingehende und gewissenhafte Sorge für das Kleine und Kleinste enthalten ist, zeigt



Großtochter Häsler.

sehr schön der grindelwaldnische Sprachgebrauch. Danach soll die Hausfrau zu gewissen Zeiten wie z. B. des Vollmondes gẹng eppḁs a'n Ärbsen old a'n Zịbe̥lle^n regie̥rren: sich wohltätig mit ihnen zu schaffen machen. Oder sie kümmert sich um das leibliche Befinden des Mannes oder Sohnes auf der Alp und geid mụ eppa ei^n s i^n d'Hịtta ga^n chochchen u^nd rregierren: ihm Gerät und Gewand, Speisezeug und Getränkvorrat in Ordnung bringen, dies und das i^n d'Grĕdi

---

[55] Vgl. Kluge[5] 240 und so auch Huldigung mit Huld und hold; ebenso „feudal" mit fides und foi, fidelis und fidèle. [56] Vgl. Dr. Mühlemann in Stat. 05, 2, 19.

rịcken. Sie bedenkt dabei, daß sie zwei Hände und zwei Füße, aber nur einen Mund hat.

Von Bern aber ging solche Kunst des Regierens mehr und mehr auf seine Gemeinden über, und das Armenwesen erhielt sie darin in fortschreitend vermehrter Übung. Für Bewältigung der Armenlast in erster Linie mues d'G'meind schaffen (die Kosten auf sich nehmen), und zu diesem Hauptzweck muß sie den Täll sorgfältig ordnen. Jeder Steuerfähige muß tällen, sịns Sachchli vertällen; und Rechenschaft über Einnahmen und Ausgaben legt alljährlich der Verwalter des Seckels ab. Wie der Kassier jeder Alpgemeinde derselben die Tällrächnug vorlegt, so der Tälseckelmeister der Einwohnergemeinde die Taalrächnụg oder die (allerdings nur noch altertümelnd so geheißene) Polizeirächnug[57].

Erst die Gemeinde als Republik im Kleinen machte auch den Einzelnen zum wirklichen Nachfolger des von ihm beerbten Freiherrn alter Zeit: zum Freien und zum Herrn. Der Sprache des Volkes freilich prägten beide Ausdrücke sich nicht mehr ein. „Frei" im politischen Sinn ist bloß in schriftdeutscher Form geläufig, und das alte moralische frî ist als mechanisierte Versicherungsformel (eigentlich: „um es frei heraus zu sagen") mit „fịịn" (fein) zusammengefallen. (Es hed mi^{ch} frịị n ạlsó 'tschụ'red.)[58] Vollends aber den „Herrn" will der echte Bauersmann aus der Anrede an ihn ausgeschaltet wissen. Den Heer laan i^{ch} daheimmen! lautet seine höflichste Ablehnungsformel, und die wendet er nur an, wenn er überzeugt ist, daß mụ n en nid will fụxen. Nie wird daher ein Bäuerlicher selbst den erstmals ihm Begegnenden, in welchem er seinesgleichen erblickt oder vermutet, als „Herr" anreden. Um so inhaltsvoller bleibt das Her^r NN., womit eine gesellschaftliche Überlegenheit frei und freundlich eingeräumt wird. (S. 27.) Bloß in stillschweigender innerer Wertung unterscheidet der im Verkehr geschärfte Blick den wirklich vornehmen, weil gediegen einfachen Herrn von einem, der augenscheinlich über seinen Stand hinaus herrschẹllig tued oder 's nŏbel gi^bd. Da bleibt überall in Bernerlanden, ja in der ganzen echt demokratischen Schweiz die spöttische Unterstellung: mier sịịn nid rịch, aber schreckẹlli^{ch} fịrnåhm, nicht lange aus. Wie wenig der schlichte Republikaner sich vollends auf monarchische Rangstufen versteht, beweisen die selbst im Namensschatz erloschenen Graaflẹ̊ni und die

[57] „Polizei" noch im alten Sinn von „Gemeinwesen", durch römische Vermittlung herübergeerbt aus gr. politeia = Staat und dies aus polis = Stadt und Staat, insbesondere Freistaat. Drum Paul Gerhards Gebet: „Regier die Polizeien von deinem höchsten Thron". Die Verengerung des Begriffs „Staat" zum „Polizeistaat" erzeugte die heutige kleinliche Fassung des großen Worts. [58] Unterbernisch: f(r)ei esoo, fei e chlii.

Benennung Grääšihụụs für das heutige Gasthaus zum „Adler“, welches die Mutter des um 1850 regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen sich zu dem so lieblichen Wohnsitz hatte herrichten lassen.

So entschieden jede förmliche Ehrung ablehnend, fühlt der heutige freie Bauersmann, der Pụụr sich als wirklicher Herr und Herrscher „auf seinem eignen Erbe“. Als wirklicher Erb, und zwar nach dem alten Vorrecht des jüngsten Sohnes, hat er das Erb b'hendiged oder g'handšamed. Eine zweite Erwerbsart ist der Choiš; eine dritte, welche mit der Landesverteilung der ersten alemannischen Ansiedler in Verbindung steht und noch in die Verteilung von Nutzen und Pflichten der Alpgenossenschaften hinaufreicht, ist die durch Lē̆ßer. Die begreifliche Spannung, welche das Zufallsspiel solcher Lose für den Ernst des Daseinskampfes mit sich bringt, spiegelt sich in der Sprache verschiedentlich ab. Will man z. B. seine Hoffnung auf das Gedeihen eines Unternehmens, auf die Rettung eines Schwerkranken u. dgl. als eine geringe hinstellen, so sagt man: i^ch looße^n 'mụ schlächt! oder mit dem Wesfall des hinweisenden „es“: i^ch looße^n 'mụ 's schlächt! Abgeschwächt, heißt looßen einfach voraussagen: „Ym 1606. yahr loset die Bratug einen starken wind, der kam (denn auch) 3mahl.“[59]

So oder anders erworben, weist ein Heimwesen als schätzbarsten Vorzug den auf, daß es „außer gemeinen Herrschaftsrechten gantz Frey, Ledig und Eigen“ sei (1724 und häufig). Noch bei dem heutigen Geldmarkt gehört es in Grindelwald zum Nachruf eines guten Hausvaters, er habe šịị^ns Land lịdigs g'machd (Grund und Boden aller Hypotheken entlastet). In solchem Sinn haben sich aus alter Zeit die Eigen[60] (1275[61], 1349[62]), der „Eigen“ zu Lützelflüh, das „Eyenthal“ am Pilatus, der „Eiget“ im Wallis wenigstens im Namen fortgeerbt. Der entsprechende Ausdruck der Gegenwart ist aber Gued (z. B. Stei^n-maa^n^nsgued[63]) oder Gi̋etli.[64] Mit letzterem fangen wohl zwei junge Leutchen an, die ganz mittellos zusammengekommen sind — wa nịịd wa^n vier blụtti Chnew z'šäme^nchoo^n šịịn —, aber durch Fleiß und guten Haushalt bald ze 'nem Sachchli che̋men. Und indes ein anderer e̥s Sachchli g'häben heed, es aber verliederlichte und verlor, gelangen jene mit der Zeit zu einem hübschen Heimwesen, ze 'ner tolle^n Sach oder ze 'nem scharmante^n Wä̋še̥lli. Aus diesem kann ein stattlicher Grundbesitz werden: f^rịị n e^n chlịịn e̥s Wä̋šen. Wenn nur nicht einst das kinderlose und halb arbeitsunfähige Alter zwingt, d's Landwä̋še^n mid šannt dem Vehwä̋še^n z'verchoiš-

[59] Cronegg im GlM. 167. [60] D 1. [61] Font. 3, 145. [62] F. 7, 406. [63] A 2. [64] B 1.

fen! Aber eben: die Rheumatismen der spätern Jahre sind ein schlimmer Lohn für frühere Überanstrengung. O, das ist e̥s Wa̋sen! Und die Lohnarbeiter stellen so vieles verkehrt, ungeschickt an: sie reise^{n} f^{r}i̥i̥ n e̥s Wa̋sen aan! Unwetter droht Abend um Abend im schwülen Hochsommer; gleichwohl geht die Arbeit im alten Tripptrapp fort, und da li̥i̥d no^{ch} e̥s grĭ̥ĭ̥sli^{ch}ß Wa̋sen Hew am Böden, das längst eingetragen sein sollte. Da geraten auch „Hauswesen“ und „Finanzwesen“ in Krebsgang, wenn nicht das „Leidwesen“ ein baldiges Ende findet.

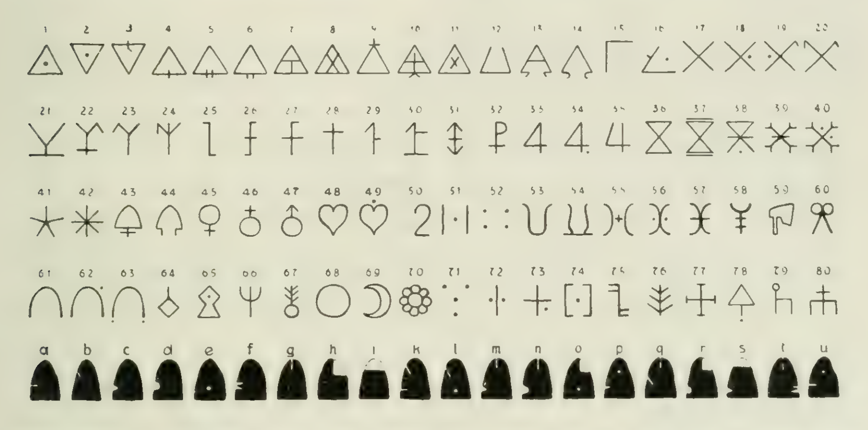
Doch die der Arbeit Gewöhnten gehen erst mit dem Tod zur Ruhe: mier chĕ̋nnen de^{n} llang gnueg dert bi der Chilhe^{n} lli̥̊gen! Noch erwerben die Alten mit ihrem Davongebrachten ein ganz kleines Gütchen: e̥s Aa^{n}wäärde̥lli, vielleicht e̥s Ii^{n}schleĭ̋ffe̥lli (Unterschlüpfchen), verbunden mit einer Aa^{n}spraach oder auch nur einem Aa^{n}spraachli Wald (S. 176). Dazu werden sie Aa^{n}teiler oder (S. 322) Aa^{n}teilen (Anteilhaber), Bärgteilen an der Bergschaft, zu der ihr Wohnort gehört.

Alles ist nach erhaltenem Oberländerbrauch umhegt (S. 253). Nur im offenen Dorfumschwung schützt vor unliebsamem Betreten die neuere Verbottafel, der alte Strohwisch.

Letzterem entspricht der Eigentumsschutz für die dem Verkehr ausgesetzte Fahrhabe in den uralten Eigentumszeichen. Es gibt deren wesentlich dreierlei. Allbekannt ist der eiserne Hu̥sbrand mit den aufgegossenen oder aufgeschmiedeten Namens-Initialen der Eigentümerfamilie. Uns beschäftigen einzig das Hu̥szeihen und das Vehzeihen, und auch diese nur um der Formen willen, welche für den geschichtlichen Zusammenhang der Lütschinentäler mit dem Oberwallis und dessen anderweitigen Kolonien so außerordentlich charakteristisch sind. Denn Hauszeichen (um zunächst von diesen zu reden) gibt es, wie im ganzen Berneroberland, so auch in vielen Gebieten Deutschlands, in Großbritannien, in Norwegen.[65] Sehr ungleich ist aber der Grad ihrer bis heute erhaltenen Geltung. Im Oberwallis, zumal im Lötschental, haben sie so entschieden offiziellen Charakter, daß z. B. zum reihenweisen Stundengebet am eidgenössischen Bettag durch Familienbezeichnung lediglich mittelst der Hauszeichen auf dem Anschlag am Gemeindehaus aufgeboten wird. Ja, in Oberwallis und Graubünden sehen wir die Hauszeichen einer

[65] Eivisch 34 f.; Homeyer, die Haus- und Hofmarken (Berlin, 1870). Für das Wallis: Goms 45 ff.; ferner von Stebler die Aufsätze in der Schweiz 1, 45—49; 461 bis 464; Lötsch 71. 81 ff. 95. Im Lötschental verhalf uns Herr Posthalter und Friedensrichter (Kastellan) Eduard Bellwald als vortrefflicher Führer auch zur Kopie der interessantesten dortigen Hauszeichen. Der nämliche Dank wie ihm gebührt der Lehrerschaft von Grindelwald für entgegenkommende Beihülfe für die hiesige Sammlung.

Gemeinde zu stabförmigen Teßlen (tesseræ) kombiniert, welche sowohl als Pflichtenhefte wie als „hölzerne Grundtitel“ volle Rechtskraft besitzen.[66] In Grindelwald blieb es bei den isolierten Zeichen, deren Hauptvorzug in ihrer Durchsichtigkeit und für jedermann leichten Herstellbarkeit besteht. Sie erinnern ganz unwillkürlich an die altgermanischen Runen (und die mit ihnen zusammengesetzten Runenstäbe). Wie aber diese (nach Wimmer u. a.) aus dem lateinischen Alphabet hervorgegangen sind, so gibt es auch Buchstaben wie T, als T'hee benannt, oder H,



Hauszeichen (1—80) und Viehzeichen (a–u). Darunter sind in Grindelwald immer noch benannt: 1—11 „Driiangel“, und zwar 1 und 2 „mit Stupf“ in verschiedener Anordnung, 3—6 „mit Strichlinen“ dito; 39 und 40: Haspelli; 48—50: Härz; 59: Breitar; 60: Schääri; 69: Halbmond; 71: Hasesprung. — a: graada Hick; b: Schaarhick; c: d's Gibelli (Giebelchen); d: d's Jochmaal; e: d's Looch; f: d's Hosezeihen; g: der Spalt; h: der Viertel; i: d's Ohr vorab (d. h. vorn ein Stückchen des Ohrs abgeschnitten); k—u: Kombinationen dieser Elemente; z. B. k: graada Hick und Schaarhick usw.

als Haa bezeichnet, unter den Hauszeichen. Viel häufiger jedoch als die Laut-, ist die Bilderschrift vertreten. Wir erkennen sofort „dä" rächt und „dä" läz“ (verkehrten) „Böhaaggen“ (Bundhaken) der ursprünglichen Zimmermannsfamilie; die Pflegel des Landmanns; den dem Schiffer entlehnten Anker; das Rösiisen U des ursprünglichen Hufschmieds und die Chessellihienna des Älplers. Wie aber die Hauszeichen als Verhüter von Eigentumsschädigung „Fried und Ruh“ schaffen sollen, zeigt die Eingabe eines Bußalper-Hausvaters, welcher die Zeichengruppe

[66] Vgl. die Milch-, Alp-, Sennhütten-, Heimkuh-, Schaf-, Bock-, Stuffelweid-, Legenen-, Schär-, Fahnen-, Nachtwächter-, Kaltkreuzgang- usw. -Teßlen als Zeugen übertrieben demokratischer Ämterverwaltung bei Stebler a. a. O. O.

der Jahrzahl ⅭⅠↃCCCCCCLXXXI (1681) in folgenden Versen kommentierte:

> Eine Schuehringga ohne Doren,
> Sechs Rösịịsen auserkoren,
> Eine Zimmerax, drei Chrịịz darzue,
> Ein Schrootịịsen schafft Fried und Ruh.

Auch der Stuehl ├┐, der Tägel, der Hammer, kurz jedes Gerät, welches wenigstens andeutungsweise sich laad maalen (zeichnen; denn von färben, d. h. malen, ist ja keine Rede), eignet sich zum Hauszeichen. An das Geheimnisvolle der „Runen" erinnern dann aber die Sonne oder der Planeeten ✳, der Gedritt- und Geviertschein .·. und ⁚⁚ des Kalenders u. dgl. Wie, wenn diese (gleich dem Pentalpha der Druiden auf deren Türschwelle) Tür und Fenster, Tisch und Bett, Groß- und Kleinvieh, die Bäume in Feld und Wald, die Tannen und Pfähle und Steine der March vor unheilbringenden Geistern schützen sollten! Heute in ihrer selbständigen Gruppierung unverstanden, geben diese geometrischen Zeichen ihre Elemente her zu erstaunlich mannigfaltiger Variation der übrigen behufs Garantie der Eindeutigkeit. Der Strịịch (Strich, gerade Linie) und der Stụpf (Punkt) ergeben je für sich oder zusammen Kombinationen wie diese: Fị̈ịf Stị̈pf im Häseⁿsprung ⁝..; der Drịangel linear △ oder punktiert .·. oder mit drịị Stị̈pfe̥llinen iⁿ jelhem Eggen. Die „graadi und die tschäbi Scheita" |\ des Lötschentalers kombinieren sich ihm zum „Hennụtritt mit Scheiten" ↓/, die „gerade" allein zum „Wịịhelmääß" Γ; ·|· nennt sich „Scheita und zweeⁿ Stị̈pf". Großer Wandlungen sind fähig das „Tachchli" ↑ mid Chrị̈z und Stụpf, das Schwärt oder die Schwerter. Die Bogenlinie ergibt einen „Wasserschrägen" ⼈ usw. Diese elementaren Übungen in Permutation und Variation gestatten namentlich die Symbolisierung vom väterlichen Haus abgezweigter neuer Familien. Das der Kanzel abgeguckte Bild der verrinnenden Zeit konnte auch vom Sohn als Glückbringer ins Haus geschafft werden, wenn er behufs weiterer Rechtsgültigkeit ihm einen Stụpf in den Unterteil beibrachte.

Aber auch inmitten der Initialen des Hausbrandes leisten Elemente von Hauszeichen oder ganze solche den Dienst absoluter Eindeutigkeit. Was kann HA nicht alles bedeuten! Gibt es doch der HAns und Heiri die Myriade! Aber unter ihnen bezeichnet H├─┤A den einzigen Hans Anneler, Stationsvorstand in Burglauenen. Denn dies sein Zeichen war lange vor der eidgenössischen Eigentumsgarantie gesetzlich geschützt, und „vor Nachahmung wird gewarnt". Selber ein Eigentum, ging das Eigentumszeichen (im Wallis samt dem Haus, dem Pfundwäägli und

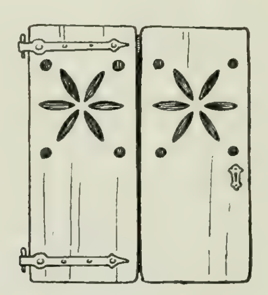
der großen Kuhschelle) auf den jüngsten Sohn als Stammerben über und wurde beim Erlöschen des Mannsstamms versteigert. Der Neuerwerber trug zu dem ịị^{n}g'choĭften Heiligtum neuerdings Sorge. Er wußte warum. Wie oft mußte er zur Beurkundung eines Eigentums- oder Nutzungsrechtes feierlich d's Hụszeihe^{n} fịrha nähn! Und wie oft kam er vor Einführung der obligatorischen Schulpflicht in den Fall, statt der erst noch als echt zu bezeugenden drịi Chrịĭz sein Hauszeichen in aller Form Rechtens unter einen wichtigen Akt zu setzen! So trägt z. B. ein Horbacher-Schuldbrief von 1787 das Zeichen als vollgültigen Stellvertreter der Namensunterschrift. Es spiegelt sich hierin zugleich die alte patriarchalische Solidarität des Familienverbandes, rechtlich vertreten im Hausvater oder in gleicher Geltung durch ein anderes Familienglied. Zu solch weittragender Rechtsgültigkeit mußten aber die Hauszeichen auf der Landschreiberei (der jetzigen Amtsschreiberei) Interlaken in beglaubigtem Doppel deponiert sein, und die kleinste eigenmächtige Änderung an ihnen war straffällig. Heute ist die unbedingte Rechtskraft der Hauszeichen in Grindelwald erloschen.

Humane Kleinviehbesitzer brennen oder graben ihr Hauszeichen mit oder ohne Initialen nun auch auf hölzerne oder blecherne Täfelchen und bringen diese an 'em Bẹndli am Hals der dem Hirten übergebenen Schafe an. Das Wiedererkennen verunglückter Ziegen und Rinder würde durch derartige Zeichen auch an diesen Tieren sehr erleichtert. Gleichwohl unterläßt man an ihnen in Betracht ihrer auffälligen Individualität solche Kenntlichmachung und schützt mittelst ihrer eher etwa Lieblingskatzen vor Entwendung. Am nötigsten macht das Bänzen ụụsziehn (S. 348) die Eigentumsbezeichnung mittelst der genannten Täfelchen oder Beiglen. („Die Beigla“ hängt indirekt zusammen mit Bịliee (billet) und ist eigentlich dessen gutdeutsche Form.[67]) Häufig indes werden bis zur Stunde solche Beigli, Tịtschlẹ̊ni, Tĕtzlẹ̊ni (Klötzchen) ersetzt durch eigene Ohrzeihen, Vehzeihen, Tierzeihen. Solch

[67] Mhd. (WB. 1, 49) bil und billig ist: gemäß, entsprechend; ebenso unbil oder unbillich: nicht gemäß. Aus bil entstanden biladi (Graff 3, 97) und «bilida» (Kluge[5] 399): Bild. Wie mannolich und „mäniglich“ konstruierte man mannes bild, wibes bild: alles was von der Art des Mannes, des Weibes ist; später sagte man „ein“ oder „das“ Mannsbild, Weibsbild (vgl. „Kamerad“ und „Frauenzimmer“) und entwertete letzteres Wort. („Laß nie des Weibes Bild zum Weibsbild werden“. Nebelspalter.) Der Begriff des „Entsprechenden“ aber wurde zu dem des „Gehörigen“, des „Rechten“, z. B. in „Weichbild“: Ausübung und Bereich der Gerichtsbarkeit eines Ortes (ahd. wîch = vicus, oikos). Altes bil erweiterte sich ferner zu engl. bill, zu fz. billet, zu süddeutscher Beile (Kaufbeile), vgl. auch den „Ambeiler“ (schwz. Id. s/v). Wie ferner Meier in „Meiger“, sîen in sigen (seien, sint) usw., findet auch „Beigla“ in g seine Vokalstütze.

quälerisches und mitunter auch arg entstellendes Zerschlitzen der Ohren mußte immerhin bereits als Ersatz gelten für das frühere Aufbrennen des Hausbrandes auf Wange oder Hörner der Schafe, Ziegen, Jungrinder. So kam es, daß die Vehzeihen ihre eigene offizielle Geltung neben den Hụszeihen erlangten, den Wert der Währschaft bekamen und in ganz besonderm Maße die Kunst der Kombination zahlreicher Einzelzeichen aus ganz wenigen Motiven hervorriefen. Aus den Motiven I und II unserer Tafel allein lassen sich 64 Zeichen zusammenstellen. Da wird z. B. im Lötschental das rechte Ohr „haupthalb geschnụtzt" (auf der Kopfseite, d. i. nach vorn gestutzt), und es erhält „obenab und haupthalb zween Leghịcken"; ans linke Ohr kommen „lịịbschhalb (auf der Rumpfseite, also nach hinten) der Viertel und haupthalb ein Leghick". Den Ausdrücken entsprechen die grindelwaldnischen Hịcka: der grad Hick (senk- oder wagrecht zur Achse des Ohrs), und der schaar Hick (vgl. S. 255) oder Schaarhick: schräg geführter Einschnitt. Solches zeichnen (d. i. bezeichnen)[68] a'n Ohrnen erfordert ungemeine Aufmerksamkeit, damit der Operator nicht etwa z. B. durch fasche Einstellung zum Tier verzeichni. Für den Schäfer aber ist das richtige Behalten und Wiedererkennen — hịụgään — dieser zahllosen feinen Unterscheidungen eine wahre Probe seiner Tịfịgị.

[68] Nichts anderes bedeutet auch das zu „zeigen" und „zeihen" gehörende alte zeichanen, zeichenen.



Kellertüre mit ausgesägten Verzierungen.

Phantasie, Märchen, Sage, Geschichte.

Geheimnisvolle Mächte.



rstaunlich scharf unterscheidet des Alpenbewohners Auge, ohne *einen Brillen* zur Bewaffnung nötig zu haben, selbst kleinere Einzeldinge in beträchtlicher Ferne.

Eine Brille dagegen, und zwar diejenige der sehr trügerisch färbenden Voreingenommenheit, setzt der noch wenig geschulte Natursohn sich gerne auf, um mit seinem Geistesauge die isolierten Erscheinungen zusammenzuschauen. Die kultur- und menschenfeindliche Alpennatur bildet gerade in sehr praktisch veranlagten und intelligenten Bergbewohnern den Zug zum Mystischen und Mythischen[1] aus, und es bedarf dann einer außerordentlich seelenkundigen und feinfühligen Aufklärung, um nicht mit der Zerstreuung der „Nebel" auch die reizvollen Farbenspiele und den gemütbildenden Wert der so erzeugten Phantasiegewebe zu zerstören. Mit ihnen geht auch die Erzählungskunst und die natürliche „Lust zum Fabulieren"[2] verloren, welche in alter Zeit so manches *Zelli*, so viele *Zelle̥ni zu verzellen* gewußt hat. In diesen verschwand der tiefgreifende Unterschied[3] zwischen der Sage, welche Anspruch auf Wahrheit erhebt und dem Märchen, welches bloß um den Titel eines poetischen Unterhaltungsproduktes sich bewirbt, vor dem gemeinsamen

[1] Eivisch 146; vgl. Wals. Sch. 108; Lus. 81. [2] Vgl. Alphorn (zum Emmentaler-Blatt) 1906, 187 f. Zellen (vgl. engl. tell) svw. sprechen: Pomatt 210. [3] Vgl. Singer M. 9.

Gegensatze zur „Geschichte". Eppąs Gschichtli^ch ß aber ist etwas Gelehrtenmäßiges, Studiertes. Solches weiß allerdings zunächst der historisch Bewanderte, dann aber überhaupt der Gelehrte oder der „Geschickte": der G'schicht vorzubringen. „Gschicht" ist dabei ein jeder, der sowohl ein ehemaliges „Geschehnis" deutlich durchschaut, als auch in alle ihm selber begegnenden „Geschicke" und deren Verkettung: das „Schicksal" sich tịfig (geistig und leiblich gewandt) zu „schicken" versteht. F^rịị n ą^lsó e^n G'schicht,[4] e^n schéënni G'schicht! ist besonders eppąs Verdrịssigs (Verdrießliches), das man von jeher g'schịchchen heed (gescheut hat) und gęng no^ch schịịchd. Unschön ist dabei nur die Tịịfelsịchtigi, womit die Fabulierlust es darauf anlegt, harmlosen Zuhörern und sogar (in eigentlich verbrecherischer Fahrlässigkeit) Kindern durch Lügen Furcht einzujagen: sie z'blịịggen, sie z'fịrchte^n z'tuen. Solcher Appell an die Forcht ist obendrein um so entbehrlicher, da der Furchtsame, der tumm Fịrchti, sich der Schreckbilder ohnehin genug schon aus seinen eigenen Erlebnissen zurecht macht. Man denke nur an die tëëtlihe^n Treïm (Tod bedeutenden Träume von Wasser und Wäsche, schwarzen Kirschen, ausgefallenen Zähnen) u. dgl. Derartige Träume konnten vormals furchtbare häusliche Szenen veranlassen. Welch ein Schrecken noch in etlihem Hųųs, wenn bei trockenem Wetter d's Toote^ntroif geid: vereinzelte schwere Tropfen von unauffindbarem Ort fallen! Ein Zeihe^n vor ^dem Tod, jetzt wenigstens noch Ankündigungen von Erger und Teïbi (Zorn) sind die Reefläcken:[5] gelbe Blutaussetzungen an den Fingern, welche einen oder zwei Tage lang sichtbar bleiben. Sind sie jedoch auf trockener Haut sich^tli^ch, so bedeuten sie nun wenigstens hinder Mịlibach eppąs Guets. Eine wahre Erholung bringt in solche Furchtgebilde hinein der foppende Rat an einen Orakelsüchtigen: Dų brųųchst nųmmąn de^n lingge^n Schueh uber ^de^n Räge^nbögen ųųs z'rïehrren, dann erfüllt sich dir jeder Wunsch.

Ein noch längeres Warten als auf den nächsten Regenbogen fordert übrigens — für orakelbedürftige Mädchen — gleich dem Andreastag (S. 604)[6] auch die heiligi Nacht. Doch ist diese auch des Wartens wert. Wer nämlich alsdann von sịben Brunnen trinkt, erblickt im Wasser des siebenten den Zukünftigen. Übrigens offenbart sich dieser letztere auch im Wiehnachtsbrand. Er langt mit Gabel und Messer in das Fleisch, welches auf einem Teller in die Höhe gehalten wird unter Hersagung des Spruches:

[4] Vgl. mhd. geschicht. [5] Ahd. hrêo (Genitiv -wes) = lat. corpus besonders i. S. v. cadaver: Graff 4, 1131. [6] Vgl. besonders Dr. Zahlers Ausführungen.

Jetz staan i uf em Weihnachtsbrand,
Ha Fleisch u Täller i miiner Hand.
Miis Lieb, willt mit mir ässen,
Su chum u bring mer d's Mässer!

Ein solches Messer habe — erzählt man sich — einst sogar aus Holland, von einem für die dortigen Kolonien angeworbenen Grindelwaldner, nach dessen alter Heimat hinübergelangt, in Holland selbst aber ein Duell veranlaßt, weil der Eigentümer des Messers einen andern des Diebstahls bezichtigte.

Weiteres ist sodann den Manipulationen des „den Bänzeⁿ chlopfen" und des „Schiiter ziehn" zu entnehmen. Je nachdem auf das Anklopfen an der Schafstalltür ein jüngeres oder älteres Tier antwortet, wird es um die Lebensjahre des Freiers stehen. Wem schließlich an der Schiitertischen (S. 186) der Zufall ein kurzes oder auch es blutts Schiit (ohne Rinde und Äste) in die Hand spielt, die muß mit einem Armen vorlieb nehmen. Ein rauhes, rindiges und harziges Scheit dagegen deutet auf einen reichen Mann.

Wer aber solchen Orakeln nicht traut oder von ihnen nicht befriedigt ist, wendet sich wohl lieber an einen recht ertribnen (erfahrnen und routinierten) Ggiggler, Ggiggeller, wä in däm Glas d's Wäseⁿ gsehd, wä n er darmiid ze'm Pfeisterfligelli uus iⁿ d'Wiiti ached. So unerchläärlich ß das Wäsen ist: är hed'mus eiⁿ-mal geng noch b'sögen (es getroffen); es grated 'mu (er hat Glück); und wenn ihm auch einmal Fünfe gerade sein muß: mu laad 'mu's g'raaten (läßt es ihm als „gut" hingehen). Und zwar ist auch hier das weiteste das beste. Nach dem Lyßtokter[7] kommen die Strahmeni in Äschi, dann Charteⁿllëgerri wie die nun längst ohne Nachkommen verstorbenen Almer-Elsi, Tschüsi-Lisi, d's Hetzi oder d's G'schletterwiibli. Däs (letztgenannte) hed mid dem Spiil-lëgen niid chennen; d's Lisi (des Hetzi's Schwester) hinggägen noch wohl: das hed deⁿⁿ d's Wäseⁿ b'häben!

Für allerwichtigste Angelegenheiten freilich ging man sonst ins Wallis oder noch häufiger in die Urkantone zum Kapuziner: da ist mu denn obenuus ze'm Tokter. Die schlimmen (klugen) Patres bewiesen jedoch zuweilen auch schonend abfertigende Weisheit statt eigennütziger Schlauheit. So der Sittener Pater, welcher 1778 um Beschwörung der so bedrohlich vorgerückten Grindelwaldgletscher angerufen wurde.[8] Sein ausweichendes Anerbieten, einen Jüngern mit seiner Kraft

---

[7] Vgl. Lf. 593; Wallis 207—211. [8] Einläßlich hierüber: Museum 2, 776—8; Dübi im SdB. 1906, 92—102.

auszustatten, entkräftete der Abgesandte mit der Einrede, selbst eine so niedrige Kunst wie das mälhen müsse ja erst mühsam erlernt werden, wie dann erst die so hohe des Beschwörens! Schließlich entzog sich der Pater der heiklen Mission mittelst der Erklärung: damit er die richtigen Maßnahmen nicht verfehle, müsse die Gemeindsversammlung zuerst darüber abstimmen, ob Gott oder der Teufel die Gletscher habe vorrücken lassen.

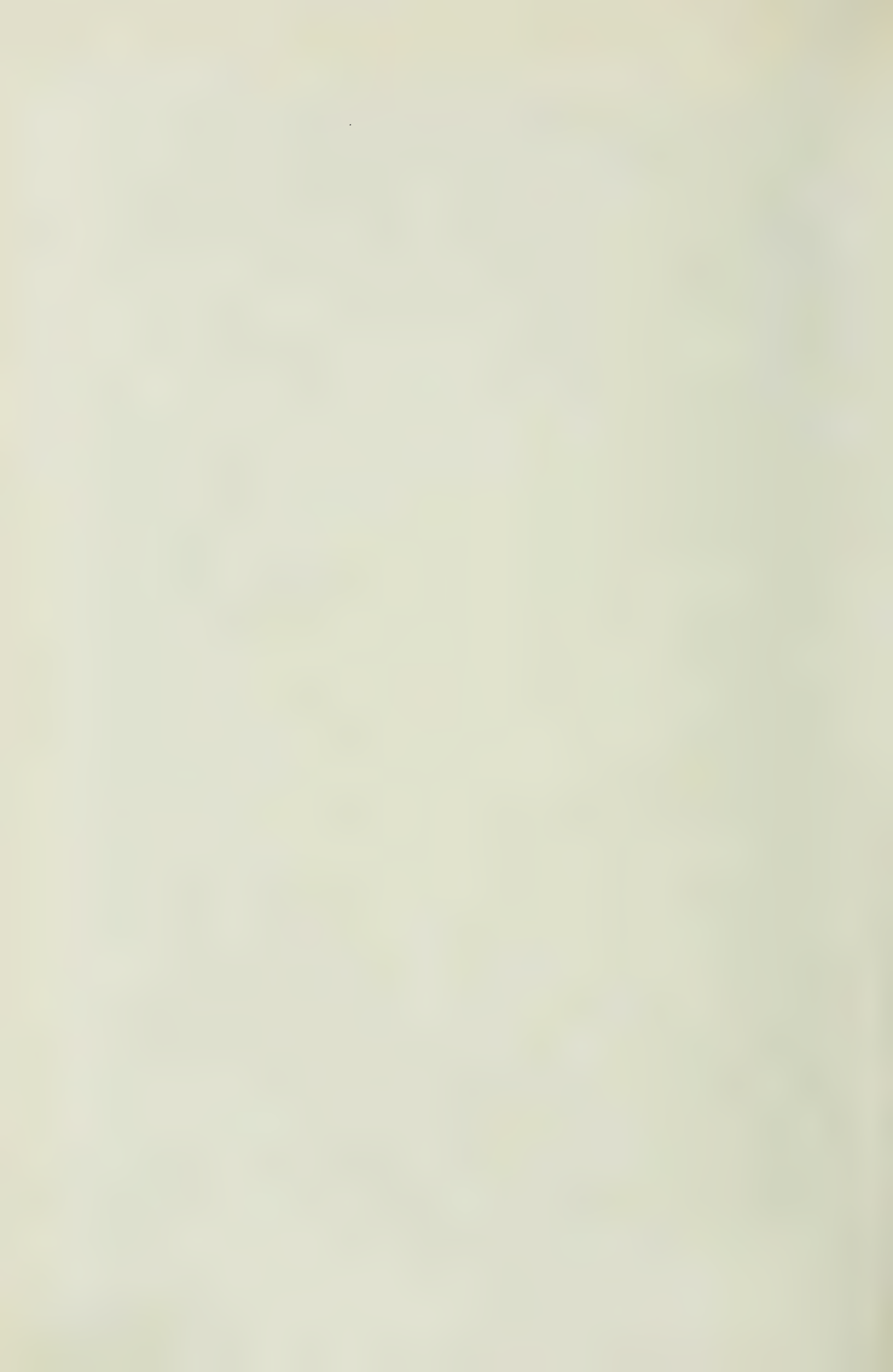
Ein Beschwörungsversuch hätte übrigens ebensogut dem ersten besten Grindelwaldner gelingen können, wenn er über das richtige B'sägnerbuech verfügt hätte. Ein solches, das bloß „die sieben Wort, Wundsegen, für hauen, stechen, gfroren machen u. dgl. Düfelskünst" enthielt und dem Besitzer vierundzwanzig Stunden Gefangenschaft eintrug,[9] wäre freilich hiefür unzulänglich gewesen. Auch bedürfte es zur Beschwörung eines untadeligen Mannes. „Wer Geister b'schwöreⁿ will, mues ganzi Höseⁿ han", sagt der Walliser.[10] Dies gilt besonders für Gletscherbezwinger, die vor allem mit den armen Seelen des Gletschereises[11] zu rechnen hatten. „Arme Seelen" heißen die beiden riesigen Schneeaugen an der Südseite der großen Schreckhornfirste. Besonders aber wimmelt es von solchen Büßerinnen für das verpönte Tanzen[12] in den Gletscherspalten. Sie verursachen das (S. 57 erklärte) unheimliche nächtliche Knacken und Krachen. Mit ihnen zusammengebracht zu werden, galt als schwere Beleidigung. Ein „geistlicher" Mann, welcher rumorenden Nachtbuben zurief, ihre Väter seien „als Verdambte in den höllen (Höhlen), welche im gletscher seyen, verbannet worden", reizte damit jene derart, daß sie zu Zaunpfählen griffen und eine weitläufige Chorgerichtsverhandlung provozierten.[13] Die Vergünstigung, daß diese armen Seelen bald zu abenteuerlichen Tanznächten,[14] bald zu behaglichem Sichwärmen in einer Alphütte[15] oder gar in einem fromm eingeräumten Stübchen[16] besonders in den Anfangsnächten neuer Quartale ihrem kalten Verließ entschlüpfen dürfen, hat sich noch im Grindelwaldner Milchbrochcheⁿmahl der heiligen Nacht erhalten. (Näheres unter „Kirche".) Besonders aber gibt es für diese armen Seelen unter je hundert Jahren ein Erlösungs- und Jubeljahr,[17] auf welches sie schon mittelst ihrer wįįßeⁿ Gstalt von vornherein gerüstet sind. So sollte letztmals 1874 „geweissaget sein, daß im Jahre 1888 (mit den drei 8)[18] aber Ein Jahrhundert vorüber und abermal Ein Jubeljahr sei für die verbannten Geister, daß sei seich wider herfor laßen kennen aus Jren Helinen, daß sei gehert und zum theil gesächen werden".[19]

[9] Ch. 1676½. [10] Gast- und Alpwirt Lehner in Gampel. [11] Dübi a. a. O.; Lf. 593; Str. Nj. 15. [12] Eivisch 144 und unser Kirchenkapitel. [13] Ch. 1732 14/1. [14] Wallis 73—76: Der Totentanz. [15] Täuber 73. [16] Wallis 65—68: Die Spinnerin am Aletschgletscher. [17] Singer M. 10, 48 f. [18] GlM. 2. [19] Cronegg 1874 im GlM. 187.



Gemalt von Gottfried Straßer, Sohn.

Der obere Gletscher als Lindwurm.



Solcher Gesichte teilhaft werden zumal Sunntägschind, Fraufäste^{n}chind, die in der heiligen Nacht Geborenen; ganz besonders die uf der topplete^{n} Fraufästen (an den nach altem und neuem Kalender auf den nämlichen Tag entfallenden Frohnfasten) zur Welt Gekommenen. Sie sehen aber auch sonst noch eppḁs anders, will sagen: unheimliche Dinge. Neben U^{n}ghịịren wie z. B. g'fịịrigen oder brinnende^{n} Mandlinen erblicken sie z. B. wịịß Manna. Ein Grindelwaldner freilich, der angab, „ein weißer Mann sei tags zu ihm kommen, anzeigende, N. N. besitze unrecht Gut“, erhielt dafür vom Chorgericht vierundzwanzig Stunden Gefangenschaft diktiert.[20]

Die in ein wịịßes Gemschi verwandelte übermütige Jungfrau[21] führt über auf die Tiermythen — für Grindelwald zunächst auf den unheimlichen Stolle^{n}wure̥m[22] mid 'nem Chammen uf ^{d}em Grind und zwee^{n} Chnụblen. Dem auf S. 201 über „Wurm“ Angebrachten ist hier das weitere Synonym „Drache“ (neben „Lind“[23] und „Lindwurm“) für „Schlange“ beizufügen. Der verheerenden „Wasserschlange“ des Emmentals[24] entspricht der in den mächtig vorstoßenden Eisstrom hineingeschaute Gletschertrachch.[25] Kann dieser in ferner Zukunft seine Verwüstungen wiederholen, so ist dagegen für immer besiegt das Ungetüm, welches einst in Grindelwald Herden und Hirten verschlang. Ein Ungenannter aus den sechsunddreißig Helden,[26] welche nach Art des heiligen Georg und des seligen Beat[27] Drachen besiegten, bannte mit kräftigem Spruch das Untier. Dann zwang er es, ihm nach den Felsen des kleinen Schreckhorns zu folgen. Dort liegt ein tiefes Loch. Nach demselben gebieterisch weisend, befahl er dem Gezücht: Schlịịf da inhi! Das Scheusal gehorchte, und der Mann verschloß das Loch von außen mit einem eisernen Pflock. Der Ort aber, wo das Tal von seiner größten Plage befreit worden, heißt bis zur Stunde das Wure̥mbärgli oder der Wurmer.[28]

Der zündende Blitz vom Himmel ward veranschaulicht durch die „Bocksprünge“ der beiden Ziegenböcke, welche einst den Himmelswagen des Donnergottes zogen. Der Bock aber, welcher einst einen Teil der frevelhaften Rottalherren verschlang, ist in Grindelwald ersetzt durch die verblaßte Gestalt der Heideṇgeis.[29] Der Stier dagegen,[30] der Hüter

[20] Ch. 1668 11/9. [21] Wallis 131. 191. 156—158. 58—64; Wanderbild „Lötschental“. [22] Tschudi 150 f.; Henne 526. [23] Kluge[5] 238. [24] Lf. 55 ff.; vgl. JG. Sintram; Rohholz, Schweizersagen 2, 12 ff. [25] Der junge Künstler Gottfried Straßer hat sein Bild dem tatsächlichen Anblick gut nachempfunden. [26] Hak, christl. Bilderkreis 362. [27] Stückelberg 1; Dumermuth 6—9. [28] W 4. Vgl. ÄFG. 104. So auch schloß mittelst eines von Petrus verliehenen Schlüssels der Papst Silvester einen Drachen in einer Höhle ein. (Der „Silvester“ des Konrad von Würzburg 660 ff.; Kaiserchronik 64[a]; das alte Passional ed. Köpke 90, 34 f.) GlM. 90. [30] Vgl. hiemit Wallis 140—143 und den Guggischuhmacher: Lötsch 47 f.

der Alptiere im Sommer, schützt im Winter auch die verlassene Alphütte. Ein kecker Jüngling hatte gewettet, demselben zum Trutz im tiefsten Schnee den Wellhansli (Milchkesselstab, S. 497) aus seiner Hütte zu holen. Alle seine Einsteigversuche wehrte der Stier wütend ab. Endlich konnte er den Stab durch eine Wandritze herauspraktizieren. Allein kaum bei seinen Kameraden angelangt, sank er tot nieder. „Blindwütend kann auch das Roos dem Trieb seiner ungebändigten Urahnen gehorchen. Unter ohrenbetäubendem Geklingel und Gerassel vollführt die Stähelmähra („Stahlstute") zu gewissen Zeiten ihre nächtlichen Rundfahrten mit Schlitten oder Wagen an Sennhütten und — so heiⁿ sie's verbb'richted — auch an Häusern z. B. der Spilstatt vorüber. Wer sich da zwischen den eigenen oder schleunig erreichten fremden Wänden geborgen wußte, hed siᶜʰ ja nid eppa erfrächched und ist gan achten. Wie die Stahelmäära,[31] spukte auch die Rochchelmoora.[32] Bald bei den Sennhütten an Grindel, bald bei der Chilchbrigg an der Lütschine können weidende Schweine ohne merkbaren Grund plötzlich z'wägschießen; andere springen vom Lager auf, schneuzen sich wild, schnauben und jagen verwirrt in die Ferne. D'Rochchelmoora ist da.[33] Das gespenstische Mutterschwein fegt halb durch die Lüfte, halb über den Boden hin, ein fürchterliches Getöse und Grunzen erhebend. Es mueled nid rächt wie Vegel uⁿᵈ nid rächt wie Moori, und doch von allem eⁿ chliin. Hie tschäderred's uⁿᵈ dert rochchled's. Wenn dann aber ein beherzt Nachforschender etwa im Erlengebüsch der Lütschine einen nächtlich zankenden Meisenschwarm und deren Feinde oder auch Lagergenossen aufscheucht, so sucht er wohl nach einem ähnlichen Grund des Spuks auch am hellen Tage.

Wenn Hunda hiilen anstatt z'biillen (zu bellen), ist Unglück vor der Türe. Drastischer (weil an den Fenriswolf erinnernd) gestaltet sich das Bild des riesigen Togg, welcher dann und wann aus dem Hexensee sich zu retten sucht, indem er unter gewaltiger Anstrengung und heftigem Schnauben sich an einen Eisblock anklammert.[34]

Nicht bloß in des Teufels als „Verleumders"[35] Dienste, wie der Eiᶜʰhören, sondern geradezu an seinen Platz ist der Gugger getreten. Das soll der Gugger nään! Das hed der Gugger g'sehn! Zum Glück für ihn bleibt doch auch noch seine weissagende Kraft in Erinnerung. Guggũ, ho hoo! wie lang läben iᶜʰ nooᶜʰ! fragen

[31] Vgl. die wütenden Rosse Wallis 165. [32] Vgl. die Fäärlisuw in Vals: A. f. Vk. 4, 177; Frauenheim 1907, 438 f. [33] Wyß 612; vgl. ÄFG. LVIII.; Jahn WB. 328 f.; Henne 66. [34] Gusset 75—77; BOB. 83 f. Der Teufel als Hund: Wallis 36. [35] „Teufel" ist ja aus « diábolos » gebildet.

Kinder; und jeder darauf erfolgte Ruf bedeutet ein weiteres Lebensjahr.[36] Bekannt ist die Prophezeiung vom Geld, dessen Vorrat beim ersten Kuckucksschrei das ganze Jahr einem bleibt. Die Toote^{n}vĕgel übergehen wir hier;[37] ebenso das stoßen der Schắren am Schäre̥m, die Glücksweissagung der Goldspinnen (Kreuzspinnen) und der Schwalben, die mystische Kraft der Flắdermụụshärzen und des Steins aus dem Nest der Schiltheeren (S. 197). Versagt es uns ja doch der knappe Raum, all diese Grindelwaldnerfragmente einer einstigen großzügigen deutschen Mythologie durch Einbettung in ihren Zusammenhang interessant zu machen!

Das nämliche ist zu sagen von den kümmerlichen Überresten der einst überaus großartig gedachten Himmelsmythologie der Euphratländer.[38] Was diesen Splittern immer noch Interesse verleiht, ist bei einigen der mystische Nimbus, bei andern der Stich ins Komische. Nur der Durchblick in jenen großen Hintergrund läßt uns immer noch mit einem gewissen Respekt dem ergrauten Hausmütterchen zusehen, wie es vor einem wichtigen Vorhaben sich erst de^{n} Spiegel aufsetzt, dann die eileit Brattụg (den „dünnen“, bloß das Kalendarium mit Himmelszeichen und die Märkte aufzeigenden Kalender) fị̆rha nimmt und der Brattụgprofizịjụg[39] nachforscht oder schaut, was die Brattụg looßed.[40] Das älteste Himmelszeichen war das des März: der Wịder;[41] von ihm haben sich Fịịsch und Stier für Februar und April abgezweigt. Nun soll man im fịị̆stre^{n} Wịder (der in die Neumondszeit fällt, vgl. S. 138 f.) nicht Kartoffeln stecken, dagegen ŭf ^{d}em Wider und uf ^{d}em Stier die Haare stutzen, um rụppen (krausen) Haarwuchs zu erzielen. Uf ^{d}em Stier gerecht, bestockt sich das Getreide; in diesem Zeichen geschnitten, werden die Nelken dick. Das herbstliche Gegenbild des Widders ist der Storpioón; nach ihm kam, als man die Tierbilder zur Ergänzung auf zwölf mit Bildern aus dem Sagenkreis des Herkules und andern vermehrte, der Schĭtz (November). Finsterer Widder wie Skorpion sind fụụfe̥rri Zeihen; in beiden soll mụ d'Stụ̆bi wäschen. Der Chrẹbs und der Leww sind die Sommerzeichen des Juni und Juli, indes der Steinbock (Dezember) die hoffentlich bald wieder erwachende und zeugende Natur versinnbildlicht. Nun machen Löwe und Steinbock geschnittene Menschenhaare grau; dagegen soll man uf ^{d}em undergắnde^{n} Steinbock d's Veh schääären. Sonst aber ist der (in dem bekannten Bild ja eben aufsteigende) Steinbock es ụụfschießends

---

[36] Rothenb. 38. [37] Lebensvolle Reminiszenzen über die Raben sind verzeichnet in Wallis 8 f. 160. 216. [38] Vgl. Verd. 4 zu Anfang. Der Himmelsdrache: Singer M. 10, 81. [39] Str. Nj. 13. [40] GlM. 167. [41] Verd. 4, 21 f.

Zeihen. In ihm — und zwar vor Sonnenaufgang — gesäter Flax wird darum hoch, fällt nicht und erfụụled nịịd; in ihm gepflanzter Chäbẹs aber wird ebenfalls heejja: vergeilt und machd nid Hei[p]t-lẹni; in ihm gehobelt, wird er hart und zähe. Der Krebs hinwieder ist es grĭendschigs Zeihen, in welchem man daher Teekräuter sammelt, nicht aber etwa Härdepfla machd, wenn diese nicht vo[n] G'wĭrz u[nd] G'jätt überwuchert werden sollen. Er ist auch es frääsigs Zeihen; Quellwasser, in welchem man uf [d]em Chrebs stĕrrd, versickert. Ebenso ist der Leww es dorrigs Zeihen. In ihm gesäter Hafer beschleunigt seine Reife; in ihm geschorne Schafe aber erwịịßen oder werden wenigstens grĭsel. Den August versinnbildlicht die Jungfrau: die Amazonenkönigin Hippolyta, welche als solche kei[n]s rächts Wịịb ist. Daher ist die Jungfrau es u[n]sụụfers Zeihen; in ihm geschnittene Haare werden flụgs von Läusen bevölkert. Den Mai beherrschen die Zwĭlẹni Kastor und Pollux. In ihrem Zeichen, uf [d]em Zwĭli, soll mu d'Äärbs machen (Erbsen stecken). Vom Wassermaan des Januar weiß man nichts mehr besonderes zu sagen. Uf der Waag dagegen, welche die Tag- und Nachtgleiche des Septembers symbolisiert, soll man „alles mögliche" pflanzen; jedenfalls stecke man uf der Meie[n]waag die Zwiebeln.

Rassiger als diese harmlosen und nur noch mit Mühe aufzutreibenden Reste alter Kalenderweisheit, zu denen etwa noch der alt und nĭw Dietrich (4./14. Juni) kommt, gestaltete sich die Praxis noch vor hundert Jahren. Da ließ ein Vorgesetzter eines Oberländerdorfes von Zeit zu Zeit im Zeichen des Krebses Quecksilber in das Bett eines gefährlichen Bergwassers gießen.[42] Und zwar mußte das rückwärts schreitend geschehen, da ja auch der Chrẹbs lieber hindertsi[ch] wä[n] vordertsi[ch] geid. Denn die Wirkung der mystischen Handlungen besteht darin, daß man dem angerufenen höhern Wesen eine Heil bringende oder Schaden abwehrende Bewegung so lange vormacht, bis es sich zu deren Nachahmung entschließt.[43]

Wie die Sternbilder der Sonnenbahn, üben auch die einzelnen Stärnen als Seelen oder als Wohnsitze Verstorbener[44] nach uraltem Glauben ihren unermeßlichen Einfluß auf die Geschicke der Menschen. Zum Rägenbögen als heidnischer Götterbrücke und biblischem Vermittler göttlicher Friedensgedanken[45] steht in scharfem Gegensatz der Komet mit der Rueten als göttlichem Zuchtmittel. Besonders belangreich war

[42] Kasth. B. 157. [43] Über diese tiefgreifende sympathetische Theorie s. Lf. 454 f. [44] Henne 431; vgl. die unnachahmlich anmutigen Stellen vom Meyeli in JG. AB. 2, 13. 59; Rosegger „Als ich noch der Waldbauernbub war" 2, 25. [45] 1. Mos. 9, 13 f.

das Walten der sieben alten Planeten, zu welchen nicht die Erde, wohl aber in erster Linie Sonne und Mond zählten. Darum waren sie auch den römischen und danach mittelst Übersetzung den germanischen Hauptgottheiten unterstellt; und diesen wurden die sieben Wochentage gewidmet unter Feierlichkeiten, die noch heute spurweise durch den Volksglauben durchstechen. Der an Platz des jüdischen Sabbattages, sambastag, Sämstag[46] getretene Sunntag ist uns zwar als einziger und dafür ganzer Ruhetag verblieben. Allein schon der Umstand, daß es wie Sunntags= auch Donnstagschind gibt,[47] und daß der Tag des deutschen Hauptgottes Donar (an Platz des entthronten Ziu oder Jupiter) noch jetzt in welschen Landen als „halber Sonntag" gilt, spricht für die einstige Feier auch der übrigen Tage. Der ganze und der „halbe" Sonntag haben darum auch ihre Vortage, deren Gottheiten bei uns vergessen sind. Nur z. B. der Engländer hat seinen „Saturnstag" (Saturday) und „Wodanstag" (Wednesday). Uns ist der Mittwuchcheⁿ keiⁿ Tag. An ihm verrichtete Arbeiten gewisser Art, z. B. Hantieren mit Messern, unternommene Reisen, Umzüge und Viehfahrten (S. 298), geborne Tiere, neu begonnene Schulkurse[48] usw. sind, weil sie „weder auf einen Tag, noch auf eine Nacht fallen", von Unsegen bedroht.[49] Daß aber neben dem neuern Hauptgott Donar (Donnergott) auch noch der ältere: Ziu (als Himmelsgott) in gleiche Linie vortrat, beweist die gleichmäßige Feier des Zịịstäg wie des Donnstag als Fleischtag.[50] Darum hatte auch der Dienstag am Määndäg seinen Vortag, an welchem gewisse Verrichtungen mit Unsegen bedroht waren.[51] Als einziger einer Göttin (Venus, Freya) geweihter Tag genoß von jeher auch der Frịịtäg besonderer Ehren, und das Christentum hat ihm als Todestag unseres Religionsstifters nach dem Auferstehungstag die zweite Stelle eingeräumt. Das hindert nicht, daß ihm gleich jedem andern Arbeitstag seine ihm bestimmt zugeteilte Aufgabe werde. Einem Geschäftsmann verweigerte ein Grindelwaldner, der seine Zeit auszukaufen verstand, den Ersatz eines Stelldichein, das jener am verabredeten Montag versäumt hatte, mit der Erklärung: Jää, es ist nid gẹng Määndäg, und ist nid gẹng Zịịstag und ist nid gẹng Mittwucha!

Riesengestalten und Zwerggebilde.

Selbst große und starke, geschulte und durch Erfahrung gewitzigte Männer können si^{ch} sälber b'lịịggen (vgl. S. 390), gleich wie mụ

[46] Kluge[5] 311 f. [47] Rothenb. 21. [48] Ebd. 22. [49] A. f. Vk. 9, 190. [50] Rothenb. 22. [51] Ebd.

vo'm g'hëëre^{n}säge^{n} lehrd leigen. Eine schon an sich kräftige Gestalt, die allmählich aus dem einen Grau einer ausgedehnten Nebelmasse halb heraustritt und zuzeiten wieder in ihr verschwindet,[1] konnte den Kern abgeben, aus dem sich allmählich die riesige Gestalt des Challigroosi („Kalli-Großvater") am Eiger bildete. Bei Sturm geht dieser an die Mettenbergseite des untern Gletschers hinüber und spukt dort. Im alten Bäregg-Gasthaus hat man ihn in heftigen Sturmnächten oft gehört. In mächtigen Holzschuhen, wie n es Wäschzi̊berli, schlurfte er über den mit mächtigen Felsplatten besetzten Weg vor dem Hause hin und her. Kein Fellbalken (S. 442) war so stark befestigt, er riß ihn los. Er soll auch die Leute heftig geplagt und mutwillig geneckt haben. Man stellt sich ihn vor als mächtigen Alten mit sprühenden Augen, wildem Blick, gewaltigem Bart, übermenschlicher Größe und riesiger Kraft.[2] Das Phantasiebild wird um so plastischer, je mehr wirkliche Riesenmenschen dazu ihre Züge leihen. Von einem Riis an Bueßalp erzählt man, er habe nie in geheiztem Raume gewohnt, noch je Warmes gegessen. Wenn er frühstücken wollte, ging er in die Milchkammer, schlug, wenn im Winter der Rahm in den Satten gefroren war, mit der Faust ein Loch in eine der Decken und behalf sich nach Art der Krieger Gideons.[3] Dazu kommen aber eindruckreiche geschichtliche Züge. Die bastionartige Huune^{n}flueh am Eingang des Lauterbrunnentales, die Hundschipfa gegenüber der Schwendi, die Hundsflueh in der Faulhorn- und in der Jungfraugruppe, das Hundshören bei Mürren haben durch Hereinziehung erst der Hünen, dann der geschichtlichen Hunnen ein neues Ferment in die heimische Riesenmythologie gebracht. Noch weittragender aber erwahrte sich als mythenbildender, geschichtlicher Faktor der Rückzug aus Rußland von 1812 mit seinem Vorbild des Jahres 1718: dem grauenvollen Untergang der schwedischen Armee Karl's XII., dieses nordischen Napoleon.[4] Es bildete sich nämlich hieraus die so zäh im Volksgemüt haftende und so vielgestaltig verbreitete Überlieferung vom Nachtvolch.[5] Im Oberhasli amalgamierte sich damit die wegen ihres historischen Kerns so zähe haftende Sage vom friesischen und schwedischen Ursprung der Bewohner; und in der Gestalt des Friese^{n}wäägs[6] drang die Sage über die Scheidegg auch nach Grindelwald hinüber.

Vorzugsweise die leer gewordenen und ihnen zulieb offen gelassenen Alphütten zu Rast und Erfrischung aufsuchend, zieht über Tal

[1] Vgl. Wallis 141. [2] Lehrer Ernst Nobs. [3] Richt. 7, 5 f. Vgl. den Wegerbaschi (Goms), den Riedbueb im Lötschental (Wallis 49 ff.), den Graubündner Tschänni (Frauenheim 1907, 438). [4] Vgl. Widmanns ergreifendes Gedicht „Totenvolk". [5] Henne 99 ff. 436; AK. 1815; Wallis 93 f. 169. [6] Vgl. Romangs schönes Gedicht.

und Ebene in nächtlicher Prozession die schwarzgekleidete Schar dahin. Feierliche Stille herrscht im Zuge; nur leise und unverständlich wird da und dort ein Wörtchen gelispelt. In der Regel flößen sie doch den Begegnenden Respekt ein; ja ein Burglauener-Gemsjäger mied voll Grauen die Jahre lang als Nachtlager bezogene Alphütte, seit einmal das Nachtvolk darin gerastet. Dieses läßt sich denn auch nur durch Kundige suchen, zitieren und befragen. Wer d's Nachtvolch suche" will, wickelt in ein erstes bestes, dreieckig zusammengeschlagenes Nastuch zwei mit den Schneiden gegeneinander gekehrte Messer, rollt das Tuch, schlägt beide Zipfel darüber und nimmt es dreimal um seinen Rücken herum. Während dieser Manipulation rät ein Zuschauer, wo das Totenvolk nächtige. Errät er es, so findet man beim Aufwickeln des Nastuchs die Messer über statt unter dem Einwicklungszipfel. Wer das Nachtvolk zitierd, ihm dann aber nicht Platz gibt, dem kann Gleiches begegnen, wie jenem Grindelwaldner. Der wurde im Sturm durch die Lüfte nach der Grindelalp entführt, dort dreimal um den Felsstock des Schilt herumgewirbelt und halbtot liegen gelassen.[7]

Der Mythus vom Nachtvolk greift auch seinerseits wieder in andere Kreise über. So gelten die Elfen- (oder Hexen-) Ringe — die tëëtliche" (S. 550) Mädringa — im Gras ebenfalls als Friese"wääg. Und wie die Ostfriesenprozession, will auch die wilde Jagd zwischen großer Scheidegg und Faulhorn alle Melkhaustüren offen finden.[8]

Am rätselhaftesten aber handeln diese „Friesen", wenn sie zur Alpzeit in bekannter Weise je ein Tier[9] schlachten, braten und verzehren und der angstvoll zuschauende Eigentümer am Morgen das Tier gesund und ganz wieder findet. Nur das Stück, das er auf Einladung hin selber gegessen, fehlt dann.[10] Alle Knochen und Knöchelchen werden nämlich in ihrer natürlichen Lage wieder in die Haut eingenäht, und die vacca rediviva ist fertig. Das Nachtvolk in seinem mythischen Urgrund ist eben der nächtliche Zug aller Sterbenden und Gestorbenen, dessen Spuren mit jedem neuen Morgen wieder verschwinden.[11] In biblisches Gebiet hinüber griff der Riesenmythus, indem er die Legende vom ewige" Juud schuf,[12] der auch auf dem Eiger wie so vielfach anderwärts nach einander Weinberge, Weiden und Steinöden antraf. Durch Menschen verschuldeten Kulturverfall weiß Grindelwald auf

[7] ÄFG. LIX. [8] Henne 398. [9] Vgl. das Zytgeißli Wallis 123. [10] Vgl. Wallis 170 f. [11] Vgl. Henne 99. 105. 392. 436. Auch Thorr schlachtet und belebt alle Tage seine Böcke, und die Helden Walhallas verzehren alle Tage den Eber Sährimnir. [12] Seine Identifikation u. a. mit Pilatus s. Henne 378 und Dübi in einem Vortrag vor dem hist. Verein Bern 1906/7. Vgl. weiter Henne 257 ff.; Wallis 197—199; 200—202; Str. BO. 15 f.

doppelte Weise zu kommentieren. Die Kühersmaid auf der großen Scheidegg,[13] durch deren Versteinerung der (wirklich erst neuere) Rosenlauigletscher entstand, vertritt die gewöhnlich ins Spiel gezogene Frevelhaftigkeit gegen Angehörige. Ein neues Motiv, nämlich Arbeitsscheu, bringt die folgende Grindelwaldner-Sage herein. Auf der Blĭemlisalp wuchs das Adelgras (was hier aber das isländische Moos bedeutet) so üppig, und es barg in seinen Becherchen so viel der milchspendenden Flüssigkeit, daß man alle Tage dreimal melken mußte. Da rief einmal eine Küherin, welche vom Älplersonntag weg zum dritten Melkgeschäft sich hinbegeben sollte: Wenn nummạn das verfluecht Adelgras nid wää^r^! Da empörte sich die Natur, und die herrliche Weide versank unter donnernd hereinbrechendem Felsgeröll.

Anderm Übermute huldigten landauf, landab Burgherren, die nun zur ewigen Strafe sich im Kanonenschießen üben müssen, wenn vor Wetterumschlag der Föhnwind Lawinendonner in weite Fernen trägt. Der Brudermörder von Rothenfluh richtete nach der grausen Tat seine Waffe gen Himmel: Han i^ch^ dän hie mẽgen, sụ mag i^ch^ dän da obna oo^ch^! Aber auch ein (freilich unbekannter und ungenannter) „General" im Sonderbundskrieg wird ins Spiel gezogen. Trotz dem Friedensschluß wollte er chriegen bis am jĭngste Tag und muß es nun tun. Alle diese Züge vom Wätterschießen verschmolzen auch dem Namen nach mit dem Murte^n^gschĭtz oder dem Burgunderschießen (S. 125), das an 1476 anknüpft.[14]

Geschichtlichen Boden beansprucht der Ritter im Mättenbärg, an dessen Burgbiel von einigen die Schlacht und die Verwüstung von Grindelwald im Jahr 1191 verlegt wird. In der Nähe eines verfallenden Speichers von interessanter Bauart (S. 411) präsentiert sich zuweilen der Zähringerherzog in prachtvoller, glänzender Rüstung. Vorn auf dem Waffenrocke trägt er zwei lange Reihen ungewöhnlich großer Knöpfe, die in der Nacht einen blendenden Schein verbreiten. Andere berichten von einem Ritter in eisernem Gewand mit talergroßen, glänzenden Knöpfen. An die Speicherwand gelehnt, läßt er seine grün und gelbe Rüstung unheimlich ins Dunkel hinein blitzen, oder er geht Vorüberwandelnden entgegen. Wer ihn in mondhellen Nächten aus der Ferne sieht, kehrt lieber um.

Der Schutzherr der Stadtbürger wurde also zum Schreckbild der Grindelwaldner, ähnlich wie etwa die im Berg „gehehlte" oder „verborgene" Hulda oder Berchta[15] unter ersterem Namen zur „Frau Holle",

[13] JG. Jacob 2, 129 ff. [14] Vgl. Henne 354; JG. Brandis; Lf. 582. [15] So nach Mogk in Pauls Grundriß der german. Philologie.

Fasnachtchlummlerra oder Sibenchlummlerra der Kinder. — Und sie war es doch gewesen, welche sonst als Familiengöttin die Kinder aus ihrem Huldabrunnen, allenfalls hinder n'em Steinfirha, gebracht; auch die Hébanna[16] ist durch ihre Vermittlung eine Nachfolgerin der altgermanischen „weisen Frauen" (sages-femmes).

Freundlicher hat man im Gegenteil die drei Nornen (Parzen), welche den menschlichen Lebensfaden andrehen, spinnen und abschneiden, zu den drei biblischen Marien oder Mayen[17] umgedeutet und mit dem Kniereiterliedchen: „riti riti Rößli"[18] verwoben. Die Grindelwaldner-Variante, ein wunderliches Konglomerat dreier Bruchstücke, lautet:

Hippi, hippi, Rësselli!
Z'Bääre steid es Schlesseli.
Z'Thun, da ist es Tuubenhuus,
Achten drii Jumpf'ri druus:
Eini wie Süda,
Die ander wie Chrüda,
Die dritt wie rootes Gold.
Im ob're Land ist niemmen,
Im und're Land ist niemmen.
Aalta Maan, wie läbst du lang!
I ha gmeind, du sigist gstorben;
Jetz bist du eso en aalta Chindlifrässer worden!

In übertragenem Sinn wird einem der zurechtweisungsbedürftigen G'waxnen (Erwachsenen) d's Mäji oder d's Majelli gsungen.[19]

Unheimlich gestaltet sich hinwieder der Zähentusig-Ritter-Tag für den Älpler, der an ihm die Alpfert wagt. Er muß nämlich gewärtigen, daß'mu d's Veh entrickd wird.[20] Es kommt über Nacht dem Eigentümer plötzlich abhanden. Der Erfahrene gewahrt freilich am Abend zuvor, wie die gesamte Herde plötzlich mit gesenktem Kopfe stille steht, als führe sie etwas im Schilde. Er bringt sie zum ruhigen Weitergrasen, indem er ruft: Wartid iu Gotts Nämen! Ist aber das Unheil bereits im Zuge, so kann der Älpler allenfalls noch unter Pfeifen und Rufen ihnen nachrennen und die Kühe, über welche hinweg er den Melkstuhl zu schleudern vermag, zum Stehen bringen; die andern entweichen. Doch auch diesen schadet in der Regel solches Veh ricken nicht; sie kommen nach einer gewissen Zeit wieder, und

[16] Die zu „Hebamme" umgedeutete ahd. hevianna ist die „Hebende": Kluge[5] 158. [17] M. Salome, M. Magdalena, M. Kleophä; vgl. Henne 285 ff. [18] KL. von Gertrud Züricher und deren zu erwartendes Werk „Ryti ryti Rößli". [19] Also eben das „Marienlied" in sarkastischer Deutung. [20] Tschudi 510 f.; ÄJG. LX; Henne 97—159; Wyß, Idyllen 2, 329. 414.

dem Älpler blieb nur die Angst. So berichtet uns z. B. ein hübsches Zelli vom Hewzwärgli, das wir in der umständlichen Erzählungsart des echten Grindelwaldners wiedergeben.[21]

Das chann's schon noch gään, daß's wenig Hew gibd, und daß d'Härdepfla nid gg'raaten. Hinggägen weis mü denn hütigen Tägs niimmeh von tiiren Ziiten wie friejjer, wa d'Änigroosa[22] die gärstigen Chuecheni[23] noch sälber 'bachchen heed. Das hed's denn eppa dick g'gään, daß d's Veh, wenn s' friej in Uustägen nii mmeh hein in der Schiir g'häben, mit Strouw u Chriis[24] ghirted hein. Sust hed mu denn och g'seid, da heigen Zwärgleni 'nen d's Veh versorged. Richtig[25] hed's es och schon 'troffen, daß sie den Taalliiten hein Hew 'bättled, wenn s' eppa oben diirch g'hewwed hein. Da siig[26] wiit hinder Itramen[27] uehi newwan[28] och eins es Manndli am hewwen g'siin. Wa[29] n er[30] sich eins umsehn heig, wie d's Wätter welli, steid es Zwärgli in e'r Zottelchappen[31] vor 'mu zuehi u fräägd n en um n es Aanwäärd[32] Hew. Der Puur hed das Zwärgli g'must'red; und duo[33] där[34] Hellwischer (s)[35] nid grëëser ist g'siin wan es achtjährigs Biebi, hed er 'seu g'lached, und seid zue 'mmu: Was d' in einer Fert furt bringst, magst haan! Das wäär dua newwan däm Zwärgli 'b'reichd's[36] gsiin! Das siig in d' Schiir uehi, und nid uber lang heig's den hindristen[37] Bitz ze'm Gibel usa g'häben. Wa iins's Manndli g'sehn heed, daß das Zwärgli das Hew all's in eins Pulggi läded, ist 'mu schier g'schmuechd worden. Und är seid einmmal zue 'mmu: Ja, sëvel han ich denn nid g'meind, daß d' nähmist! Wenn das also soll gaan, su mag ich denn mid dem Hewli schlächtlich z'sämen![38] Aber das Zwärgli hed g'meind: Är selli jetz das also laau g'raaten.[39] Wenn äär denn alls verhirted's heig, su sëll er sich denn laan merken. Flugs druuf hed's Zwärgli siin Burdi g'ladni g'häben und ist darmid hinder Wald und Hubel vergold g'gangen.[40]

Es ist en struuba, lenga Winter in iins's Tellti choon. Und schon lang vor Uustägen hed iinsa Puur das Hew bis uf den Tilisoller abhin g'etzt's g'häben. Är hed 'mu[41] von Eersti aan vëllig niid g'wißd

---

[21] Wir verdanken es, gleich den nächsten drei, dem Sammelfleiß des Lehrers Ernst Nobs, nun in Wynau. [22] Urgroßmutter. [23] S. 269. [24] S. 285. [25] Allerdings. [26] Einsetzen des referierenden Konjunktivs. [27] Weit weg von der untern Grenze der Bergschaft, welche „Hinter Itramen" heißt. [28] Ne weiz man = was weiß ich! [29] Als. [30] Bemerke den raschen Wechsel zwischen „er" und „es" (Mandli und Mann), zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen beiden Modi. [31] S. 489; Lf. 405 f. [32] Kleinigkeit „ohne Wert". [33] Da = weil. [34] Der da. [35] Aschenbrödel des Teufels, der die Hölle kehren muß. [36] „Getroffen". [37] Letzten. [38] Zusammenkommen (trouver les deux bouts) = auskommen. [39] Gut sein lassen, so hingehen lassen. [40] Verschwunden; vgl. S. 142. 300. [41] Sich.

z'tuen. Und wa n er äber eiⁿs gˌsó g'schlägna im Stallsgibel g s t o t z e d ist,[42] chund näbe'm Schiirg'wätt[43] d's Zwärgli firha uⁿᵈ seid: är séll d's Veh n u m m a n[44] ihm[45] a aⁿ v e r t r u w w e n.[46] Wenn äär, der Puur, jetz all Tag chém gäⁿ m m a c h eⁿ w i e s u s t: gan hirten, wie weⁿⁿ d's Veh im Stall wääʳ, wenⁿ äär d e r g l i i h e t i e j z'mälheⁿ, z'misteⁿ, z'treihen uⁿᵈ d's Hew ahaz'stooßen, u wenⁿ er bi n allem däm n i d f l u e h i, su séll sii'm Vehli niid g'schehn.

Das hed 'mu's chénnen! Uⁿᵈ d's Zwärgli ist mit der Triibeteⁿ Veh ze'r P e n g e l l i c k e n[47] uuf, und der Puur hed' mu naaᶜʰg'sehn, bis dasˢ er nii-mmeh g'sehn uⁿᵈ g'héérd heed. Aber gäge'n Uustägen anhi, wa's s u n n e n h a l b hed aaⁿg'fangen ääberren, ist iiⁿsem Stramer das hirten im läärreⁿ Stall eiⁿs lengs g'nueg g'siin. Är hed aaⁿg'fangen an däm G'schäft d u u r h a f t i g wärden.[48] Uⁿᵈ wa n er eiⁿmmal aber eiⁿs vor 'nem läärren Baarniloodh zuehi ist am „mälheⁿ" gsiin, hed er aaⁿg'fangeⁿ fluehen, eiⁿᵉ Z e i s i[49] in die ander inhi.

D'Stallstiir ist offenni gsiin. Uⁿᵈ flugs druuf hed n en 'tuuchd, är g'chéérri siiⁿ C h l o p f a.[50] Är ist iⁿ Stallsgibel g'sprungen und hed däm Ziig g'lösd. Z'erstist is' 's g'siin, aˡs ob är die Chlopfa ganz uehi und'r ᵈem Eiger g'chéérti. Aber es hed n eⁿ 'tuuchd, sie chémén geng b i i e r und b i i e r, unᵈ es chliiⁿ's R a s t l i darnaᶜʰ ist 'mu gsiin, die Chlopfa chém gäge'ⁿ Wwald uberhaʳ. Uⁿᵈ wie 's anhaʳ g'siin ist, hed er d'Gloggi allu z'sämeⁿ g'chéérd. Dem G'liit naaᶜʰ hed das nummaⁿ sii's Veh chénneⁿ siin. Wa n äär die ganz Triibeta g'sehd us ᵈem Waald usa gäg' siiⁿ Schiir uehi choon, hed 'mu aaⁿfaan unheimliᶜʰ wärden. Är hed eⁿ jeᵍlⁱhi Chueh ganz gued chénnen us ᵈem Zug usa b'c h e n n e n. Die siiⁿ schschéénnu uⁿᵈ feißtu g'siin,[51] wie n äär noᶜʰ keinu nie g'sehn uⁿᵈ g'chäben heed! Unᵈ näb' n e'r jelhen ist es chliiⁿs hibsches Chälbschi g'gangen. Uf der hindristen ist d's Zwärgli g'sässen. Unᵈ wa s' siiⁿ vor der Schiir g'siin, hed 's ze'm Puur g'seid: Hättist nid g'fluehed, su hätt iᶜʰ der d's Veh lenger b'häben, uⁿd der letsteⁿ Chueh wäʳ niid g'schehn.[52]

Darmiid ist d's Zwärgli niena meh g'siin. Aber an der Chueh, wa der Puur bi'm fluehen grad hed g'molchni g'häben, siin nummaⁿ noᶜʰ drii Strichcheⁿ g'siin.

---

[42] Angelehnt da stand. [43] S. 439. [44] Nur getrost. [45] Betontes „ihm", zum Unterschied von unbetontem mu, alt ihmo, ahd. imu. [46] Spezifischer Ausdruck für Übergabe von Vieh zur Besorgung. [47] Aus Bengeln gefertigtes Alpenzaunthor; als Eigenname auch zu Lauterbrunnen. [48] Es verdrießlich zu finden; vgl. S. 267, Note 8ᵃ. „Es ist ihm erleidet", weil er am guten Ausgang zweifelte. [49] Vgl. S. 18. [50] Hier die Schelle (S. 359) des Tieres, das zur Tränke und Weide vorangeht. [51] Dies mit gebührender Emphase vorzutragen. [52] Nämlich Übles: prägnant wie S. 215 und ö.

So reicht das Zwäärgli als weitere freundliche Erscheinung ins Menschenleben hinein. Und gerade Grindelwalds Berge hatten die Zwäärglẹni zu ihrem Lieblingsrevier auserkoren. Sie wohnten in dem herrlichen Zeltbau des Wetterhorns;[53] sie belebten das Rosenlauigebiet, des Faulhorns Kuppe und Umgebung; sie ließen sich blicken an den Gehängen des Tschuggen und Männlichen, wie auch am emmentalischen Furgge^{n}ggụ̈tsch. Überall freilich nur, we^{nn}'s'nen ist drum g'sịịn. Denn sie konnten mittelst ihrer Nebelkappe (Tarnkappe) si^{ch} u^{n}sich^{t}lihi machen. Ein Jäger, der am Wetterhorn den Eingang zu ihrer Höhle entdeckt hatte, ließ Sack und Seil als Erkennungszeichen dort. Allein beim nächsten Suchen fand er weder Sack noch Seil noch Höhle. Die Zwerge verwandelten sich auch in alles, was sie wollten; sie versteckten sich als Däumlinge, und sie nahmen Riesengestalt an.[54] Immer aber unterschieden sich durch Gutartigkeit und Herzensgüte diese Alben („Weiße") oder Elfen, Lichtelfen von den „Schwarzelfen": ihren dem dunklen Meer entstammten und die Menschen in die Tiefe des Wassers lockenden Vorfahren.[55] Sie waren der Sterblichen Schutzgeister, ihre Vorsehung im Kleinen, liebreiche Helfer der Armen und treue Ratgeber in allerlei Not. Wo Menschenkraft und guter Wille nicht langte, da traten sie als „Heinzelmännchen" über Nacht mit emsiger Arbeit in die Lücke; und wo es spezifisch weibliche Hülfeleistung galt, legten die weiblichen Zwerge, die kleinen weißen „wilden Fräulein", Hand an.

Überlegenes Wissen und Können der Menschen aber anerkannten sie in der Regel neidlos und freudig. In sinnvoller Weise läßt denn auch das von Schleidt vertonte Straßer'sche Festlied zur Einweihung der Eisenbahn Interlaken-Grindelwald (vgl. S. 529) den Alten vom Berge beim ersten Anblick des daher schnaubenden Eisenrosses seine Bergmännchen fragen, ob wohl wieder der „Stollenwurm" (S. 553) anrücke, „sich hier mit der Föhnbrut zu paaren?" Machtvoll und sorgenvoll ruft er sie auf zum Schutze des Gletschertals. Die Zwerge belehren und beruhigen ihn und bitten, er möge gleich ihnen am Freudenfeste die Triumphe der Neuzeit feiern helfen. Und

> Der Alte stieß nieder vom Wetterhornsitz
> Im flatternden Kleid der Lawine
> Und freute sich dessen, was menschlicher Witz
> Ersonnen, mit sonniger Miene.

---

[53] Stud. P. 34; Leo Melitz, Schweizermärchen. [54] Henne 185 ff. 227; Singer Z. 31. [55] Henne 111. In diesen Kreis gehören Loreley und Erlkönig, die Nixen, welche den „Fischer" magisch hinunter ziehen und die Wesen, um deren willen alljährlich „der See seine Opfer haben will".

Jegliche Belohnung noch so großer Dienste aber wiesen sie von der Hand.[56] Ein Grindelwaldner, dem ein Zwerg das Vieh ganz vortrefflich gewintert hatte, hing ihm ein von der Frau geschneidertes A a ⁿ l l e g e̥ l l i G'w a n d (S. 490) ungesehen vor den Stall. Der Zwerg deutete das Geschenk als Prüfung seiner Ehrlichkeit und machte sich erzürnt für immer davon: ä s h e d s i ᶜʰ a n g ä n d s g'strichchen. Statt der auch nur geschenkweisen Ablöhnung erwarteten sie gegebenenfalls Gegenseitigkeit in familiären Nöten und lohnten dann ihrerseits splendid (S. 570). Nur benutzten sie dann etwa den Anlaß zu Kinderraub und Unterschiebung ihrer häßlichen Wechselbälge. Darin, sowie in andern Schelmereien suchten sie gelegentlich als Kobolde im Kleinen und Geheimen das immerhin gefürchtete Menschengeschlecht zu schädigen. Sie taten es auch schon zur Rache für listige Ausnützung ihrer Gutmütigkeit oder ihrer Plauderhaftigkeit b i 'b e i z t e m W i̥ i n (Wein, den man sie scheinbar zufällig hatte finden lassen). Ein solchergestalt beduselter Zwerg antwortete dem Lauscher, der in böser Pestzeit ihn um ein Heilmittel gefragt, in kindlicher Listigkeit: Ich weiß es wohl, S c h w a r z g ä r s t (Diktam, Diptamnus) und B i b e r n ä l l, aber das sag ich dir nicht! Größer stehen die Zwerge da, wenn sie in mitleidiger Offenheit auch den Grindelwaldnern vom Berg herunter zurufen:

Ässid Schwarzgärst und bääjjid Brod,
So stärbid ier nid so gääjja Tod!

oder in dieser andern hiesigen Variante:

Ässid Astränza u Bbibernäll,
So stärben die Chranken nid so g'schnäll![57]

Eigentümlich grindelwaldnisch ist folgende Besegnung der Migräne: Petrus und Andreas gienge̥ⁿ mit einandren uber einen Bärg. Da bigăgnete i̥hnen d e r M a a r g t r o p f. „Margtropf, wo willt dŭ hin!" „„Ji̥ch will in ein Gli̥id gān Fleisch und Bluet verzēren"".[58] „Margtropf, das muest du nicht tuen! Du muest ē d l i g s H o l z[59] und Ki̥selsteine knirtschen[60] und darzue kalts Wasser trinken!" Indeß der Besegner solches spricht, steckt der Patient die Hände in kaltes Wasser und wird vom Scheitel abwärts mit den Händen gestrichen.

Bezeichnenderweise bedeutet M a r g t r o p f nicht bloß diesen Zwerg, sondern auch die genannte Krankheit. Zu den nicht wenigen andern

[56] Vgl. die Literatur bei Singer Z. 29; dazu Henne 159. 165; Wallis 102 f. [57] Vgl. die Literatur bei Singer Z. 30, Note 1. [58] Mhd. (WB. 3, 902) zir, zar, zâren, gezorn, zeren = reißen, brechen, zerstören. Vgl. „zart" S. 75. 97. 233. 270 und zur Sache die „Blut(adern)verrenkung" (bluotirenki) im ersten Merseburger Zauberspruch. [59] Erlenholz. [60] Zermalmen, wobei es knirscht.

Namen[61] kommt der des Grindelwaldner Zwergenkönigs Mugge^{n}-stütz.[62]

Ihre Kräuterkunde verdanken die Zwerge ihrem Tagesaufenthalt auf den Bergen. Uf ^{d}em ob'ren Bärg, wie vormals das gesamte Wetterhorn hieß (S. 5), war ihr Lieblingstummelplatz. Da, beim Gläckstein, dessen Umgebung jetzt im engern Sinn „der ober Bärg" heißt, molken sie ihre Kühlein: die Gemscheni, die gleich einer g'hiisige^{n} Chueh (S. 376) sich zur Melkzeit einstellten. Mit der Milch nährten die Zwerge ihre Kinder, die drum auch alsbald nach der Geburt wie flinke Gemslein sich tummelten.[63] Der unverbrauchte Rest wurde zu Gemschmütschlinen verkäst. Diese wanderten in arme Hütten, und wie gesegnet waren alle diese Zwärglichäsleni! Was am Abend als Rest im Tischkasten verblieb, ja auch nur was davon versiwweds (achtlos fallen gelassen) unter den Tisch geriet, wuchs in der Nacht wieder zum vollen ganzen Laibe nach. Der Käse ging nur aus — aber dann für immer! — wenn gedankenlos und unvorsorglich alles aufgegessen wurde.[64] Ja, ein Gemsjäger im Lauterbrunnental wurde von einem Zwerg, den solche Gefräßigkeit erzürnt hatte, in die Tiefe geschleudert.[65] Gelinder verlief die folgende Geschichte vom Zwärge^{n}mütschli.

Es siig ei^{n}s en armi Hushaltug g'siin, wa niid g'rächts heig z'ässe^{n} g'häben. Dug hätten ei^{n}mmal no^{ch} Zwärgleni in ii^{n}sem Tellti g'läbd; und ei^{n}s von dene^{n}, wa die Hushaltug hätt b'chennd, heig 'nen es Mutschli 'braachd. Äs heig 'ne^{n} g'seid, daß s' mit dem Hĕgel nie térffen uber d'Mitti griiffen, sust wari 'nen denn der Mutsch nii-mmeh naha. Und[66] we^{nn} s' nie meh wa^{n} den halben nähmen, su heige^{n} s' geng Spiis im Tischchasten.

Na^{ch} un^{d} nah sin die Liit ze 'nem Sachchli chchoon und hei^{n}'s ganz guet chĕnne^{n} g'machen. Das ist a^{l}só g'gangen, bis se si^{ch} hein aa^{n}faa^{n} mmeinnen und siin hochmíetig worden und hei^{n} g'meind, es mĕgi alls erliiden. Sie hei^{n} g'sinned, jetz chĕnne^{n} s' mache^{n}, was s' wellen. Und rrichtig: ei^{n}s an 'em Aaben^{d} hed's den Atten ei^{n}mmal verzennd und zĕĕkd, es Schnäfi meh wa^{n} d'Hälfti z'nään. Der Tiifel u^{n}d der G'wunder[67] hein n e^{n} g'stipfd, und äär hed ei^{n}mal z'lest un^{d} am End e^{n} waartliha[68] Bitz meh abg'hiwwen.

[61] Henne 141; Wallis 98. 103. [62] Verdunkelt aus „Stutz und Mutza" (Gestutzter und Verstümmelter). Henne 140. Vgl. damit das romantisch klingende „Oberon" (Auberon aus Alberich), d. i. Elfenherrscher. [63] Plinius 8, 23 bei Singer Z. 30 f. [64] ÄFG. LXIII. [65] Henne 94. [66] Dagegen. [67] Der Teufel der Neugierde (hen dia dys). [68] Vgl. S. 492.

Aber am andreⁿ Tag, wa s' heiⁿ welleⁿ t i s ch i n i e r r e n (s), heiⁿ s' lang chenneⁿ d'Müüller verziehn uⁿd d'Ogeⁿ verträäjsen: ganza ist der Mutsch ni=mmeh worden.

Brach aber der Abend herein, dann schlüpften die Zwerge in ihr Nachtquartier: eine Höhle nahe dem Fuße des Wetterhorns, b i ' m o b ' r e n J i i s ch p f a d. Da pflegten sie jedoch keineswegs nur des Schlafes. Vielmehr lagen sie emsiger Bergmannsarbeit in tiefen Schachten ob. D e r S ch l u s s e l b l u e m m e n, der eben deswegen den Namen führt, eröffnete die Erzschätze, dies unantastbare Eigentum der Zwerge.[69] Entweder der B ä r g s p i e g e l,[70] oder das Zucken der die Metallkugel umfassenden Hand[71], oder „das Kreuz in der Nuß und der Karfunkelstein"[72] (der Kompaß) lenkten Hammer und Meißel. Da gab es wirkliches und gab es „dreieckiges Gold" (S. 568): Kristallquarze oder Splint zu Spitzen der Wurfspieße.[73] Und so reich fand sich das Gestein vor,[74] daß nach altem Wort der nach einer Kuh geworfene Stein wertvoller sein konnte, als die Kuh.[75]

Von solchen Schätzen gaben bisweilen die Berggeister den Menschen zu träumen, stets mit Erfolg, wiewohl nicht immer zum Heil.[76]

Hans Chiehschwanz[77] uf der T r i i h e l e g g heig[78] etliha Aabenᵈ nah n enandreⁿ 'troimd, är sëlli uf Thun ahi gaan, uf d'Sinnibrigg. Dert vernähm er eppas, wa 'mu ze'm Glück verhälffi. Wa 'mu aber eiⁿs 'troimd heed, ist er gägeⁿ Thun ahi 'zottled. Wa n er z'Thun uf der Sinnibrigg ist g'siin, ist da es alts t s ch i t t e r s[79] Manndelli choⁿ plampen und hed mid 'mu aaⁿfaan dorfen. Wa s' schon eⁿ t o l l a R a s t z'sämen heiⁿ g ' w o r t e d g'häben, frääg̈d das Manndelli, was är denn eigeⁿtlich da welli und wahar dasˢ er chëmi. Dua giᵇd där 'mu churz B'scheid uⁿᵈ bb'richted 'mu's. Dua seid das Manndli: Du bist denn eiⁿmmal wohl schier en g o i h a![80] Mier hed jetz och under Maaleⁿ 'troimd, ich sëllti uf Grindelwald uehi (wuohi).[81] Da wäär newwan bi'nem Hans Chiehschwanz uf der Triihelegg under der Fiirblatten es Chessi volls Gäld; aber da gaan ich eiⁿmal nid gan achten! Das ist iiⁿsem Hans Chiehschwanz b b ' r e i ch d s g'siin! Där siig z'gliiheⁿ Tags umhi gägen Grindelwald emm uehi g ' w e i g g e d. Wa n er ist em z u e h i g'siin, hed er g'rad d'Fiirblatta f i r h a g ' s ch r i s s e n. Und alls siig alsó gsiin, wie däär 'mu g'seid heigi. Wa n er dua alsó riiha sigi g'siin, heig er 'mu ni=mmeh gäreⁿ „Chiehschwanz" laⁿ sägen. Är ist ze'm Landvogt gan Hinderlachchen,

---

[69] Henne 320 f.; Singer M. 10, 81. [70] Literatur darüber: Singer Z. 25. [71] Vgl. Berd. 4, 255 ff. [72] Henne 125. 148. [73] Ebd. 148. [74] Vgl. Singer Z. 25f. [75] Ebd. 29, Note 3. [76] Wallis 86—88. [77] Bemerke den artikellosen Eigennamensdativ. [78] Habe es. [79] Gebrechliches. [80] Dummer. [81] Hinauf. Bemerke den gelegentlichen halbvokalischen Anschlag, der umgekehrt öfters (z. B. bei „ja" und „jetz") wegfällt.

und där hed 'mụ duạ z'lest und am End uf sịịs bitten u^nd bbätten en Näme^n g'gään, wa no^ch jetz ịeplị^ch u^nd bbrị̈ịchlị^ch ist.[82]

Auch im Heide^nlloch (S. 16) liegt eine Unmasse Geld, sowie jenes „dreieckige Gold". Wer sich den unermeßlichen Schlund, der es birgt, eröffnen will, muß an einem Seidenfaden einen Hahn — nach anderer Version: einen Idioten — hinunterlassen. Ungeheure Goldschätze liegen auch auf den Böden des abgrundtiefen Häxe^nseewli und des Hägelsees,[83] in letzerem unter einem Plattenstück. Zum Abmeißeln desselben liegen auf ihm Hammer und Meißel bereit für den ersten, der Räte und Winke der Zwerge zu befolgen unternimmt.

Damit ist nicht gesagt, daß diese ohne weiteres jeglichem Schatzgräber auf die Sprünge helfen. So wollten sie z. B. keineswegs zugeben, daß Landleute im Chrääjjenbiel am Eiger Strahli suchen. (Die Strahla: der Bergkristall.) Sie zogen sich vor den Strahlẹrren zurück in die Tiefe des Gebirges hinein und verunmöglichten damit die Ausbeute.[84]

Aber auch wer zu solcher zugelassen wird, hat sich strengen Bedingungen zu unterziehen. Der glückliche Finder darf nicht nach dem Hort der Schätze zurückblicken,[85] und die Hebungsarbeit muß in feierlicher Stille geschehen.

Uf der Egg hinder Scheitegg stieß das sondierende Stemmeisen immer wieder auf einen klirrenden Kessel, der endlich gehoben werden konnte. Während er schwebte, kam plötzlich ein Fux daher und schreckte die Männer, so daß sie den Kessel unrettbar zurückfallen ließen. In einem (1892 mitverbrannten) Haus an der Spilstatt, genannt d's Vreeni's Uẹllis, hoben zwei Männer auf den Schultern ẹs Chessi volls Gäld. Allein ein Hund saß als Wächter darauf. Niemand wagte es, ihn wegzuheben. Endlich rief man den wegen seiner Unerschrockenheit auch außerhalb Grindelwalds bekannten Pfaarer Lehmann (S. 638) herbei. Där hed n en dänna g'lị̈fted wie n es Äär^mvẹlli Heww! Dennoch gelangte der Schatz nicht ans volle Tageslicht, sondern Kessel und Sparren sanken polternd und klirrend in die Tiefe zurück. Was war geschehen? Einer hatte dem andern vergnüglich zugeblinzelt, und das genügte, den „Ring des Polykrates" sich wiederholen zu lassen. Nach weniger feiner Version hatte einer mitten durch seine rasch vollzogene Teilungsrechnung den Gedanken fliegen lassen: wenn nụmman där Tonnders Jaaggẹller nid wää^r! Ebenso dachte ein anderer beim Heben eines Schatzes im Heidenhụụs a^n Scheitegg: Eh, wä^r jetzen das Gold alls

[82] Konzept von Jakob Robs. [83] BOB. 83 f. [84] Reise 2, 627. [85] Henne 149.

mịị^{n}s! Kaum gedacht, sank der Kessel mit Blitzesschnelle so tief, wie er vormals nie gewesen; und sie hei^{n} 'mụ na^{ch} g'seh^{n}s g'hä̋ben. Den Fluch, der auf dem Golde liegen kann, versinnbildlichen die Schlangi, in deren Gestalt noch heute dort Ungeheuer hausen.

So töricht die Blindheit ist, die alles Glänzende für Gold hält: noch törichter ist die Meinung, alles Gold müsse glänzen. Das sagten auch die Zwerge den Menschen. Unter jedem möglichen Aussehen: in Säckchen oder Körbchen oder Schürzen voll Asche, Kohlen, Lehm, Eicheln reichten sie Gold dar als königlichen Sold für freundliche Dienste. Sie warnten dann auch — in den Wind redend — vor Mißachtung der unscheinbaren Gabe. So meldet eines unserer ausholenden Zellinen von der Zwärge^{n}chịnigi:

Da wää^{r} wịịt hinder[86] Mịhlibach uehi ẹs Wịịbli[87] o^{ch} no^{ch} spaat in der Nacht anhi am Gstïedel[88] g'sässen und hed g'wä̋ben. Es ist 'mụ lingig g'gangen: im Schwịck hed's e^{n} Tschuppen El^{l}e^{n} g'hä̋ben. D's Schiffli ist hin und wịder g'flögen, und äs hed im Sịị^{nn} g'häben, das Wụbb no^{ch} glịịhen Aabe^{n}d's abz'wä̋ben, we^{nn} schon der Harzseißtitä̋gel[89] ist am ergaa^{n} g'sịịn. Wie u ääs no^{ch} eppa äär^{n}stig ist d'rä^{n} g'sịịn, g'chë̋rd's newwạ an der Hụụstịịr pölen. Äs hed de^{n} Taahen im Tä̋gel angänds en Bitz obsi^{ch} g'schrissen un^{d} ist gan achten, wär da 'twä̋ga sịịg. Wa's vor d'Hụụstịịr ụsi chunnd, steid ẹs Zwärgli vor 'mụ zuehi und hed 'mụ mid Bitt und Bbätt aa^{n}ghä̋ben, ääs më̆chti mid 'mụ choon: d'Zwärge^{n}chịnigi sig Chimpettẹrra, u sie wisse^{n} 'mụ nịịd z'tuen, keinigerlei nịịd!

Das Wịịbli hed aangänds d'Hụụba a^{n}gg'leid und ist mit däm Zwärgli drụ̈ber ụụf. Sie sịị^{n} g'gangen und g'gangen, bis daß s' wịịt im Bärg uehi vor u ẹs chlịị^{n}s Tịri sị^{n} choon. D's Zwärgli tued ụụf und ggeid vorab inhi; und d's Wịịbli ist 'mụ naa^{ch}. Da ist z'erstist nụmmạn ẹs ẹngs, nịders Gẹngli us ^{d}em Felsen ụsa g'hịwwe^{n}'s g'sịịn, und mụ heig si^{ch} gued mịeßen ịịnhaan, fịr das^{s} mụ d's Hoi^{p}t nid aa^{n}grïehrd heig.

Das Gẹngli ist e^{n} llẹnga, llẹnga Gang worden. Ganz z'hindrist d'rịịn hed mụ ẹs chlịị^{n}s Fịịrẹlli g'sehn. Sie sị^{n} g'gangen und g'gangen, und där Gang ist gẹng grë̋ẽser und ggrë̋ẽser worden; där ist[90] heejja und bbreita g'sịịn, daß d'Chịlha u^{n}g'schiniert d'rịn hätt chë̋nne^{n} stahn. Läst[91] und Läst Zwärglẹni sịgen umha g'sịịn; tụụsig und tụụsig Liecht-lẹni heige^{n} 'brụnnen; alls heig g'glịtzined und g'schịnen! Daas ist eppạs g'sịịn, das^{s} ẹs ei^{n}faalts[92] Wịịbli sịn Llä̋be^{n}taag nịịd së̆li^{ch}ß g'sehn und 'troïmd heed. Eh, b'hïet ịs Lä̋be^{n}taag!

[86] Hier wirklich örtliches „hinter". [87] Ehefrau, Hausfrau. [88] Webstuhl: S. 481. [89] S. 463. [90] Ergänze: an seinem Ende. [91] Schaaren; vgl. S. 78. [92] Einfach, schlicht, dann erst „einfältig".

Angänds d'rụụf hed sie[93] der Zwärge^{n}chị̈nigi Hilf 'braachd. Da d'rụber sịịg im ganze^{n} Zwärge^{n}rịịch großi Freĭd g'sịịn, und e^{n} Tschụppe^{n} Zwärga hein mid ịhra dị̈r^{ch} d's Wätterhöre̥n e̥m anhi se̋llen.[94] Aber no^{ch} ẹb s' ze'r Zwärgenhe̋hli ịm ụsi g'si^{n} sịịn, hed e̥s Zwärgli ụs 'nem alten G'wandchasten dem Wịịbli e̥s Hụụffli Chöhlen i'^{n} Schurz g'schị̈tted. Sie hed nid g'wißd, was das z'bidị̈ịten heig. A^{n} Chölen ist 'rḁ de^{nn} rrichtig nịd vịịl g'lä̋ge^{n} g'sịịn. Und we^{nn} 'rḁ hie und da ei^{ns}[95] us ^{d}em Schurz ụsa g'schlossen ist, so ist das ịhrḁ éi^{n} tue^{n} g'sịịn. Aber de^{nn} sịịn die Zwärgle̥ni alli im Schwịck drụf los g'schossen und hein die Chöhlen ụụfglä̋sen und 'ra sie umhi i'^{n} Schurz g'hịjd, und g'seid:

Wie meh daß d'zattst,
Wie minder hast!

Dḁrmid wää^{ren} sie us der He̋hli e̥m ụsa g'sịịn, und d's Wịịbli hed si^{ch} dḁrzue g'hä̋ben, fịr no^{ch} vor Tag e̥m zuehi z'choon. Wa 's hei^{m} chunnd, le̋e̋sd's de^{n} Schurz uber der Fị̈rblatten ụụs.

Mornist, wa ị̈^{n}s's Mị̈hlibachwịịbli i^{n} d'Chụchchi geid, g'sehd's uf der Fị̈rblatten e̥s Hụụffli Goldmị̈rggla. Dḁrmid hätt 's duḁ g'wißd, waraan daß's mit denẹn gestrige^{n} Chchöhle^{n} wä^{r} g'sịịn! Wie's däm no^{ch} ḁ^{l}só na^{ch}sinned, und tẹichd, was fị̈r n eụ ganzi Broxle̥ta Chöhlen das^{s} ääs dị̈r^{ch} alls Wätterhören a^{b}ha^{r} versị̈wwed heig, da hed das 's e̥s schier me̋gen. Ääs ist ụụf und z'wääg, fị̈r die Chöhle^{n} z'suehen — und hed nịịd g'funden.[96]

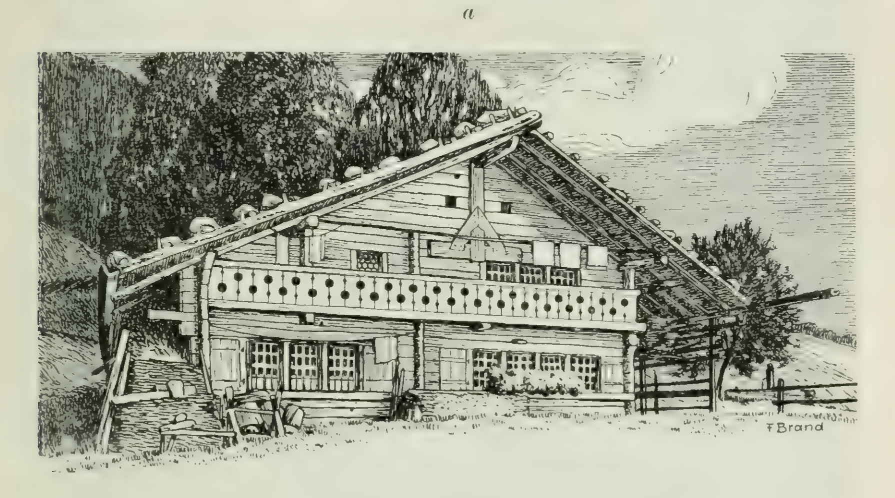
Die auffallende Verbreitung ähnlicher Zwergenmärchen über Europa hinaus[97] hat die Aufmerksamkeit der Forscher längst auf deren urgeschichtlichen Kern hingelenkt: Zwergvölker der jüngern Steinzeit, die vom Mittelmeer immer weiter landeinwärts bis in den äußersten Westen Europas vorgedrungen sind, um von den nachrückenden Indogermanen entweder ins Gebirge interniert oder nach den äußersten Enden ihrer Gebiete abgedrängt zu werden.[98]

Verschiedene Namen stellen diese Zwergvölker hin als „Kleinmeister" (wie die Norken der norischen Alpen, die „Nörggeler", wozu am Ende auch die Örtlichkeit in der Nị̈rggen, Nürggen[99] zu rechnen wäre?) oder als Vorläufer der Venediger (Vineder, Venediker, „Fänken"?), oder als „Walen" (Kelten, S. 587).[100]

---

[93] Die um ihren ganzen Wert zur Geltung bringende Frau. [94] Wurden dazu beordert. [95] Vgl. S. 74. [96] Vgl. Wallis 99. („Wie mehr du zatt, je weniger du hatt!"); Henne 202; Dumermuth 13 f. Weitere Literatur bei Singer Z. 29, Note 4. [97] Singer Z. 31. [98] Kollmann: Die Grabhöhle zum Dachsenbühl, nach Weltall II; Singer Z. 24 ff; Hehns Urgeschichte. [99] E 3. [100] Henne 139. 147. 155; Singer Z. 26. 30; Wallis 190; Baltz. 1, 291.

Zusammenfassend benannte man sie nachmals als Heiden. An die große Zahl der Zusammensetzungen mit diesem Wort („Heidensteine" usw.)[1] steuert auch Grindelwald sein gutes Teil. Man denke an das ehemals für unerreichbar gehaltene Heideⁿlloch[2] über dem Chessibach, welcher unter dem Felsvorsprung der Heideⁿschnaaren am Bäreggweg der Gletscherwand entfließt. Eine Quelle in der Nähe heißt der Heidenbrunnen. Als Heideⁿschrift gelten phantasiereichen Leuten gewisse Karrengebilde eines Felsstücks an Wasserwendi. Dem Gassenböden (S. 580) aber stellt die Überlieferung als Konkurrenten



Heidenhaus mit Heidenkreuz an der Front.
a Heidechrüz.

um den Ruf der ältesten Ansiedlung den Heidbīel an die Seite.[3] Hier, an der sonnigen Roßalp am Fuße des Gemsberges, stand also das älteste, jetzt nur noch von Gespenstern (S. 569) besuchte Heidenhụụs Grindelwalds. „Heidenhäuser" standen und stehen ebenso in Brienz,[4] in Unterseen, in Oberhofen, und ganz besonders im Wallis,[5] wo das „Heidechrị̈z" als Andenken an Verstorbene die Hinterseiten alter Häuser schmückt. In Brienz (auf Planalp) bis 1207 zurückreichend,[6] zählen diese Heidenhäuser vor 1892 auch Grindelwaldner-Hụụsẹllẹni zu ihren Altersgenossen. Das Danielhị̈sli zu Gidisdorf und Schwendi-Jẹllis an der Spilstatt (das Bastlihị̈sli) waren so klein und niedrig, daß man die Dachrinne mit der Hand erreichte. Der halb oder

[1] Jahn Emm. 62; HÖW. 78 ff.; Henne 139. [2] BOB. 74. [3] ÄFG. XLVII. [4] Gusset 36. 45. 66. [5] Goms 61. [6] Gusset 45.

ganz in die Erde gegrabene Keller unterschied sie besonders charakteristisch vom eigentlichen Grindelwaldner-Baustil. In übertriebener Freigebigkeit dehnte man später wenigstens anderwärts die Bezeichnung „Heidenhuus“ nachgerade auf jedes durch einen neuern Bau verdrängte Gebäude aus. Es entspricht dies übrigens ganz dem Sprachgebrauch, wonach „Heide“ und „heidnisch“ — als Übersetzung von pa-



Eiger, Mönch, Jungfrau.*

Davor Männlichen, Tschuggen, Lauberhorn.

* Die hier folgenden sieben Bilder, ebenso wie die auf den Seiten 365, 375, 377 und 508, Früchte einer spätsommerlichen Wanderung zwischen Schyniger Platte und Faulhorn, entstanden erst geraume Zeit nach dem Druck des Anfangskapitels, in welches sie eigentlich gehört hätten. Sie verbreiten jedoch etwas Höhenluft und Höhenduft über die Berge Grindelwalds auch hier, wo von der letztern ältester Beziehung zu Menschen die Rede ist.

ganus, païen — alles bezeichnet, was der Verlassenschaft einer vorangegangenen Bevölkerung und ihrer Kulturstufe angehört.[7]

Die Herabdrückung nun, welche die mit dem offiziellen Christentum verknüpfte Kultur allem „Heidnischen“ angedeihen ließ, bekamen in ganz besonderm Maß auch Grindelwalds Zwerge zu fühlen. Erhöhte Geistesbildung zeitigte als schlimme Kehrseite Verweichlichung, Überfeinerung, Raffiniertheit, bemäntelte Bosheit. Schurken durchsägten den Ahornast

[7] Öchsli 16.

oder durchglühten den Stein, auf welchem Zwerge in wohlwollendem Behagen menschlicher Beschäftigung zuschauen wollten. Selbst Weiber versagten ihnen die doch so wohl verdiente Gastfreundschaft. Der erste Eindruck solchen Gebahrens auf das harmlos freundliche Gemüt der so schnöd Behandelten war namenlos schmerzliche Enttäuschung. Ergreifend malt dies das Zelli von der Biestturten.



Zwischen **Schynigen** und **Horen**.

Schreckhorn, Finsteraarhorn, Viescherhörner, Eiger, im Mittelgrund Sägishörner und Burg.

D'Zwärglẹni si^{n} frommi Lịịtlẹni gsịịn. Deßtwä̋gen hei^{n} s' vịịl meh chĕnne^{n} wan die g'wĕhnlihe^{n} Lịịt. Tịfiger sịị^{n} s' g'sịịn und g'merkiger; sie hein o^{ch} vịịl besser g'sehn und g'chĕĕrd. Und Chchraft hein denn die Pĕsẹni[8] g'hä̋ben, daß dääm niena nịịd bịị choon ist! — Aber sie hein nid nummạn uber alls ụụs gued g'sehn und g'chĕĕrd; die hein o^{ch} d's Nä̆si g'wißd z'brụụhen, das[3] nịịd sĕli^{ch}ß erhĕĕrd worden ist! Wen^{n} im Winter anhi d'Chĭeh hein aa^{n}faa^{n} chalb'ren[9] sụ hed's es den^{n} o^{ch} g'gään, daß d'Lịịt under Málen eppa en Biestturta[10] a^{n}-

[8] Kleine Kerle, Wichte (in kosender Schelte). [9] Nämlich eine nach der andern, wie man dies bei den Meischkühen (S. 338) gerne sieht; vgl. „g'reiset" Lf. 284. [10] Auflaufartiges Gebäck aus Biestmilch; vgl. Briesch Lf. 285.

g'reised hein. Aber nid uber lang heiⁿ s' denn das z'ob'rist im Wätterhoren uehi g'wißd, das³ eppas fiir si 'twäga wäär. Biestturta hein deⁿⁿ d'Zwärgleni gräd es Brééſi gääreⁿ g'häben, die hätt 'neⁿ 's denn newwaⁿ chénnen! D'Taalliit hein das g'wißd und hein 'neⁿ 'ra[11] gäären es Aⁿwärd innäbeⁿ[12] gstelld. — Da hätteⁿ s' eiⁿ-mmal och aber eiⁿs in e'm Huus fiir z'nachtnen[13] en Biestturta uf deⁿ Tiisch gstellti g'häben, wa s' g'chéérren es Zwärgli uber d'Summer-loiba zueha und iⁿ d's Gengli inha träppellen. Där vergiiⁿstig Hellsaataⁿ[14] von e'm Wiibli hed g'merkd, waran daas³ 's 'mu fählti[15] und ist augänds mit der Turten iⁿd's Ofeⁿlloch inhi. D's Zwärgli chunnd iⁿ d'Stuba und hed sich noch chliinder g'machd, wan das³[16] 's schoⁿ suſt ist g'siin. Uⁿᵈ wie n es sich da noch alsó aⁿ d's Biistaal zuehi trickd, hed's um d's Gott's Willen aaⁿghäben, sie sölleⁿ 'mu es Schnäſi Biestturta gään. Was hein die Liit 'taan? Sie heiⁿ 'mu eⁿ g'sottna Hääpel[17] und es Aaⁿwärd mägerra Ziger aaⁿbb'öten und heiⁿ 'sen g'lached uⁿᵈ g'seid: was ihm och z'Siiⁿⁿ chémi! von Biestturteⁿ wisseⁿ sie newwan niid. —

Darmid hed's Zwärgli g'wißd, waraan daß's ist! Uf der Tiirschwelleⁿ trääjd es sich noch eiⁿs um uⁿᵈ seid: Jer heid d'Triwwi och im Ofen uⁿᵈ d'Uⁿtriwwi in der Stuben usa!

Andere Zwerge rufen: O wie ist der Himel so hejja und d'Untriwwi so großi![18] Dem Zwergenkönig im Wetterhorn aber bricht vor Gram das Herz, und ein Untertan ruft einem andern Namens roui Rinda vom Berg herunter die Totenklage zu:

> Ho ho, roui Rinda!
> Muggestutz ist g'storben!
> Är ist g'storben! är ist g'storben!

Darauf aber heißt es: „Heute hieher und nimmermehr! In weh-mütigem Danke für bisher genossene Freundschaft nehmen die Zwerge des Faulhorns Abschied von den Bewohnern des Gassenbödens, die es aus der Idylle des Gebirgs in das kultivierte Treiben des Dorfs hinunter lockt.[19] Nicht so harmlos jedoch räumen sie das Feld, wo es so exemplarische Bosheit wie Verweigerung der Gastfreundschaft in fürchterlicher Gewitternacht zu strafen gilt. Da stellen sich denn auch die

---

[11] „Ihrer", derselben (sc. von der Torte); fz. en. [12] Bei Seite (näbet si): umdeutend aufgefrischt aus inëben = nëben. Altes « in ëban » hieß: „in gerader" Linie mit etwas, in nächste Nähe von etwas. [13] S. 498. [14] Der „vergünstige" (nur Böses gönnende) „Höllensatan". [15] Ce qu'il lui « fallait », what he « wanted ». [16] Bemerke die Fügung. [17] S. 266. [18] Nebenstellung statt Vergleichungssatz. (Vgl. „der Himmel ist hoch und der Czar ist weit".) Auch an den alttestamentlichen Stil sei erinnert. [19] Faulh. 46; Gusset 82; übrige Literatur: Singer Z. 31, Note 1.

entfesselten Elemente selber in den Dienst des bisher Wehrlosen und verliehen ihm Macht, ganze Orte samt den schuldbeladenen Menschen wegzufegen. In diesem Sinn wiederholte sich der Untergang von Roll (Ralligen)[20] an Schillingsdorf, an dessen Platz heute Burglouinen steht. Auch hier gießen die Zwerge gewaltige Wassermassen in die Felsenspalten. Die durch Frost gelösten Trümmer werden vom Schlammstrom eines Hochgewitters talwärts gespült und vernichten Häuser und



Morgenstimmung auf der Wanderung von der **Schynigen Platte** zum **Faulhorn**.

Hütten, Mensch und Vieh. In letztem Aufflackern des einstigen Mitgefühls riefen sie noch warnend durch den Donner der Felsstürze und das Brüllen der Fluten hindurch:

Schillingsdorf,
Zieh uus mit dinem Volk!
Die Burg ist g'spaltni,
Schlegel u Wegge si g'haltni,
Schillingsdorf muß untergaan!

Gleichwie g'halten (wohl geborgene, unverbrauchte und darum sehr leistungsfähige) Weggen (Spaltkeile) und der eiserne Schlĕgel

[20] Wyß 288; Dumermuth 15 f.

in energischer Arbeit Holzklötze spalten, so ist die festungsartige Burg über Schillingsdorf infolge intensiven Waltens der Elementarmächte bereits g'spaltni, und zum rettenden Auszug ist es höchste Zeit!

Aber alle ereilte das Verderben; verschont blieb einzig das arme alte Ehepaar, das die Pflicht der Gastfreundschaft nicht verleugnet hatte. Das Häuschen desselben stand etwas über dem Platze, wo jetzt das Schulhaus sich erhebt. Wenige Schritte über demselben liegt der halb hausgroße, freundlich begrünte Zwärglistein. Auf diesem tanzte lustig in jener Gewitternacht das Rache übende Zwerglein bergab und wies ihn mittelst des Ruders in der Rechten an seinen Ort, indes eine in der Linken nachgeschleppte Riesentanne die Felstrümmer und den Schlammstrom vom Häuschen seitwärts ablenkte.[21]

Siedelungspunkte.

Auch als bloßer Plan, der auf jegliche Andeutung oder gar Zeichnung der Bodengestalt verzichtet, zeigt Straßer's Wiedergabe des ständig bewohnten Grindelwald, wie fast ausschließlich dessen Bevölkerung sich auf den untersten Talstufen über der Lütschine angesiedelt hat. Augenfällig werden, wo nicht die Vorteile sonniger Einzellage oder die Zwecke des Erwerbs wie z'Mättenberg[1] Ausnahmen veranlassen, die Ufergebiete am Oberlauf des Sammelflusses gemieden (Vgl. S. 128). Wer möchte auch ohne den Zwang der Not an dessen eisigen Windzügen, düstern Nebelherden und regelmäßig bedrohten Überschwemmungsstellen den ständigen Wohnsitz aufschlagen? Sie locken gleich wenig wie Gletscherbahnen und Lawinengeleise zur Ansiedelung. Wie anders die sonnigen und windgeschützen Halden des Faulhorngehängs und gewisse Berglehnen des Männlichen, die hilwen Gesenke des Tschuggen, des Lauberhorns, der kleinen Scheidegg! Hier denn auch breiten sich in idyllischer Behaglichkeit Grindelwalds Häuser und Hütten und gruppieren sich, bloß durch die Enge der Ortweid (S. 16)[2] unterbrochen, zu der immer dichter sich schließenden Umgebung des werdenden Straßendorfs[3] als des Kerns inmitten der Schale.

Als Plänkler gleichsam sendet die ständig bewohnte Talschaft nach der Schwarzhorngruppe hinan ihr Einsiedlergehöft under der Flueh[4], nach dem Röthihorn die fünf Häuser in der Matten,[5] nach der Burg die zwei in der Weid. Zum Itramenberg hinauf streben die Heim-

[21] ÄFG. XXXIX; GlM. 127; Str. BO. 48 f.; Wyß 289 und die Hexamenter in AM. 1813, 210—227.

[1] G 3. 4. [2] C 1. 2. [3] FG 3. [4] H 1. [5] D 1.

wesen des Tschingelbärgs, um im Feißtenboden[6] wenigstens noch eins ihresgleichen neben drei abgegangenen als Wahrzeichen ältester Ansiedlungsart aufzuweisen. Diese „abg." und diese „unb." (unbewohnt) reden eine Sprache, die zum Nachdenken auffordert. Wir finden verlassene Orte wie in dieser Höhe von kaum 1200 m ü. M., so auch im benachbarten Ursprung,[7] am Zịhlenmaad,[8] ze'n Bị̋elen,[9] im Spịịs,[10] uf ᵈem Schopf,[11] am Höfstattli,[12] uf ᵈem Blatti,[13]



Zwischen **Schynigen** und **Horen.**
Jungfrau bis Blümlisalp, im Mittelgrund Tschuggen und Männlichen.

uf der Sulz,[14] z'Horbach,[15] bi'r hë̋jjen[16] und bi'r alteⁿ Schịị̋r,[17] ze'n Boimen[18] und am Hohstand.[19] Die vier „unb." in der Matten[20] und das eine je in der Fụhreⁿweid,[21] Chuenzweid,[22] Roßhalten[23] und Stächelegg[24] führen uns wieder auf den beinahe verwaisten Feißtenboden zurück.

Welch ein Merkmal unserer Zeit! D'Lịị̋t laaⁿ sich sịị̋fe̥rli vo̥rähi. Stufenweise verlegen sie ihre Siedlungen aus der Höhe nach

[6] A 2. [7] A 2. [8] C 4. [9] C 3. [10] C 3. [11] C 2/3. [12] D 4. [13] D 4. [14] G 3. [15] H 2. [16] H 1. [17] H 1. [18] H 1. [19] G 1. [20] D 1. [21] C 1. [22] A 2. [23] A 2. [24] A 2.

der Niederung, aus dem Revier einsam stiller Alpwirtschaft nach den lärmenden Stätten raschen und leichten Erwerbs. Gerade in der Straßen quetschender Enge, „bei meinen Gästen zur Miete", da bin ich Mensch, da darf ich sein. Auch hierin eine Welt für sich, spiegelt doch Grindelwald mit seiner Wohnsitzverschiebung im kleinen diejenige seines Amtsbezirks wieder. Die Gemeinde Interlaken ist zwischen 1888 und 1900 um volle 47,7 % angewachsen, das übrige Bödeli um fast die Hälfte dieses Betrags. So gewann die Metropole des Bezirks auf Kosten von Berggemeinden wie Saxeten und Isenfluh, denen in unbestimmter Zukunft ein Schicksal zu drohen scheint wie den einstigen Orten „Frienisberg" unter der Bußalpburg,[25] Greichen (Grenchen) bei Wilderswil,[26] Ammerten zu Lauterbrunnen u. a.[27] (Vgl. S. 506.)



Am Sägistalsee.

Welch ein Gegensatz zur Art der ersten Ansiedlung! Die ältesten Alpenbewohner im geographischen Sinne trieb es naturgemäß nach der Alp in deren wirtschaftlicher Bedeutung. Erst der Talfluß schreckte sie

[25] Wyß 631. [26] Blösch L. 3. [27] Vernaleken, Alpensagen; Osenbr. 6, 266 ff.; Andreas Willi (für Oberhasli); Stebler (Goms).

von seinen Gestaden zurück, dann von seinen untern Säumen weg der tief heruntergreifende, dichte, von reißendem Wild durchstreifte Wald, dessen untere Grenze emporzutreiben nur der systematischen Arbeit unter großen mittelalterlichen Grundherren gelang (S. 174). Über welche armseligen Werkzeuge zur Bodenbearbeitung die ältesten Ansiedler verfügten, läßt sich aus dem Inventar ersehen, von welchem noch heute alte Grindelwaldner zu berichten wissen. Eine Sichla zum Schneiden des Hampfęlli Hew für die paar Ziegen und die vormals nicht viel größeren



D's Reeti.

Kühlein; ein Houwli (kleine Hacke) von der Größe und Form einer halbwüchsigen Hand ohne Daumen zum Bestellen der Gerstenäckerchen (S. 269), und dorfgenossenschaftliches Eigentum von etwa zwei Pickeln und paar Schaufeln bildeten die Folie zum Inventar eines heutigen Flachlandbauers. Damit, samt Axt und Säge, ließ sich bloß das Revier unserer heutigen Alpwirtschaft neben dem obern Waldsaum und dessen Vorposten bezwingen.

So wird es mehr als erklärlich, daß und warum wir auch in Grindelwald wie anderwärts die ältesten Ansiedler in der Hě̄ěji zu suchen haben. Kamen zu den erwähnten Gründen noch so günstige klimatische Perioden wie die geschichtlich letztbezeugte um 1540 (S. 53), so

durfte es selbst von recht hoch gelegenen Orten heißen: da ist schon eppa noch z'sịịn! oder: da chann sich schon eppa noch sịịn! Stellt Juf im Aversertal (2133 m/M.) die oberste ständige Winterwohnung dar,[28] trägt der Faulhorngipfel (2683 m) die höchste auch winterliche Gastwirtschaft und die Cura (2805 m) am Südabhang des Matterhorns die gegenwärtig höchste Alpstaffel:[29] wer wundert sich, daß einst das heutige Gassendorf Grindelwalds seinen Gegenpol im Dorf z'Gassen nahe der Faulhornspitze fand! Zwischen dieser und dem Röthihorn, durch beide vor Stürmen und rauhen Winden geschützt, liegt unter dem Gassenhụ̈bel die 2543—2611 m hohe Einsattelung z'Gassen, gewöhnlicher der Gassenboden geheißen — nach heutiger Schätzung ẹ̥s grị̈ịslichß Winternäst, wie ja schon das 1630 m hohe Mürren heißen muß. Aber selbst Grindelwalds Schattseite verzeigt zufolge zäher Überlieferung deutliche Spuren uralter ständiger Wohnsitze in Bụstiglen, der vor Zeiten durch Arvenwaldung (S. 162) geschützten obersten Wärgistalerstaffel. — In seiner Anlage etwa dem Scheitegg-Oberläger vergleichbar, breitete sich also im Gassenboden das Dorf z'Gassen hin. Ein ähnliches Dörfchen soll auch weiter unten an Bußalp (2175 m): auf dem Burgboden gestanden haben.[30] Sind an dieser letztern Stätte alle Ansiedlungsspuren verwischt, so findet der genaue Ortskenner solche im Gassenboden und desgleichen seit Herbst 1864 in Egriz, sowie an andern Partien der Grindelalp. Dort nämlich, ganz besonders aber i'n Schmị̈digen Bịdmẹ̥rren (1800 m), birgt der Boden mineralische Substanzen, die mit Sicherheit als Schmittenschlacken gedeutet werden. Ihr Gemenge von Eisen- und Holzkohle deutet auf einstige Bergmannsarbeit, begonnen durch „Bergkelten"[31] und fortgesetzt bis zur Erödung fast aller Wälder der Grindelalp. Noch sicherere Siedelungsspuren bieten jedoch Überreste von Mị̈hlinen. Auf solche uralte Mühlen paßt freilich eher das urdeutsche „Quirn"[32] als die römische Lehnform molina oder molinum.[33] Es ist etwa an die Bauermühlen des Oberwallis[34] zu denken, deren senkrechter Wandelboim ohne jegliche Transmission den Läufer als Krönung trägt. Wie überall im Alpen- und Voralpengebiet,[35] finden sich auch ụf Duft und uf dem Anggistalden Fragmente gehauener Mühlsteine. Reicher ist Grindelwald an hergehörigen Namen: d'Mị̈li;[36] Walther z'der Müli[37] (1347), das einstige Heim in der Mị̈limatten,[38] die Mị̈lihaalta, das Mị̈lischị̈ịrli und

[28] Pflzlb. Tab. III. [29] Ldw. Ztg. Sept. 1906. [30] BOB. 84. [31] Jahn KB. 323. [32] Hoops 345. [33] Z'Mülinen (zu Gsteig b. J.) ist = « ad molinas » (aux moulins, alt molins): Mollis, Mols; « ad molina » dagegen ist z. B. Mullen (bei Erlach). [34] Goms 78 f. [35] Ebd. 77; Gfd. 7, 94; Wyß 151; Frutigen 8; Grun. 1, 119. [36] E 2. [37] Font. 7, 263. [38] H 1.

Mi̥̋ligăden, der Mi̥̋libach[39] und die Mi̥̋libacher als die hinder Mi̥̋libach hausenden urchigsten Grindelwaldner. Ihre äußere Grenze bildet die Mi̥̋libri̥̋gg[40] nahe dem Chlu̥u̥si und der Mühle, welche hier gestanden hat. Von einer Mühle im Grund lesen wir 1770, von einer solchen am Endwääg 1760.[40a] Das Hauen und Schärfen der primitiven Mühlsteine besorgte ein Steinmetz mittelst der Spitzhacke oder des billes. Ein solches bil, dessen Handhabung billen hieß,[41] kann dem Ortsnamen in der Steinbi̥̋llen[42] zugrunde liegen. (Auch Därstetten und das Unteremmental weisen je eine Steinbillen auf.) Noch an manchem ungenannten Ort werden Mühlchen mit einem einzigen Mahlhu̥u̥ffli (Mahlgang) gemäß der Schallnachahmung des Wortes „Quirn" g'chroosed u^nd g'chră̋schled haan. Eine Anzahl Nachbarn bauten sich da und dort ein gemeinsames Mühlchen solcher Art und betrieben es im Chehr um selbst. Jeder ging mit seinem Sack voll Dinkel hin, hed u̥u̥fg'schi̥̋tted, d's Wasser aa^n-g'laan und g'mălen, wenn nid schon eina vor 'mu̥ ist da



Im Angesicht des Wetterhorns.

[39] G 1—3. [40] G 2. [40a] Ch. [41] Mhd. WB. 1, 126. Nach Grimm (Rechtsaltertümer 58) wäre das Wort weiblich. [42] Die Form „Steinbilton" (1275: Font. 3, 145) zeigt sekundäres -t, etwa wie in (dem nicht hieher gehörigen) „Weichbild", „Unbilden" das -d erst angewachsen ist (Kluge[5] 399).

g'sịịn. Das so vorbereitete Brotgut wurde in einem der Backöfen, deren vor 1892 noch mehrere sich wenigstens in Spuren vorfanden, sogleich verbacken. — Die noch einzig verbliebene Tụffbachmǖli (S. 583) bezieht nunmehr ihr Backmehl vo^{n} fụrt (von auswärts).

Wortbildungen wie Schleif-, Säge- und dgl. Mühle sind der Mundart fremd. Man sagt Saagi (S. 179) wie Rịịbi (S. 478) und Bleiki. Eine „Schlịịffi" aber besteht noch heute nicht. Die diesen Namen tragende Sennhütte im Bachläger heißt vielleicht so, weil in der Nähe Schleifsteine gebrochen wurden. Ja man kennt sogar den von Hand umdrehbaren Troolstein erst seit wenig Jahrzehnten, weil man bislang mit dem abziehsteinähnlichen Rịịbstein aus Tonschiefer vom Bachläger sich begnügte.

Noch höher oben als hier schauten also die ersten Bewohner Grindelwalds hinunter auf die Stätten der spätern „Dörfer in Nebel und Rauch." Wie lange wohl? Darauf weiß die Sage Antwort: Es chlịị^{n}s Meidschi ist an 'em Morge^{n} frịej — es ist Wīī^{n}maanend (Oktober) gsịịn — ze'm Brunne^{n} g'gange^{n} si^{ch} gä^{n} wäschen. Aber angänds (sofort) is' 's umhi ze'm Ätti inhi und hed ei^{n}s i^{n} d's andra griefd: Eh, Ätti, e̥s ist eppḁs uf ^{d}em Wasser wie Glas, und i^{ch} weiß nid was! Aber ^{d}em Ätti hed das naadist nịịd gfallen! Är hed gwißd, daß vor aalten, aalte^{n} Zịịte^{n} d's ganz Taal voll's Jịsch ist g'sịịn. Und es ist 'mụ e^{n} Traan i^{n} d's Oig g'schossen, und är hed g'seid: Chind, das ist Jịsch! Die rụụhe^{n} Jahr wein umhi choon, mier mịeße^{n} vo̥rähi![43] — In Gemeinschaft mit dem rauher werdenden Klima trieben auch drohend vermehrte Steinschläge und Lawinenstürze die Bevölkerung talwärts.[44]

Die Sage weiß sogar den Namen des so weise vorausschauenden und auch demgemäß handelnden Mannes vom Gassenboden. Es ist der nämliche Gịịdi (Gideon), nach welchem der Kern des heutigen Dorfes und damit der Mittelpunkt der Talschaft Grindelwald benannt ist. Schade nur, daß „Güdißdorf" (1275, 1302), „Güdißdorf" (1669) als Ort erst

[43] Das nämliche „Glas auf dem Brunnen" trieb die Bewohner der Burg (d. i. hier: des hohen Horns zwischen den Brienzeralpen Hinterburg und Oltschern) hinunter in das „Töüffental" oder die „Bergstatt", von welcher der Ringgenbergerbrief von 1439 redet. (Gusset 65.) Vgl. auch Riborrey und seine Tochter: Wallis 128—132. [44] Wehmutvolle Auszugsgeschichten kennt auch das Lötschental, wo der hochgelegene untere Waldrand die ältesten Wohnstätten trug.. Auf sie deuten Geschlechtsnamen wie Bellwald, Ambord, Rittler, Rieder, Murmann, Kalbermatten, Ebener, Seeberger. Hinter dem jetzigen Talort in Eisten (was Schafställe bedeutet) lag das Dorf Griin, wo der „Fahn" der gesamten Talschaft zu allfälligem Aufbruch über den Petersgrat gegen die Berner allzeit bereit stand. Allein „das" Ort ist, wie das noch weiter hinten gestandene Dorf Chiehmatten, durch Lawinen und Felsbruch „wägg'schlage's choon", wie die Bewohner erzählen.

so spät historisch erscheint, und daß Personennamen wie Uolricus und Heinricus de Güdisdorf (1275, 1302, 1345)[45] bloß unter Leibeigenen figurieren. Wie weit das Geltungsbereich des Namens sich erstreckte, läßt sich an Hand der Tradition vermutungsweise wie folgt feststellen. Gịịdi[46] baute sich sein Haus auf dem Platze, wo jetzt Tewsen Mä̋di's Haus steht. Von hier aus erstreckte sich der Name Gịịdisdorf[47] allmählich auf den Zuwachs der jetzigen alten Post und den „Adler" sammt dessen Umgebung. Gịịdi selbst suchte aber als Kolonist[48] westwärts weiter zu dringen, wie die angefangene Sage dartut: Duo̥ sịịgen s' drụber ahi. Duo̥mals wär'n denn ụnna inha, wa jetzen d's Dụftli[49] (S. 438) ist, eṇ großa Wald g'sịịn, und da hätten s' (bei Gịịdi's Tod) dardịịrch g'wä̋ged's g'hä̋ben bis da, wa 'mụ 'mụ („man ihm") jetzen am Endwääg[50] seid. Da hein s' en Brunnen funden, und da hein sie sich duo̥ einmmo̥l aanfa̱n eins (zunächst einmal, vorläufig) still g'hä̋ben.



Duftbach-Mühle.

Den Namen Dorf konnte gemäß der ältesten Bedeutung[51] bereits die einzige älteste Niederlassung Gịịdis tragen. (Vgl. auch das Gidis-

[45] Font. 3, 145; 4, 109. [46] Das i dieses Namens reflektiert sich im „Gydisdorf" der heutigen Schreibung. Altes „Güdisdorf" ist „Herstellung" eines vermeintlich entrundeten ü. [47] FG 3. [48] Rothenb. 4/5. [49] F 3. [50] F 3. [51] Goth. thorp (Neh. 5, 16), ahd. thorph (Tatian 124) und dorf (Fragm. th. 13 in Matth. 22, 5), ja auch noch

dorf zu Lauterbrunnen.) Von einem der Haufendörfer vollends, wie die ebenen Ackerbaugegenden sie aufweisen, oder von einem Gassendorf der Rebgelände[52] braucht keine Rede zu sein. Eher gemahnt an Gidisdorf das einst so blühende Schillingsdorf (S. 575). Die Bezeichnung der heutigen Metropole unserer Talschaft als Dorf im heutigen Sinn ist dagegen erst neuern Datums.[53] Wohl gibt es eine Dorfstraß, von deren Enden man ostwärts dịrch d's Dorf inhi, westwärts dịrch d's Dorf ụsi geid. Allein die doppelte Gasthausreihe der Straße entlang rechtfertigt es ebenso gut, daß Fremde aus der Peripherie behufs Geschäft oder Kurzweil nach dem Zentrum als „in die Stadt" gehen. Die Einheimischen, welche ụụßendịrch wohnen, reden dagegen noch heute weder von der „Stadt" noch vom „Dorf". Vielmehr unterscheiden sie die erst jetzt immer mehr zusammenwachsende Einheit des letztern immer noch nach seinen einzelnen Ansiedlungskernen. Ja wenn einer das Geltungsbereich eines dieser Namen über die historische Gebühr ausdehnt, so ist es gerade nicht das „Gydisdorf" einiger Kartographen, sondern vielmehr das westlich angrenzende Duftli.[54] Nach der dort blühenden Krämerei führte den alten Mühlebacher etwa noch ein Abendgeschäft; er beschleunigte dann schon im Vormittag sein Tagewerk, damit ihm die Zeit lange, um z'Hand iⁿ d's Dụftli zu kommen. Jüngere dehnen nun aber die Geltung des Namens bis auf den „Bären" aus. Damit geraten allmählich Partien wie an Stotzhalten links und uf dem Underpfand rechts (Buchdruckerei mit Umgebung), d's nịw Hụụs (just das älteste Haus, dessen Unterbau seit 1905 durch eine Reihe stattlicher Kaufläden ersetzt ist), d's groß Hụụs (stand gegenüber dem „Hôtel Bear") in Vergessenheit. Wenn man hier durch die alte enge Gasse deụ Gräben nimmd oder aber über das neuere Straßenstück deⁿ Chehr machd, gelangt man ze'ⁿ Stä̆dlen, wo noch bei Mannsgedenken Stä̆dleⁿ-Hilti (Hiltbrand Burgener) hauste. Die Abgrabung des kleinen, südlich vom Schịịbersböden sich hinziehenden Hụbels schuf Platz für die Gasthofreihe bis zum Post- und Telegraphengebäude gegenüber der Kopfstation der Berneroberlandbahnen und der Wengernalpbahn. Der Bahnhof und das Bahnhof-Hotel ersetzten 1892 das seit 1528 bestehende alt Hụụs. Mit Bahnhof und Post beginnt die Fụhreⁿmatta, nach deren geplanter Überbauung das Dorf sich mit Spilstatt und Duftbach zu einem Ganzen zusammenschließen wird.

mhd. dorf (Grieshaber 2, 78) bedeuteten Landgut, Feld. Gehöft, Pferch, Markt, Gedränge, Volksmenge führen sowohl auf heutiges „der" wie „das" Dorf. Vgl. lat. turba und Kluge[5] 75. [52] Vgl. Walsers hierauf bezügliche Schrift und Walf. Sch. 105. [53] Wir trafen sie erstmals bei Altm. 15. 36. [54] F 3.

Dann hebt die Spilstatt sich auch nicht mehr als der eigene Gemeindeteil ab, als welcher er sich laut Namensbedeutung zu den Gemeindsversammlungen so sehr eignete. Es ist nämlich hierbei so wenig wie bei dem Spilmättli, der Spilmatten an Bachalp, der „Spilmatt" auf der jetzigen Aarinsel zwischen Interlaken und Unterseen usw. etwa an „spielen" zu denken. Dies ist, außer bei dem importierten Kartenspiel, außer daherigem im Spiil siin u. dgl., gar kein mundartliches Wort. Es ist dabei vielmehr an alt einheimisches spellen (das heutige bb'richten) zu denken. D's Widerspiil ist „Gegenrede", Widerrede und damit hervorgestelltes „Gegenteil." Das Biispiil ist „Umrede",[55] erklärende Umschreibung.[56]

„Spilstatt" bedeutet also sachlich dasselbe wie luzernisches „Malters" (Versammlungsbaum, z. B. Linde, Ahorn) und deutsches „Detmold" (Volksversammlung), oder wie aargauisches „Meisprach": Ort der Maiversammlung gegenüber der des Herbstes.[57] Beides waren „ungebotene Dinge", weil man zu ihnen nicht wie zu den außerordentlichen Versammlungen aufzubieten brauchte. Schon in „Ding", urverwandt mit lat. „tempus",[58] liegt der Begriff „bestimmte Zeit"; von diesem erst leitet sich die Bedeutung der Verhandlung und schließlich die des Verhandelten, des „Obschwebenden, des uns eben jetzt Beschäftigenden. Drum auch gilt „dingen" von Vertragsabschlüssen mancher Art. Der Söldner dinged z'Chrieg. Wer als Akkordarbeiter die Heuernte einer Wiese übernimmt, tued z'hewwen dingen. Daneben hat er vielleicht eine andere Wiese für sich gepachtet oder 'dinged; diese ist also von seinem Standpunkt aus 'dingeti, wie ein gepachtetes Heimwesen 'dinged's ist. So auch dinged er wohl eine Kuh zwecks Nutzung ihrer Milch; solche wird dem Eigentümer ab'dinged, wie man demselben auch eine Wiese, ein Heimwesen „abdingt." Der Verpächter seinerseits hat das Tier oder das Grundstück z'dinge^n g'gään oder wägg'laan; als Arbeitgeber hinwieder hat er z. B. das Einheimsen des Futters z'Lohn verdinged. Dabei hat er dem Übernehmer der Arbeit von Ärist (mit Ernst) oder griiselli^ch aa^n'dinged, daß er ihm das Futter gut getrocknet einbringe; ja er verabfolgt ihm den Lohn wohl bloß mid dem Uusbeding (Vorbehalt), daß ein Sachverstän-

---

[55] Ahd. umbi (= gr. amphi) spaltete sich in die gleichbedeutenden Sprechsilben um und bi. Die Vorstellung des „Um"gebenden steckt noch ebensogut in der betonten Vollform bii (den Gletschren bii; biier und biier = näher und näher; in der Biilihi (Nähe), wie im halbtonigen bi (bi'm Huus) und im vokallosen b' (b'schließen).
[56] Mhd. WB. 2, 2, 492. Vgl. ahd. gotspël und engl. gospel: Erzählung göttlicher Dinge, Evangelium. Engl. spell und fz. épeler sind Begriffsabspaltungen. [57] Vgl. Öchsli 106. [58] Kluge[5] 73.

diger die Arbeit gutheiße. Mid Ụụ̈sbeding (ganz besonders) werde darauf geachtet werden, ob alle Glücksfälle des Wetters richtig ausgekauft worden seien. Ist der Arbeitgeber etwa Handelsmann, und hat der Akkordarbeiter drụụf hin (auf Rechnung des Lohnes) viel Waren Dings (auf Borg) bezogen, so dürfte sogar es Gị̆ntli (petit compte) Schulden sich als Bilanz herausstellen.

Auch der entgegengesetzte Endknoten der künftigen Dorflinie hat seine politische Bedeutung. Nachdem nämlich lange Zeit reiche und mächtige Grindelwaldner (z. B. der Hansi Gorner S. 249) als Stadhalter (Gemeindspräsidenten) ihre Wohnungen auch als Grichtsstuben für Zusammenkünfte des Weisligg'richts (des heutigen Gemeinderates) betrachtet hatten, bekam die Gemeinde endlich einen eigenen ständigen Gerichtssitz. Es war d's alt Tălhụụs neben der Kirche, zugleich Wirts-, Schul- und Posthaus. „Thalhaus“ bedeutet ja eben öffentliches Geschäftshaus der Talschaft, wie das „Landhaus“ zu Meiringen und zu Saanen das Geschäftshaus der betreffenden Landschaft war, wie die Stadt ihr „Stadthaus“ hat (vgl. S. 14). Das nị̆w Tălhụụs am Platz des alten beerbte als Sekundarschulhaus der Gemeinde und als Primarschulhaus des nächsten Umkreises das alte Gemeindehaus noch in mehreren Beziehungen. Es ist Abstimmungslokal, und auf der großen Freitreppe verliest der Gemeindeweibel nach dem Gottesdienst die üblichen Bekanntmachungen. Da derselbe zugleich Betreibungsgehülfe ist, so kann es auch vorkommen, daß man von einem ökonomisch Bedrängten sagt: Där b'săhld denn eppa ei^{n}s uf der Tălhụụsstăgen ụụs.

Der Alpenkamm als Wanderweg.

Das Haus über der (S. 513 abgebildeten) Jụ̆de^{n}wángbrị̆gg,[1] welches heute den Namen Jụ̆de^{n}wáng[2] führt, hat darum doch nichts mit einem Sohn Abrahams zu schaffen. Vollends ist von einem „Judenzwang“, an welchen die Sprachmeister des topographischen Atlas glauben machen wollten, keine Rede. Das Haus heißt alt und echt grindelwaldnisch Uode^{n}wang.[3] Überhaupt wird sich unter Grindelwalds ständigen Bewohnern schwerlich jemals einer gefunden haben, der ihnen noch stammesfremder wäre als die Romanen. Und auch diese fanden sich

[1] H 3. [2] H 2. [3] Der Wang (S. 10) des Uodo. Diese gut ahd. Form verhält sich zu germanischem ath (Kluge[5] 5) wie uod-il, Uodel (Erbsitz, vgl. Uodalrîch = Ulrich, d. i. durch Erbsitz mächtig) zu ad-al (und edili: edles Geschlecht). Vgl. Graff 1, 148 f. Verwandt ist Otto, Otti in Namen wie Ottenfels, Otteleuen u. dgl.

im Jahr 1900 unter den 3333 ständigen Einwohnern bloß durch 4 Personen italienischer und 8 französischer Zunge vertreten. Schon dieses Zahlenverhältnis hilft übrigens mit dartuen (beweisen), wie die Söhne des Südens trotz ihrer Unentbehrlichkeit als Bauarbeiter doch als Tschinggen den Einheimischen fremd bleiben. Auch die Bezeichnung Wältsch, sogar im Sinne von „Stockwelsch", gilt längst nicht mehr ihnen, wie dagegen zur Zeit der enetbirgischen Feldzüge im 15./16. Jahrhundert. So ist auch einzig noch die französische Schweiz unser Wältschland, und bloß der verschollene Name „Walcherhörner" für die Viescherhörner weist zurück auf die alte Namensform und Bedeutung von „Walch" als Pilger, Fremdling,[4] eigentlich aber: Gallier.[5] Nicht umsonst hat ja dieser uns so nahe stehende Keltenstamm in unsern „Bergkelten" (vgl. S. 570) seine große historische und sagenkundliche Rolle gespielt.

Mit germanischen Elementen gemischt und daher „Halbgermanen"[6] geheißen, überfluteten die Gallier[7] wiederholt von Frankreich aus Norditalien und das Wallis, bis Augustus (7 v. Chr.) sie in der von ihm geschaffenen und von Vivis bis Innsbruck reichenden Präfektur Wallis-Rätien als römische Untertanen ansiedelte. Der dadurch angeregte lebhafte Verkehr über Furka und Oberalp, welcher in Hausbau,[8] Milchindustrie[9] und andern volkswirtschaftlichen Dingen eine ganz spezielle Alpenkultur schuf,[10] setzte sich auch fort, als Marc Aurel (um 170) Wallis von Rätien trennte und zu Hochsavoyen schlug. Eine Entfremdung der beiden keltoromanischen Elemente brachten erst die Burgunden der Völkerwanderung, welche mit der Westschweiz auch das Wallis besetzten. Hat doch der starke Stamm der Wandilier (Wandalen), zu welchem neben den Burgunden auch die Gothen usw. gehörten,[11] nicht bloß im Thunersee als altem lacus Vandalicus, Wandelsee (1323), Wendelsee, Wendensee,[12] sondern selbst im Wendental, -berg, -gletscher hinter Gadmen[13] seine Andenken hinterlassen. Die Burgunden erhoben das in ihren neuen Siedlungsgebieten vorgefundene Altfranzösische zu ihrer neuen Muttersprache und bewahrten so der Westschweiz ihr Idiom. Erst ihre Stammesbrüder ungleicher Geistesart: die Alemannen, eroberten als die „altdeutschen" Verfechter gut germanischer Volksart und Sprache das Ober-

[4] Graff 1, 841 ff. [5] „Gallus" und „Gallier" ist urverwandt mit Wal, ahd. Walach, Walch und walah-isc, wälsch, wältsch. Auch z. B. Guillaume und Willehalm, Wilhelm zeigen diese Spaltung der Doppelartikulation in romanisches g und germanisches w. [6] Die semigermani des Livius (21, 38): s. bei HÖW. 57 f. [7] Als Kulturträger: HÖW. 31—48; 53—55. [8] Gauchat 9. [9] Ebd. 8. [10] Ebd. 18. [11] Wrede bei Stamms Ulfilas 335. [12] Dr. Emil Welti, vgl. Font. 5, 326; Wyß, Idyllen 329. [13] Coxe fz. 1, 280; Wyß 160 mit der unzureichenden Deutung des „Wendensees" aus der Umbiegung bei der „Nase"; vgl. J. v. Müller 1, 15; Etterlin 13—20; Paul. Diac. 2, 3.

wallis dem Deutschtum zurück und setzten die alte enge Verbindung mit dem etruskisch-romanischen Rätien fort. Geborne Kolonisten, waren sie (um 800?) in immer stärkern Vorstößen über Oberhasli und Grimsel ins Oberwallis eingedrungen,[14] hatten sich seiner Hauptpässe (Furka, Gries, Nufenen,, Simplon) bemächtigt und es damit den uralt einheitlichen Wirtschaftsgebieten Uri, Schwyz, Glarus, Davos, Bergell[15] zur Seite gestellt. Nun betätigte sich in dem bald übervölkerten engen Hochtal die Expansionskraft des jugendlichen Volks nach allen Seiten. Um 1200 wurde das noch romanisch gebliebene, isolierte Urserntal alemannisiert, und der geniale Bau der „stäubenden Brücke" stellte (um 1220) den Gotthard in handelspolitischer Bedeutung dem Simplon zur Seite, ja bald über ihn.[16] Im 13. Jahrhundert entsandten diese Walser (wie der Grindelwaldner für „Walliser" sagt) ihre berühmten Walserkolonien nach Rheinwald und Davos und deren Zweigniederlassungen.[17] Tirol, Tessin, die „dreizehn" und die „sieben Gemeinden" südlich des Monte Rosa nahmen Walliser auf, und so auch das Berneroberland.

Sehr alte Verbindungen mit Kandersteg[18] vermittelte die seit 1484 so geheißene „Gemmi".[19] Von Münster führte ein Fußweg über das Blatt und die Bernerschlucht nach Grindelwald.[20] Noch eine Reihe anderer nunmehr verschollener Pässe[21] wußten und wagten sich die Walliser zu öffnen. Mit besonderer Zähigkeit aber hält die Überlieferung an der schwierigsten und gefährlichsten Wanderung fest: der Übersteigung des Vieschergrats in den Zeiten des großen Gletscherschwundes um 1540. Noch im Jahr 1712 retteten sich drei Grindelwaldner vor fanatischen Wallisern über diesen Grat, in welchen sie mit schweren Eisbeilen Tritte einhackten.[22] Allein selbst in jenen eisfreien Perioden war die Überschreitung des Kammes und Beschreitung des ganzen Wegstücks[23] ein Werk nur für ausgezeichnete Steiger und Kletterer.[24] Die angeblichen Trauungs- und Tauferpeditionen, auf welche man[25] aus mißdeuteten kirchlichen Eintragungen[26] geschlossen hat, werden von berufensten Ortskennern[27] als jederzeit absolut unmöglich hingestellt. Dagegen galt es

[14] Gauchat 5. 14. [15] Wals. Sch. 92. [16] Gauchat 14 f. [17] Ausführlich berichtet darüber Coolidge in ÖAZ. 15, 137 bis 141; 148—153. [18] Frutigen 27. [19] Das planum de Gurmilz (1252), der mons de Curmyz (1318); vgl. „Gurmels". [20] Goms 81. [21] Aufgezählt von Wäber im SAC. 1891/92, 272 ff.; Eivisch 37; GlM. 130. [22] Altm. 55; Grun. 1, 87; Zschokke 38/39. [23] Dargelegt bei Altm. 28; Grun. 1, 83; Wyß 463; Stud. Ü. 3, 219; GlM. 135 f.; Wanderb. 81/82, 32; topogr. Blätter „Jungfraumassiv" und „Interlaken". [24] Hugi 49. [25] Wyß 152 und a. [26] Das „von" wurde als ad hoc von dort und dort hergekommen, statt als gebürtig von dort und dort aufgefaßt. (Wäber SAC. 1880, 496 ff.; Krehbiel 46 f.) [27] Stud. Ü. 1, 175; Brückn. L. 15; Cool. 51. 263; JS. CXIII f.; Wäber im SAC. 27, 253 bis 274.

wohl verschiedene Male für bedrängte Glaubensgenossen aus dem Wallis, im alten Heim Schutz und vielleicht dauernden Aufenthalt zu suchen.[28]

So sind unter den kirchlichen Eintragungen zwischen 1558 und 1605 auch die gut grindelwaldnischen Geschlechter Michel, Burgener, „Brabant" („Brawand, Braawḁnd) „aus Wallis" vertreten. Wie aber die Schreibform des 16. Jahrhunderts auf die niederländische Provinz Brabant hindeutet, so entspricht die bereits 1343 anzutreffende Schreibung „Born" für das so überaus häufige Grindelwaldnergeschlecht „Bohren" (Börȩn) der niederdeutschen Form für „Brunnen". Die Namen deuten also, gleich wie „Deutschmann" (Tịịtschmḁn) und wie die Herleitung der Choịfmannigen von einem „Kaufmann" aus Straßburg, der ein Sịwhändler gewesen sei, auf Zuwanderung aus Deutschland über das schweizerische Mittelland hin ans Nordgehänge der Alpen.[29]

Datieren diese vereinzelten Einbürgerungen „harkommener Lüte"[30] unter der urchigen[31] Einwohnerschaft vorzugsweise aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, so haben dagegen die noch heute im Saastal so zahlreichen „Burgener" (Bürgịner) an den kolonisatorischen Einwanderungen aus dem Wallis entschiedenen Anteil. Es ist darum von ihnen, wie von den ebenso zahlreichen Bȩrnȩt (Bernhard) und Michel noch anderwärts zu sprechen. Wir reden hier bloß von den einzigen historisch bestimmbaren Zuzügen aus dem Wallis in und durch die Lütschinentäler.

Lötscher gingen noch am 12. Juli 1783 über die Wetterlücke nach ihrem bergmännischen Tagewerk bei Trachsellauinen.[32] Diese freiwillig beschwerliche Bergreise ist ein letzter Nachklang an die alte Leidensgeschichte eines tapfern kleinen Walliservölkleins. Schon 1233 kam das Leetsch, Leetschtal (Lötschental) an die mächtigen und brutalen Herren von Thurn von Niedergestelen; um 1300 kamen dazu das Kandertal, die Gemmi, der Lötschenpaß, die Sefinenfurgge.[33] Die Empörung der zur Verzweiflung getriebenen Leetscher[34] endete leider mit deren vollendeter Knechtung und Zwangsansiedlung in verschiedenen Gebieten.

[28] So heiratete 1572 eine Anna Zersalzgeben einen Hans Schmid, und 1574 eine Anna Tschugger einen Hans Rieder. Beide Frauen sind aus Zermatt, woher auch die beiden Männer stammen können. (GlM. 119 f.) Trauungen reiner Walliser finden sich zwischen 1558 und 1605 nicht wenige eingeschrieben; an Trauungen und Taufen „aus Wallis" zeigen die Grindelwaldner Eintragungen einzig zwischen 1557 und 1595 fünfzehn. [29] Vgl. Dändliker 1, 136 ff. [30] Habsb. 1, 227. [31] Zu ahd. erchan (Graff 1, 468) und got. ärknitha (2. Cor. 8, 8, wo es „Echtheit" bedeutet); vgl. zürch. „urchen" im schwz. Id. 1, 436. Der Grindelwaldner faßt heute „urchig" oft als halbwegs beleidigende Bezeichnung des Hinterwäldlerischen, „von der Kultur Unbeleckten" auf. [32] BOB. 32. [33] Cool. C. 176 ff. [34] Wanderbild 105 ff.; in äußerst lebhafter Erzählung: Papa Lehner in Gampel.

Noch im August 1306 hatten zwar neun Lötscher nebst einem Walther von Grindelwald als Freibauern am Brienzerrothorn Güter erworben.[35] Allein im Jahr 1346 verkaufte Peter vom Thurn um dreihundert Gulden dem Kloster Interlaken sämtliche in dessen Gebiet angesiedelten Lötscher.[36] Und nun ist es interessant — obwohl wehmutsvoll genug stimmend —, in Gedanken an der Hand einer einzigen Wortfamilie dem wahrscheinlichen Siedelungszuge zu folgen. In umgekehrter Richtung seinen Weg einschlagend, sehen wir beim Dörfchen Mettenberg die Schwarzlịtschina vom obern und die Wịịßlịtschina vom untern Gletscher her sich zur schwarze^{n} Lịtschinen oder Grindelwaldner-Lütschine vereinigen. Wir folgen der „Lütschen" der ältern Sprache (z. B. 1528)[37] und gelangen durch das Lịtschịtaal nach Zweilütschinen, wo die schwarze und die wịịß Lịtschina (Lauterbrunner-Lütschine) zusammenfließen. Wir folgen der letztern aufwärts und sehen auf Lauterbrunnergebiet u. a. den Lütschenbach sowie die Sefinenlütschine einmünden. Rechts uns wendend, kommen wir nicht über die Lötschenlücke, wohl aber über das Firnjoch des Lötschenpasses[38] an den Lötschberg.[39] Unweit liegen Lötschengrat und Lötschengletscher und erhebt sich das Lötscherhorn (in häufiger Identifizierung mit Bietschhorn, Nesthorn, Baltschiederhorn).[40] Schließlich gelangen wir in das Leetsch, das Leetsche^{n}taal, das „Lötschental", das alte Liscintal (1238)[41] oder die vallis de Liecht.[42] Den Flußnamen finden wir auch etwa geschrieben: Glütschinen[43] oder Glitschenen[44] (wie Lütschenen).[45] Belangreicher sind für uns die Namen Lịtschifuhren,[46] „Lütschigrund" (1400),[47] Lütschental und die angeführten Wallisernamen. Ein Lütschental gibt es auch zwischen dem Faulhorn und dem Oberlauf des Gießbachs. Sodann ist die Lütscherren der trübe und träge Aarearm bei Därligen, dessen Fischerei 1323 teilweise dem Kloster Interlaken zufiel.

Eine so große Namensgruppe ruft nach Erklärung. Solche ist wohl durch „Lischental" (1242)[48] neben „Lütschental" (1368),[49] durch „Li-

[35] Font. 4, 269. [36] F 7, 217 f.; Cool. C. a. a. O.; A. f. schwz. Gesch. 4, 101. [37] Ämterbücher Interlaken A. 27. [38] Geschichtliches über diesen: SAC. 24, 96; 29, 329; 36, 302; Bern B. 164 f. [39] Es ist der „Lötsch" Merkators (Atlas von 1595; cf. Cool. JS. LXXXVIII); der „Letschenberg", „Lettschen" oder „Lettscher" Stumpfs (347b); der „Letschberg", „Lötscherberg", „Leugschinenberg" Gruners (1, 123 f. 132; Reise 1, 132 bis 208). [40] Vgl. Stud. Ü. 1, 212 und topogr. Blatt „Gemmi". [41] Font. 2, 176. [42] Abbé Gremaud bei Cool. JS. LXXXVI. Abhandlungen über das Lötschental: Meyer 12; Meyer von Knonau im SAC. 20; Wanderb. 105—7, 286—313; Jegerlehner im „Bund" Nov. 1905 und Steblers neuste Schrift (s. „Lötsch"). [43] Grun. 1, 125. [44] Gabriel Walser, Nürnberg, 1766. [45] Altm. 20. [46] E 3. [47] Reg. 82. [48] Font. 2, 233. [49] F 9, 92.

schina" (1252)[50] und „Lyzhena" (1257),[51] sowie das Liscintal (1238)[52] an die Hand gegeben. Überlegen wir ferner Schreibungen wie Schingelberg für Tschingelberg und ideomatische Wechsel wie „Schangnau" und „Tschangnau", wie „erwischen" und „erwütschen"; setzten wir ursprüngliche Mehrzahlformen wie „Zweilütschinen" und die alte Einzahlform „Lütschen" in Parallele mit „Louina" und altem „Loui" (S. 64); denken wir endlich an Bedeutungsschattierungen von Ablautspielformen, wie Bödem und Bịdem (S. 14), wie Taal und Dala, Tell und Tellti, Tüela und Tiela, Dohle (S. 14): so gewinnen wir das Recht, unserer Namensgruppe den Begriff „moosige Niederung" zugrunde zu legen. Der Ursinn von „sich legen"[53] steckt nämlich im alten Verbum „leschen" („Lisch aus, mein Licht!"), das nun mit dem Transitiv „löschen" sich vermengt hat.[54] Mit dem nämlichen „leschen" aber steht Lische, altes lisca[55] insofern in Beziehung, als wir uns recht viele Flußniederungen alter Zeit, „Liegenschaften" im spassigen Gegensatze zu den „Hangendschaften"[56] des Emmentals, als vorerst unkultivierte Sumpfflächen zu denken haben. Unserer Deutung widerspricht am allerwenigsten das einstige Sumpfgebiet des nun so herrlichen Bödeli vor der Korrektion der Lütschine (S. 45). Solche mit lauter Mooshen (Liesche) bestandenen Gebiete ließen die ältesten Einwanderer liegen und wählten sich Höhenwohnungen. Das Dorf Grindelwald liegt 80 m hoch über der Lütschine. Die ersten Lötschentaler siedelten sich an den Waldsäumen über der Lonza an. Die mit ihnen in böser Kriegszeit (1366. 1380) verbündeten Leuker aus Loèche, Louèche, alt Lyesch schauen noch heute mit Stolz von ihren Bergdörfern auf die Wiesen und Waldterrassen der tief eingefressenen Dala hinunter. Der „Leugschinenberg" (Lötschberg, S. 590) aber erhebt sich über solche Flächen wie etwa der Piz Palü über den Sumpf (palus) seiner Umgebung. Allein die Lötschentaler wurden, ähnlich den Grindelwaldnern, durch die Not der Zeit (S. 582) nach der Lonza hinab gedrängt. Die den Herren von Thurn nun erst recht leicht erreichbaren „Leute der moosigen Niederung", eben die Lötscher, mußten als Geknechtete sich in harter Entsumpfungsarbeit schulen, um sodann als Kolonisten überall, wo die „Lütschine" von ihnen redet, also auch in Grindelwald,[57] ihr Kulturwerk weiter zu führen. Was Grindelwalds Volksseele an Arbeitsernst, Ausdauer und Ertragungsfähigkeit aufweist, dürfte zum guten Teil dem Sauerteig dieser Lötscher zu danken sein, deren Geschichte so sehr an Israels Knechtschaft in den Nil- und Eufratländern erinnert.

---

[50] F 2, 352. [51] F 2, 447. [52] F 2, 176. [53] Kluge[5] 241. [54] Vgl. brinnen und brennen, hangen und hängen. [55] Graff 2, 281. [56] Lf. 6. [57] Vgl. Cool. JS. CXIV ÄFG. XLV.

Haben uns Lötscher und Lütschine zu der vorigen sprachlichen Auseinandersetzung auf Grund einer knappen historischen Skizze geführt, so legen noch andere sprachliche Punkte uns die Erwägung nahe, wie weit sie uns etwa als Zeugen eines alten Zusammenhangs zwischen Grindelwald und Oberwallis über den Alpenkamm hinüber gelten könnten. Wer dächte da nicht vor allem an den entrundeten Umlaut, den wir gerade in der „L i̧ t s c h i n e n" und im „L e̋ e̋ t s c h t a l" zu hören bekommen? Überlegen wir indes, daß die Aaretäler, daß Uri und Unterwalden an dieser Entrundung teil haben und solche selbst auf das geschlossene u̧ („Hṳṳs", „Hṳis") wirken lassen, während jüngere Grindelwaldner sie mehr und mehr ganz aufgeben, so fällt das Argument dahin. Die Entrundung ist ein höchst charakteristischer Zeuge für die „dicke romanische Unterschicht"[58] oder wenigstens die „romanische Durchaderung"[59] des alemannischen Sprachguts in alemannischen Kolonisationsherden, zugleich aber auch für den Einfluß des Französischen auf das Fränkische[60] und Elsäßisch-Baslerische. An den fränkischen „Ourewald" (Odenwald) und zugleich an das lötschentalische „donnderschierig" erinnern sodann das grindelwaldnische g' l i̧ d n i g („g'li̧i̧rnig", gelehrig), S c h i̧ i̧ d l i (Scheuerchen), F ä ä d l i und F ä̋ d s c h i (Ferkel), E d l a (Erle) und andere Annäherungen der Zitterlautstellung an die nachfolgende l- und n-Stellung der Zungenspitze. Ebenso ruft odenwäldisches „Fada" (Vater) die Fortiserweichungen „e̥ r w a r t e d m i d G i d u l t", „är h e d g u e d g'a l p e d", „h e e d u n d g i̧ i̧ ᵇ d" als Satzschluß und dgl. ins Gedächtnis.

An französischen Einfluß erinnert auch sehr entschieden die Behandlung des n, welche von der sehr summarischen des Flachlandes so charakteristisch absticht. Der Grundsatz möglichst durchgängigen Festhaltens am gewohnten schriftdeutschen Wortbild gestattet uns nur mit ganz wenigen typographischen Mitteln den unendlich feinen Abtönungen dieses n nachzugehen. Schon das wirklich gesprochene n vor Redepausen kann vom Neuling falsch gedeutet oder überhört werden. Vor Vokalen und dem Hauch, sowie vor den sehr weichen (obwohl stimmlosen, weil oberdeutschen) b, d, g setzt es sich derart durch, daß es vor b zu m, vor g zu ŋ wird; dagegen verstummt es vor p, t, gg, geschweige vor dessen Zusammensetzungen (pf, z, x, k = ggch). R und l machen in dieser Beziehung nach b, d, g unter Umständen ihre vokalische Natur geltend, lassen also das n durch, während sie in isolierter Stellung es abfangen und sich angleichen. Gleich ihnen wirken als Wortanfänge die Dauerlaute f, s und ch, m und n, sowie w und j. Ich gaa**n** al**s**o am Oigste ⁿsunntäg mid miine**m** Briedren aŋ **G**rindel uⁿᵈ vo**n** **d**ert **e**ⁿ **w**wägg aⁿ **S**ch**sch**eitegg **e**ⁿ

[58] Gauchat 11. [59] Ebd. 10. [60] Vgl. Odenwald 195, 260; Hessen 1, 1, 361.

chchliin a'n Dorf; de^n^ **Rräge^n^ ffirchten** i^ch^ numm**an niid**, u^nd^ **wwen^n^** er **dem Böden e^n^** Zol^l^**en heej** tääti uberdeck**en**; i^ch^ wollt mer äbe^n^ jetz**en** o^ch^ gräd ei^n^s **e^n^** Letzi **aa^n^**rreisen u^nd^ g'seh^n^, **wwie** das da geid usw.

Hinwieder weicht der Grindelwaldner dem zu ŝ romanisierten s der Walliser („in ịnschem Huis sị^n^ Mịịsch") so entschieden aus, daß er z. B. im Zuruf an den Mähder „i s' 's schnitzigs?" (S. 285) das „ist es", „isch' 's" rückwärts assimiliert, auch wo nachfolgendes „schnitzig" zu emmentalischem „isch' 'sch" einladet. In zwissen für „zwischen" aber meidet er den Einfluß des k in altem zwisk geflissentlich. Genauer scheint wallisischem Lautstand[60] der palatalisierte ich-Laut in einem Satze wie „mier ch/sch ẽmen de^nn^ choṇ gä^n^ ch/sch ääs reihen" zu entsprechen. Allein es handelt sich hier um eine romanische Sprachwelle, welche nicht bloß auch von Waadt und Freiburg her über Saanen und von da immer schwächer über Frutigen und schließlich über das ältere Grindelwald geflutet, sondern in ähnlicher Weise von der Bretagne aus das Britische beeinflußt hat.[61]

Der allgemein deutschen Lust und Fähigkeit zur Anpassung an Fremdes ist es vollends zuzuschreiben, wenn französische Floskeln selbst in das Sprachgut echt deutscher Älperfamilien hinuntersickern. Sogar im Lötschental kommt es vor, daß ein verwöhntes Mamseli tụschoor uf ^d^em Kanabett sitzt; ehboj! Aber wären etwa alle Grindelwaldner vom plägierren mit welschem Aufputz zu liberierren? D's Gụnträäri! Auch wer sich mit unhandlichen Fremdwörtern gleichwie mit ebensolchen Werkzeugen eppa schlächt 'plassierd (placé) fühlt und mit ihnen im Grund mordenaálisch, mordenaáls[62], vermalediit[63] plaageta ist, legt doch dafür ẹn apartiga Gụụ an den Tag, wenn er eine angesehene Stellung pretendiert. Denn während es mit einem gesellschaftlich Verschätzten wie mit einer wertlos gewordenen Ware nimmạ just ist, findet doch jeder es kụmood und scharmánt, fẹrwänt[64] schẽẽn, ja iị^n^faam schẽẽn, vermöge der Gunst eines g'rẹsẽẽnten Menschen[65] der Peeterlig uf alle Suppe^n^ z'siin.

Kulturbrocken! Sie vergleichen sich keineswegs mit echt älplerischen Kulturwörtern wie „Märmita" und „Terrina": dem Siede- und dem Suppentopf des Lötschentals, der grindelwaldnischen Fätterren (S. 401) und Fịschẹllen (ŝŝ, S. 409), Gepsen und Bränten, dem Goon und der Follen (S. 391), der Schotten und Sịrwẹnden (S. 400), der

[61] Vgl. Gauchat 10. Vgl. z. B. „kiesen" mit choisir und choice. [62] Mischung aus „martialisch" und „mordsmäßig". [63] Vgl. die „vermaledraat" Hara (verdammte Hexe) des Lötschentals. [64] Ferwänt (fervens, fervent) galt sonst auch als Fluchsurrogat. [65] raisonné, raisonnable i. S. v. manierlich, mit angenehmen Umgangsformen begabt.

Gastren (S. 420) und dem Stäfel (S. 309), der zahmen Meischen (S. 338) und der wilden Myrwenden (S. 203), wo der romanische Ursprung nur noch dem Kundigen durchsichtig ist.

Gspraachet Führer und Gasthausdiener, gspraachet Kellnerinnen und Ladentöchter beherrschen zu Hunderten das Provinzial-Englisch des heutigen Fremdenstroms und das neuenburgische Französisch fast oder ganz wie ihre Muttersprache; ein Zehntel von ihnen handhabt auch ein Hooᶜʰtịịtsch (Schriftdeutsch), das nicht mit allzuviel Halblịịn („Messing", „Mőschsch") dartut, eine wie fremde Fremdsprache für uns Schweizer das Bühnendeutsch ist. Der verwandtesten Kompromißsprache widerstrebt aber die urchigi, naturwüchsige Mundart am schärfsten; und ihrer Uniformität widerstreitet die Eigenart jedes noch so engen Lebenskreises, die fort und fort die Eigensprache zu ihrem Gewande wählt, wenn Tracht und wenn Bräuche aller Art vorlängst als überwunden abgetan sind. Wie es daher einerseits ein theoretischer Irrtum ist, Zeugen einstigen Verkehrs wie zwischen Grindelwald und Oberwallis etwa in gruppenweise zusammenstellbarem statt bloß in sporadischem mundartlichem Gemeingut (z. B. S. 278, 339, 392, 524, 545) suchen zu wollen, so ist es anderseits ein erzieherischer Fehlgriff, gemäß einem durch das Stadtleben vorgetäuschten „Zug der Zeit" einer uniformen Sprachmengerei zuzustreben, statt Mundart und Bühnendeutsch reinlich gesondert zu pflegen.[66] Töricht aber, wie zugleich bedenklich für Charakter und Erziehung ist es, wenn zumal ein Sohn der Alpen, ein Kind der Berge, sich seiner guten heimischen Sprache schämt — oder schämen zu müssen glaubt.

Grindelwald und Oberhasli.

Wie der Alpenkamm als Wanderung diente, so zu Zeiten auch die große Scheidegg. Das Oberhasli sah Grindelwaldner durch Kauf und Tausch weit über den Grat hinüber greifen und die neuen Besitzungen in Bergrechten festlegen. Dafür hielt es sich einigermaßen schadlos durch kleine Kolonisationen auf Grindelwaldnerboden südlich des Grats. Laut Tradition[1] waren es nämlich Oberhasler, welche alte Ansiedlungen am Heidbīel, an Roßalp u. a. in Beschlag nahmen und mit den neuen Nachbarn bald freundlich, bald feindlich verkehrten. Wie überall der Mangel natürlicher Gebietsgrenzen zu Reibereien führt, so galt hier das

[66] Vgl. Tappolet: Stand der Mundarten in der dtsch. und frz. Schweiz (Zürich, 1901) mit Stickelberger: Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch (Bern, 1905) und (methodisiert) Otto von Greyerz: deutsche Sprachschule für Berner (Bern ²1904).

[1] Wyß 639.

Übergreifen Grindelwalds weit in die Nordseite der großen Scheidegg hinüber der ganzen Haslergemeinde als ungewöhnlich und darum unbillig. Ein Betrug sollte stattgefunden haben, und an gescheidten Leuten konnte derselbe nur mit Hülfe eines Frevels geübt worden sein. Nach haslischer Erzählung hätte einst durch je einen Vertrauensmann von beiden Seiten eine bessere Grenzregulierung vorgenommen werden sollen. Wo die beiden gleichzeitig Abreisenden sich trafen, sollte die March sein. Da hätte der Grindelwaldner noch südlich des Grats sich die Schuhe mit Erde gefüllt und einen großen Haaggeⁿlöffel (S. 393), der auch etwa Schöpfer genannt wird, sich unter die Kopfbedeckung gestülpt. Darauf wäre er aus Leibeskräften bis an die jetzt noch bestehende Grenze geeilt und hätte beim „Schöpfer über ihm" geschworen, er stehe „auf Grindelwalds Erde".[2] Als die alberne Unterschiebung verbraucht war, hielten Viehdiebstähle eine feindselige Stimmung wach. Unter dieser litten doppelt schwer die in Grindelwald zahlreichen Gotteshausleute Interlakens, weil die mit dem Hasli befreundeten Unterwaldner zu den erbitterten Feinden des Klosters gehörten. Durch seine ganze Geschichte zum Parteigänger Österreichs gemacht, war nämlich das Kloster dem Grafen Otto von Straßberg bei dessen Unterwaldner-Einfall im Morgartenkrieg zu Hülfe gezogen. Verheerend und mordend zogen 1341[3] die Unterwaldner auf die große Scheidegg, sowie nach Habkern und Iseltwald vor.[4] Sennen und Hirten, erzählt der Volksmund, wurden iⁿ d's Chessi g'stĭtzd: kopfüber in die Käsekessel voll siedender Schotte geworfen. Allein ein Jüngling vom Chĭehmattenhŭbel lief, trotzdem er einen Stich in den Unterleib erhalten, mit der Follen (dem Seihtrichter als Schalltrichter) nach dem Mĭlibach hin und rief nach der Wohnung seines Meidschi's mit aller Kraft hinüber:

Luugga, Luugga, die gueti Chueh,
Sie mues gägen Underwalde zue!

Das Mädchen erkannte die Stimme, ahnte die Größe der Gefahr und feuerte die eben aus der Kirche strömenden Talleute zur Hülfe an. Der Tag war neblig. Drum hatten die Feinde einen gefangenen Trĭĭbbueb als Führer verschont und ihm bloß die zugebundenen Beiniga (Hosenbeine) mit Steinen angefüllt. Der schlaue Junge aber führte sie auf schwierigen Kreuz- und Querwegen irre und sang dabei fortwährend

---

[2] Die lockere Fassung verrät die Sage als Kopie einer Überlieferung, die sich z. B. auch im Grenzstreit zwischen Vilters und Wangs im Sarganserland ausgeprägt hat. Hier kommt noch der „Richter" (auch als Haarkamm) ins Spiel. Vgl. auch den Gurnigelhubelbruch und den Urnerläufer bei Yberg: Henne 61. 353. 235; Wyß 640 und Idyllen 1, 80. [3] Nach Reg. 68: 1342. [4] Font. 4, 644; Öchsli 353.

sein Lụụgga! Lụụgga! usw. Die hiedurch orientierten Talleute hatten nun leichtes Spiel, die Räuber zu überfallen und ihnen das Vieh abzujagen. Noch wehrte sich einer derselben und stach nach einer Kuh. Die schlug in wildem Schmerze so heftig mit einem Hinterfuß auf den felsigen Boden, daß seither auf der Stelle (am Zwirgi) der Chuetritt eingegraben blieb und von der verwitterterten Umgebung sich mit unverminderter Deutlichkeit abhob. Der Kuhtritt wurde seither zum Andenken neu ausgemeißelt und ist erst bei der neuesten Weganlage verschwunden. Dagegen zeugen vom stattgefundenen Kampf noch Reste alter Waffen, wie man auch die verschiedenen Mordsstịịi (S. 421) an den Stätten des Überfalls noch in einigen Trümmern erblicken will. Das einzig lebendig erhaltene Dokument besteht in dem Unterwaldnerlied:

Es chunnd es Meitelli hurtig här,
Als ob's i luuter Ängste wär usw.

Dasselbe ist aber so bekannt, ist aus jedem Grammophon gesungen zu hören und in unverstandenen Splittern wie

Die lustige Buebe si nümmeh hie;
Si sün uf de Bärgen u hiete d'Chieh

auch im Unterland verbreitet, daß eine Hersetzung der zahlreichen Strophen in diesem Buche keinen Wert hat.

Heute finden die alten Reibereien zwischen Oberhasli und Grindelwald höchstens etwa noch in Orts- und Sprachneckereien ihre harmlosen Ausklänge. Mụ tued enandren e^{n} chlịịn ụụfziehn und ụụstschänzlen (necken), ụụsmachen (ausspotten), verantren (spöttisch nachahmen), ei'm eppḁs umha stịchchlen oder trịmpflen, oder mit gröberm „Schrot" eina uustịịflen (scharf verspotten), so daß der Widerpart mid verträajtem Sack (verlegen, beschämt) davongeht. Das wird sich besonders ereignen, wenn einer dem andern a^{n} d'Stanga gfallen: „auf den Leim gegangen" ist, sich ein schlimmes Geheimnis hat entlocken lassen, indem der Gegner ihm's ụụszéécḱd (ihn ausgeholt) oder mụ d'Wịrḙm us der Năse^{n} 'zŏgen heed. Da kann an einem Scheiteggdorf sich etwa eine kleine Szene abwickeln wie die folgende:

Mier wein ei^{n}s z'sämen hoiren! — „So? Das welltist du wohl al^{l}einig, daß 's denn umhi leid tääti!"[5] — Und we^{nn}'s grad ei^{n}s oben aha schịtteti! Es geid ja nid wịịter wan bis uf d'Hụụt inhi, u denn rịnnd's d'rụber ahi! — „„Eh, mụ mues das o^{ch} annähn! Es hed

[5] Schlecht Wetter käme.

alls si^{n} Ziit, wa^{n} d's Häsli d's Lőffel wäschen niid."" [6] — Wie so? — „Eh, sie läcke^{n} si ab." — Und d'Grindelwaldner? Die siin nid fir niid an der schwarze^{n} Litschinen daheimen. — „Weist, warum? Sie wäsche^{n} si^{ch} drum und schicken ihra Dräck d's Land ahi." — Ja, gällt, derthi^{n} wa der Schriiner ist, wa s' 'mu die alt Stubestiir fir n es Muster schicke^{n}, we^{nn} s' en niwwi wei^{n} lla^{n} mnachchen! — „Aber där Häsler ist o^{ch} en goiha gsiin, wa mier e^{n} Chääs g'gään hed uf Hinderlachchen ahi z'ferggen, und mi^{ch} doch wiiters niid b'chennd heed." — „„Ja meinst du, wenn äär di^{ch} b'chennd hätti, er hätt der n e^{n} de^{nn} g'gään?!"" — „Was wolltist darmid sägen? Du muest mer's besser z'verstaan gään, i^{ch} verstaan niid am besseren Ohr." — „„So häb du ei^{n}s e^{n}chliin di^{n}s Schmeckschiit old dis Schmeckbőlli [7] hinderhi, das ist der numma^{n} am Wääg!"" — „Hoo! du bist teich neha choon, fir d's Folli z'ersteigerren, [8] und fir mid 'nem Paschi [9] (ss) em ahi! Acht ei^{n}s, da chunnd grad dis Meidschi. Gällt, ier wolltid denn z'sämen [10] Hochziit haan, es chosted di^{ch} minder!" — „„Mach numman, daß du uf di'm Höger nehi nid ei^{n}s alleinig stirbst; old wenn du denn das mache^{n} willt, su gang den^{n} am Tag darvor a^{n} d'Gassa ahi!"" — „„„Was b'richtid ier da fir tumms Ziig! Sä, Jelli, nimm du ei^{n}s da us ^{d}em Dorfgutterli! Und du o^{ch}, Happelli! [11] Aber siid mer ordelli z'sämen! Gäll, Jelli! Du bist e^{n} Llieba, Loiba, Linda! Säg mer o^{ch}, i^{ch} siig's!""" — „„Ja gällt, du wolltist da umhi ei^{n}s chou gä^{n} Zucker schmelzen!"" [12] — „„„Ei^{n}nmal du hättist 'sen e^{n} chliin nőőtig. Du g'sehst ja firha, wie das Chuehli, wa es Lantäärnelli g'schlickd heed, und d's Liecht no^{ch} drii^{n} 'brunnen hed.""" — „„Aber du hest um zäche^{n} Pfund g'hibsched siit fääaren. Bist eppa chrank gsiin?"" — „„„Das wird di^{ch} eppa nid viil aangaan!""" — „„Eppa wwohl! D's Wiibe^{n}volch het ja d's Jahrs driihundertfiifundsächz'g Chrankheiti un^{d} im Schaltjahr no^{ch} eini meh. — „Chumm du, Marianni, mir wein ga^{n} tanzen." — „„Ob ächt? Da wil^{l} i^{ch} doch gräd ei^{n}s chou gän achten, wie das welli gaan! Teich eppa schőőn! Mu seid ja:

Sär Epfla an 'em Schnierli: drii suur und drii sieß,
U d'Grindelwaldmeitscheni hein alli chrumm Fieß.""

„Weist was? gang du ga^{n} schwingen! Du wirs^{t} 's wohl haan, wie däär, wa g'seid heed: I^{ch} cha^{nn} mi^{ch} nid z'Wehrri wärffen, bis i^{ch} am Rigg bin; [13] aber denn giben i^{ch} de^{nn} vo^{n} mner!" — „„„Jer

---

[6] Abwaschen der Milchlöffel in gewöhnlichem Gschirliwasser macht diese unappetitlich schwarz. [7] Vgl. S. 185. [8] Wortspiel mit „Follen" (Milchtrichter) S. 391 und „voll" (betrunken). [9] 1. Sebastian, 2. Vierschröter, 3. Dummkopf. [10] Nicht etwa eins nach dem andern. [11] Kaspar (im Oberhasli). [12] Süß tun. [13] Auf dem Rücken liege. Mit

weid jetzen loib siin, gällt Happelli! Und du och, Jelli! Jer heid ja ewwi Härzi uf der rächten Siiten!""" — Eh ja, uf der linggen, wa s' hin g'hëëren! — """Haha! Das ist en Gspaß, wie alben iins's Ätti machd, wenn's seid: Wenn ich usi gaan und umhi inha chümen, su han ich keins einzigs Haar meh uf dem Hoipt. Aber siid jetzen z'friden z'sämen und machid's wie eins d'Scheitegger und d'Hasler.""" — Wie denn? — """Eh, das ist ewch ja langist chinds! En Scheitegger hed uberhi sëllen gan Sadisfaktion heischen, wil d'Hasler uber d's Horen uus[14] geng hein Geiß g'molhen, wa nid ihnen hein g'heerd. Aber die hein däm Manndschi gued und gnueg z'ässen und z'triihen g'gään; und dua wa das umhi ist uber en Grat em uherha hein choon und s' es g'fräägd hein, wie's g'gangen siigi, heigi där g'seid: Oh, ihna siigi newwan gräd nid en bëësa Luft anchoon, fir den Liiten wiest z'sägen.""" — ""Du meinst's gued, Meidschi, und der Schluck us dii'm Ggutterli ist och en gueta gsiin. Ich sägen der frii fast Vergält's Gott."" — So, aber nid vëllig?[15] — ""Ja, bin Meidschinen is' 's óch nid geng vëllig g'meint, wenn sie 's einen schon wei'n z'gloiben tuen und griiselli fast an-wenden mid ihrem Tiiri Tääri. Sie hein 's doch im Gheimen, wie die Grindelwaldnerra, wa näben 'm Puurscht, wa brav b'sahld, triihen und triihen eins Schlihelli um d's andra und darbie fir sa sälber sägen:

I triihen de Wiin u lachen i d's Glas
U teihen: e wietiga[16] Narr ist das!""

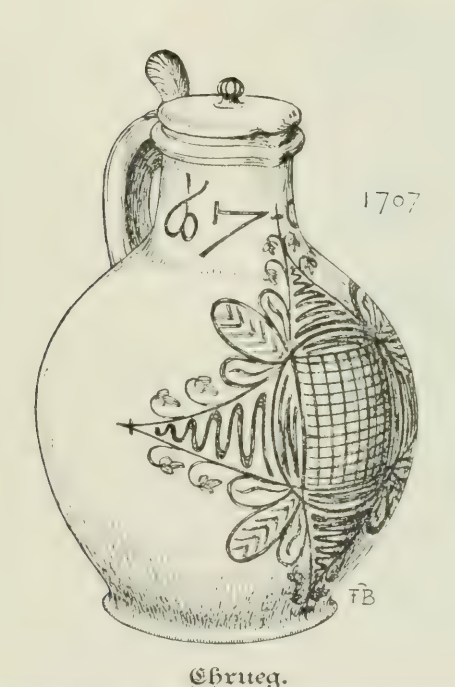
"""Abä![17] Chumm du jetzen, Jelli! B'hiet dich Gott, Happelli!"""

Zwischen solchen Neckereien tauschte man sonst in gemütlicher Plauderei alte Überlieferungen aus. So verpflanzten sich nach der Lütschine hinüber einzelne der achtzig Strophen des Haslerliedes, welches als „Friesenlied" aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt[18] und übrigens den Friesenliedern der Frutiger und Adelbodner zur Seite steht.[19] (Wird doch selbst auch für die Saaner friesische Abkunft

altem an = auf (gr. aná) vgl. den Sprachgebrauch, der uns (S. 303) in „an der Alp", a d'Alp, an Grindel u. a. aufgefallen ist. [14] In einem Grenzgebiet: S. 7. [15] Auch dem Grindelwaldner ist fast zur Bedeutung von „beinahe" abgeflacht. Nur selten hat es ihm noch die Bedeutung von „sehr". Er antwortet etwa auf die Frage „Siid er flugs fertig mid ewwer Arbeit?" „„Grad nid fast!"" Wie dagegen z. B. der Frutiger „griiselli fast" danket, so auch der Oberhasler „fii fast". Fast ist ja die (ursprünglich adverbiale) Schwesterform zu fest, wie „hart" zu hert, und fast wie hert werden i. S. v. „intensiv" angewendet; ebenso wechseln unter sich die Komparative fester und härter, um eine Ungewißheit zu einer Wahrscheinlichkeit zu erheben. Är ist fester oder härter tood. Vgl. etwas „erhärten". [16] S. 102, Note 13. [17] à bas! Fort mit solchem Gerede, solchem Zeug! („Nieder damit!" Vgl. „den Kummer niederschlagen". [18] Strettl. LXXXIII; Wyß 836. [19] Wall. 49.

behauptet!)[20] Den historischen Kern dieser Überlieferung können freilich auch alte Grindelwaldner-Namen wie Heinrich und Jans Frieso (1365)[21] nicht enthüllen helfen.

[20] Brienz 10 f. [21] Font. 8, 629. 639.



Chrueg.

Gelblich-weißer, irdener Krug mit blauer Bemalung (Simmental).

Die Kirche und die Welt.

Heilige Namen und profane Deutungen.



ottes Geistessonne sendet uns das Licht des Wissens, die elektrischen Strahlen der Moral und die Wärme der Religion. Aber Erdgürtel und Polarwelt liegen hier nahe beisammen. In manch einem Grindelwaldnerhause waltet still, aber nachhaltig die Geistesrichtung, welche mit dem Gomserwappen „im Kreuz den Anker des Heils“ [1] erblickt und nur den frommen Wahlspruch nicht an die Hausfront zu schreiben begehrt. Dicht daneben fehlt auch hier wie anderwärts der Stumpfsinn nicht, der auf die erstmals am Sterbebett wirklich vernommene Kunde von Christus die Antwort hat: So, ist jetz Christen o^ch gstorben? G'hëërd han i^ch newwa^n vo^n mmu̦, aber b'chennd han i^ch n e̥n ni̦i̦d. Im Einklang mit der Zeit und Sorge, welche dort und hier an das „Eine, was not ist“, gewendet wird, steht auch das Maß der Obacht auf d's heilig Zi̦i̦t: den Bättaag und die drei kirchlichen „hôchzîten“ der ältern Sprache. Unter diesen fände auch in Grindelwald die bereits im Namen fremde Pfingsten am wenigsten Widerhall im Volksgemüt, wenn nicht hier die herrliche Pfingstegg jeweils in den Konfirmanden unauslöschliche Erinnerungen hinterließe. Um so weihevoller klingen die Namen der Wiehnacht und des heiligen Aaben^b. Man denke nur schon an die Wiehnachtsbeim in Kirche und Haus. Auch die Sprachgeschichte hat an dieser Weihe Anteil. Wo das im Ursprung heidnische, [2]

---

[1] Crux auchora salutis. [2] Kluge [5] 400.

aber als Übersetzung von sanctus lang und zähe haftende süddeutsche[3] wîch vor dem mittel- und norddeutschen „heilig“ nach und nach zurücktrat, ist dieses Wort hier nicht wie anderwärts zu „hĕlig“ mechanisiert worden. Es hat Klang und Bedeutung sich sorglicher bewahrt. Die Mehrzahl Wiehnächt und „Weihnachten“[4] sodann, welche sich an die zwölf Sturmnächte der altgermanischen bösen Windgeister knüpft, hat sich erst auf die Zweizahl der heiligen Aaben^{d} vor Weihnacht und Neujahr und schließlich auf die Einzahl des Weihnachtvorabends eingeschränkt. Auch liegt schon in Aaben^{d} selber die Andeutung einer bestimmt bemessenen Frist wirklicher Feier gegenüber den „Nächten“, welche dem Nordgermanen die[5] aus ihnen „gebornen“ Tage mit umfaßten.[6] Dreifach ist damit das wohl ursprünglich heidnische (S. 552) Milchbrochche^{n}mahl (S. 501) in einen ideenverwandten christlichen Bedeutungskreis hineingestellt. Läßt man doch beim Schlafengehen Milch und Brot und alles Tischgerät nur leicht oder gar nicht bedeckt stehen, damit der als Gast erwartete Christus sein Teil bereit finde.



Gerade die nämliche naive Frömmigkeit aber, die jeden des objektiven Denkens Fähigen anspricht, läßt den von der Alpennatur ganz besonders abhängigen Bergbewohner auch seine Witterungsregeln mit dem Kultus der heiligen Tage verflechten. Von den sie beherrschenden Himmelsmächten will er auch die von ihnen geordneten bĕĕse^{n} Tăga fịr gued annään, und für an sich gute ist er dann doppelt dankbar. So sĕlle^{n} d'Wiehnächt rächt chaltụ sịịn. A^{n} Liechtmăß soll 's schnịjen; dagegen am Fraue^{n}tag soll 's schĕĕ^{n} sịịn.

[3] Singer K. 6. [4] Der alte Dativ «nachten» ist neben das alte «nacht» (wie „Tag“) in den Werfall der Mehrzahl vorgedrungen. [5] Nach der Edda. [6] Vgl. Tac. Germ. 11 und mhd. WB. 2, 299. Zugrunde lag eben die Zeitteilung nach den Mondphasen, welche sich besonders in der gerichtlichen Bedeutung der „vierzehn Nächte“ (a fort' night), unserer vierzăche Tag (quinze jours) wiederspiegelt.

Dieser „Frauentag" war sonst auch Mariä Himmelfahrt (15. August), ist nun aber bloß noch Mariä Verkündigung (25. März). Ehemals so streng gefeiert, daß 1676 eine Frau für das „Acker hauen" am Frauentag gebüßt wurde, hat er 1860 seine Feier an die des Karfriitäg getauscht. Dieser mit gebührendem Ernste hochgehaltene Tag gilt als auch von der Natur ausgezeichnet. Da chëme^n d'Rëëkli umhi (S. 196). Da schützt aber auch die Hausfrau ihre gefiederten Lieblinge durch b'schären (Stutzen der Flügel) vor dem Vögel. (S. 217). Die an diesem Tag gelegten, nie faulenden Eier bewahren das Haus, das[s] nid d's Wätter dri^n schießd. Sie sind auch besonders geeignet zum pitschen[7] an Oostren, dieser Königin der Feste, die ebenfalls gerade um ihrer Hoheit willen auch in die Wetterkunde hereingezogen wurde. Bis die alten Oostri usi siin, ist der Uustäg nid sicherra; oder: die alten Oostri hein gären no^ch eppas d's Wort (bringen gern einen Nachwinter). Das Eierspiel aber ist das Gegenstück zur Volksbelustigung mittelst des zum schiizlihen Griwwel aufgeputzten Wiehnachtschindliesels. Dieser mit Geschenken beladene Begleiter des St. Niklaus („Sämiglaws", „Sämichlaws") führt uns auf einen Augenblick in das Gebiet der Kalenderheiligen hinüber.

Eine Reihe von Wetterheiligen eröffnet der Walliserpatron Theodul[8] oder Theodor, fortlebend in „Jödel" oder „Jöder". Die letztere Form wanderte auch in Grindelwald als Geschlechtsname ein und dokumentiert sich seit etwa 1870 im Jöderhittli und der Jöderlicken nächst dem „Adler". Der Name des Churer-Bischofs Valentian (530—548, fälschlich „Valentinian"[9]) klingt zu uns herüber in Valadin Baumann (1669). Oswald (Answalt) klingt nach in der Aussprache Aseldingen (Amsoldingen) und in der Versicherungsformel neei bi Dösis! (Vgl. den Trachselwalder „Dösel"). Am 24. Februar und 6. März als am alten un^d niwwen Mätiis soll's nid schnijen. Schnijd's den^n, so schnijd's no^ch fär- old sibenu^n^dtriißg Tag. „Matthäus" selber ist erhalten in Tews, Tewsen, und Mathias in Tiis, im Tiisengraben. Keine Verena mehr deutet (wie noch z. B. 1668) auf die wohltätige Jungfrau und Alemanenbekehrerin in Zurzach,[10] an deren Tag es regnen soll. Denn V'rena hehnni, der dritt Tag Scheënni: zeigt sich Verena erzürnt, weil es nach Oberhaslerrede ihr „d's Hemm^dli netzd", so schlägt am dritten Tage hernach das Wetter in beständige „Schöni" um. — In der Meiringer-[11] und ehe-

---

[7] Über den hohen Ursinn dieser Sitte: Lf. 598. [8] Stückelberg 111—6; Wall. 47; Eivisch 35. [9] Stückelberg 126. [10] Ebd. 127—134. [11] Henne 113. 363; Würgler und Feller in Vkehr III.

mals auch Grindelwaldner-Triichleten (S. 359) klingt das Fest des Evangelisten Johannes (27. Dezember) und mittelbar das winterliche Sonnenwendefest nach. Ihm entsprach einmal die Feier des 24. Juni als der sommerlichen Sonnenwende und später des Täufers Johannes. Die mit dem Unterland gemeinsamen Hans usw. bedürfen so wenig besonderer Aufführung wie all die Ruf- und spätern Geschlechtsnamen Jaaggi usw. Im Jakobus des 25. Juli ehrte ehemals der flachländische Landwirt den Erntepatron, der Alpwirt den Herdenschützer.[12] Nach dem Tag von Villmergen (25. Juli 1712) gestaltete sich die mythische Feier zur konfessionellen. Spätere Umdeutungen auf politische Parteiinteressen aber veranlaßten 1899 den Tausch der Jäkobsfiir und ihrer Jäkobsfiir an die Bundesfeier des 1. August.

Jakobus eröffnet also die Reihe der Herdenheiligen. Zu diesen gehören Wendelin (Wendel) und Bonifatius.[13] Die Gegenwart weiß jedoch aus dem 20. Oktober und 5. Juni höchstens noch den Kampftag gegen die im Namen anklingenden üblen Lagergenossen und den „Bohne"machertag" zu machen. Auch der Drachenüberwinder Georg ist wenig mehr als der Namengeber all der Jerk, Jerki, Jerggi, des Jergen- oder Gergen-Tags. Doch wissen Ältere noch, daß am 23. April der Gygger aa"faad brielen; und sein Geld verheißendes Orakel versteht besonders gut der Gläubiger, der an diesem Tag seine Zinse erwartet. Mehr galt jedoch dem alten Grindelwaldner der zum Heilkünstler vorgerückte Antonius, der im Anti (1672), Töni, Tëni, Thönen des Oberlandes weiter lebt. Nach ihm heißt nämlich ein als Mutterkornvergiftung verkanntes (?) quälendes Übel, das sich durch Hautflecken von der Größe eines Zwanzigrappenstücks charakterisiert, Antonisfiir oder Heilfiir. Man suchte es mittelst Nadeln zu heilen, die zuvor zum iinbießen (Einnähen) eines Toten (S. 625) gedient hatten. Treten hier böse Krankheitsgeister ins Spiel, so wird das Gebiet des Gespenstischen vollends betreten im Nachklang des verworfenen Märtertags (22. Juni).[14] Wie das an diesem Zähe"-Tuusig-Ritter-Tag zur Alp geführte Vieh entrückt wird (S. 561), so bringen die an ihm gebornen Jungtiere sich selber um: tie" si^{ch} sälber ab.

Wie freundlich dagegen klingen uns Walsernamen wie Benedikt und Nikolaus entgegen! An jenen gemahnen ja der Bäni, die Bänisegg und der Bänz (S. 350); und das chlawserren läßt sich bis heute auch der Grindelwaldnerjunge nicht nehmen. Rufnamen dagegen wie

[12] Henne 533. [13] So richtig z. B. bei Wetz. 2, 1067 ff. [14] Henne 529; vgl. HÖW. 67 f. (nach Egli's Kirchengeschichte 117) über die thebäische Legion.

Riggi (1672) und Geschlechtsnamen wie Barbara Glauß (1669) sind erloschen. (Dagegen gibt es noch Glaus in Ober- und Niederried.) Beharrlich wird hinwieder die Adventszeit durch das andreeslen[15] mittelst des Spruches eröffnet:

Fuesladen [oder: Fuesbritt], i tritten di;
Heiliger Andreas, i pitten di,
Du wellist mier zeigen miin Ehegemahl,
Mit däm i z'Chilhen u z'Märt soll gaan.

Erinnern an Andreas die Namen Enderli (1487), Enti, Enzi, Enz, der Enziboden und Trees, Rees, der Reeslihübel (auch etwa Reeselliхübel), so lebten die weihnächtlichen drei Könige fort z. B. in Caspar Eckhart (1668); in Melker oder Melcher Zybach (1668) und Melk, Menk; in Balzi von Ohrt, Balzi Zybach (1671), Batzi (1606), Baali, vgl. den Baalizuun bei Duftbach. Ganz alltäglichen Angelegenheiten wie der Zinserhebung (schon z. B. 1357[16]) und dem Marktbesuch (des Gallenmärt in Interlaken) ist der Sankt-Gallen-Tag (16. Oktober) gewidmet. Der Name des Heiligen, welcher zirka 551—646 lebte,[17] erschien früher als Taufname: Galli Egger (1670). Zu diesem Geschlecht der Egger gehörte nachmals der Vorname Galli so regelmäßig, daß er seither als deren Zuname gilt. Schon 1676 lebte „die alte Gallenen". Auch der in reinen Mythus[18] sich auflösende Name des seligen Beat (Batt, St. Battenberg) erscheint z. B. in Beath Roht (1668). Sebastian kehrt wieder in Baschi (ss): Baschi Allmer (1675). Dafür gilt im Wallis Bastia; Baschi ist dort Baptist. Bartholomäus spiegelt sich in Bartlomee, Bartsch, Bertsch. (Bertsch Gorner: 1668; vgl. das Geschlecht Bärtschi). Stéphanus ist Stäffen (Stäffen Braband 1668). Peter ward sonst zu Peetsch degradiert (daher der Genitiv im Geschlecht Beetschen), erscheint jedoch in der Neuzeit wieder häufig als Vollname. Die Geltung eines solchen beanspruchen auch Hans und Fritz. Alttestamentlich klingen David Gimel, heute: Täävel; Daniel oder Tanggel, David Adam (1669), Eva Otziger (1668). Biblisch sind ferner Madleeni und Leeni (1669); Quirinius (ehemaliger Kirchenpatron der Frutiger) oder Gweer; Susanna, Suse (1852), d'Siisa, Süsetti, Setti, Ziisi; Elisabeth, Elsbeth (1801), Elsi (1669), d's Elisi, d's Liselli; Maria, d'Marijeⁿ und natürlich nach französischem Muster Märii, ds Mariili; Anna, Anni (d'Nanni).[19] Kirchlich klingen: Barbara, Barbli (1668); Baabi (1669); Katharina, d's Kathrini, d's Kathri, Tryna (früher

[15] A. f. Vk. 4, 249; Vkehr 3, 54; Simm. 356. [16] Font. 8, 181. [17] Stückelberg 49—52. [18] Stückelberg 1. 14 f.; vgl. dagegen Dumermuth. [19] Ndalem. 44.

sehr häufig), d's Triini; Dorothee (1668). Auf Christina gehen zurück Stini (1677) und emmentalisches „Stüdi"; auf Christóphorus, Christoffel: Stoffel Gfeller (1671); auf Christian: Christen, Chrusti und Christelli, woraus der Lauterbrunner „Hitti" und „Hittel" macht.

Diese Namensformen klingen nun mehr oder weniger an germanische an wie Adelheit (1669) oder Adele; an Wolffgang Wittwer (1668), Walthard Roth (1672) oder W. Bohren (1760); an Lienhard (1674), Lieni, Lienz (Lienz-Liebi); an Ludwig, Lüdi (1538), Lüdi (1544); an Fridli Braband (1676, 1679). „Friedli" ist in der reformierten Westschweiz eingekürztes „Friedrich", in der Ostschweiz „Fridolin". Friedrich und Fritz erinnern einerseits an Gottfried und Gödi, anderseits an Heinrich und Heinz, an Ulrich, Uelli und Jelli. Fridolin dagegen als latinisiertes Fridwalt lautet in der Form Fridolt aus wie Arnold — Erni — und erinnert an die Einkürzung -olf aus Wolf. Nach diesem kühnen und schlauen[20] Kampftier benannten sich einst unzählige Männer. So ist z. B. aus Hruodwolf („Ruhmwolf", berühmter Krieger), Rudolf, Ruedi und aus diesem der Ortsname bi'm Ruedihuus geworden.



Die meisten Namen lassen kosende Verkleinerungen zu. D's Heinelli, d's Beeti (klein Peter) und der Walliser Toni als heiliger Antonius haben ihre Parallelen in Benennungsweisen wie d's Rübelli (Rübi), d's Bräävi (Brawand), d's Böri (Bohren). Heruntersetzendes liegt in ihnen gar nichts. Man denke nur an so sympathisch klingende Namen wie d's Gläser Jelli (S. 325). Mit dem Ausruf: Neei bi Dösis! Es Böri han ich's[21] g'häben, es Böri wollt

[20] Zell 62—68. [21] Genitivische Anaphorie wie im echt Uhland schen: Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du 's nit. (Tu n'en trouveras pas un meilleur.)

i^ch's nid no^ch ei^ns! schlug jene Witwe eine indiskrete Bewerbung aus, die sie nachher, in passenderer Form angebracht, gerne annahm. (Vgl. auch S. 13.) Eher schon erinnern an Annämen (Zunamen) oder gar an Schnaaggen, wa mụ ei'm aanheichd (Übernamen), halb spöttische Verweiblichungen wie die alt Fritza (Friedrich), d'Hammscha (Abraham) oder wie „d'Uole^n" (Ulrich) u. dgl. im Emmental. (D'Hämmla dagegen ist Pluralform.)

Mit solchen Umformungen ursprünglicher Namen geht das Vergessen ihrer Grundbedeutung Hand in Hand. Unzweifelhaft schön und wahr erklärt man in erbaulicher Stunde Johannes und Johanna als „Gnade Gottes", wie Hanna und Anna als „Gnade"; wir deuten sprachgemäß Margarita, Meta, Gretchen und Grịịtli als „Perle"; wir zweigen von Ida, der „echt weiblichen" Germanengöttin Itis, den Ito (1347) und das Geschlecht „Iten" ab; wir stellen die Emma oder Imma und den Immo (1436) zu der „emsigen" Ammeißen und zu der Imme, sowie zum Immer, Immler, Imker.[22] Allein sehr bald scheitert unsere Gelehrsamkeit an dem verkappten Unterschied zwischen der im Namen liegenden und der gelegentlich neu in ihn gelegten Bedeutung;[23] und nicht lange, so verstummt sie vor dem offenkundigen Verzicht auf jegliche Bedeutung schon in alter Zeit. Unter 88 leibeigenen Grindelwaldnern des Jahres 1275[24] (vgl. S. 535) erscheinen 21 Heinrich, 12 Walther, 10 Konrad, 9 Burkhard, 7 Ulrich, 6 Jakob, 5 Peter, 4 Rudolf, 3 Werner, 2 Jordan und 1 Jôri, 2 Lütolf, 2 Johannes, 1 Berchtold, 1 Christian, eine Gysla. Warum das ein-u^n^dzwenzg „Lagerfürsten",[25] zwelf „Heerwalter", zähe^n „kampferfahrne Ratgeber",[26] nịịn „Burgverteidiger", sịben „durch Adelsgut Mächtige"[27] usw.? Vielmehr handelte es sich schon damals um Modenamen, in ihrer Art nicht anders als in den 7 Gottfried, 6 Adolf, 5 Hans und 2 Johannes und 1 Johann, 5 Fritz und 3 Friedrich, 4 Christian und 2 Christen, 7 Margarita, 4 Anna, je 3 Bertha, Ida und Marie usw., welche das Grindelwaldner-Geburtsregister von 1905 aufweist.

---

[22] Wurzel am: Graff 1, 250. [23] Man denke an biblische Namen wie „Abraham" nach 1. Mos. 17, 5; wie „Samuel" nach 1. Sam. 1, 28. [24] Font. 3, 145 f. [25] „Heim" ist urgermanisch ein dorfähnliches Lager (vgl. Kluge[5] 159 f. mit Hoops s/v.), und rîch ist gewaltig, mächtig, erst damit auch „reich". (Schrader, idg. Reallex s/v.) [26] Zu „können" und „kennen" stellt sich ahd. kuoni als „kundig" und erfahren in Kampf und Waffen; von hier aus ist chien zu deuten als: voller Zuversicht, wagemutig, „kühn", daher auch frisch, zählebig (z. B. eine Pflanze im Winter, ein lange nicht reifendes Geschwür). [27] Uodal, Udel ist Ablautform zu Adel: Graff 1, 144; Kluge[5] 5 und unsere S. 586.

Gleichwohl kann in der Wahl all dieser Namen eine große und tiefe Bedeutung liegen: eine Bedeutung gleichsam im zweiten Stockwerk des Sprachbaus. Sie liegt in der Erinnerung an persönliche oder Familien-Umstände zur Zeit der Namengebung,[28] oder an ein „geliebtes, teures Bild" wie bei Kindern, die die Namen verstorbener Geschwister erben. Die Namenserteilung gestaltet sich damit zu einer großen Pflegerin des Familiengeistes. Auch dieser Zug kann sich freilich durch den Zwang der Sitte mechanisieren und kann versteinern. So z. B. im Glarnerland,[29] wo in streng obligatorischer Reihenfolge Eltern, Großeltern und Seitenverwandte zumal als Taufzeugen ihre Taufnamen vererben. So kommt es in Gebirgsgegenden mit wenig Verkehr zu einer Eintönigkeit von Namen und deren Zusammenstellungen wie Johann Jakob, Johann Heinrich, Johann Peter, Johann Ulrich, Johann Gottfried, Anna Barbara usw., oder wie im Simmental Susanna Magdalena, Susanna Katharina. Das gibt dann all die tummen Gottfrîdel Grindelwalds und die Gotthelf'schen Annebäbi; dem Zürcher ist bei einem belanglosen Unterschied „Hans was Häiri", und der Lützelflüher spottet: Wenⁿ ihreʳ Zweeⁿ bi 'nandereⁿ stöö, so heißeⁿ Drei von 'neⁿ Hansueli. Die hier zugleich charakterisierte Namenshäufung konnte sich im Wallis bis zu Ungetümen auswachsen.[30]

Grindelwald dagegen, in welchem zur Seltenheit ein Hanspeter und ein Hansjërg ausfindig zu machen sind, Mariánni jedoch als einfacher Name gefühlt wird, zeichnet sich von jeher durch die Einfachheit seiner Namen aus. Dieselbe erleichtert dann auch die landläufige Umschreibung bekannter und häufiger Geschlechter durch genealogische Bezeichnungsweise, wie die Legenden zu unsern Porträts (S. 24, 30 usw.) sie vorführen. Zugleich führt uns letztere mittelst des in einer Familie beliebt und modisch gewordenen Taufnamens gelegentlich in ein hohes Altertum zurück. An die bereits S. 604 angetroffenen Gallus Egger reihen sich Hilti's Chrísten und Hilti's Háns als zwei Nachkommen eines Hiltbrand Brawand, der laut Tradition[31] aus dem Saastal stammt. Ihnen können wir die genealogische Reihe Hildbrand Burgener (1538 bis 1828) zur Seite setzen. Dieser eigentümliche Zug führt uns bis in die germanische Vorzeit zurück, wo noch der Klang der Namen eines kriegerischen Geschlechts das Wappen ersetzte.[32] Da wiesen ein Heribrand, Hildebrand und Hadubrand als Großvater, Vater und Sohn ihren

---

[28] Vgl. Note 23. [29] Vgl. Pfr. Dr. Buß im A. f. Vk. 4, 299 f. [30] Vgl. den Antusubarbischpeterjobschjosubantoni in der drolligen Erzählung Saas 102. [31] Cronegg v. 1737. [32] Vgl. Socin's schöne Ausführung in seinem Namenbuch.

„Stammen“ mit ihren Namen auf, deren Bedeutung nichts, deren Deutung alles war.[33]

Das bisher Ausgeführte erhalte seinen Abschluß mit drei fränkischen Heiligennamen, deren einer zugleich als Heldenname uns beschäftigt.

Der Name Michael — vgl. Michel Engel (1668) und der breit Michel — ist allerdings vorzugsweise in Brienz und Bönigen heimisch, doch auch in Grindelwald als Geschlechtsname nicht selten. Vorzugsweise grindelwaldnisch ist dagegen das Geschlecht Bẹrnẹt. Der Name gibt sich als Erbe des Bernard de Clairvaux (ca. 996—1081), verewigt in Stift und Berg des großen St. Bernhard, und kam gleicherweise aus dem Oberwallis wie die vormalige gutdeutsche Sprachform Bằrenhard, wie sie noch im Bằrenhardsbächli erhalten ist.[34]

An den dritten Namen erinnert das Martibächli. Nichts Eigenes bietet der Martistag (11. November) als Festtag für Zins einnehmende Gläubiger.[35] Schon eigentümlicher ist unserm Ort die an den Zinstag gemahnende Gäldschoïblada Martins über dem Martinsdruck. Eingeweihte finden in ihr den Sommer über von Zeit zu Zeit ein blankes Goldstück.[36] Dies mag ihnen sowohl die „Martinsgans“ der Reichen als das „Martinsbrot“ (Martis panis, Marzipan[37]) der Armen ersetzen und zugleich an die Doppelrolle erinnern, die dem Heiligen in Geschichte und Legende zukommt. Der Martin nämlich, welcher mit dem Schwert seinen Mantel halbiert, um ihn mit einem Armen zu teilen, ist einerseits der Armenvater Martin, Bischof von Tours (319—400), anderseits mit seinem Namen der Erbe des Schlachtengottes Mars, mit eingeflochtenen Zügen des „Himmelsvaters“ Jupiter. Daher die Vielgestaltigkeit seiner Verehrung. Ihm befiehlt der katholische Hirt im Alpruf oder Alpsegen allmorgendlich die zur Weide getriebene Herde an.[38] Das „Martinsvögelein“ (Marienkäferchen) soll beim Himmelvater und bei der Himmelsmutter Maria nach anmutigem Emmentaler-Kinderspruch[39] gut Wetter bestellen. Besonders aber sind auf den Heiligen als Helden die Züge mehr als riesenmäßiger Kraftentfaltung übergegangen. Zwei riesige Fingereindrücke in einer Felswand zu Friedliswart über Biel beglaubigten diesen fränkischen Heiligen als Apostel der Alemannen. In das Martinsloch an den Tschingelhörnern bei Elm (Glarus) könnte man ein Haus stellen.[40] Noch berühmter ist das Martisloch, mundartgemäßer freilich: das Heiterlooch (S. 132) am Ostabfall des Eiger, in der schmalen Senkelkante unter den Hị̄rẹllinen. Gegenüber dem-

[33] Vgl. Brugmann idg. Gramm. über die entsprechenden griechischen Namen. [34] Vgl. Cool. JS. CXIV; GlM. 130. [35] Moos (1781); A. f. Vk. 4, 247 f. [36] BOB. 76. [37] A. f. Vk. 6, 22—30. [38] Henne 97 f. [39] Himelgüegeli, flüüg uuf, flüüg uuf! Frag Vater u Mueter, gäb's morn well schön sii, schön sii! [40] Grun. 2, 136.

selben, am nackten Felshang des Mettenbergs hart am Wege zur Bäregg, gewahrt der Eismeerbesucher einen tief in den Felsen eingedrückten, gutgeformten Sitzteil. An diesem Martisdruck hat der Heilige den Rücken angestemmt und versperzd, als er die folgende großzügige Befreiung des Grindelwaldtales vollführte.

Einst hingen Mettenberg und Eiger, die nun ihre Riesenhäupter um eine gute Achtelstunde voneinander entfernt tragen, von oben bis unten beinahe zusammen. Eine schmale Spalte nur trennte die beiden und vermochte nicht, den Wall des Grindelwaldner-Eismeeres zum Vorstoß ins Tal hinunter durchzulassen. So stauten sich in den Zeiten der Gletschergröße an den südlichen Wällen der Bergriesen die Eisströme und deren sommerliche Schmelzwasser hinauf bis in die Höhle des Heiligen hinein. Zuletzt dann schuf ihre eigene Wucht ihnen Bahn, und sie brachen hervor über die Höhen des Challi, in fürchterlicher Wut das Tal mit neuer Sündflut bedeckend.



Der Riese mußte sich seiner Berghöhle wehren. Zugleich aber jammerte den heiligen Kriegsmann der blühenden Talgefilde. Und sofort war ihm auch der Weg der Hülfe klar: der Eisstrom muß freie Bahn für regelmäßigen Abfluß erhalten. So steigt der Mann denn hinauf nach dem Oberende der schmalen Klus. Da setzt er sich hin, lehnt den gewaltigen Rücken an die Westwand des Mettenbergs, stemmt die Füße und die knorrige Stange wider den Eiger, fi̦r dän vo̥ranhiz'stoßen. Ein Ruck! ein Druck! und ein Krach fährt durch die Berge, als müßte der Erdball in Stücke gehen. Eiger und Mättenbärg heben sich auseinander! Ein neuer Krach, ein Splittern und Klingeln, ein Donnern talwärts gestürzter Eisklötze! Nun ein Schäumen, ein Zischen nachstürmender Schmelzwasser, ein Gurgeln sich einbohrender Wirbel, ein breiter, trüber Strom, der sich zu Tale wälzt! Es ist die eine große Flut, der künftig nur noch verhältnismäßig schwache regelmäßig folgen.

Ein kleines Mißgeschick bloß begleitete die Krafttat. Im Augenblick des Bergeverrückens glitt an der Felswand des Eigers die Stange aus

und bohrte in der Wucht des Stoßes das besagte Martinsloch. Doch selbst im Mißgeschicke ruht ein Segen. Während mitten im Winter der Eiger dem Talgrund monatelang die Sonne verdeckt, blickt diese an gewissen Tagen und Stunden (S. 132) durch das Heiterlooch „als Gruß vom Vater Martin, daß man seiner nicht vergesse“.[41]

Allein noch einen weit wunderbareren Durchblick eröffnete der Gottesmann den Menschenkindern der Talschaft: den Blick auf diese Vieschérwand, die zu Zeiten in überirdisch hehrem Sonnen- oder Mondenglanz erstrahlt oder unbeschreiblich sanft und milde leuchtet; auf das Fiisteraarhore̥n, das im Zauber des Alpenglühens die letzten Grüße der Sonne zu Tale sendet; auf das ganze voll Ehrfurcht schweigende Gefolge dieses vornehmsten Hofstaats! So finden im Namen und unter dem Schutz des Heiligen riesige Kraft und zartes Naturempfinden, energische Selbsthülfe und inniges Mitgefühl sich in schöner Einheit zusammen, um in weitem Umkreis geistige wie leibliche Wohlfahrt zu pflanzen und im schönsten Sinn des Wortes Berge zu versetzen.

Am Sonntag.

Der Ostertag wiederholt sich allwöchentlich in der Auferstehungsfeier des Sụnntägs. So oft derselbe nun auch hier wie anderwärts sich zum G'schäftlitaag erniedrigt sieht: gefeiert wird er wenigstens in gut bäuerlichen Kreisen geziemend — zunächst im Gottesdienst (S. 621 f.). Gerade die bäuerliche Beschäftigungsart aber bewahrt auch vor einem Puritanismus, welchen man durch den Spaß ad absurdum zu führen liebt: Der Sụnntăg sĕ́llt ḁ^{l}só heiliga sịịn, daß mụ drịị Tag dḁrvor u^{n}d drịị Tag dḁrna^{ch} nịịd tĕ́rfti wärhen. Der Sonntagsfeier kommt übrigens ein alter Glaube zu Hülfe: We^{nn} mụ am Sụnntăg hewwed, sụ gi^{b}d's mit dem Veh eppḁs Ungueds. Die alten Chorgerichte, die so häufig über Sonntagsentheiligung abzuurteilen hatten, fanden denn auch selten mit hewwen, schochnen, Chŏren ụụfnään u. dgl. sich auseinanderzusetzen. Mehr gab ihnen der sonntägliche Grämpel auf dem Kirchhof, das hin- und wịder-tragen von Waren durch die Nịrgge^{n}schmịdi[1] und durch Grämpler zu tun; so auch das Salpetersieden zu Mettenberg und in der Schwendi, das Wärmen des Bades im Tschingelberg einem Landweibel zulieb. Streng ging man ins Gericht mit Sonntagsvergnügen

---

[41] Vgl. BOB. 75 f.; ÄJG. XLVI; Hugi 99; Wyß 427. 672 f.; Grun. 1. 93; 2, 136; Jahn KB. 329.

[1] Ch. 1683. 18/10.

wie Jagen, Schwingen (1671), chĕglen, „Hurnußen schlaan“,[2] „mit dem Alphorn hornen“. Mädchen wurden vorgeladen, weil sie am (gewöhnlichen) Sonntag getrunken und gejauchzt (1674), am Jakobssụnntäg (S. 618) Dorf gepflegt (1682) und an einem Dorfsụntäg „ihren Kilbenen nachgezogen“ (1679).

Solche Strenge erklärt sich in weitgehendem Maß als Kampf gegen die Roheit des Jahrhunderts, dem der dreißigjährige Krieg angehört, aber auch als Ausfluß der Stimmung, in welche die lange Reihe von Seuchenjahren (S. 638 ff.) die „öffentliche Meinung“ versetzt hatte. Zu den Überresten roher Volkssitten, mit deren perspektiveloser Darstellung so häufig das Bild der zeitgenössischen Volksseele leichtfertig verzeichnet wird, gehört z. B. das Ootschi oder die Tschäggeta, Roitschäggeta (Maskerade). Sie erinnert an die alte, anderwärts immer noch geduldete Triichleta (Zügelfuhr).[3] In Grindelwald ist dieselbe seit etwa fünfzig Jahren verpönt und zwar um ihrer Roheit willen, die sie zu einem angeblichen Volksgericht sehr wenig geeignet machte. Denn die Weigerung eines Bräutigams, seinen Jugendgenossen das übliche Trinkgelage zu verabfolgen — 'neⁿ d'Letzi oder nach früherm Ausdruck: d'Chränzleta z'gään — oder die Heimführung einer ortsfremden Tochter durfte doch wohl kein der Sühne bedürftiges Vergehen heißen.



Von ihrer harmlosen, sogar etwa kindischen Kehrseite angesehen, erinnern solche Szenen an das ggoolen und ggangglen, entfernter auch an das hụụsellen (S. 433), an das sich vertwellen, an das Vertwelli (S. 151) Kurzweil treibender Kinder. Man denke hiebei an das bääbellen oder mämmellen des kleinen Mädchens mit seinem Bääbitötsch, Tolgg, Trolgg; an das rĕssellen des Knaben mit dem Steckenpferd; an das Pfụrri (Brummkreisel) in seiner Hand; an die Nachahmung des Spinnens mittelst der durch die Nuß

² 1680 8/10. ³ König 66 f.; Wyß 335 f.; Vkehr 3, 53; Lötsch 118.

gezogenen Schnur. An die Masken erinnert das zẹllĕggnen oder Verbärgis machen größerer Mädchen, an das Rennen damit: das tschăgginen oder d's Tschăggi gään, an die Teilung in Parteien das Bĕĕsi=Mueter=Spiel, an das blindimụụsen.

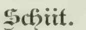
Das von größern Knaben betriebene mässerlen hinwieder, das d'Loosa jăgen, den Haas jăgen, z'Chrieg ziehn bilden mit ihrer Kombination von Geschick und Zufall Vorstufen zu Spielen wie dem nịịnẹllen (d's Nịịni ziehn), dem brätten auf dem Brätt, dem Spiel mit dem Einig, Zweijig, Dreijig, Vierig, Fịịfig und Säxig des Würfels, sowie der Augenzahlgleichheit beider Würfel, das Bịff geheißen. Der Charten hingegen (die Spielkarte, aber auch jede andere Karte) bleibt hoffentlich noch lange abseits.

Spartanische Spiele wie das fụụsten, Gärsta stampfen, d' Schịßla oder d's Hăfẹlli welpen, Stäcke[n] ziehn, häägglen, uber die hool[l]endisch Brĭgg, uf [d]ẹụ Grind staan haben mit Unrecht das Blatte[n] schießen zwischen Stein und Stein auf dem Weideplatz derart verdrängt, daß bloß der Blattenschutz als natürliches Längenmaß dem lebenden Sprachgebrauch verblieben ist. Erinnert das „Plattenwerfen" von ferne an das Stei[n]stooßen (zumal das Hantieren mit dem Unspunnerstein), so findet das zum Nationalspiel veredelte „Hụrnụụßen[4] des Unterlandes seine elementare Vorstufe im hụrnen. Irgend ein schräg gestütztes Lădli als Stĕckli nimmt ein kunstloses Holzstück, den Hụren auf, welcher mit dem ebenso primitiven Hụre[n]stäcke[n] 'trịben wird. Die emporgehobenen Hụre[n]schịndli trachten ihn abz'tuen oder, wenn sie ihn nicht 'bsiehn, z'vertrịịben, damit die Gegenpartei eine kleinere Distanz z'mässen bekomme, oder aber ihn z'rụggz'rĭehrren, z'zwịrnen.[5] Eine ebenso primitive Vorstufe bildet das ungeregelte fălen, die Fălẹta gegenüber der edlen Schwingkunst. Letztere ist angesichts ihrer Verbreitung in unserem Buch lediglich anzutippen, um ihrer wenigen in's Alltagsleben verpflanzten bildlichen Ausdrucke willen. Mid ei'm schwingen bedeutet überhaupt: mit ihm um die Übergewalt ringen; einen darschlaan: ihn besiegen; ziehn u[nd] verhaan: anziehen und sich stemmen, angreifen und sich wehren; den Haagge[n] schlaan: heimtückisch kämpfen.

Mit Unrecht hinwieder stellen Ausdrücke wie umhaspringen und das Umhag'spring, die Rụfflẹta, das tooßen und die Tooßẹta den Tanz in die Reihe roher Vergnügungen. Dahin kann er gehören dank den Beigaben roher Unterländer alten Schlages. Dagegen ist der im Satten („sittig") ausgeführte Polka (z. B. der Chrịịzpolka), der

[4] JG. UK. 55—57. [5] Ihn also zweimal — zwiren — fliegen zu machen.

ebensolche Mássolka, der Walser (z. B. Schleppwalser), der Galopp oder der Schottisch an und für sich eine ästhetische Augenweide für den Zuschauer, welche bekanntlich durch die Obrigkeit innerhalb enger Grenzen längst freigegeben worden ist. Veredelt sich doch auch die davon unzertrennliche[6] Mu̦u̦sig (die ganz Mu̦u̦sig d. i. alles) von Jahr zu Jahr. Sie hat aber auch in einem Kurort wie Grindelwald an einer temporären Kurkapelle wie der des „Eiger“ treffliche Vorbilder zur Übung wirklich schöner Tonkunst, die dann auch über das sonst übliche u̦u̦fmachen von Tänzen und Märschen weit hinaus geht. Mehr und mehr findet dementsprechend die edle Zi̦tęrra Eingang am Platz des altmodischen Schi̦i̦t's, der Hánottęrren, des Hackbrätt's, worauf das 1902 gestorbene Hackbrättwi̦i̦bli Bescheid wußte. Jedenfalls paßt das zi̦tęrren besser als das schi̦i̦tęrren als Ersatz für das Klavvier, auf welchem in Grindelwalds bäuerlichen Kreisen noch nicht im Übermaß „Hackbrett gespielt“ wird. Der alten Zeit gehört auch das schwäglen an: das Spiel auf der Hirtenflöte oder Schwäglen. Es ist vergessen wie die Glaaspfi̦i̦ffa[7] aus der ehemaligen Glasbläserei Iseltwald und wie das ihr ähnliche Instrument der alten Kriegsmusik, deren Künstler den Familienzunamen Pfi̦i̦ffer bis auf den heutigen Tag auf die Nachkommen vererbt haben.[7a] Der Ausdruck e̦ Grind haan wie n e^n Pfi̦i̦ffer erinnert an die noch größere Anstrengung der Alphornbläser, deren nicht wenige Brüche haben (erbroche^n si̦i̦n). Gleichwohl lebt in den sommerlichen Perioden des Fremdenstroms das Alphören wieder auf — so selten sich auch ein Horner, Alphorner findet, der auf seiner Blaaseri̦ (Bläserstation), statt nur erbärmlich zu pu̦ggen, wirklich mit Kunst und Geschick i^n d's Alphören blaasd. Mit Vergnügen nennen wir unter den wenigen die am „Unspunner“ Hirtenfest von 1905 prämiierten Vater und Sohn Burgener in Burglauenen. Möchte es geschulten Künstlern mit der Zeit doch gelingen, diese edle Musik aus der himmeltraurigen Verkettung mit verkappter Bettelei[8] herauszureißen! Ist denn wohl auch schon für alle Zeiten der Beweis geleistet, daß das Alphorn unmöglich im modernen Orchester heimisch zu machen sei?[9] Wie lieblich erzählt der Volkslieder-



Schiit.

[6] Ahd. spilôn heißt: sich munter bewegen; es bedeutet Tanz und Musik zugleich.
[7] Wyß 873. [7a] Lötsch 130. [8] v. Tav. 126 u. a.; vgl. „des Alphorns Klage“: And. 933 f.
[9] Alpz. Mai 1906, 96; König 62.

komponist Ferdinand Fürchtegott Huber in seiner kleinen Selbstbiographie [10] von seinen erfolgreichen Bestrebungen, das Alphorn als Nationalinstrument wieder zu Ehren zu bringen! Welche persönlichen Opfer auch brachte seinerzeit der Schultheiß Niklaus Friedrich v. Mülinen um die Hebung dieser Kunst! Wenn nun solche Kenner und Förderer edler Volksmusik gerade in Grindelwald den „besten Ort“ erblickten, um das Alphornblasen organisch in die Kunst des Jodelns und Singens einzufügen, welchen Ansporn sollte das unserer Zeit aufs neue bieten! Es käme vor allem darauf an, es der Sentimentalität zu entheben, die einst [11] das echt volksmäßige „Zu Straßburg auf der Schanz“ mit Hereinzerren des Hirtenknaben und Alphorns verunstaltet hat. Es wäre ihm zunächst einmal das Mark alter mannhafter Frömmigkeit wirklicher Hirten wiederzugeben, [12] die mit dem allmorgendlichen Alpsegen zugleich von Berg zu Berg sich munter begrüßten.

Dann würde sich auch hier erweisen, daß es keinen Gegensatz gibt zwischen geistlicher und weltlicher Musik, daß jene nicht absolut langweilig sein muß und diese nicht ausschließlich leicht geschürzt zu sein braucht. Das besagt in origineller Weise Grindelwalds Sprachgebrauch. Da hat der Ausdruck Chịlheṇgịiger für Orgẹlist (Organist) allerdings komischen Anstrich erhalten, weil der Gịiger und d's Gịigers nunmehr fast bloß den Gegensatz zwischen Kirche und Tanzboden ins Bewußtsein rufen. Komische Erinnerungen erwecken auch die fehlenden oder falschen Nooti (Tonerzeuger wie Saiten, Pfeifen, Klappen usw.) auf dem Schịịt eines Gịiger-Elsi. Allein die neue komische Seite der Sache und die alte unbefangene Bezeichnungsweise gehen einander nichts an; sie sind nicht in ein Band zu nehmen: es ist hier nicht e^{n}s Holz an der Gịigen. Man braucht ja auch bloß einmal einen rechten Violin- oder Cellospieler zu hören, um sich vorzustellen, wie gleich der Geige auch die Orgel, dieses „Organ“ (organum, organ, „les orgues“) ihre herrschende und weitgreifende Bedeutung des Musikinstruments par excellence behaupten konnte. Auch die Zieh- und die Mundharmonika heißen von daher Handorgẹlla und Mụ̈ulorgẹlla; daß das Harmonium ebenfalls Oorgẹlla genannt wird, begreift sich leicht; daß aber auch das Piano sich in diese Bezeichnung teilt und daß oorgẹllen überhaupt so viel wie Musik machen ist, beweist aufs neue die generelle Bedeutung der „Orgel“, welche der „Kirchengeiger“ spielt.

Es rechtfertigt sich also, daß wir gerade hier die Kirchenorgel mit zur Sprache bringen. Auch eine solche wird ja in Grindelwald „gespielt“,

---

[10] F. F. Huber (von Karl Nef, St. Gallen 1898), S. 8. [11] In „des Knaben Wunderhorn“. [12] Cool. JS. CXLIV.

seit sie dank den Bemühungen des Pfarrers Ziegler[13] im Jahre 1839 auf das eigene Orgellenlleibli gegenüber der Empore zu stehen kam. Das damalige Weltwunder, welches Grindelwald sich fiiiftuufig alt Franken kosten ließ, wurde denn auch billig bestaunt, und ganze Scharen liefen her, dem Aufbau zuzuschauen.[14] Nunmehr ist über das menschliche Wunderwerk eine menschliche Altersschwäche besonders in der Form zeitweilig peinlicher Atemnöte gekommen, und es ist hohe Zeit, daß der seit Jahren angesammelte Orgelbaufonds zum Bau eines der Ortschaft würdigen neuen Werkes ausreiche. Möge diesem nur, wo möglich, der prächtige Prinzipalpfeifenprospekt erhalten bleiben! Dann langen die Mittel um so besser zu den neuesten Errungenschaften der erhabensten Baukunst z. B. auch in der pneumatischen Mechanik. Man braucht dann nicht mehr gemäß ältestem Ausdruck d'Orgella z'schlaan,[15] wogegen dann freilich für den Kalkanten jede Grund der Gleichstellung mit dem Organisten wegfällt. Bisher hätte jener auch hier wie anderwärts Grund gehabt, nach abermals vollbrachtem schwerem Werk dem Organisten auf die Achsel zu klopfen: So, hiit hein mer's umhi eins brav g'machd! oder aber, wenn nach seinem Gutachten ein



andermal der 57. Psalmen nicht „gut gegangen" wäre, nach plötzlich ihm aufgegangenem Licht auszurufen: jaa soo! ich han drum den achtundsächzigste (trappet! oder hier: 'zögen)! Ein noch wichtigerer Faktor des Gutgehens war aber das Windmachen vor Einführung der Orgel. Da begleiteten oder vielmehr leiteten nämlich drei P'hössuuner (Posaunenbläser) den Kirchengesang. Jeder derselben erhielt im Jahr eine Dublone.[16] Nicht zufrieden jedoch mit diesem Tübel, hein s' tübled (geschmollt): sie organisierten den in Grindelwald bisher einzigen verurkundeten Streik, indem am ersten Sonntag nach Neujahr 1688 alle drei ausblieben. Das Beginnen schlug ihnen jedoch zum Unheil aus. Sie mußten Abbitte leisten und um den alten Lohn weiter dienen.[17]

---

[13] GlM. 47. [14] GlM. 55. [15] Heß (Gesch. d. Orgel, Bern 1907) 6. 9. [16] GlM. 54. [17] Ch. 1688 8/1.

Der nach der Reformation erst noch zu kultivierende Gemeindegesang ward vorderhand ersetzt durch eigene Sänger. Als Gratifikation ward ihnen alljährlich eine Mahlzeit aus dem Talseckel ausgerichtet.[18] Auch hier erregte die Unzufriedenheit etwa ungeberdiges Wesen. Die einen blieben „aus Hochmut" oder aber vor Fịịli ferne; andere lachten vor Geihi („aus Gauchheit") während ihrer Funktion. Als scharfe Censuren und sogar Gefangensetzung[19] nicht auf die Dauer nützten, erhielten sie behufs scharfer Kontrolle eigene Stühle angewiesen.[20]

Mehr trug zur Milderung der Sitten die edle Gesangesgabe bei, als Pfarrer Ziegler (in Grindelwald 1834—43) sie aus der Baumschule der Kirche ins offene Feld des Volkslebens hinaus verpflanzte. Er richtete eine abendliche Singschuel ein und legte damit den Grund zum blühenden Gesangswesen der Gegenwart, dem nur die winterliche Fremdensaison jeweils eine empfindliche wiewohl begreifliche Unterbrechung bereitet. Wo Silberstimmen reden, müssen silberne Stimmen schweigen. In der Zeit aber, wo Grindelwald wieder bei sich selber zu Hause ist, beteiligt sich auch das Pfarrhaus energisch aktiv an den öffentlichen Vorträgen des Männer- und des gemischten Chors: auch da geid d'Chilha i^{n} d'Wäld ụsi, wie d'Wäld i^{n} d'Chilha inhi.

Für Untrennbarkeit des Geistlichen und Weltlichen in Gesang wie übriger Musik redet abermals die Sprache mit. Rụmmḁ^{n} d'Bättler und d'Stịndḛller singen all Väärsa; die übrige Gesangswelt wird des langen Strophenliedes müde und fordert, wo verschiedene Stimmungen des Textes zur Geltung kommen sollen, das durchkomponierte Lied. Drum hieß in alter Sprache ein mehrstrophiger Gesang pluralisch „die liet". Das Lied hatte oder vielmehr: war nur eine Strophe; in der Mundart gesagt: nur éinen Värs oder ei^{n}s G'satz. Alle diese Ausdrücke aber erklären sich aus dem altdeutschen Altardienst, zu welchem speziell auch der Leich[21] (Tanz[22]) mit Musik und Rezitativ[23] gehörte. Wer (in einst buchstäblichem Sinn) mid enandre^{n} g'leihed heed, reichte sich die Hände zum feierlichen „Singetanz" um den Altar. Ein Gang desselben hieß nach seinem Neubeginn mit einer „Wendung": Värs[24] oder nach dem „Ansetzen" dazu: G'satz (alt: „Gesetz"), nach seinem Abschluß aber mittelst „Auflösung" der Reihe: Lied.[25] Wie

---

[18] Ch. 1672 8/11. [19] 1673 20/7. [20] 1675 9/7. [21] Mhd. WB. 1, 958 ff. [22] Vgl. 2. Sam. 6, 5—14 ff.; 2. Kön. 18, 26 und speziell den „Singetanz" 2. Mos. 32, 18 f. [23] Vgl. „singen und sagen" (singend sagen): mit gehobener Stimme vortragen oder vorlesen. Das bedeutet bei Ulfilas schon bloßes „singen". In der Synagoge stand Jesus auf und wollte „lesen": singwan bôkôs (Luc. 4, 16). Daneben bedeutete das Wort auch unser wirkliches singen (Col. 3, 16 und Eph. 5, 19), und ebensogut ein (halblautes) Lesen für sich allein (Eph. 3, 4). [24] Lat. versus = gr. strophe. [25] Vgl. Kögel, Lit.-Gesch. I.

nun vom vorchristlichen Opfermahl die weltlichen Festmähler mit Tischgesängen sich herleiten lassen,[26] so vom nämlichen Ursprung der auffallend ernste, elegische oder gar tragische Inhalt des echten Volksliedes. Was hat ein „Breeneli ab dem Guggisbärg“ mit einem importierten Salontirolerlied zu tun! „Das Lied gefällt dem Landvolk so recht nur, wenn es ernsthaft ist“,[27] und selbst das lieden und tschänzlen in dazu aufgelegten Stunden hat seinen bleibenden Beifall nur, wenn den Worten das Mark nicht fehlt. Ohne solches ist ihm das G'sang grad ohni Wort lieber, und g'nooted's (in Noten gesetzt) braucht dieses dann auch nicht zu sein. Lieber verläßt man sich aufs G'hëër (Gehör) und die P'reihi (Treffsicherheit). So kommt es, daß dem Gebirgsbewohner und nicht weniger der -bewohnerin[28] das hoiren und juchzen[29] ein so lieber Zeitvertreib zumal eben am Sonntag geworden ist. Das hoiren ist ursprünglich ein An- und Zuruf aus der Ferne, dem auf stillschweigende Übereinkunft hin eine bestimmte Bedeutung seiner Nuancierungen und damit eine Stellvertretung der Sprache zukommt. Mu hoired ze'm Ässen u. dgl., wie man im Emmental „huubi“ ruft. Schon die entsprechende Antwort aber kann das Gefühl erwecken, daß man hier „Music singe“,[30] und das reizt gelegentlich zu einem



„vollen Gejubel auf den Höhen umher“.[31] Der Nachhall im Gedächtnis führt dann wohl noch zu einem leisen heirellen „so für sich hin“. So jodelt das bereits aus dem Munde vierjähriger Mädchen mit zarter Stimm, zart, was ja nicht etwa „leise“, sondern hochstimmig und zugleich wohlklingend bedeutet. Brummt dann zum kindlichen Duett etwa gar mit iinhöhlem oder gröbem Ton „des Alten Sang dazwischen“, so ist das „Lied ohne Worte“ fertig. Was sich bei ihm an

Die Richtigkeit der Auffassung ist von der Möglichkeit so großer Wandlungsfähigkeit einer Wurzel abhängig, aus welcher auch gr. ly-o = lö-se und lo-s sich herleiten. [26] Bruinier 61. [27] Ebd. 10. [28] König 62. [29] Gw. Rs. 5. [30] Rebm. 512. [31] Wyß 873.

Mendelssohns Liebreiz und „Melodienverschwendung“ vermissen läßt, ersetzt vielleicht nachher ein junger Älpler trotz mangelnder Singstimme. Seine geschmeidigen Lippen bringen unsagbar weich verschleierte Fisteltöne, an das berühmte Pfeifen Hölty's erinnernd, zustande. Nachdem er in zierlichen Modulationen — Chehrlinen — eine Weile 's e̥s gued umhag'chehrled heed, münden seine Vorträge aus in „langaustönende Lieder von einfacher Melodie“.[32]

Als dankbarer Hörer haben auch wir da einen guten Sonntagnachmittag oder -abend verlebt und freuen uns, am nächsten Dorfsụnntäg, dem ersten Sonntag des August, viel vereinzelt Gesehenes und Gehörtes wie im Rahmen eines Programms vereinigt zu finden. Lebten wir ein Jahrhundert früher, so könnten wir schon acht Tage vor diesem Älplersonntag den Jakobssunntäg mitmachen.[33] Das war nämlich der Sonntag nach Jakobi 1712, an welchem man das frohe Ereignis feierte, daß von 201 zum Villmergerkrieg ausgezogenen Grindelwaldnern zweihundert zurückkehrten.[34] Man feierte seither den Tag mit neuer Kleidung, einigen Lustbarkeiten und besonders einem festlichen Mittagsmahl. Das Hauptgericht desselben bestand aus „verhabnen“ oder Chnew-Chi̊echlinen (S. 502). Diese hießen aber um ihrer Dünnheit willen vorwiegend Strewwibletter oder, nach dem dazu verwendeten Fett, Achche̥rrandchi̊echle̥ni (S. 187), entstellt: Achcherchi̊echle̥ni. (Im Lütschental und um Zweilütschinen sammelten nämlich ehedem Grindelwaldkinder Buchecker. Das daraus gepreßte Buchenöl ist, frisch verwendet, auch als Speisefett vorzüglich.) Mehr und mehr geriet aber der Jakobssunntag hinter seinem zeitlich so nahen Konkurrenten, dem Jakobstag (S. 603), in Hintergrund und Vergessenheit.

So oft und so begeistert nun diese Bärgdorf oder „Bergdorfet“ älterer Zeit geschildert worden sind:[35] die g'chnụ̆blete^{n} Stäcken (knorrigen Stöcke), mit denen sich ehemals jeder Festbesucher zu eventuellem dri̥^{n}ri̊ehrren (dreinschlagen) und wammsen (prügeln) bewaffnete, bringen etwas grelle Mißtöne in das mehr berühmte als gerühmte Schäferidyll. Lieber doch sehen wir uns das einförmiger, aber doch gemütlicher gewordene Fest unserer Tage an. Wir haben die Wahl zwischen dem Wärgistaldorf an Alpiglen oder im Rootstĕckli, wo wir gleich wie am Itramerdorf auf dem Männliche^{n}-Rigi mit Lauterbrunnern zusammentreffen; oder dem Bachdorf, welcher gemeinsam mit Brienzern auf dem Waldspitz wie ehemals auf dem Fụụlhören sich abspielt; oder dem Scheiteggdorf, auch Gräätli-

[32] Ebd. [33] Vgl. Meisner in AR. 1811, 121. [34] Wyß 611. [35] Z. B. A. R. 1811, 118; 1819, 339.

dorf (S. 9) geheißen.[36] Die hier überall sich abspielende Festlichkeit zu schildern, erlauben Zweck und Raum dieses Buches nicht;[37] es darf hier bloß Platz finden, was an den Ausdruck „der Dorf“ anknüpft. Dahin gehören als so shocking sich anhörende, tatsächlich so harmlose Dinge, wie der Dorfschnaps oder das Dorfb'brennts. Das ist der Entgelt der Mädchen für die ihnen gespendete Bewirtung. Der höchst ausgiebig mit allerlei Ingredienzien (S. 180) versüßte und gemilderte Trank, dessen Hauptwert in der Art seiner Darreichung liegt, wird im nämlichen Dorfgu̦tterli kredenzt, das im Winter den Vater und Bruder zur schweren Arbeit im Walde begleitet. Ob letzteren der Trank auch im heißen August auf der Alp in gleicher Weise zusagen werde, wird von ihnen am vorausgehenden Dorfsamstăg mit Kennermiene g'seckd (gekostet). Daß solche Vorprüfung gerade bei der leiblichen Schwester stattfinden müsse, steht nirgends geschrieben. Immerhin kann alles, was irgendwie mit dem Bärgdorf zusammenhängt, seiner Natur gemäß gleich harmlos verlaufen wie der Vorsaßdorf am Vorsaßsunntăg (S. 296 ff.),[38] z. B. der Loi̯chbi̯elsu̦nntăg.



Für die Beschränkung auf den einzigen Älplersonntag des Jahres entschädigen sich die Mädchen nicht sowohl durch dessen intensives Auskosten, als vielmehr durch die wiederholten winterlichen Nachklänge des großen Dorfs. Sie ziehen gesellig etwa neun bis zehnmal von Stube zu Stube und lassen sich auf Gegenseitigkeit hin bewirten. Es ist dies jedenfalls ein gehaltvolleres und mit seiner taghellen Öffentlichkeit gegen die Kritik gewappneteres Vergnügen, als die von den Jungburschen gepflegten kläglichen Reste des nur noch selten inszenierten Eierloiffet (Eieraufleset).[39] Wir meinen den Eierbättle̥t, welcher im Frühling einige Samstagnächte nacheinander bis zum Überdruß auch des letzten

[36] König 38; Vkehr 3, 54. [37] Vgl. dagegen unsere Darstellung Bern V. 31 ff. [38] Vgl. AR. 1812, 303. [39] Wyß Jd. 1, 268—302.

Gebers geübt wird und füglich einem edlern Vergnügen Platz machen könnte. Auch ohne den Selbstkonsum solcher fakultativer Geflügelsteuer könnten die Zusammenkünfte, denen ja doch der Schlaf geopfert werden soll, zu einem gemütlichen dorfen und bb'richten[40] sich gestalten. Ja, das Mindermaß des zum ahischweihen geforderten Weins würde es zu manch einem unmerklich sich entspinnenden z'säme"sägen, täligen und usiheischen (S.S) nicht kommen lassen. Gemütlicher als solch ein bis zur Handgreiflichkeit gedeihendes dorfen ist jedenfalls schon der auf der Straße sich abwickelnde Dorf oder sogar das ganz kurze Déérfli.

Nun könnte es scheinen, all die bisher verhandelte Geselligkeit habe mit einer richtigen Sonntagsfeier gar nichts zu tun, ja die beiden Dinge lassen überhaupt nur keinen Vergleich unter sich zu: das geid denn niid z'säme" z'Dorf! Wer nun aber schon eine „Bergpredigt" des Ortsgeistlichen zur Eröffnung eines vaterländischen und drum nicht minder gemütlichen Bärgdorfs im Tempel des hehren Alpengebäudes angehört oder doch von solcher gehört hat, kann auch hier Mehl und Sauerteig zu gutem Lebensbrot sich durcharbeiten sehen. Wie häufig nur der Mangel eines die Menge durchherrschenden gemeinsamen großen Gedankens, Gefühls oder Zuges einen festlichen Tag der Öde und Langeweile ausliefert, zeigt ein Blick auf die gegenteilig gestimmten Scharen, die am Sonntag Morgen sich im éinen Mittelpunkte sammeln. Dieses Zentrum kann, wenn es sich in feinfühligem Kontakt mit allen Lebenskreisen bis an die Peripherie hinaus erhält, in alle Zukunft hinein immer noch die Kirche sein. Grindelwalds Gotteshaus steht zwar just am einen Ende des Dorfes; allein der Großteil seiner Bevölkerung erblickt doch den Inbegriff dessen, was in allen denkbaren geistlichen und weltlichen Lebensumständen rächt ist u"d si^ch g'héérd, noch immer in der bildlichen Rede veranschaulicht, daß d'Chilha emmitt's im Dorf bliib.

Die heiligen Handlungen.

Är ist schwarza voráhi, är wird eppa mießе" zuehistaan: der Mann, der Jungbursch ist in seinem dunklen Sunntägg'wand (S. 479) „hinunter gegangen", nämlich als Pate zur Kirche. Hoffart ist aus diesem Anzug grundsätzlich ausgeschlossen. Das zeigt ein Blick auf die Schuhe. Die sehen trotz dem saubern Wege etwas verblichen schiinend aus, weil der Eigner sie im Lauf der letzten Woche gewichst hat (für die vorauf-

[40] GlM. 18.

gehende Näſſe aber gſalbed ghäben hed). Denn we^{nn} mụ am Sụnntäg d'Schueh wịrd, ſụ gi^{b}d's U^{n}g'ſeel im Stall. Von Hoffart redet ebenſowenig des betagten Mütterchens Brĕdighụụba oder Chịlhenhụụba (S. 489), wenn ſie ſich auch weit kleidſamer ausnimmt als die „ſtuchen" und „tüchli" [1] der Weiber, welche in den traurigen Peſtjahren (S. 638 f.) bei einem Schilling Buße und ſechsſtündiger Gefangenſchaft „getüchlet" [2] zur Kirche gehen mußten.

So miſchen ſich äär und ſịjă in die wallende Prozeſſion der Chilcherlịịt. Es iſt Winter, und eben ſchlaad's ẹindlịſi. E^{n} Viertel na^{ch} den eindlịſen geid d'Brĕdji ịịn. Im Sommer beginnt der Gottesdienſt um zehn Uhr; eine Stunde früher alſo auch iſ' 's ụụs. In welchem Maße man früher den Bedürfniſſen einer ſtundenweit wohnenden Hirtenbevölkerung entgegenkam, als man den Sonntagsgottesdienſt auf acht Uhr, die Wärchtagsbredji auf ſieben Uhr morgens anſetzte, [3] mögen Sachverſtändige entſcheiden.



Z'Bredji oder z'Chịlhen ging man, in Fortſetzung einer urchriſtlichen Übung, bis weit in die proteſtantiſche Zeit hinein nämlich auch am Mittwoch und Freitag Vormittag. Noch heute hat das Unterland ſeine Freitagsfeier; im Oberland iſt nun auch der Frịịtäg wie en andra Taag.

Während es z'ſäme^{n}lịịted (oder nun auch ịị^{n}lịịted), ſtehen die Männer in plaudernden Gruppen um Kirche und Talhaus. Solches „ſtotzen uf dem Kirchhof" war ehemals unterſagt. Alle ſollten während des Einläutens dem Bibelvorleſer (S. 642) zuhören.

Der Gottesdienſtbeſuch wurde ſcharf kontrolliert. Schon wer „in drei Wuchen niemalen z'Bredig gangen", ward als einer, der nur „der faulen Haut abwarte", vor Chorgericht beſchieden. Scharf getadelt ward auch, wer „vorm Gſang vnd vſſpruch des Segens vs der kirchen lief, um dem Kram nachzulaufen"; und keinesfalls durfte vor dem „gemeinen

[1] Ch. 1674 3/4. [2] 1669 23/7. [3] 1674 13/3.

Gebät" auf dem Kirchhof Brot verkauft werden.[4] In der Kirche aber hieß es „uf losen"! Wer schlief, schwatzte, lachte oder gar Gespött trieb, konnte eines Zurufs ab dem Chanzel aha gewärtig sein.

Um so angelegentlicher nahmen aufmerksame Zuhörer schon vom Text der Predigt Notiz, und die Cronegg enthält ein recht interessantes Verzeichnis vom T'hägschten zu Gelegenheitspredigten. Wie aber auch im täglichen Leben zu Haus und auf dem Marktplatz gelegentlich 'bredjed[5] oder umha'prĕdiged wird, was das Zeug hält, so wird ausgiebig auch uber das und das 't'hägschted. Disputierende hein uber daas z'säme^{n} 't'hägschted. Ei'm de^{n} T'hägscht lắsen oder in alter Reminiszenz noch häufiger: eim d' Mắß (Messe) lắsen bedeutet spezieller als im Schriftdeutschen: einem ins Gewissen reden. Tut das seinerseits der Prediger so, daß man aus seinen Worten genügend deutliche Anspielungen auf den und den herauskonstruieren kann, sụ hed er's aber ei^{n}'s gued g'machd. Muß man aber wohl oder übel auch die eigene Person mit in das Urteil einbeziehen: hị̈ịt hed er allem uf d'Nịß g'gään, so ringt sich der Aufrichtige zur Anerkennung empor: är hed schĕ̈nn 'bredjed (oder 'prĕdiged). Eine sehr kritisch veranlagte Grindelwaldnerin aber verabschiedete einen wegziehenden Pfarrer: Jetz b'hïet e^{w}ch der lieb Gott, Her^{r} Pfaarer; i^{ch} fịrchteụ grad, mier uberchĕ̈men no^{ch} de^{n} schlächtre^{n} wan das iehr sịịd g'sịịn.

„Nach dem gemeinen Gebät" mußten je sechs Ehepaare oder Verwitwete zurückbleiben, um das Examen domesticum zu bestehen. Gab es doch siebzigjährige Hausväter, welche „nicht einmal die zehn Gebote sprechen konnten". Unfleißige Examengänger wurden noch 1713 bestraft; und 1669 hatte Pfarrer Erb im Chorgerichtsmanual ein förmliches Verzeichnis aller Haushaltungen begonnen, um strenge Kontrolle zu üben. Die Pest nötigte ihn jedoch, das kaum Angefangene wieder zu streichen.

Z'Chilchen ging man früher speziell (oder man feierte „Kirchgang"), um sich trauen zu lassen. Solches hochzịịten sah von jeher die Grindelwaldnerkirche recht häufig. Nicht nur gehört erst recht in einem abgeschlossenen Gebirgstal ze jelhem Hắfe̥lli es Techche̥lli und wird selbst eine recht Wählerische, wenn de^{nn} d'Stund u^{n}d der Lappi chunnd, den ihr Beschiedenen „zur Kilchen begehren". Auch Fremde, die den belangreichsten Schritt ihres Lebens in ernst gemessener Stille zu weihen begehren, schauen hier gerne „zu den Bergen" des

[4] 1668 19/7. [5] Mit „Bredji" und „bredjen" schreiben wir notdürftig eine Aussprachweise, deren Nachahmung dem Nichtgrindelwaldner kaum gelingt.

121. Psalms empor. Daß sämtliche 31 Paare, welche z. B. 1904 us der Chrääzen oder Trucken (dem Zivilverkündigungskasten) zum Altar wanderten, es in dieser Gemütsstimmung taten, wird ja nicht behauptet. Auch die verblaßte Bedeutung des einst rechtssymbolischen z'sämengään[6] muß wohl oft genug in ihrer Versteinerung verharren.

Im nämlichen Jahr 1904 besuchten 52 Konfirmanden die Underwiisung des Freitags. Als Maßnahmen von allgemeinerm Interesse dürfen dabei die öffentlichen Schlußprüfungen und die daheim kurz zu beantwortenden Fragezettel gelten.[7] Am Karfriitäg tued der Pfaarer de^{n} Chinden erloiben; z'Ostren gi^{b}d er 'ne^{n} d's Nachtmahl; es ist dies ihr erster Zuegangssunntäg. Diese Admission oder „Erlaubnis", wie man im Unterland sagt, hatte ehemals die Rechtsgültigkeit einer Ehelizenz: der Nachtmahlsschiin — der heutige Nachtmahlspruuch — war eine unerläßliche Ausweisschrift. Der einmal gestattete Abendmahlsbesuch galt dann aber auch als Pflicht, die ohne Examen und Bewilligung nicht auswärts (nicht einmal in Gsteig)[8] erfüllt werden durfte. Umgekehrt war Abendmahlsverweigerung eine Rechtsverletzung, für welche ein Pfarrer vor den Visitator gezogen wurde.[9] Dies begreift sich schon aus der magischen Schätzung des Nachtmahlbrods, das wohl etwa einer statt der „nießung" i^{n} Sack z'stoßen[10] unternahm, um damit unheimli^{ch} Chii^{n}sti uusz'ieben. Eine so feierliche Handlung durfte man im Zeitalter der Kleidermandate auch nicht ohne vorgeschriebenen Anzug begehen. Die Chorrichter bestimmten unterm 26. Mai 1676: „Es soll von nun an und inskünftig weder mannsbild noch wybsbild niemahlen mehr ohne rock, ermel oder wammst zum Tisch des Herre gehen, wie sonst dieser wüste Brauch vnd vnordnung hier gar gmein ist gsin vnd im schwang gangen, vnd daß by 10 B. vnnachläßiger buß." Eine Witwe, die zwei Jahre später[11] aus Hoffart ohne Ermel erschien, ward denn auch gebüßt. Nach Freigebung der Tracht aber gingen — noch vor vierzig Jahren — Männer bei schönem Wetter an gewöhnlichen Sonntagen ohni Schlufi (S. 484), ja häufig im Mälchhemmli oder Mälchmutz z'Chilchen.

Dem Konfirmandenjahr geht heute ein Jahr der Chinde^{n}lehr voraus. Ehemals folgten obligatorischer Kinderlehrbesuch und dazu die Teilnahme am öffentlichen Gebet der Konfirmation auch nach, und strenge Ahndungen daheriger Versäumnisse helfen die Chorgerichtsmanuale füllen.

---

[6] Vgl. Tfb. 15. 19. 20. 22. 25. [7] GlM. 23. [8] Ch. 1678 13/9. [9] 1677 28/6. [10] 1671 7/7. [11] 1678 13/9.

So hatten 1676 „der alt Weibel Hans Ämbch, Uli Heinz und Peter Besät" in der Kinderlehre Hüte und Kragen abgelegt, um noch besser schlafen zu können; und 1681 renommierte ein Bursche, „er sei der gelehrtesten einer im Thal; er könne in der Kinderlehr nüt lehren, er gehe nicht."[12]

„Der Tauf", der Toiff, modern grindelwaldnisch: d'Toiffi wurde 1904 an 97 Kindern vollzogen. Die Weigerung, als Pate einem Vater „ein Kind über den Tauff zu heben", e̥s Chind ub'r ᵈeⁿ Toïff z'haan, wurde[13] mit einer absitzbaren Buße von einem Pfund bestraft, obschon der Gesuchsteller durch Anrempelung und Scheltung die Abweisung provoziert hatte. Ein weiteres Eintreten auf diese Feier[14] ersetzen wir uns in diesem Buch durch das Hegg'sche Taufbild, worin Gotta und Gětti, Gotti und Gěttiga in ihrer zugleich feierlichen und anmutigen Tracht[15] (S. 490) die Kirche und deren Umgebung zieren.

Wiege und Sarg, warmes Kinderbett und kühle Erde: auch diese Symbole von Anfang und Ende des Lebensverlaufs erliegen dem Wandel der Zeit. Das Wiegen hört auf (S. 469), und „durch's Feuer zu den Gestirnen"[16] stieg 1905 die erste Engländerin von ihrem Sterbebett im Gletschertal.[17] Sonst ist wie allerwärts das (ältere) vergräben, das (neuere) i'n Häärd legen die Bestattungsweise von z. B. 65 Personen im Jahr 1904. Und zwar kamen lange vor jeglicher polizeilichen Vorschrift Verstorbene aller Bekenntnisse ohne Unterschied der Todesart an ihre Reihe auf dem Fri̥thof (S. 626). Es war auch hier der Volksglaube, der Ordnung schuf. Ein Selbstmörder, heißt es, ward in der Chratze̥rren am Faulhorngehänge begraben. Da ersproßte auf der Stätte ein Schlusselbluemmen mid si̥ben Eiginen. Man berichtete dies nach Bern und erhielt den Befehl, die Leiche in den Friedhof zu verbringen. Denn der Tote habe — das besage die Blume — Gnade und Barmherzigkeit gefunden. Auch die Beerdigungszeit: an Wochentagen um zwölf Uhr, an Sonn- und Festtagen vor dem Gottesdienst, welcher alsdann den freien Ersatz des Leichengebets in die Sonntagsliturgie einflicht, wird für jedermann eingehalten. Für alle auch war noch vor fünfzig Jahren das Sarch eine ungehobelte, ungeschwärzte und ungefirstete Bretterkiste. Nur das Biel, die Saaga und ein Nå̆gwe̥rli durften beim sarchen gebraucht werden; der Hobel war verpönt. Die Sarchspään sollte man nicht verbrennen; man trug sie in den Wald

---

[12] 1681 13/11. [13] 1680 14/1; 4/2. [14] Vgl. Lf. 612—622. [15] Vgl. das schöne Gedicht EvG. 1906, 52. [16] Per ignem ad astra: Wahlspruch der Leichenverbrennungsvereine. [17] EvG. 1905, 27.



E Toiffi in der Tracht.



oder in einen Graben. Am Sarg für Selbstmörder fehlte auch der Boden; dieser ward durch Spränzla (gekreuzte Stützstäbe) ersetzt, fịr dass einmạl alls ụụs- und ịịnmmëgi, was eppa ds Rächt heigi und mmịeßi. Das Sterbegewand, welches heute bei Wohlhabenden sogar das Hochzeitskleid sein kann, bestand aus einem schlechten Leintuch, das wohl vom Sterbenden selber angewiesen worden. In dasselbe ward die Leiche eingenäht: ịịn'bịeßd. Dabei sollte man mit der Nadel von ei'm dänna (von sich weg) stechen. Die Nadel aber wurde sofort nach Gebrauch zerbrochen und ins Feuer geworfen.[18]

In der Pestzeit von 1669 ward eine Witwe mit Gefängnis bestraft, weil sie „ohne Nothwendigkeit ihren Man Sarck Loß Begraben lassen, auch bei der Begrebnuß kein Thüechlin (S. 489) gehabt.“[19]

Nun beerdigt man, wie's an allen Orten ịeplich und bbrịịch-lich ist, und seit 1904 vollendet der Totenwagen die Weihe der Handlung. Dieselbe wird eingeleitet durch das Lịịchbätt (Leichengebet) oder die Lịịhenreed des Ortsoberlehrers vor dem Trauerhause. Zu diesem 'Bätt (nach üblichster Bezeichnung) wird von Haus zu Haus in der Umgebung aufgeboten: Jẹhr sëllid denn mmid (NN.) morgen och z'Lịịch; är sịgi um zwëlfi i'n Häärd z'lëgen. Die Grabesweihe vollzieht der Ortsgeistliche, und zwar Pfarrer Straßer nach einem passenden Bibelspruch mit einer jedem Toten gewidmeten Dichtung, die er später der Trauerfamilie ins Haus bringt. Manch ein Gedicht dieser Art, hübsch gedruckt und eingerahmt, bildet eine hochgehaltene Wandzierde.[20] Das Andenken an ein wirklich teures Familienglied wird ebenso auf dem Friedhof augenfällig gepflegt, und auch hier leistet der Volksglaube einen großen Dienst. Der da und dort so häßlich im Schwang gehende Blumenraub wird abgewehrt durch die Überlieferung: Wär Frịthofbluemmen stịhld, erbd die Chrankheit, wa der Vergräbd drän g'storben ist.

Weniger schön endete auch hier in ältern Zeiten die Grẹbd oder das Leichenmahl die so ernste Feier. Seit längerer Zeit aber ist solchem grebten gründlich der Riegel gesteckt. Selbst das Herumreichen von Wein und Brot vor dem Sterbehaus hat aufgehört, und nur noch wirkliche Erfrischungsbedürftigkeit für fernher Zugereiste wird befriedigt.

---

[18] Für die Religionsgeschichte interessante animistische Daten. [19] Ch. 1669 5/2. [20] Eine Sammlung solcher Gedichte („Von des Grabes Rand auf zum Oberland“) erschien 1907 bei Schläfli in Interlaken.

Geistlich-weltliche Behörden.

Der dem Tod Verfallene ist dem Sịgrist, und är chụnnd i[n] d's Sịgrist's Hof[f]stẹttli oder i[n] d's Sigristweibli fịr ei[n]s und alli.[1] Nach allgemein ländlicher Übung ist nämlich der Sigrist (Kirchenwärter) zugleich Totengräber. Sein ehedem geradezu gesundheitsmörderischer[2] und bisweilen nahezu unmöglicher[3] Dienst als solcher ward ihm seit 1675 mit zween Bätzen für ein kleines und drei für ein großes Grab gelohnt. (Bisher bezog er für jedes säx Chrịịzer,[4] das sind 1½ Batzen.) Dagegen sollte er, wie übrigens schon vorher,[5] „sich armer Leüthen Gräbtmähleren müßigen." Ringer verdiente er die zehn Kreuzer von jeder Hochzeit, „von Fremden mehr."[6] Überdies mußte jeder, der eigend Fịịr u[nd] Liecht hatte, den Sigristbätzen[7] entrichten. Der Sigrist war befugt, sịịn Bätzen von Hụụs z' Hụụs gä[n] z'prettendierren als Honorar fịr d's lịịten. Statt dieser säx Chrịịzer erhielt er jedoch in der Regel bei Vermöglichen so viel Spịis (S. 382), wenigstens so n eṇ groß a Bitz Chääs, daß die schließliche Ablösung seiner Rechte mit zweihundert Franken aus dem Talseckel ihn wohl fast gereuen mochte.

Dem seit 1874 so geheißenen Kirchgemeinderat der bernischen Kirchen dient vielfach der Sigrist auch als Weibel. Im ehemaligen Chorgricht, „Kanzelgericht" (1466)[8] „geistlichen Gericht"[9] oder in der Ehrbarkeit dagegen ersetzte ihn der eigene Chorweibel. Die Bezeichnung der alten Chorrichter trägt sich auch noch auf die heutigen Kirchgemeinderäte über; diese heißen bis zur Stunde d'Chormanna. Der Choormaan geid i[n] d's Chor oder ist im Chor: nimmt dort seinen Sitz während des Gottesdienstes ein, um nach dessen Beendigung noch still z'staan und den Bericht des Pfarrers abzuwarten, ob es unvorhergesehenerweise im Pfarrhaus eppḁs z'chorg'richten gebe. Der in Zürich noch heute übliche Name Stillstand für Verhandlung und Verhandelnde figuriert auch in Grindelwalds alten Chorgerichtsmanualen.[10]

Die hier gezeichnete Behörde als Vorgängerin des heutigen Kirchgemeindrats (der ostschweizerischen „Kirchenpflege") deckte sich nach ausdrücklicher Versicherung historisch bewanderter Grindelwaldner in den Personen regelmäßig mit dem Untergericht (Einwohnergemeindrat) vor 1831. Grindelwald hatte also tatsächlich für seine weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten eine allereinzigi Gemeindsbehörde. Das war ja auch anderwärts der Fall, wo bis zur Stunde bei verschwindenden

---

[1] Ergänze: Mal. [2] Ch. 1675. [3] 1679 17/1. [4] 1675 3/12. [5] 1668 22/5. [6] 1739. [7] 1747 4/2. [8] Reg. 97. [9] Ch. häufig. [10] Z. B. 1716. 1745.

konfessionellen Minderheiten kirchlicher und politischer Gemeindebann zusammenfallen. Das stund allerdings im Widerspruch mit ausdrücklicher obrigkeitlicher Vorschrift. Gemäß derselben sollten beide in verschiedener Zahl bestellten Behörden selbständig nebeneinander ihres Amtes walten. Gemeinsam sollte ihnen bloß der Vorsitz durch den Oberamtmann (Landvogt) oder (in dessen Abwesenheit) durch den von ihm ernannten Stadhalter (Unterstatthalter) sein. Auch der abwartende Weibel konnte in beiden Behörden der nämliche Mann sein. Dagegen sollte jede der sieben „Alpschaften" (Bärgschaften, S. 304), wobei jedoch Bueßalp inner und ụßer Orts zwiefach zählte, zum Chorgricht, dem „alle Consistorialsachen" unterstanden, nur einen „Beisitzer" oder eben Choormaan stellen, zum Gricht („Unter"- oder „Fertigungsgericht") dagegen zwei G'richtsääßen. Auch fungierte im Chorgericht der Pfaarer als Aktuar, und die Verhandlungen fanden in Pfarrhaus oder Kirche statt. Das Untergericht dagegen versammelte sich in einem der zwei privilegierten Wirtshäuser der Talschaft u. a. für Angelegenheiten, um deren willen die Gerichtssäße oder mühlebacherisch die Fịịrg'satzten häufiger Weislivëgt hießen, die gesamte Behörde das Weisen- oder Weislig'richt (Vormundschaftsbehörde) genannt wurde.[11]



Ein Choormann.

[11] Auf Grund der vom Staatsarchiv Bern uns gütigst zugestellten Abschrift aus dem Regionenbuch von 1738 ff. Band IV, Rubrik „Amt Interlaken, Gericht Grindelwald".

Im Chorgericht konnte der Pfarrer, wenn dessen Persönlichkeit es mitgab, so entschieden das Factotum darstellen, daß wir z. B. den Nachfolger Erbs vom Jahr 1670, Hemmann, sich mit Vorliebe als „Vorsteher“ (in mancherlei Funktion) betiteln sehen. Der damit in den Hintergrund gedrängte Statthalter verbesserte dann etwa seine kirchliche Stellung als Chilchmeier (Kirchengutsverwalter). Übrigens konnte er, weil durch keinen Bịzị̆ vertreten, durch Nichterscheinen auch eine Chorgerichtssitzung beschlußunfähig machen. Wenn der Statthalter „nicht gegenwürdig war, wurde nichts würcliches beschlossen“:[12] e̥s ist nịịd vor si^{ch} gangen oder ab'gangen. In der kirchlichen Behörde taucht zuweilen auch der Seckelmeister (Gemeindskassier), sowie der Spänd-vogt („Oberspendvogt“, Armengutsverwalter) auf.

Eine kleine Vorsehung! Denn unzählige Angelegenheiten, welche heute die Ortspolizei und die Gerichtsbehörden beschäftigen, sehen wir dem alten Chorgericht zugewiesen. Drum wurden bisweilen zwei Sitzungen in der Woche gehalten; und bei förmlicher Umfrage wurden Leute beider Geschlechter verklagt, um das nächste Mal g'chorg'richted oder z'Reed g'stelld und abgeurteilt zu werden. Wer e^{nt}bbotten, b'schickd („bescheiden“) oder gar durch eine Ediktalladung ab ^{d}em Chanzel[13] aha zitiert worden war, hatte seit 1763[14] bei zwei Pfund Buße „mit Dägen oder Mantel“ zu erscheinen.

Und wie viele hei^{n} vor mịeßen! Einen unliebsamen Gegensatz 'zur Gegenwart (S. 451) bildeten vor allem die vielen Diebereien und Frevel. Einige derselben erklären sich aus der frühern Are̥mued und Gnẽẽti. So der Einbruch eines hungrigen Knaben; so das Melken fremder Ziegen und das mid dẹn Geiße^{n} z'Weid ụf ander Lịịten; so das nächtliche abschääran und g'schenten von Kornähren, das Härdepfel gören auf fremden Äckerchen u. dgl. Die Behörden machten sich zur strengen Pflicht, „fleißig auf Diebe zu lustren“ — vgl. das noch heutige ụụschlụ̈stren[15] oder ụụsg'wundren. — Sie stellten wohl sogar, wenn nicht noch in letzter Stunde ein freiwilliger Fịrspräch für die Schuldigen ịị^{n}gredt g'hă̈ben heed, gelegentlich einen Mann mit einem Bündel gestohlenen Heus oder ein Weib mit einem Nastuch voll Emd im Näcken (Nacken), wohl auch eine Warendiebin mid 'ner Hụtten am Rịgg während des Predigtläutens auf dem Kirchhof an den Pranger. Das hed 'ne̥n de^{nn} rrichtig d's stă̈hle^{n} gnụụn — oder 'ne^{n} d's g'schẹnten, d'Gschẹntịgi erleided.

[12] Ch. 1668 22/5. [13] 1760 29/5. [14] 1763 8/8. [15] Intensivbildung zu ahd. hlosên = losen (hören) und gr. klyo (höre), wozu „Klient“ (Höriger, Schutzbefohlener, Verteidigter, im Handel „versorgter“ Kunde).

Nahmen sich gleichzeitig die Behörden kräftig und weise vorbauend (S. 633) der „wirtschaftlich Schwachen“ an, so hatte diese radikale Justiz ihr doppelt gutes Recht gegenüber mannigfacher Eigentumsschädigung aus Roheit und qualifizierter Bosheit. Solche schandbare Mịste̥rle̥ni waren z. B. Honigraub unter Verbrennen von Faas und Bijjinen, nachdem d's Hụṇg aus den Waben geträufelt war (1685); das Verderben von Saaten: d's Chöre^{n} verrungenierren; das nächtliche Entlassen von Stallvieh, so daß Geiß i^{n} d's Chören old i^{n} Flax old i'n Hajf glịffe^{n} sịịn; Unfug auf Hausdächern: Steina d'rụf rịehrren und dgl.

Als häufiger Grund steckten hinter solchen Sittenbildern aus der „guten alten Zeit“ nächtliche Trinkgelage z. B. in der „Posternacht“,[16] bi 'ner Trịịchleten (S. 359) old an Hịịffen (unzählig vielen) Aabend sịtzen. Schon damals spielten Läbschịịbi (S. 500) und Schnapps oder aa^{n}g'machd's 'Brennts (S. 180; „Branntewịị^{n} und Läbchuehen“) ihre Rolle. Gedieh doch das selbstgebrannte Chirswasser (S. 189) auch sonst manch einem zum Unheil, ohne allerdings dem Wịịn merkliche Konkurrenz zu machen. Der letztere wurde häufig nach der Kirche aufgesucht, und drei z. T. weibliche Personen vertilgten einst „sieben Maß in einem Sitz.“[17] Dem Übel steuerten scharfe Überwachung der Säufer, Wirtshausverbote von der Kanzel,[18] gesalzene Bußen (von fünf Pfund) für ein köstliches und vnmäßiges Kindbettimahl.“[19] Daneben bestrafte man mit Buße und Gefangenschaft das „mit Karten spielen“ und das „würfflen“ — Wịrffla treéllen, brätten. — Zugleich bekämpfte man, wie zu jener Zeit im ganzen Kanton, das „Topack“[20] oder „Tabak trinken“, das tụbäcken. Nicht bloß die Roiker, sondern ebenso die mit To̥bäck Handelnden wurden gebüßt, und zwar die in beidem sich vergehenden Weiber doppelt. Die Maßnahmen haben unter letztern denn auch so nachhaltig gewirkt, das^{s} e̥s e̥s G'reed, e^{n} Tallärmeṇ gi^{b}d, wenn sie schon bloß im Verschleikten oder hịnna dịịr^{ch} roiken. Mit den leidenschaftlichen Raucherinnen des Wallis[21] vergleichen sie sich also in keiner Weise, und noch viel weniger mit den Weibern des Formazzatals,[22] welche schịggen. Manch eine Grindelwaldnerin dagegen schnịpfd, was indes zumal einer schwerbepackten Lastträgerin während einer Ruhepause hundertmal eher hingeht, als zwölfjährigen Knirpsen das Stolzieren mit dem Stụtzerli oder Häärderli: dem häärdigen, (eines Kreuzers werten) chrịịzerige^{n} Pfịịffli. Zum Dummstolz eines solchen Reịklers, Reịke̥llers, der gleich den Alten

[16] Ch. 1677 7/12. [17] 1681 4/2. [18] 1684 10/9. [19] 1671 und ö. [20] 1668 6/11. [21] Goms 89. 101. [22] Ebd. 101.

mittelst des Tọbáckspaans Tọbáck aa^{n}ziehd oder aa^{n}steckd, stimmt es dann allerdings seltsam genug, wenn ein ihn überraschender Vorgesetzter ihm ein wohl angebrachtes „Wohl bekomms“ uf d's Wang (auf die Wange) appliziert. Nur sollte gegenüber Knaben und Mädchen, welche mit erspartem oder auch gestohlenem Geld schweizerischen Schog-gelaa^{n} Chịṇ'gen ihre Tåfẹllẹni und Maalẹni abkaufen, gleiche Elle gelten.

Auch alles „gygen und springen“, „ufgygen“, „uflyren“ zu allgemeinem oder „sonderbahrem“ (in privatem Gebäude gepflegtem) Tanz fand seine Aufpasser und Angeber.

Besonders das Treiben auf der Alp wurde scharf aufs Korn genommen. An das alberne Gesinge „auf der Alp, da gibt's kei^{n} Sünd“ glaubte niemand jemals weniger, als Grindelwalds Sittenrichter vor zweihundertfünfzig Jahren. Verschiedene Unordnungen hatten direkten Anlaß zum Einschreiten gegeben. So schlug einer seine Frau, weil sie ihm nicht Milch geben wollte „und zu andren stäfflen lief.“ Darauf hin verordnete die Behörde[23]: „Die Weibs-Personen söllen für heurigs Jahrs hin deß Alppens sich gentzlich müeßigen“ — d's alpe^{n}s si^{ch} ergään. — Kam zu allem noch die Gefahr der Seuchenverschleppungen (S. 335) in Betracht, so begreift sich erst recht, wie rasch dieses Verbot Sitte wurde. Man duldet seit jener Zeit keine Weibsperson mehr als reguläre Alparbeiterin (S. 322). Die letzte, welche eine Anerkennung als solche erzwingen wollte, wurde, als alle andere Gegenwehr fehlschlug, ụf 'nem Mistschlitten i^{n} d's Taal ahi g'ferggeb. Aber auch dem bloßen weiblichen Alpbesuch wurden Schranken gesetzt. Bereits vor oben zitiertem Verbot hieß es: „Die Meidlin söllind sich deß üppig vmbherschweiffens auf die Allpen bey 1 gl. straff vnd 6-stündiger gefangenschaft enthalten“. Von Zeit zu Zeit wurden eigene Alpaufseher — Hịeter, Wächter — bestellt, welche „auff unnützes Leben auff einer alpp achtung geben“ sollten. 1776 aber durfte überhaupt kein Weibsbild mehr auf die Alp gehen. Auf die Dauer indes waren bloße weibliche Alpbesuche nicht abzustellen wie weibliche Alpgeschäfte: sie ließen sich bloß allmählich in die von der gegenwärtigen Sitte gezogenen Schranken weisen. Vor Pfarrer Ziegler (1834—43) galten noch fünf ungleiche sommerliche Besuchstage als erlaubt, nämlich je einer für Bußalp und Holzmatten, für Bachalp, für Grindel und Scheitegg, für Wärgistal, für Itramen.[24] Unter und seit Ziegler aber beschränkte man sich auf den einen (bereits am 14. September 1672 ausdrücklich erwähnten) Dorfsunntag (S. 618 f.)

---

[23] 1669 6/8; 23/7. [24] GlM. 54; vgl. S. 618 hievor.

Weit erreichbarer waren natürlich dem Chorgericht die aus vorigem erklärbaren Übelstände im Tal. Da wurden verlotterte Familien getrennt — Hụshaltugi ụụf'gstịtzd — und liederliche Väter zur Teilung mit ihren Kindern gezwungen; mụ hed 'neⁿ Vŏgt g'gään und sie erst bei Wohlverhalten wieder vogtlos g'machd. Besonders gab man acht, „wie die Weißlin bey Vögten und Pflegern gehallten werdind."[25] Eines machtvollen Schutzes erfreuten sich Verdinger (Verdingknaben) und Verdingerri (Verdingmädchen), Stumme, „schlecht arbeitselig Kind" — Ggrĕĕggla, Ggrĕĕggelleni —, Epileptische — mit dem hiⁿfallendeⁿ Weh Behaftete.[26] Umgekehrt kam eine Barbli Rieder in Gefangenschaft, weil sie „dem buben zuvast bibäbeled — bịpääperleđ — vnd glimpf gibt und ihn von den Meistern hinwäg gezeücht — 'zĕĕkd — hat, also daß selbiger niemand dienen will."

Einen erhabenen Gegensatz bildet die Frau, die ihren ehebrecherischen Mann neu annimmt,[27] zu nächtlich schwärmenden Eheweibern; zu „unnützen faulen Täschen", die recht häufig durch verfleeken oder verg'gụtzlen vom Hausgut sich heimlich Geld verschaffen; zu wehleidigen Hääpellinen (S. 266), wa si^{ch} nịịd mĕgeⁿ lịịden; zu nịịdraatsigen Verläumderinnen und Zänkerinnen „mit vnbeschnittenem Maul",[28] die überall „ein vnflat anfangen" — es Tătsch old eⁿ Tătscheta aaⁿrreisen —. Eine qualifizierte Megäre[29] setzte einer gehaßten Kindbetterin erst mit abscheulichen Schimpfreden zu, goß dann über ihrem Bett auf der Laube (S. 456) das Nachtgeschirr aus, wälzte ihr große Steine in die Stube, schlug mit der Axt an deren Wände, besudelte ihr die Suppe und versetzte ihr Fausthiebe an den Kopf. Hinwieder hatte ein als „nit witzig" — als en-eiⁿfäältiga Tschịsi, als Lappi, als Tschampel, als Schlaarggi — ungestraft Entlassener[30] seinem Weib „ein Maultäschen geben" (en Ohrfịịga g'schräpfed, eⁿ Schweiggella oder Schweiga g'choifd, eine Chläbịịra na^{ch} der Gattug, eⁿ Schmeis oder eⁿ tolla Tătsch a'ụ Grind; er habe sie a'n Grind 'troffen, ihr eiⁿs 'zwäned, eini 'zŏgen, eini gsteckd, eini laⁿ g'hịjen oder laⁿ lịgen, eini aaⁿg'chleipd). Als Grund gab er an; „sie welle ihme nid schwygen" — sie heigi 'mụ geng drịⁿ z'chäflen und z'läfren, z'tătschen und z'chnătschen. Der gehörte doch wenigstens nicht zu den „Mannen, die zwar Weiber haben, aber noch Buben sind".[31]

Wie in so vielen andern alten Sittengerichtsprotokollen überwuchern Paternitätsaffären alle übrigen Verhandlungen. Nicht etwa bloß „böse

[25] 1670. [26] 1674 23/1. [27] 1715 12/10. [28] 1673. [29] 1688 20/1. [30] 1675. [31] 1681 13/5.

schampere Bubenmeitli“ und „schlimme vnverschamte Gusteni“,[32] sondern sonst unbescholtene, aber widerstandsschwache Personen kamen zu Fall als auswärtige Lohnspinnerinnen[33] — f*i*r 'nen Bätzen im Tag — oder in fremden Diensten dẹr (durch) d's Land ahi, doch wohl selten vor Bäären ụụs. Wenn sie dann, heim befördert, „Kindts lagen“, wurden sie g'j*i*chted,[34] um den Urheber zum Ammenlohn und zum verlẽhnnen (versorgen) des Kindes anzuhalten. Schlimme Folgen hatten — wie überall — die Landmụstrụ̈gi[35] der Landvogtei Interlaken auf den Ägerten zwischen Wilderswil und Matten, sowie die Grindelwaldner Mụ̈strụgi und Trịllẹti auf der Muster-Ei,[36] besonders wenn etwa Trillmeister[37] als Trunkenbolde böses Beispiel gaben. Bitterer Ernst wurde mit Eheversprechen gemacht, die scheinbar ụụfrächt u^nd^ redli^ch^ geschlossen wurden, wohl sogar mit dem Ehepfennig einer Silberchronen[38], wenn nicht mit der Verheißung eines Tụ̈bel (S. 615) oder topplete^n^ Tụ̈bel als Ehgäld. Die Zitierten mußten, wohl oder übel, „mit einanderen Kilchenrecht halten“; und wenn sie nicht no^ch^ sụụfẹrri ze'm T*i*rli anhi sịịn (das Kirchhoftor passierten), wurde der Braut d's Chränzli verboten, wohl gar vom Hoi^p^t aha-g'schrissen. Zudem wurden verfrühte Wochen mit Buße belegt. — Wie leicht in der Tat bisweilen über den wichtigsten Lebensschritt gedacht wurde, beweist der nächtliche Streich zweier als Bursche verkleideter Mädchen, deren eines sich von einer einfältigen Altersgenossin die Ehe versprechen ließ.[39] Der schlechte Witz kostete jede zwei Pfund Buße, aber auch die Düpierte als „manniges“ — manne^n^volhigs — Wesen ein Pfund.

Manneụgwand als Weiberanzug mußte aber gelegentlich[40] noch andern Unfug decken: den Bättel. Diesem ging man denn auch, in endlicher Nachachtung der obrigkeitlichen Erlasse, im September 1756 grundsätzlich zu Leibe mittelst der örtlichen Bettelordnung. Vorher erwehrte man sich der Not, wie mụ hed chẽnnen u^nd^ mẽgen. So wurde am 16. Dezember 1676 der Hans Braband zu einem Profos — Proffóis oder Bätteljäger — gemacht. Er soll „alle Tag oder auf's lengste der ander Tag durch die ganze Thalschaft gehen und achtung geben vf die frömbdden und einheimischen Bättler, welche da von Hauß zu Hauß gangen gahn bättlen. Und soll ihme für sein lohn die spänd geben werden und noch 6 Pfund spyß.“ Mit der Zeit wuchs

[32] 1690 14/11. [33] Z. B. 1758. [34] Zu mhd. (WB. 1, 512 ff.) gihe, jach, jâhen, gejëhen, jehen = sagen, ja sagen (Kluge[5] 177), bekennen, gehört sowohl einfaches gicht (Aussage) und gichten im Doppelsinn von „bekennen“ und „bekennen machen“, als auch zusammengesetztes begichte, woraus bichte, „Beichte“ und „beichten“ geworden ist. [35] Z. B. 1744. [36] F 3. [37] Z. B. 1737 11/3; 1745 27/5. [38] 1676 15/9. [39] 1699 18/8. [40] 1688.

sich der Proffois, der zu seinem Ausweis es Biechli g'fergged heed, zum Polizijer aus, der nunmehr dem Gemeindrat als Weibel dient, und der in letzterer Eigenschaft längere Zeit durch die Witwe eines Polizeidieners ersetzt wurde. Die Armenversorgung aber gestaltete sich so aus, daß die fremden Bettler gewöhnlich (vgl. aber S. 640) so gütlich als es anging zum Tal hinaus komplimentiert wurden, indes den einheimischen — hiesigen — zunächst einmal je ein Tag in der Woche zum bättlen eingeräumt wurde. Bald jedoch geriet man auf den Ausweg, als Almuesen von Haus zu Haus Wäägspiis einzusammeln und dafür durch polizeilichen Anschlag an jedem Hause den Bettel zu verbieten. Weichherzige Bäuerinnen machten jedoch dies Verbot derart illusorisch, daß der Bettel als Krebsübel der Gemeinde sich in die Fremdenzeiten hinübererbte und nur dank außerordentlicher Energie von Pfarramt und Gemeindsbehörden (S. 519 f.) so gut wie ganz ausgerottet werden konnte.

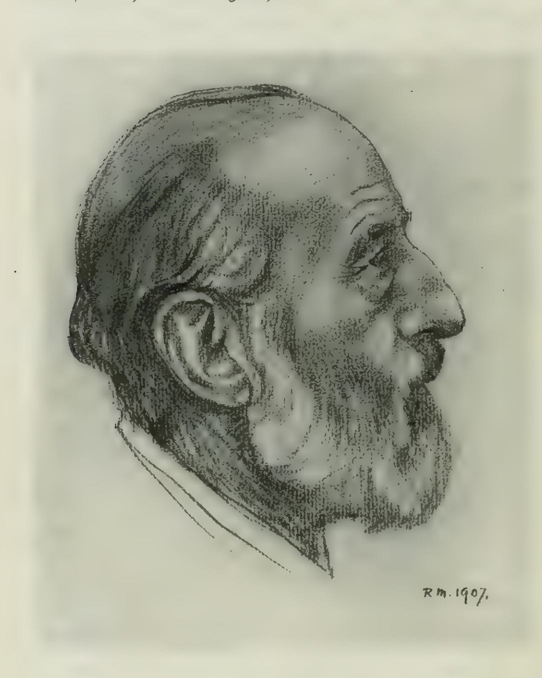
Um so vorsorglicher nahmen sich die Behörden von je der verschämten Armen an, wenn auch z. B. die Spende an eine Kindbetterin i. J. 1706: „all Tag 1 Maß Wyn (!) und umb 1 Bz. Brot, sowie 70 Bz. an Anken" usw.[41] nicht so rationell aussieht, wie die Verwendung des zähende[n] Schoibs (Getreidezehnten) zu Gärstenchuehinen (S. 269) für einheimische Arme überhaupt. Einen guten Eindruck machen die fünf Pfund fir i[n] d's Baad „zu Wallis"[42] (Viesch, und nach dessen Verschüttung durch den Gletscher: Leuk); ebenso die zwei Kronen an einen dreiundachtzigjährigen Patienten für seinen „Schnitt, den er noch fürzunehmen Vorhabens seye".[43]

Das so äußerst wichtige Kapitel der Schuel bleibt auch von diesem zweiten Bärndütsch-Band ausgeschlossen, weil eine Schulgeschichte Grindelwalds durch andere Hände in Aussicht steht, und weil ein unterbernischer Dialektkreis erst recht den für die Tragweite der Sache erforderlichen Raum bieten wird. Bloß einige Streiflichter mögen hier den Urcharakter der Kirchenschule illustrieren. Jedes Kind, das 1669 „alle drei Catechismos — Fragenbiechleni — samt der Epistel an die Römer"[44] oder 1674 „alle Psalmen Davids"[45] auswendig gelernt hatte, erhielt ein bernisches Psalmenbuech geschenkt. Wie ging das wohl, sobald das bue[ch]stäbnen (buchstabieren) zur Not eingeübt war, über Hals und Kopf an ein uuswendig lehrren, um am Uuffäget (Examen) mit Ehren bestehen zu können! Als mächtige Errungenschaft galt die Beschaffung von Schulbänken im Jahr 1690, „damit die Kinder auch können lehren schreiben." Von setzen (Stilübungen) war natürlich noch keine Rede.

---

[41] 1766 17/9. [42] 1675 30/7. [43] 1676 28/1. [44] 1669 22/1. [45] 1674 21/8.

Ja wie schel noch unter Pfarrer Ziegler (1834—43), diesem eifrigen Schulmann, schon das bloße Tafelschreiben angesehen wurde, beweist der Sarkasmus einer Mühlebacherin: Ja ja, d'Täfẹlla wird tẹi ch eppa der Wääg ze'm Himmel fĕlle^n sịịn, und der Griffel der Stab darzue! Eines größern Kredits scheint das Kopfrechnen mit der Gedächtnisstütze der römischen Ziffern sich erfreut zu haben. Diese Chnĕbelzahli waren bis etwa um 1830 in Übung, und man erzählt von einem Fäsler, mit welch erstaunlicher Sicherheit er an Hand dieses Mittels den Alpgenossen ihre Abrechnungen auf den Löffel (S. 321) genau zugestellt habe. Von der Positionsarithmetik der arabischen Ziffern dagegen wollte dieser Beherrscher des Zahlenreiches nichts wissen. Das ist grad, a^ls we^nn mụ g'schịịde^n Lịịten wellti z'schlimma sịịn! meinte er kopfschüttelnd.



Lehrer Roth.

U^nb'schueleta, als einer, der gar kei^n Lehr g'hắben heed, trat dieser Mann ins Alter der Ụụsgschueleten, der G'waxnen über und überflügelte manch einen Musterschüler. Allein wie viel U^ng'lehrti (Schwachsinnige), wa in der Lehr zrụggblịịben, gerieten auf die schiefe Ebene, weil an ihresgleichen täglich energisch gearbeitet werden will.

Die Bernerkirche, welche ihre beste Tochter, die Schule, an ihrer Seite zur Selbständigkeit heranwachsen sah, nimmt sich nun eines Verwandtenkindes uneigennützig an: sie steuert der traurigen Welschlandgängerei, welche so vielen jungen Leuten Tod oder Siechtum eingetragen hat. Sie vermittelt auch im Grindelwaldner-Pfarrhaus Stellen im Wältschen (in der französischen Schweiz) fịr die, wa weịn ga^n d'Sprach lehrren.

So viele Kompetenzen standen der kirchlichen Gemeindsbehörde als Chorgericht zu. Dasselbe verfügte aber auch über eine äußerst ansehnliche Machtfülle. Zitierte wurden „um ein Sitzgeld angelegt" — sie heiⁿ mießeⁿ Chĕsten haan —, und Ausbleibende kamen durch den Weibel in Gefangenschaft: iⁿ d'Chĕfi. Es war die Roßstallchĕfi: der zumeist leere Pferdestall des Pfarrhofs. Auf manch einen übte die solenne Verhandlungsart einen tiefen Eindruck. Ein sonst unbescholtener, ja ganz tolla



Lehrerfamilie Roth.

(S. 151) Maan nahm Rüge und Strafe mit dem Vorsatz hin, är well sii'r Läbeⁿtaag si^{ch} draⁿ stoßen oder si^{ch} draⁿ bsinnen. Andere dagegen gaben „faulen Bescheid"; z. B. sie hätten keineswegs getanzt, sondern „bei einanderen Dorffet vnd psalmen gyget." [46] Ein Weib gab vor: „Sy heigen nit recht tantzet; sy heigen nur ein wenig g'sprungen, der geyger heige nit recht können geigen." [47] Einer hat gemäht, ohne zu wissen, daß es Sonntag sei, „bis es ihm in Sinn kommen; er heige gar ein blödes Haupt" [48] — är siig schwach i'n Gidanknen. — Andere späßlen und foppen oder geben „unverschampten Bscheid: sie seien nicht schuldig zu antworten. Oder „sie hein gar

[46] 1680 5/10. [47] 1671 22/9. [48] 1684 24/9.

lätz drab 'taan"; sie haben „sich heftig entschuldigt", d. h. polternd sich rein zu waschen versucht; sie sịị^{n} mid Lugine^{n} choon, sie hei^{n} g'loigned. Kein ehrlicher Zeuge werde gegen sie zu reden wagen; old es sell 'nen epper fịrha staan! Der eint („jener", quidam) erklärte: är well so mẹnga Eid tuen, a^{l}s er Haar uf ^{d}em Hoi^{p}t heigi. Oder: D's Wätter sẹ̈ll n ẹn erschießen! Der Tịịfel sẹ̈ll n ẹụ gräd z'läbendem Lịib ụf däm Platz nään! und dgl. m.

Allein manch ein derart Pochender hed bald ẹs anders Liedli aa^{n}gstimmd, wenn vor „dargestellter Kundschaft" (Zeugen) die Anklage gegen ihn „erääfẹrred" oder „wịderääfẹrred wurde. (Der alte Ausdruck hat hinter Mühlebach seine Bedeutung „wiederholen"[50] an die Umdeutung und Umformung rääfẹrren — d'rein reden, widerreden — verloren: Du hest mẹr jetz da nịid drị^{n} z'rääfẹrren! Är hed mer gẹng drị^{n} g'rääfẹrred!) Durch Zeugen überführt („überzüget"), „erstummete" er dann wohl; oder er gab vor, ụụfg'reised (aufgewiesen) worden zu sein. Es kam auch vor, daß verläumderische Weiber, sogar einmal[51] „geschweigen" — G'schwịji, Ehefrauen zweier Brüder — einander vor Gericht ihre Schandtaten ausbrachten. Scharfe Bußen, Gefangenschaft, „Herdfall" oder „Bekanntnuß" und Abbitte uf ^{d}e^{n} Chnewwen,[52] im äußersten Fall Überweisung an den Landvogt warteten dann als Strafe.

Und zwar kehrte das Chorgericht seine Strenge auch gegen eigene Mitglieder, wenn solche „zu unordentlichem Läbwäsen Fürschub thaten." Es ereigneten sich dabei bisweilen heftige, stürmische Auftritte. Auch das ụụstraagen, ụụstätschen (ausplaudern) aus den Verhandlungen wurde streng geahndet.[53]

Eine mächtige Förderung oder aber Schädigung seiner Autorität erfuhr das Chorgericht ụụßna z'Hinderlachen. Wenn jeweils vom neu aufgezogenen „Ehrenvesten, frommen, fürnemmen, fürsichtigen und wyßen Herren, Herr NN., Landvogt zu Interlaken[54] das Chorgericht neu beeidigt und zugleich erstmals präsidiert wurde, achtete man wohl scharf auf die Proben, ob er e^{n} milta sịịn oder aber d'Rịịhi fịrha chehrren werde. Jene „Milde" konnte aber in völlige Rechtsverdrehung umschlagen, wenn Landvögte wie Steiger[55] oder Engel[56] sogar schamlosen Verbrechern zur Flucht verhalfen und im gemeinen Volk bald einmal die Rede umging: Mier wein nịị-mmeh vor ịịs's Chor-

---

[49] 1684 24/9. [50] Ahd. avar, mhd. aver, afer, aber (WB. 1, 72) ist 1. abermals, 2. anderseits, dagegen; avarôn, averen, äveren, wideräveren ist wiederholen, äverunge: Wiederholung. [51] 1715. [52] 1668. [53] 1677 27/7. [54] 1669 3/12 und ö. [55] 1791 2/11; vgl. S. 510. [56] 1683 18/10; 1684 25/4.

g'richt; mier gaa^n lieber vor ^{d}e^n Landvogt![57] Das waren immerhin flagrante Ausnahmen. In der Regel fanden Widersetzliche oder gar verläumderisch Klagende am Landvogt einen strengen Richter; unwürdige Gemeindsvorsteher wie ein Hansi Gorner (S. 249) wurden prompt dårvo^n g'hijd, und zwei Tage in der Chlosterchĕfi wogen noch etwas mehr als solche in der Roßstallchĕfi zu Grindelwald. Nųmmån eppås hed mų meh g'schịchchen: gan Bääreni^n d's Blaauhųųs z'choon (ins Korrektionshaus mit hellblauer Sträflingskleidung), oder gar ins Zuchthaus: ins Schäl^{l}e^{n}wärch, wo d'Schal^{l}e^{n}wärher ehemals die Halsschälla (im Lötschental noch heute: „die Schalla") oder den Gätzistịịl als Erkennungszeichen tragen mußten.

So galten, den Landvogt im Rücken, Pfarrer, Vogt und Seckelmeister zumal in Grindelwald als derart starke Autoritätsträger, daß sie laut einer Oberhasler-Ortsneckerei (vgl. S. 596 f.) die Inhaber der drịị hĕĕchsten Nămen sein sollten. Als erster der drei galt also damals der Pfarrer, und zwar seit der Reformation unter der Titulatur Brĕdikánt, entsprechend dem lutherischen „Prediger". Gleich ehrenhaft hieß in Grindelwald bis unlängst die Pfarrfrau d'Frau Bredikánti, was gegenüber der vormaligen, wenn auch noch so herzlich gemeinten Benennung „d's Pfaarers Wịịbli" als enormer Fortschritt dastund. Ebenso echt protestantisch lautete die Übersetzung des „verbi divini minister" (VDM): „Diener"[58], und bloß ein scheinbarer Gegensatz hiezu ist das weit verbreitete, aus katholischer Zeit stammende „Herr" in dieser speziellen Anwendung (vgl. S. 542). Als noch weder ein Arzt, noch sonst ein Studierter aus der Stadt außer dem Pfarrer im ländlichen Gemeindebann wohnte, war eben letzterer allein der „Herr". In Grindelwald wohnt zwar derselbe nicht im „Herrenhaus", wie bei Hebel und anderswo; wohl aber führt noch heute zum Pfarhųųs hinan der Her^{r}e^{n}stųtz; die Konfirmanden gaa^n ze'm Heerren in den Unterricht und chĕme^n vom Heerren, wenn sie admittiert werden. Und als so untrennbar vom „Pfarrer" galt auch anderwärts der „Herr", daß es noch 1834 z. B. in Trub in treuherziger Anrede hieß: „Go' grüeß e^{uu}ch, Frau Her^r Pfarrer!" Was aber alles im Namen einer des Titels würdigen Frau Pfarrer liegen kann, zeigt in ebenso anmutiger Weise ein kürzlich durch die Presse gegangener Disput zweier Kinder. Eine kleine Papistin höhnte: Ihr habt ja nicht einmal eine Jungfrau Maria und eine Mutter Gottes! Darauf blitzschnell die kleine Protestantin: Ja, aber mier hein den^n e^n Frau Pfaareri und iẹhr ^{d}e keini!

[57] 1684 16/12. [58] Tsb. 16 ff.

Der Diskurs könnte sehr wohl der Erholungskolonie des Grindelwaldner-Pfarrhauses als einer Fortsetzung der einstigen Fremdenherberge entsprungen sein. Hier suchten seit etwa 1733[59] vornehme und ernste Gebirgsforscher[60] „Losament". Selber als Alpenkundige, z. T. auch als Schriftsteller[61] und als Förderer des Verkehrswesens haben sich einen Namen gemacht die Pfarrer Friedrich Kuhn (in Grindelwald 1759—83), Fried. Lehmann (1805—18), Rud. Müller (1818—34),[62] Sam. Ziegler (1834—43), Rud. Sam. Gerwer (1860—66), Gottfr. Straßer (seit 1879).

In schlichtem Heldentum hat sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte Berns erworben der Pfarrer Johannes Erb (in Grindelwald 1667—70, in Oberburg 1670—1701).[63]

Bereits verschiedene Male: in den Jahren 1516, 1534, 1564, 1579, 1611, 1629 waren Seuchen ähnlich dem schwarzen Tod von 1349, aus Italien eingeschleppt,[64] hie Taals choon. Das waren Vorspiele der furchtbaren Pest von 1669, wie deren Nachspiel der Ustertod: der durch Krieger aus Zürich und Aargau nach Meiringen und Grindelwald verpflanzte Flecktyphus von 1680. Der „Landtsterbend"[65], der Stärbet oder d'Schwinda[66] von 1669 war wahrscheinlich sechs Jahre zuvor durch ein mit Baumwolle befrachtetes Schiff aus Algier in Amsterdam und von hier allmählich dem Rhein und der Aare entlang bis ins Oberland verschleppt worden. Taubeneigroße Beulen — Chnübla — in den Leisten und besonders gefährlich am Hals und i'n Uoxen (Achselhöhlen) charakterisierten diese orientalische Beulenpest (Anschwellung und Vereiterung der Lymphdrüsen). Was hierzulande die sonst schon rapide Ansteckung noch förderte, war die Stubenheizung und die Scheu vor frischer Luft während der sehr kalten Monate März und April. Bereits im Februar von Gsteig her eingezogen, ergriff die binnen wenigen Tagen tötliche Krankheit am 15. April an der Schonegg vier Personen in Melcher Jakobs und fünf in Hans Gorners Haus. Ihr erlagen sodann sechs Kinder eines Hans Brawand, fünf Angehörige eines Jakob Grundisen, vier der armen Witwe Barbara Buchser. Anfangs Juni befiel die Pest Itramen und Wärgistal, im August Lauterbrunnen und Frutigen. Das Frutigland verlor 2222 Personen:

---

[59] Unter Joh. Heinr. Fröhlich (1733—56); vgl. Sterchi im Oberl. Volksbl.; schwz. Beobachter 1844, S. 27, nach einer Chronik von 1750. [60] So am 17. Juli 1814 Friedrich Wilhelm III. von Preußen: Wyß 637. Vgl. im übrigen: Altm. 16; Meiners Briefe 2, 41; Bourrit 2, 86 (1781); König 27 (1814); Wyß 626 (1817). [61] Siehe im Quellenregister. [62] Auch als Schmetterlingsforscher: Naturw. 2, 69. [63] Vgl. Bern. Biographien V, von Pfr. Bähler; die Pest im Oberland i. J. 1669, von Staatsarchivar Dr. Türler. (Oberl. Volksblatt, 1893; separat: Bern). [64] Prof. Valentin im GlM. 35 f. [65] Blätter 2, 231. [66] Wyß 856: „der Schwinden".

die Hälfte der Bevölkerung; Lauterbrunnen, wo 21 Haushaltungen ganz ausstarben, 360 Menschen (62 %); Oberhasli bei 1300 (über 60 %). In Grindelwald starben insgesamt 788 Personen: ungefähr ein Drittel der Seelenzahl. Der 30. April einzig brachte vierundzwanzig Todesfälle, und der Ostersonntag (29. April) führte neunzehn Pferde mit fünfundzwanzig Leichen bei der Kirche zusammen. Die Zahl der Weisenvögt mußte vermehrt werden, da auch die Hälfte der vierzehn Gerichtssäße dahingerafft wurde.



In der Studierstube.

Was tat man zur Abwehr? Mit Schafgarbenbüscheln verhängte man Fenster und Türen, Breitwegerichbünde legte man auf Brust und Achselhöhlen. Ein Brei von vier gebratenen Zwiebeln, zwei Eidottern, Milch, von Sauerteig, Seife, Taubenkot, Skorpionöl und Theriak deckte die Beulen. Theriak auch, sowie Latwergen von Wasserknoblauch und gepulverte Baldrianwurzel wurden als schweißtreibende Mittel eingenommen. Dieser Theriak, eine Latwerge aus Honig, Opium usw., nebst Wermutwein selbst auch von Erb geschätzt und übrigens durch Driakelchrämer[67] im Land herum verhausiert, galt damals als Ersatz des Mithridat:[68] einer Mischung von 54 meist erhitzenden Substanzen.

[67] Vgl. Lf. 460 („Dreiax"). [68] Nach dem König Mithridates Eupator von Pontus.

Außer den elementarsten Schutzmaßregeln aber: Verbot der Leichengeleite und Leichenmähler, Verkehrssperrung (außer für den Gallenmarkt) und Pestwacht außen im Tal[69], Räucherung der Wohnungen und Reinigung der Gewänder, geschah nichts für rationelle Abwehr, bis die kostbarste Frist verzettelt war. Erst Ende März wurden die Chirurgen Niklaus Tscheer von Bern und Meister Oppliger von Matten im Grindelwaldner Pfarrhaus einquartiert, sodann Dr. Wilhelmi und der Schärer Anderes hingesandt. Diese taten ihr möglichstes — umsonst. Die Abwehr der Seuche, die Möglichkeit gründlicher Heilungen und damit das Zutrauen zu den Helfern war versäumt. Die zwärch angesehenen Ärzte räumten schließlich das trotz bestem Willen für sie verlorne Feld, auf welchem nun die unverschämteste Quacksalberei und sinnloseste Eigenhülfe sich breit machte. Schmutzige Lumpen belegten die gräßlich angefaulten Schenkel eines Melcher Heinz, das Auge eines dreißigjährigen „Knaben" ging durch pure Verwahrlosung verloren. In die überheizten niedern Stuben, wa's topp ist und ei'm der Ateⁿ gsteid, liefen die Kranken zusammen, um infizierte Gewänder als Erbgut zu teilen und über die Obrigkeit zu schimpfen. Solche Widerspenstigkeit, die sich übrigens auch in andern verseuchten Gegenden — am wenigsten in Hasli — und zwar selbst unter Vorgesetzten breit machte, deckte sich dann noch gar mit dem religiösen Motiv der Ergebung in Gottes unerforschlichen Ratschluß und unvermeindliche Schickung, mit einem verkehrt aufgefaßten Mut zum Sterben[70] und mit mißdeuteten Kanzelworten Erbs. Der hatte allerdings im calvinistischen Geiste seiner Zeit gepredigt: „die ansteckend Seüch der Pestilenz wird von Gott geregierd, und diejenigen Örter, welche von selbiger söllen angetastet werden, sind von ihm bezeichnet". Allein der bei all seiner seltenen Gelahrtheit so tief mitten im Leben stehende Mann hatte auch gesagt: „Wir Menschen sind jedoch schuldig, muthwillige und vorsätzliche Gefährdung zu vermeiden und die Heilmittel zu gebrauchen, so lange Gott sie segnet." Der Mensch kann jedoch nur verstehen, was er bei verwaltender Gemütsverfassung und Willensrichtung verstehen will; und diese Seelenstimmung war die von Landvogt Gerhard Rohr namens seiner Regierung scharf gezüchtigte Willenlosigkeit hier, Steckköpfigkeit dort.

Das war die jammervolle, zur Verzweiflung treibende, nirgends eine Handhabe zum Angriff bietende Sachlage, in deren Mitte nun Erb — ein kleiner Moses — seine ganze Größe entfaltete. Oft genug zwar mochte auch ihn der Jammer tatlos machen, aus dem heraus er am

---

[69] GlM. 19. [70] „So muß man die Bitterkeit des Todes vertreiben!" (König Agag in 1. Sam. 15, 32.)

Nach einer Lithographie von Cicéri.

„Adler“ und Kirche vor 1870.



15. April im Ton eines Jeremias schrieb: „Ach, daß ich Wassers genug in meinem Haupte hätte, den leidigen Zustand meiner lieben Zuhörer zu beweinen! Ach, daß ich auch Fäderen genug hätte, Euch selbigen umbstendlich anzuzeigen!" Alles schien auch für ihn verloren, als die Pest ihn selber für sechs Wochen darniederstreckte,[71] ihm sein einziges Söhnchen raubte und eine Reihe Amtsbrüder zur Rechten und Linken wegraffte. Dann kam, nachdem ihn „der Genedige Gott von der pestilentzischen Kranckheit widerumb befreyet und auff freyen Fuß gestellet,[72] eine Periode drückender Geldschulden infolge seiner Aufopferung. Allein dieserhalb tröstete ihn die Regierung mit einem freundlichen Ermunterungsschreiben und Verheißung der nächsten besseren Pfrund; von der Krankheit aber heilten ihn der Mut und die Energie, womit er vom Arzt an sich das Gedeihlichste tun ließ. Für kurze Zeit nur noch (bis 14. Juli) vom Vikari Lontschi unterstützt, verrichtete jetzt Erb aufs neue Wunder der Hingebung und Ausdauer, Geschicklichkeit und Entbehrungskraft. In der Talschaft von seltener Weitläufigkeit, noch vermehrt durch damals ständig bewohnte Vorsasse und erschwert durch äußerst schlechte oder gänzlich mangelnde Wege, schien er bei seinen Kranken überall zugleich zu sein. Mit immer neuem heiligem Eifer, mit ebenso liebevollem wie unerschrockenem Ernste lebte er seinem Amt.[73]

Grindelwald zählte auch seine „Bekenner" im unverflachten Sinn des Wortes „Konfession". Der Einführer der Reformation, Hans Holzmann, wurde das Opfer fanatisierter reicher Grindelwaldner.[74] Die Aufstiftung derselben kam von Oberwallis und Unterwalden, wo man auch in Bernerlanden die n͜iw Lehr hed wellen bödigen. Die am Michelstage (8. Mai)[75] 1528 versuchte Vertreibung gelang z'grächtem am 27. September[76]: mid Schi͜itren heiⁿ s' n en uber d'Herrschaft[77] u͜us g'jägd. Verheerung und Plünderung Grindelwalds durch stadtbernische Miliz[78] und Enthauptung eines Rädelsführers straften Verführer und Verführte hart, ebneten aber auch dem Nachfolger Holzmanns, Johannes Löuw, den Boden rasch. Nachmals in Scherzligen und bis zu seinem Tod (1574) in Gsteig b. J. wirkend, amtete er in Grindelwald ruhig bis 1533[79] und fand Anklang sowohl mit seinem „Wegweiser" für den Konfirmandenunterricht, wie mit der Übersetzung des Blutstengels „aus der hohen Sprach ins Teitsche".[80] Echte „Bekenner" waren auch die drei todesmutigen Grindelwaldner, welche

[71] Chr. 1669 9/7. Die Manuale aus dieser Zeit hinterlassen einen unvergeß lichen Eindruck. [72] Ch. 1669 9/7. [73] Blösch 1, 472; Blätter a. a. O.; Bern. Biogr. 5, 272 ff. [74] Müller. [75] Glm. 166. [76] Stettler 2, 23. [77] E 2. [78] Müller. [79] Sterchi. [80] Cronegg im GlM. 166. Nachforschungen nach beiden Schriften verliefen resultatlos.

im Glaubenskrieg von 1712 sich dem Konfessionszwang des Wallis durch die gefährliche Flucht über den Vieschergrat (S. 588) entzogen. Die Zählung des Jahres 1900 mit dem Ergebnis von 3323 evangelisch Reformierten und 46 Römisch-Katholischen weist denn auch heute auf eine starke kirchliche Einheit, in welcher methodistische, täuferische[81] oder namenlos geheime[82] Entfremdungsversuche sich bloß vorübergehend lääⁿ g'spịrren.

An das Jahr 1528 erinnert noch die für den frühern sonntäglichen Vorlǟser auf der Orgellaube liegende Bịbli. Ihre erste Vorgängerin mußte mittelst einer Kette vor Wegschleppung geschützt werden, was die Oberhasler zum Gegenstand einer ihrer Ortsneckereien (vgl. S. 637) zu machen pflegten. Die Grindelwaldner antworteten dann etwa: Grad ålsó isch 's, uⁿᵈ sust trääten ịⁿs så d'Häsler stǟhlen! Auf die Schätzung der Bibel deutet manche umständlich solenne Eigentumszustellung und Eintragung aus der Familienchronik, auf ihre Kenntnis manch eine frappant witzige Zitationsart. Den Beispielen aus „Lützelflüh"[83] reihen wir hier bloß an: Är wollt um Rahel dienen (der brave Knecht wirbt um die begehrenswerte Bauerntochter); und das ist recht, wenn es nur nicht dereinst zum Schwiegervater heißt: was dịịn ist, ist mịịn, uⁿᵈ was mịịn ist, geid diᶜʰ nịịd aan! Daß es daneben mit der Bibelkunde nicht überall erstklassig bestellt ist, zeigt die Ausflucht jenes Sonderlings, der beim Gewahrwerden des herannahenden Pfarrers die Bibel in der Hast d's under ụụf (verkehrt) aufgeschlagen auf den Tisch hingelegt hatte: Verziehd, Herr Pfarrer, iᶜʰ uⁿᵈ d's Märjị sịịn drum linggi!

Auch diese Entschuldigung war wohl im Augenblick heruntergesagt: das ist g'gangeⁿ wie d's Unser. Es würde uns dies auf das Kapitel der Erbauungsschriften führen,[84] wenn hier mehr Neues anzubringen wäre, als etwa der lufthangend Brief oder Wenkenburgbrief. Sụm Lị̈t hein n en abgschrịbna oder 'trị̈ckta eingerahmt — ịịⁿg'fassẹta — an der Wand hängen, damit er das Haus vor Wasser und Feuer, sonderlich vor Blitzschlag schütze: daß d's Wätter nid ịịⁿschlääj. Der ursprüngliche Zweck, die Sonntagsheiligung zu empfehlen,[85] ist auch hier vergessen.

---

[81] Ch. 1695 30/10. [82] Ch. 1783 23/5; 1742 9/2. [83] 610. [84] Vgl. Lf. 607 f.
[85] Vgl. Dr. Zahler in Blätter 2, 195—201.

Heilsorte und heiliger Ort.

„Hier ist ein Schatz, den niemand zu bezahlen vermag, heilsam für alle Siechtümer des Leibes und der Seele. Hier ist die Kirche zum Paradies!“ So rief eine Stimme des Himmels über einem Wunderbrunnen, neben welchem der heilige Michael den Bauplatz des Kirchleins von Einigen verzeigt hatte. Wie froh waren über solche Weisung die Bauleute des Herrn Arnold von Strettlingen, die ihm außerhalb seiner Burg eine Leutkirche bauen sollten, denen aber durch geheime Gewalt jede Nacht die Fundamente verschüttet wurden! [1]

Dieser letztere Sagenzug kehrt wie so manchen Orts (z. B. in Bern und Gottstatt), auch in Grindelwald wieder. Um hier ein Gotteshaus zu haben, fing man im Chilchboden [2] zu bauen an. Allein jede Nacht wurde das am Tag zustande Gebrachte von unbekannter Hand abgebrochen. Nun probierte man es auf der Chilchhaalten. [3] Allein auch da fanden die Bauleute jeden Morgen das Begonnene zertrooleds. Endlich nahm man seine Zuflucht zum bekannten Orakel vom Ox, dem man ein Brịttli vor die Augen oder — nach anderer Version — ein Hë̈lzli (Baumstammstück) an den Leib gebunden. Derart zum blinden oder sonst gehemmten Wähler einer heiligen Stätte gemacht, las das von Natur so pfadfinderische Tier herrenloses, sumpfiges Weiden- und Erlengebüsch aus, dessen Grundwasser das Gebäude zu einem ständigen Sorgenkinde machte. Der Grindelwaldnerwitz verfehlt denn auch nicht, überhaupt übelgewählte Bauplätze durch Oxen bestimmt sein zu lassen. Damit wird freilich dem ursprünglichen Sinn des Mythus [4] arg zugesetzt. Kunstsinnig dagegen symbolisierten die Bauleute der ersten Kirche den Baugrund mit ehernen Salamandern an Türschlössern und Riegeln. [5] Eine ähnliche Sage knüpft sich an die Entstehung der Kirche von St. Stephan als der angeblich ältesten des Simmentals. [6]

Phantasie und Überlieferung betätigen sich auch damit, älteste Spuren der Ansiedlung mit solchen des Gottesdienstes zu bereichern. Z'Schwarzigen Hịịs'ren [6a] soll ein Frịịthof sich gebreitet haben; und Anzeichen eines ebensolchen z'Gassen erblickt man in einem ebenen Platze, dessen hohes und üppiges Gras von keiner Kuh geätzt, noch weniger jemals zum Lager gewählt werde. Glocken aber liegen auf den

[1] Strettl. XL. [2] E 3. [3] E 2. [4] Vgl. über den totemistischen Tierkult: Chantepie 1, 71 f. [5] Wyß 617. [6] Rothenbach. Älter ist aber vermutlich Zweisimmen, wie auch Wimmis und Spiez älter sind als Einigen, welches Eulogius Kiburgers dichterische Phantasie zur Mutterkirche nicht bloß von Spiez, sondern all der freundlichen „Hüterinnen des Thunersees“ (JG. Jacob 2, 119) zu erheben unternahm. (Nach Prof. Türler.) [6a] W. 3. 4.

Gründen des Burgseewli[7] und des einstigen Gewässers, welches z'Amtsseewwen am Wetterhorn sich in der Ausdehnung des Hagelsees gebreitet habe. Am Burgbi̋el bei Mättenbärg aber, erzählt die Chronik,[8] ist „die Chilha ym 1096 yahr wägen des gletschers und Wassergefahr abgebrochen und vf den platz wo sei stehet Ein Kapela vnd beinhaus gebauen worden."

Mit sachlich begründeten Vermutungen vereinigt sich die mündliche Überlieferung, das hölzerne Kirchlein, welches der Lausanner Bischof Amadeus (1144—58) dem noch jungen Gotteshaus Interlaken als Filiale erbaute, habe z'Jịschboden am Wetterhorn gestanden.[9] Sowohl wegen Gefährdung durch Lawinen, als wegen Nichtgenügens für die wachsende Bevölkerungszahl wurde dies hölzerne Kirchlein im äußersten Vorstoß des Lausanner-Bistums im Jahr 1180 durch einen größern Steinbau ersetzt.[10] Es geschah dies unter Bischof Roger (1178—1212) wohl auf die Bitte des Klosters Interlaken. Diesem ward das Gebäude denn auch durch Versetzung auf den jetzigen Kirchplatz näher gerückt. Der heiligen Jungfrau wurde auch es — gleich dem Kloster — gewidmet. Da Grindelwald fortan mit den ersten Kirchen des Archidiakonats Köniz[11] in einer Reihe stand, ließ sich das Kloster verschiedene Mal (1245, 1340, 1341)[12] seinen Besitz sorgfältig bestätigen. Dafür mußte es sich aber auch angelegen sein lassen, die Kirche den primitiven Einrichtungen der kleinern und ärmern Landkirchlein zu entheben. Als 1453 Abgeordnete des Bischofs im Könizer Archidiakonat eine gründliche Visitation vornahmen, veranlaßte auch Grindelwald eine lange Reihe kategorischer Forderungen von Verbesserungen.[13] Der Raum gestattet uns ein einziges Beispiel: Der Frịthof scheint, unabgezäunt, der Gemeinweide offen gestanden zu haben. Die Bevölkerung war vielleicht der Meinung eines noch neuern Grindelwaldners, der anfänglich einen Beitrag an ein neues Friedhoftor mit der Motivierung verweigerte: Die wa ịnna sịịn, chënnen nịd ụụsa, u^n^d die wa ụụsa sịịn, bigähren nịịd

[7] ÄFG. XLVII; BOB. 84. [8] GlM. 166. [9] Die Lage der heutigen Pfarrkirche (G 3; W 6) unterhalb des Jisch und des Jischzuun (G 2) verleitete auswärtige Schriftsteller (seit Stettler 8, 4), sie mit dem Jischboden (J 1; W 3) zu verwechseln, etwa so, wie man in ihr auch den Chilchboden (S. 643) suchen wollte, der neben der Chilchbrigg (E 3) sich hinbreitet. Man verwunderte sich dann begreiflich über den so raschen Ersatz des Gebäudes von 1144—58 durch das von 1180, welches eben den Platz der heutigen Kirche einnahm. Über die sagenhafte Entstehung solcher Heiligtümer — auch der Petronellenkapelle (S. 647 f.) — vgl. Rahns Statistik schwz. Kunstdenkmäler im Anz. f. schwz. Altertumskunde IV, 214. [10] Font. 1, 466 f.; Sol. Wochenbl. 1829, 557. [11] Es waren dies: Kunitz, Berno, Interlacus, Gesteige, Frutingen, Erlenbach, Ansoltingen, Turnden, Belpo und eben Grindelwald (Font. 5, 487). [12] Font. 2, 258; 6, 510. 570. [13] AhV. 1, 251 ff. mit Kommentar.

in hi. Nun mußte der Kirchhof aber doch umfriedet und an den vier Ecken durch vier Kreuze abgegrenzt werden. 1668 wurden die Fenster erweitert, 1675 ließ man d'Chilha butzen (säubern) und bemalen. 1676 gab es neue Chorstühle, und der Maler Michel Blum von Bern mußte neuerdings die Kirche „butzen, daß Holzwerch im Chor mit öhlfarb anstreichen steinfarb, den Himmel oder soller blauw mit gählen sternen drin, die lysten roht, daß übrige maurwerk aber sauber gipsen." Dafür empfing er „ein 100 ℔ brief vs dem kilchengutt, 20 Kronen an gelt, 3 Thaler Trinkgeld und zwen 15 ℔ käsen."[14] 1671 garnierten Abendmahlskanne, Brotplatte und ein der eigenen Notiz wert erachtetes Handzwähe̥lli den Taufstein. Gegenwärtig ist, mit einem Kostenaufwand der Gemeinde von 14,000 Franken, die gründliche Neubedachung fertig geworden und wird die kunstgerechte Neubemalung der Decke durch Münsterbaumeister Indermühle in Bern an die Hand genommen.



Von 1784—89 datiert der jetzige Pfarrhof, wogegen die Tuffsteine des alten Pfrundhauses Material zum ehemaligen Schuel- und Posthu̥u̥s abgaben. Die Pfruendmatti, das ehemalige Pfrundgut, verlor 1896 ihre letzten größern Bestandteile durch Versteigerung der inndristen Matten und des Walhiborts.

Das Jahr 1793 hatte en ni̥wwi Chilha auf dem alten Platz gebracht. Damit behielten auch alte Ortsnamen wie hinder der Chilhen,[15] Chilchbri̥gg[16] und Chilchböden[17] ihre Geltung. Am 1. August feierte man den ersten Gottesdienst im neuen Gebäude ohne Tür und Fenster und ohne deⁿ Chanzel,[18] der doch auch im Alltagsleben eine

[14] Ch. 1676 18/8. [15] G 3. [16] E 3. [17] E 3. [18] Der Chanzel ist direkt entlehn aus mlat. cancellus (Gitterchen) als Verkleinerung von lat. cancer: Krebs und krebsähnliches Geländer. Der klassische Pluralis tantum «cancelli» (Gitterstücke) kam durch

große Rolle spielt. Sogar Dinge, die heute in den Amtsanzeiger gehören und durch den Weibel verlesen werden, wurden ehemals ab ᵈem Chanzel bekannt gemacht. Umgekehrt wächst ein Chänzelli als Felsblock aus der Eigerwand heraus; ein hübscher Kegel oder Steinblock erhebt sich als Chanzel hinder der Brigg und uf ᵈen Gigliwengen unterhalb Witegg, als Chanzelhübel neben der Bodmi; und zur Faulhorngruppe gehört die Brienzer Chanzlenalp.

Die ungünstige Lage des Bauterrains dokumentierte bereits 1818 der vormalige Chilchturen mit seiner Abweichung vom Seihel um beiläufig anderthalb Meter (4½′).[19] Er wurde denn auch 1870 abgebrochen und 1875 durch Bottini neu errichtet. Zugleich wurde die von 1768 datierende Turmuhr neu ersetzt, und d's niw Chilhezit geid scharmant. Auch in moralischer Beziehung sagt es manch einem, wie spaat daß 's sigi: „was die Glocke geschlagen habe". Wirklich besorgt nur eine Glocke den Stundenschlag: d'Viertla bleiben unangezeigt, es viertled niid. Die Landbevölkerung würde dadurch nur irregeführt. Ihren Bedürfnissen ist besser gedient durch eine Einteilung des Nachmittags in die Hälften vor Väsper und naᶜʰ Väsper; es väspred nämlich im Winter um drei, im Sommer um vier Uhr. Während dies die kleinste Glocke verrichtet, wird seit 1668 mit der größten z'Mittág g'lüted; die mittlere jedoch dient als Sterbeglocke. Die letztere hält der Grindelwaldner in besonderen Ehren, wie sie denn auch i. J. 1894 in das neue, auf *a c f* gestimmte dreiglockige G'lüt hinübergenommen wurde. Daß ihr etwas herber und stark schwebender Ton von dem eigentümlich zarten Schmelz der Rüetschi'schen Gusse sich abhebt, fällt nur dem sehr musikalisch Veranlagten auf, wenn es nach dem landesüblichen ersten und andreⁿ Zeihen (dem „d's Wisi lüten"[20]) z'sämeⁿ liited, zum Gottesdienst iiⁿlüted. Auch in weltlichen Angelegenheiten darf ja das Ohr nicht allzu empfindlich auf lauter reine Harmonie gestimmt sein, wenn nach Erörterung eines Projektes man zum guten Schluß mit dem Chosteⁿp'hunkt iiⁿlüted und gewisse, sich benachteiligt fühlende Ortsteile finden, mu tiej alls numman an die groß Glogga heihen.

Zum vormaligen Geläut gehörte[21] das Petronälleⁿgglĕggli, kurz: Nälleⁿgglĕggli. Das bloß dreißig Kilo wiegende Glöcklein stimmte aber mit den beiden andern Kirchenglocken nicht, und sein helles und rasches Anschlagen wurde mit der Nachahmung — dem antren —

die Reichenauer Bibelglossen des 8. Jhd. in weiblicher Einzahl als cancella und als „die" Kanzel ins Schriftdeutsche. [19] Wyß 617. [20] Das Wisi = die „Weisung", l'avertissement. [21] Wyß 616.

„Geismilch! Geismilch! verspottet.[22] Es sah sich daher allermeist zum Schweigen verurteilt, bis die Engländer es in ihre vormalige Kapelle hinübernahmen. Mit dieser ging es im Brand vom 18. August 1892 zugrunde — ein ehrwürdiges Altertumsstück[23] und letzter Zeuge eines stimmungsvollen Stücks Kultusgeschichte. (Dem Schutt enthoben sind im Pfarrhaus noch der Klöppel und ein handflächengroßes, halbgeschmolzenes Stück des Glöckleins aufbewahrt.) Als eine der ältern Kirchenglocken des Alpengeländes wird es aus der Wende des 14./15. Jahrhunderts stammen. Keine Rede kann sein von einer Jahrzahl „1044", welche man ehemals aus dem unten am Schlagring stehenden Umschriftschluß lott herauslesen wollte. Die Buchstaben mögen vielmehr Wortanfänge eines Spruches sein, etwa: laudet omnipotentem terra tota. (Es lobe den Allmächtigen die ganze Erde.[24]) Eine Jahrzahl zu vermuten, legte sich durch den Umstand nahe, daß die vier Zeichen den Schluß einer vollständigen Umschrift bilden. Diese lautet: O S(ancta) Peternela ora pro nobis.[25] Der Name liest sich neben „Peternela"



auch „Petronilla",[26] „Petronel" (1642), „St. Petronella" (1577)[27] und seither im Volksmund: Pętrönälla.[28] Die Legende kennt aber drei

[22] Brand 60. Etwa so, wie die Glocken der Städte am Mittelrhein ihr tiefes und langsames vi-num bo-num brummen, die Glöcklein der darüber liegenden Bergdörfchen aber ihr „Äppelpäppel! Äppelpäppel!" darein rufen sollen. [23] Als solches gewürdigt von Hagen im SdB. 1880, 170 ff.; Straßer in Sänger 219—225 und Brand 52 ff., wo das Glöcklein auf dem Titelumschlag abgebildet ist. [24] GlM. 152 nach Kirchmeyer Howald in Bern; ZdöA. 1891; SAC. 1880. 1892. [25] Wyß 616 cf. Errata; ÄJG. XLIX. [26] Petronilla von Greierz 1277 neben Perroneta 1493: Genealogisches Handbuch, Beilage zum schwz. heraldischen Archiv (im Entstehen begriffen); vgl. Martyrologium Usuardi (Venet. 1745) 306; Acta sanctorum Maji), (Venet. 1739) 6, 69 ff. „Petronilla" im Sterberegister von Zermatt 1578—80. [27] Schöpf 113ᵇ. [28] Als bloße Namensverwechslung betrachten gewiegte Historiker die Setzung des Namens „Sempronn" auf vier Karten des 17./18. Jhd. (Vischer 1680, Homann 1732, Lotter 1740, Tillemon 1746; vgl. Cool. in Blätter 2, 235; GlM. 102.) Die Vertauschung der Namen wäre danach auf

Heilige dieses Namens. Die des 15. Juni ist Petronella a Vela aus Sizilien (gestorben etwas nach 1100)[29] und ward als spezielle Schutzheilige der Alpenhirten da, wo die Alpfahrt ebenfalls alljährlich auf den 15. Juni entfällt,[30] gefeiert. Die vornehm feine, so elegisch anmutende Legende[31] über ihre Person trat dabei in Hintergrund gegenüber dem Klang ihres Namens, der so vielsagend an „Petrus“ (vgl. nur schon den „Petersgrat“) erinnerte. Leicht verschmolz sich daher auch die Petronella des 15. Juni mit der des 31. Mai unseres Kalenders und vollzog sich die Verknüpfung mit der Person des Apostelfürsten. Petronella wurde zur geistlichen und schließlich zur leiblichen Tochter des Petrus erhoben. Wie der im Stillen des Fiebers[32] eine seiner Heilkräfte betätigte, so gilt dem Hirten ja auch das Gletscherwasser (S. 56) und „Gletscher“ (S. 62) selber als Brand und Fieber stillend.[33] Wie aber der Fels (petra) den so wohltätigen Gletscher spendet, so läßt er auch Steinschläge verheerend über Hirt und Herde herniedersausen, und doppelt dringlich rief man hiergegen die Petronella um Schutz an.[34]

Nicht ohne lebhaft bewußten Sinn daher pflanzte man an die beiden entgegengesetzten Enden dieser einen Eisregion des Vieschergletschers (Titerten und Grindelwald) je einen Gnadenort hin für die Gletscherhirten und für die Wanderer über den Vieschergrat (S. 588). Keine Talkirche auch vermochte sie um ihre selbständige Bedeutung zu bringen; nur die Übermacht der Elemente selbst diktierte ihnen die Frist ihres Bestehens. Am Vieschergletscher oberhalb Titerten barg die Kapelle ein Petronellenglöcklein mit gleicher Inschrift und von gleichem Tone wie das der Petronellenkapelle in der Nällenbalem, kürzer: in der Bälem oder im Nälleⁿschopf über dem Zungenende des untern Grindelwaldgletschers. Ähnliche Wegweisung und ähnlichen Trost in den Gefahren der Wildnis empfing der Wanderer an der Furka, und so auch im Tirol;[35] und es frägt sich noch, wie weit neben dem Oberwallis auch das Tessin am Import des Petronellenkults beteiligt war.[36]

Nun ist auch das Petronellenglöcklein von Titerten nicht mehr. Es kam schließlich noch in eine Petronellenkapelle des Viescherbades zu hangen und wurde, nach des letztern Verschüttung durch den Gletscher, eingeschmolzen.[37] Grindelwalds Kapelle aber wurde nach 1706[38] durch einen

gleiche Linie zu stellen mit der Hinstellung der Kapelle an den Mettenberg statt an den Eiger, wie sie (unbelehrt durch Rebm. 487) einem Scheuchzer (Karte von 1712 und Notiz von 1723), Altmann (1751), Herrliberg (1754) und selbst noch einem „Wanderbild“ (81/82, 32) begegnet ist. [29] Vgl. Altm. 56 f. [30] Tschudi 513; vgl. unsere S. 318. [31] Vgl. Brand 54. [32] Marc. 1, 30 f. [33] Näheres über diese Beziehung: Grun. 1, 84; Wyß 665 f.; Brand 54. [34] Vgl. Altm. 55—57. [35] Wyß 665; Jahn KB. 324. [36] B. Heim 1902, 239. [37] Wyß 665 ff.; GlM. 115. 130; ZdöA. und SAC. 1880. 1892. [38] Die

der starken Gletscherstöße zerstört, und seither ist die Balem (S. 17) unter der roten Fluh zu einem Ablagerungsplatz profansten Gemengsels geworden. Welch anderes Situationsbild boten die Zeiten, da der Schaf- und Ziegenhirt von der Bänisegg jetzt die hellen Töne des Glöckleins mit jauchzenden Lebenszeichen aus seiner Einsamkeit zu überbieten suchte, jetzt aber vor einem gefährlichen Weidewechsel in bittender Stellung sich nach der Richtung jener Töne hinunterwandte:

O schütze mich
Und leite mich,
Du hehre Petronelle!
Das Wort erklang;
Vom Himmel drang
Des heitern Mutes Quelle.
Und Gott zum Preis
Durch Schnee und Eis
Zu rascher Gemslein Sitzen
Erhob sich kühn
Vom Alpengrün
Der Hirt nach Berges Spitzen.[39]

Vermutungen in Jahn KB. 323 f.; Wyß 661; ÄFG. L; GlM. 130 werden rektifiziert durch die Einzeichnung der Petronellenkapelle in ein Marchbuch von 1706 durch den Geometer Samuel Bodmer. (Staatsarchivar Prof. Türler.) [39] Wyß 665.

Abendmahlskanne aus Grindelwald.

Die Gravierung zeigt Österreichs Wappen: im roten Schild die weiße Binde, auf dem Helm den Pfauenstoß. Bis vor kurzem war dies das Wappen Grindelwalds; daß das Tal das volle Wappen seines alten Herrn, des Feindes der Eidgenossen, noch sehr lange führte, nachdem es bernisch geworden, bezeugt auch ein Glasgemälde im hist. Museum zu Bern, das unter obigem Wappen die Inschrift zeigt: Die Thalschafft Grindelwald Im 1663 Jahr.



Zu beiden Seiten des Helmes steht: GRINDEL WALD;
unter dem Schild: 1707.

Alphabetischer Nachweiser.

Vorbemerkungen.

1. Im Anlaut von einfachen Wörtern, Bestimmungswörtern und Grundwörtern stehen b bb p, d dd t, g gg zusammen; a und ä, o und ö, u und ü, i und j bleiben überall beisammen.

2. ck, ß, tz gelten für die alphabetische Ordnung als k, s, z.

3. Während die n-Verbindungen (S. 592 f.) im Text der Leserlichkeit zulieb nur gelegentlich und erinnerungsweise angedeutet werden, sind sie im Register um so folgerichtiger durchgeführt. Nur für ŋ ist meist stillschweigend auf den Text verwiesen.

4. Auch die Dehnungszeichen (h oder Doppellaut) sind im Register streng durchgeführt, aber ohne Einfluß auf die alphabetische Ordnung.

5. Anstatt der mundartlichen Wortformen mit e̋, i̋, oi, e̋i̋ stehen im Register die entsprechenden mit ö ü au (ou); öü also: böös (nicht be̋e̋s), übel (nicht i̋bel), Baum (nicht Boim) Töübi (nicht Te̋i̋bi). Danach richtet sich auch die Anordnung in der Reihenfolge.

6. Die Verbindungeu e̥ll und e̥rr erscheinen im Register als el und er (Vögeli, statt Ve̋ge̥lli).

7. Bestimmungswörtern folgen gleich ihre sämtlichen Grundwörter.

8. Ein * vor Seitenzahlen deutet auf Illustration.

A, Ä.

B, Bb, P.

Ch.

D, Dd, T.

F, V.

H.

M.

N.

O Ö.

S.

T s. D.

U, Ü.

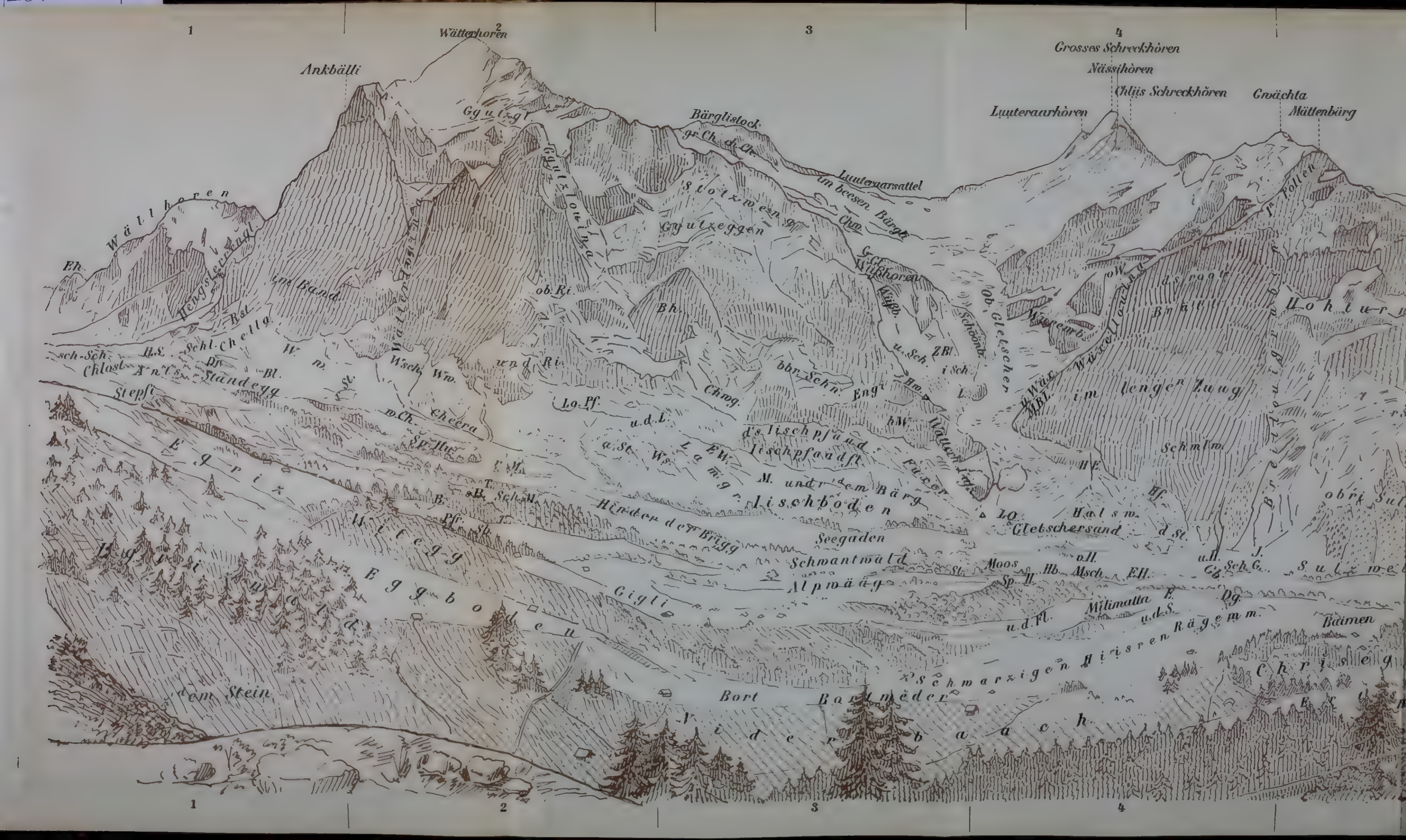
V. s. F.

W.

Z.



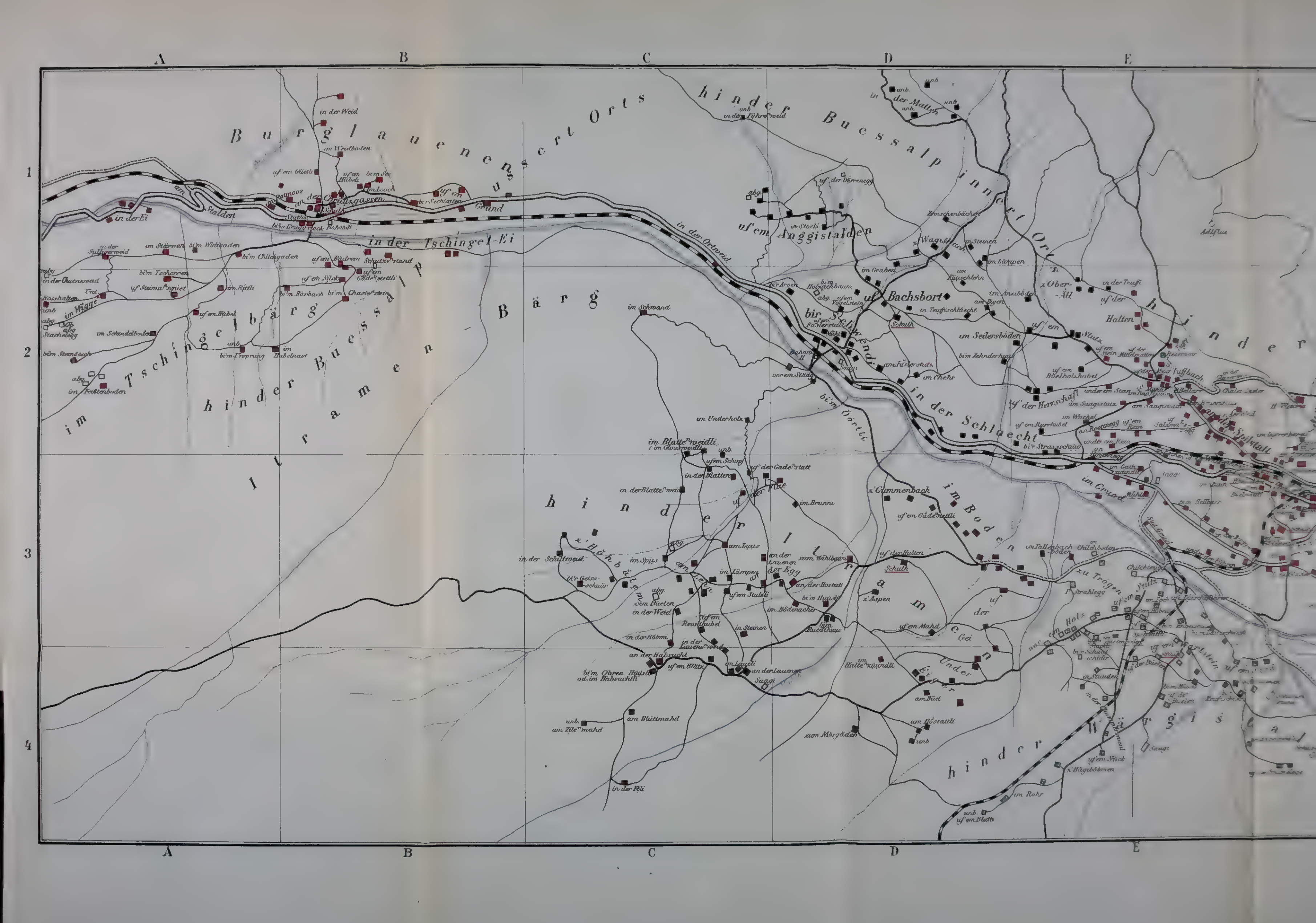
Inhaltsverzeichnis.



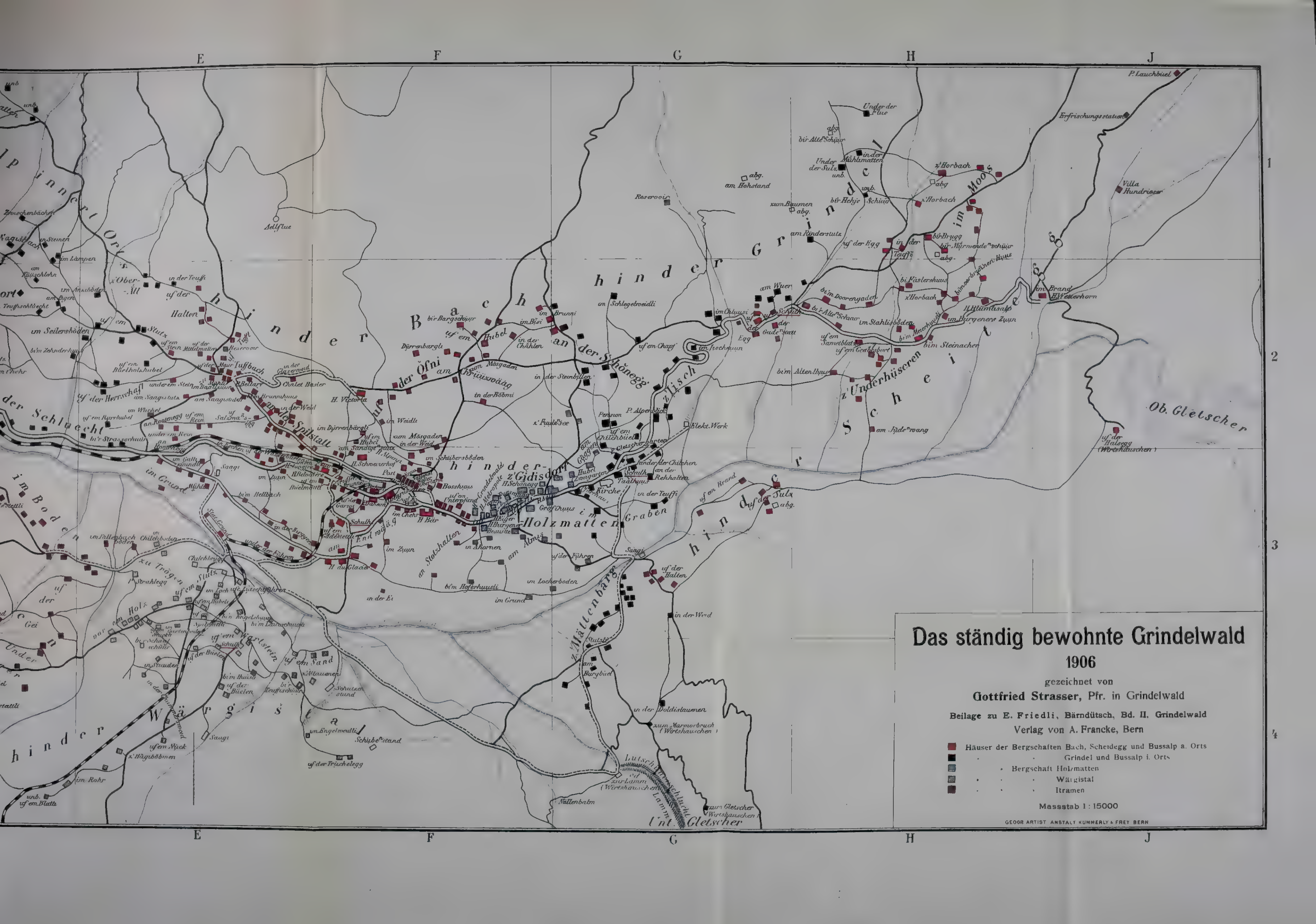
1
2
3
4
Wätterhoren
Ankbälli
Grosses Schreckhòren
Nässihòren
Chliis Schreckhòren
Lauteraarhòren
Gwächta
Mättenbärg
Bärglistock
Lauteraarsattel
im beesen Bärgli
Wällhoren
Stotzwang
Glutzeggen
im Band
Chlost.
Standegg
Stepfi
Cheera
Lischpfaadfl.
Lischboden
Hinder der Brügg
Seegaden
Schwantwald
Alpwäg
Gigli
Eggboden
Witegg
Gletschersand
Halsw.
im lengen Zug
Moos
Milimatta
Schwarzigen Hiisren Rägemm.
Baimen
dem Stein
Bort
Baumeder
Nider baach
obri Sulz
1
2
3
4



PANORAMA
vom
WALDSPITZ
Mit erläuterndem Namensverzeichnis.
Beilage zu Friedli,
Bärndütsch, Band II.
Grindelwald.
Verlag von A. Francke, Bern.
Eigerspitz
Gwächta
Mättenbärg
Vieschermand
Mittellegi
Hirelleni
Vieschergl.
Hohturnen
Rinderalp
Kl. Scheidegg
Bust
Schwand
im Rohr
Bielen
Stütz
vor d. Holz
Ällouinen Sand
Ällouinemald
d'root Flue
Nodhalten
Waldspitz
Haalta
Mättembärg
Sulzweid
uf d. Sulz
Gadenstall
Baimen
Chrisegg
obri Sulz
Paulhornweg
Kümmerly & Frey, geogr. Anstalt, Bern.



A
B
C
D
E
1
2
3
4
Burglauenen usert Orts
hinder Buessalp innert Orts
in der Tschingel-Ei
im Tschingelbärg
hinder Buessalp
Iträmen Bärg
hinder Iträmen
uf em Anggistalden
Bachsbort
in der Schluecht
in der Ortweid
im Boden
hinder Wärgistal
in der Weid
im Schwand
im Underholz
im Brunni
in der Eli
am Blattmahd
an der Habsucht
uf em Blätz
im Rohr



Das ständig bewohnte Grindelwald
1906
gezeichnet von
Gottfried Strasser, Pfr. in Grindelwald
Beilage zu E. Friedli, Bärndütsch, Bd. II. Grindelwald
Verlag von A. Francke, Bern
Häuser der Bergschaften Bach, Scheidegg und Bussalp a. Orts
Grindel und Bussalp i. Orts
Bergschaft Holzmatten
Wärgistal
Itramen
Masstab 1 : 15000
E
F
G
H
J
1
2
3
4
hinder Bach
hinder Grindel
hinder Scheidegg
hinder Wärgistal
hinder der Holzmatten
z'Gidisdorf
Ob. Gletscher
Unt. Gletscher
im Moos
z'Underhüseren
an der Schönegg



